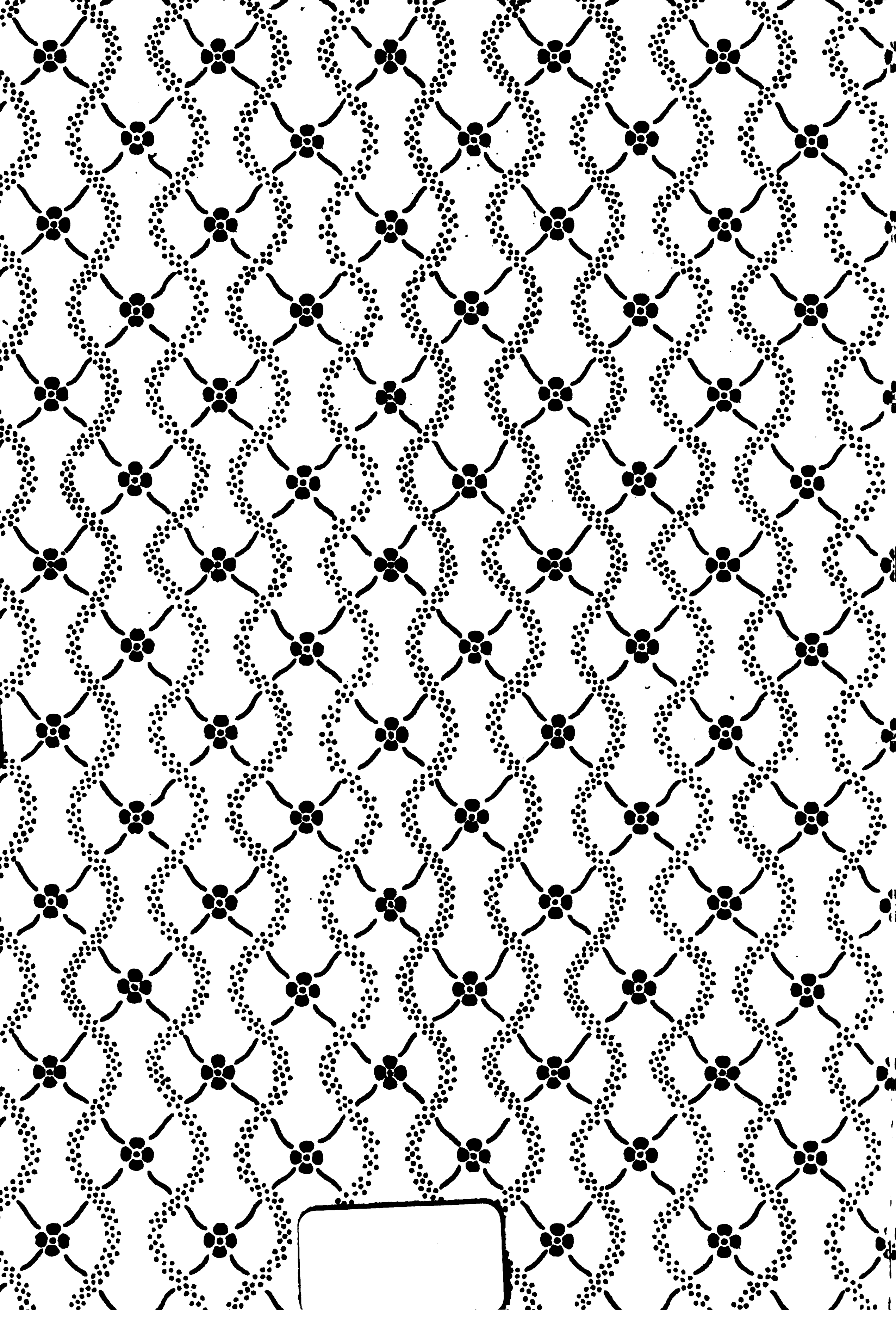
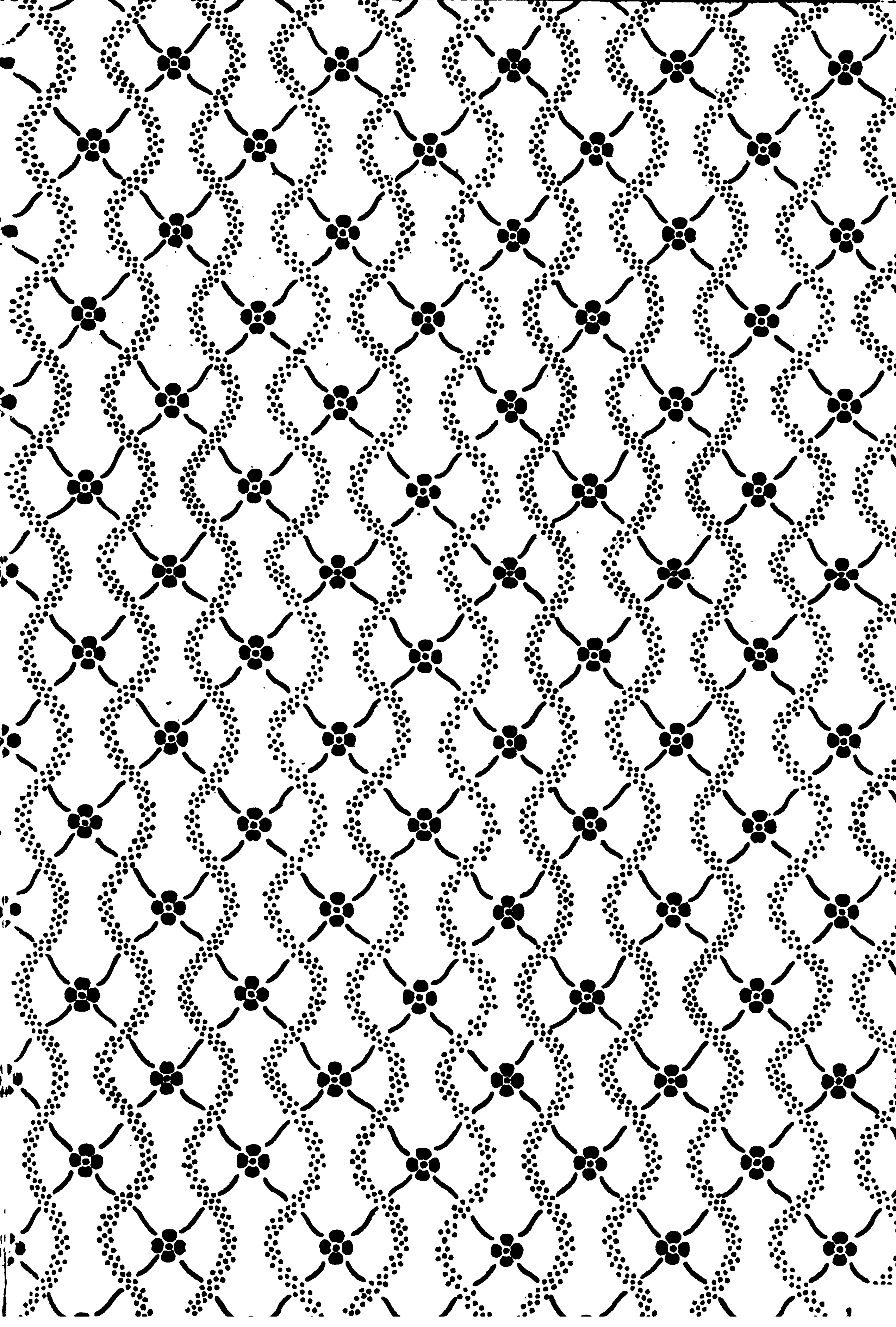
Hans Meyer,

Das Deutsche Volkstum





Das Deutsche Volkstum.

Erster Teil.

Das

Deutsche Volkstum.

Unter Mitarbeit von

Dr. Hans Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. Dr. H. A. Köstlin, Oberlandesgerichtsrat Dr. Adolf Lobe, Prof. Dr. Eugen Mogk, Prof. Dr. Karl Sell, Prof. Dr. Henry Thode, Prof. Dr. Oskar Weise, Prof. Dr. Jakob Wychgram, Dr. Hans Zimmer

herausgegeben von

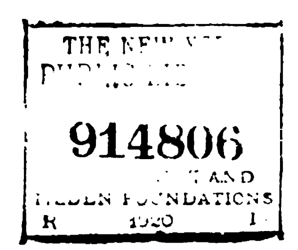
Prof. Dr. Hans Meyer.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Erster Teil.

Mit 1 Karte und 20 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1903.


914806

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage (1898).

Wie der Charakter einer Persönlichkeit nicht mit einer Eigenschaft gedeckt werden kann, so ist auch ein Volkscharakter eine Zusammengesetztheit vieler einzelner Eigenschaften, Fähigkeiten, Neigungen, aber eine Zusammengesetztheit, die in dieser Mischung der Qualitäten einzig dasteht und eben dadurch die Volksindividualität darstellt. Die Mischung erhält wohl durch einen überwiegenden Bestandteil eine bestimmte Färbung, aber eine einzige Grundeigenschaft, aus der sich alle übrigen Eigenschaften ergäben und erklärten, ist in einem Volkscharakter so wenig wie in einem Personencharakter vorhanden.

Bei solcher Verwickeltheit des Wesens einer Volksindividualität erklärt es sich, daß die Frage „Was ist deutsch?" weder vom Ethnologen noch vom Philosophen oder vom Historiker allein beantwortet werden kann, denn sie gehört ihnen allen dreien und noch mehreren anderen Disziplinen an. Von Justus Möser und Herder bis zu de Lagarde, von Jahn und W. v. Humboldt bis zu F. G. Schultheiß und Richard M. Meyer ist die Frage für viele Seiten des deutschen Wesens mit Gründlichkeit und Erfolg untersucht und beantwortet worden, aber im Zusammenhang ist der deutsche Volkscharakter noch von keinem dargestellt worden. Sehr viel häufiger hat die „Volkskunde" die äußeren Erscheinungsformen des deutschen Volkscharakters, die geschichtlich gewordenen Sitten und Bräuche, die Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse, die Kunst und Poesie u. s. w. zum Gegenstand zusammenfassender Schilderungen gemacht; aber sie hat uns damit, so nützlich und dankenswert ihre Arbeiten auch sind, doch nur die äußeren Wirkungen und die Erzeugnisse des deutschen Volkscharakters geschildert, während die schöpferischen ursächlichen Kräfte, der Volkscharakter selbst, nur nebenbei in Betracht kommen.

Beides aber, Ursachen und Wirkungen, gehören zusammen: aus den Ursachen verstehen wir erst die Wirkungen, aus den Wirkungen schließen wir auf die Ursachen. Die Beziehungen des Volkscharakters zu seinen Schöpfungen und umgekehrt machen uns diese wie jenen erst ganz verständlich; ihr gemeinsamer Inhalt ist das deutsche „Volkstum". Das deutsche Volkstum als Zusammenfassung des deutschen Volkscharakters und seiner Erzeugnisse, als die organische Verbindung der psychischen Eigenschaften des deutschen Volkes und ihrer Erscheinungen im Leben und in der Geschichte des deutschen Volkes gibt uns die bündigste Auskunft auf die Frage „Was ist deutsch?"

Der Versuch zur Klärung dieser Frage mußte gemacht werden; unsere Zeit verlangt dringend danach in all dem Wirrwarr widerstreitender, sich für national haltender oder für national ausgebender Kräfte im geistigen und wirtschaftlichen Leben, in Staat und Kirche.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches sind fünf Jahre verflossen. Deutschland ist in diesem Lustrum stärker und mächtiger geworden, und entsprechend diesem Wachstum ist auch das Deutschtum außerhalb der deutschen Reichsgrenzen an Selbstbewußtsein gewachsen. Die politische, geistige und wirtschaftliche Expansion der deutschen Volkskraft hat zugenommen. Damit sind aber auch der Widerstände und Gegenstrebungen im Innern des Reiches und außen mehr geworden; außen vor allem von seiten Englands und Amerikas, im Innern namentlich durch Polentum und Ultramontanismus. Von ihnen ist die ultramontane Gefahr die größte: sie greift nicht nur dem Deutschen Reich, sondern dem deutschen „Volkstum" selbst ans Herz, ganz einerlei, ob seine Träger protestantisch oder katholisch sind.

Gegen diese schweren Bedrohungen ist eine Flut von Schriften zur Weckung und Stärkung des Deutschtums erstanden. Ich nenne außer den Zeitschriften Julius Lohmeyers und des Grafen Hoensbroech nur das bedeutendste Werk dieser Art: „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain, dem deutsch fühlenden und deutsch denkenden Mann mit dem fremdländischen Namen, wie es auch Paul de Lagarde gewesen ist. Diese Schriften haben vielen Seiten des deutschen Volkstums zu klarerer Erkenntnis und besserer Würdigung verholfen, manchen anderen aber ein begründetes Urteil gesprochen.

So ist denn die Zeit reif, auch unser Buch in einer zweiten Auflage erscheinen zu lassen. Darin ist vieles auf Grund inzwischen gewonnenen Materiales ergänzt und verbessert worden, auch ein ganz neuer Abschnitt („Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft") ist hinzugekommen, aber seine feste Eigenart hat das Buch behalten. Das Ganze ist in der Ausführung wohl noch einheitlicher als in der ersten Auflage, doch ist jeder der Verfasser der Einzelabschnitte seiner Individualität gefolgt, auch wenn sich daraus geringe Abweichungen von den in anderen Abschnitten ausgesprochenen Anschauungen ergaben. Das Buch ist auch hierin, in diesem Zusammenwirken selbständiger Persönlichkeiten zu einem harmonischen Ganzen, recht deutsch.

Nach Möglichkeit ist auch diesmal die Polemik, besonders in politischer Beziehung, vermieden worden. In Anbetracht der Zeitläufte war das eine Selbstbeschränkung, die mit das schwerste an der ganzen Arbeit war. Aber die Aufgabe des Buches erheischte dies unbedingt. Unser Werk will nicht in Sturm und Drang gegen die Übel der Zeit ankämpfen und zu Leidenschaften entflammen, wie es einst Jahn gewollt, sondern es will zur wissenschaftlichen Erkenntnis dessen führen, was deutsch ist. Es will eindringlich davon überzeugen, daß es nichts Größeres und Schöneres in allem Menschentum gibt als das „deutsche Volkstum", und will durch diese Erkenntnis die tiefe ernste Liebe wecken, die die Quelle aller großen Taten ist.

Leipzig, Herbst 1903.

Hans Meyer.

Inhalts-Verzeichnis.

v K

Verzeichnis der Tafeln.

Farbendrucktafeln.

Holzschnitt-Tafeln und Kupferätzungen.

1.

Das deutsche Volkstum.

Von

Hans Meyer.

Das deutsche Volkstum.

I. Der deutsche Mensch.

Das deutsche Volk reicht weit über die politischen Grenzen Deutschlands hinaus. Im Süden gehören die Deutsch-Österreicher und Deutsch-Schweizer, im Westen die Luxemburger, Flämen und Holländer dazu. Es stellt aber in seiner Körperbeschaffenheit keinen einheitlichen Typus dar, denn es ist aus mehreren Elementen allmählich zusammengewachsen, und wohl kein Teil der großen deutschen Volksmasse kann noch seine Abstammung ganz rein auf die alten Germanen zurückführen; selbst der am reinsten germanische friesische Stamm hat durch den modernen Verkehr schon mancherlei fremde Blutbeimischung erhalten. Der größte Teil des Volkes hat jedoch eine Anzahl körperlicher Eigenschaften gemeinsam, die man namentlich wegen dieser Gemeinsamkeit von altgermanischem Blut ableiten darf.

An diesen Eigenschaften der äußeren Gestalt und Erscheinung werden die Deutschen von anderen Völkern als Deutsche erkannt, und an ihnen erkennen sich die deutschen Menschen selbst. Es können also keine versteckten, erst einer genaueren anatomischen Prüfung sich erschließenden Körpermerkmale sein, sondern sie müssen ohne weiteres in die Augen fallen. Wohl überwiegt in dem einen Gebiete diese, in dem anderen jene Einzeleigenschaft, aber im ganzen unterscheidet sich ein deutscher Stamm in seiner körperlichen Erscheinung immer weniger von einem anderen deutschen Stamm als von einem nichtdeutschen Volke.

Wenn wir diese Körpereigenschaften erfassen wollen, gehen wir am besten von dem deutschen Menschen der Gegenwart aus und suchen erst dann nach der Herkunft seiner Körpermerkmale. Dabei halten wir uns mit Alexander Ecker, Julius Kollmann, Johannes Ranke und Wilhelm Henke, dessen Ausführungen über den „Typus des germanischen Menschen" wir hier näher folgen, vor allem an den Teil der äußeren Erscheinung, der zuerst den Blick auf sich zieht: das ist das Gesicht. Das Gesicht macht uns im Leben den bestimmtesten Eindruck von der Person eines Menschen; alle anderen Teile der äußeren Erscheinung, wie Größe der Figur, Farbe der Haut, der Haare und Augen, Form des Hirnschädels, sind weniger eindrucksvoll. Demzufolge unterscheiden wir nach einem wichtigen anthropologischen Rassenmerkmal zwischen langen schmalen und breiten kurzen Gesichtern. Die Gesichtsform wird am meisten durch die Größe des mittleren Teiles, der Nase und der zu beiden Seiten der Nase liegenden Oberkiefer, bestimmt. Dieser Mittelteil ist bei der Geburt des Kindes noch am wenigsten fertig; er wächst sich erst nach und nach aus, und zwar entwickelt er sich entweder mehr in die Höhe oder mehr in die Breite. Tut er das erstere, so wird die Stirn stark über den Mund emporgeschoben, und das Gesicht nimmt in der Vorderansicht die Gestalt eines länglichen aufrechten Vierecks an, das in der

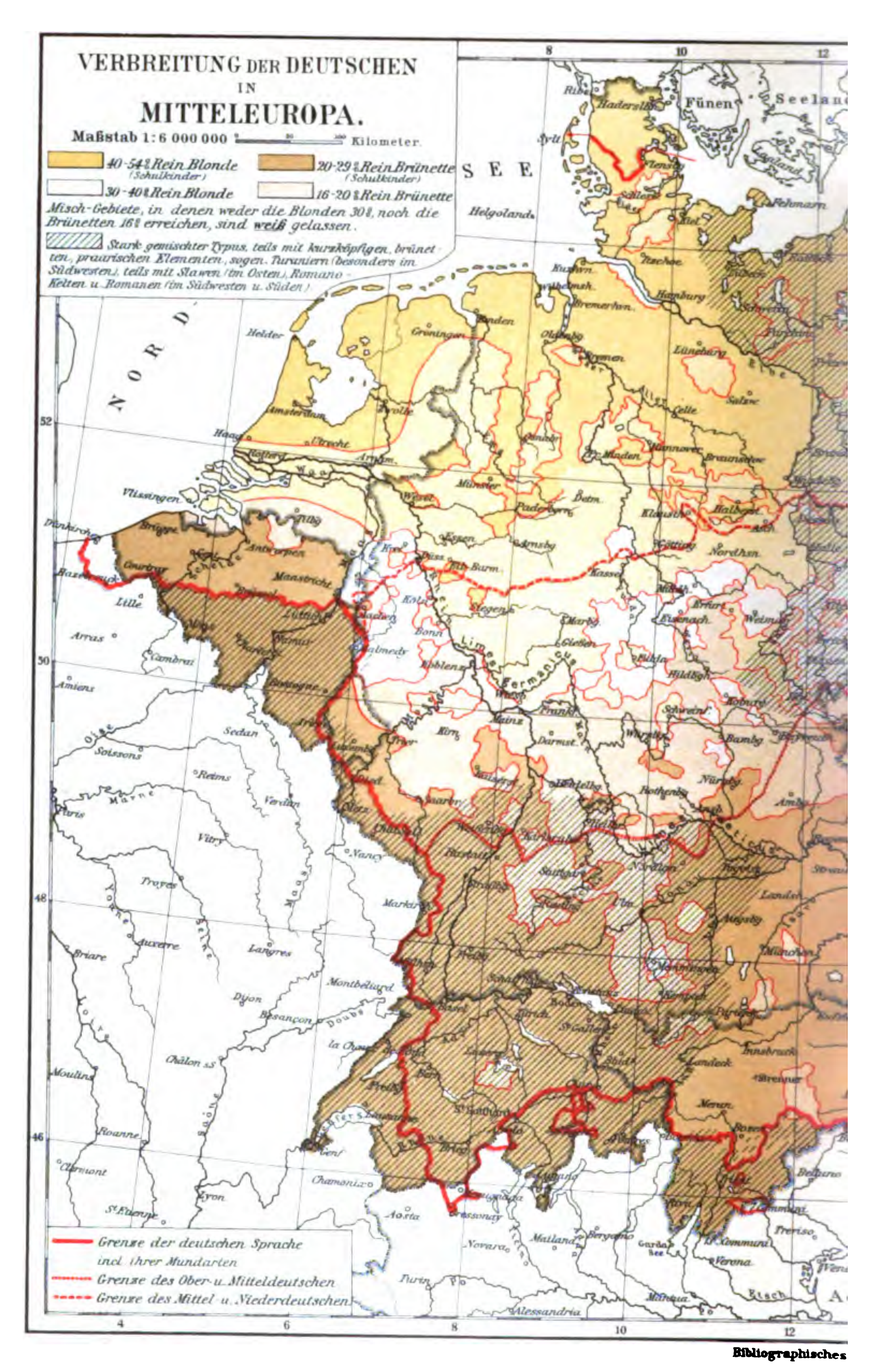
Mitte nicht breiter ist als oben und unten: es entsteht das Langgesicht. Wachsen aber Nase und Oberkiefer mehr nach den Seiten aus, so wird die Stirn nicht so stark vom Munde abgerückt, und der Umriß des Gesichtes wird ringsum runder, weil nun die Gesichtsbreite in der Mitte am größten ist: es entsteht das Breitgesicht.

Zwischen diesen beiden Formen als Extremen kommen alle möglichen Übergänge vor, und alle möglichen anderen Körpereigenschaften können mit ihnen verbunden sein. Mit den langen Gesichtern treffen aber, wenn wir ganz Deutschland überblicken, besonders häufig auch länglich geformte Hirnschädel, mit den breiten Gesichtern kürzere Schädel zusammen; ferner ist in Deutschland eine hellere Farbe der Haut, Haare, Augen vorwiegend mit den langen, eine dunklere Farbe dieser Körperteile mit den breiten Gesichtern verbunden, und schließlich findet sich Größe und Schlankheit der Figur mehr bei den ersteren, untersetzter Wuchs mehr bei den letzteren. Auch sonst spielen alle möglichen Abwandelungen und Verknüpfungen dieser Eigenschaften ineinander.

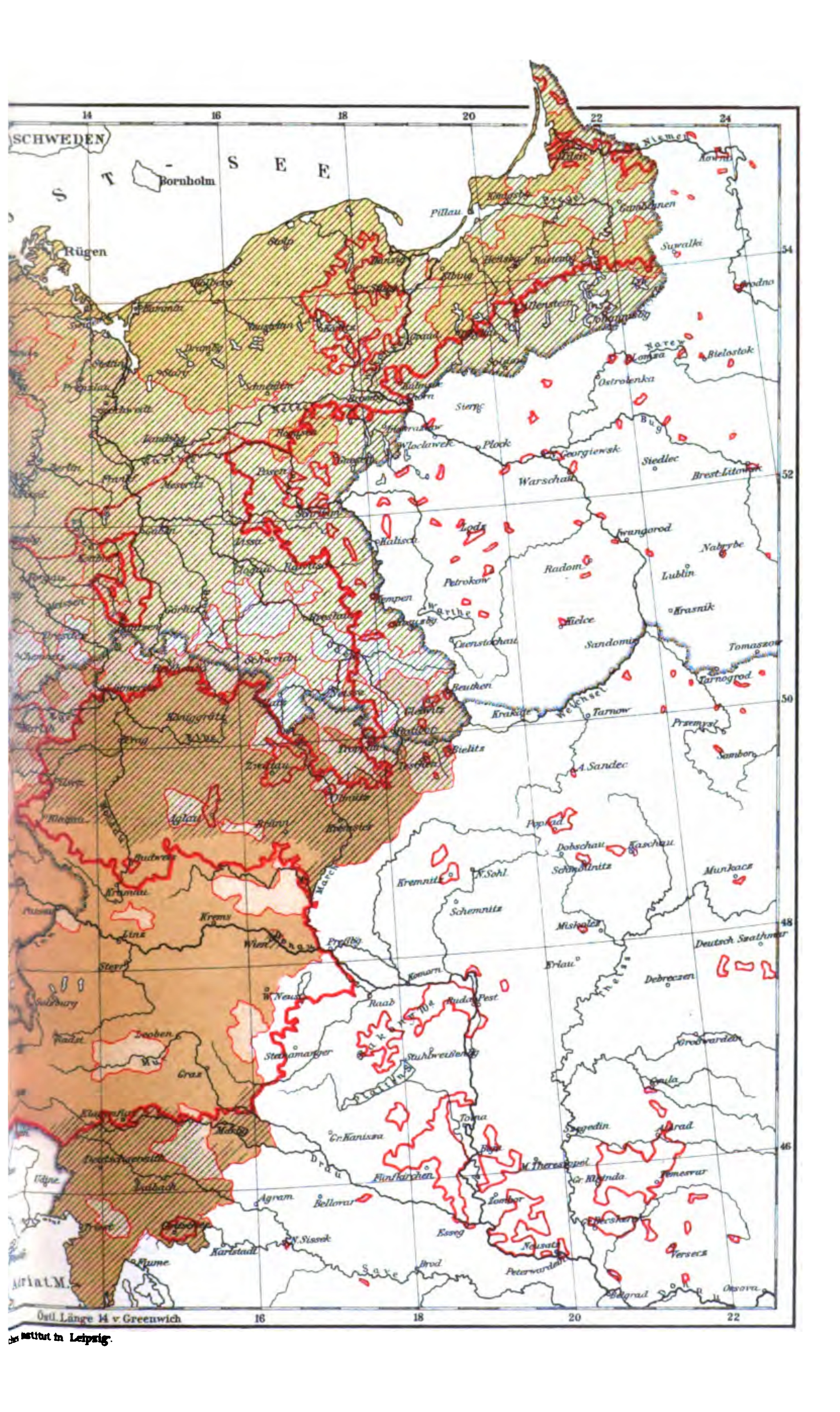
Die beiden Haupttypen der Lang- und der Breitgesichter kommen durch ganz Mitteleuropa teils in größeren Gruppen nebeneinander, teils miteinander vor. Aus dem Nebeneinander von zwei so verschiedenen Typen schließen wir auf Abstammung von Völkern, welche den einen oder den anderen Typus trugen, aus dem Miteinander auf Vermischung von zwei solchen Völkern. Für das deutsche Volk, in dem diese beiden Typen mit ihren Mischformen neben- und auch durcheinander vorkommen, drängt sich die Annahme auf, daß einer der beiden Typen von den Germanen stammt. In den germanischen Reihengräbern der Völkerwanderungszeit herrschen die langschädeligen Langgesichter durchaus vor; sie bilden den germanischen Typus. Diese Germanen waren den Römern durch Körpereigenschaften aufgefallen, die die Römer selbst nicht hatten: hohe Gestalt, blondes Haar, blaues Auge, rosige Haut; das sind aber vorwiegend Teilerscheinungen der heutigen deutschen Langgesichter. Den breitgesichtigen Typus im deutschen Volk müssen wir hingegen als von jenen Völkern herrührend betrachten, die entweder schon vor den wandernden Germanen in diesen Gebieten gesessen haben (die kurzköpfigen brünetten präarischen „Turanier" nach der Benennung v. Hölders, Penkas, Ammons und anderer), oder die erst nach ihnen dahin gekommen sind und sich dann dort mit den germanischen Langgesichtern vermischt haben (namentlich Slawen und Romanen).

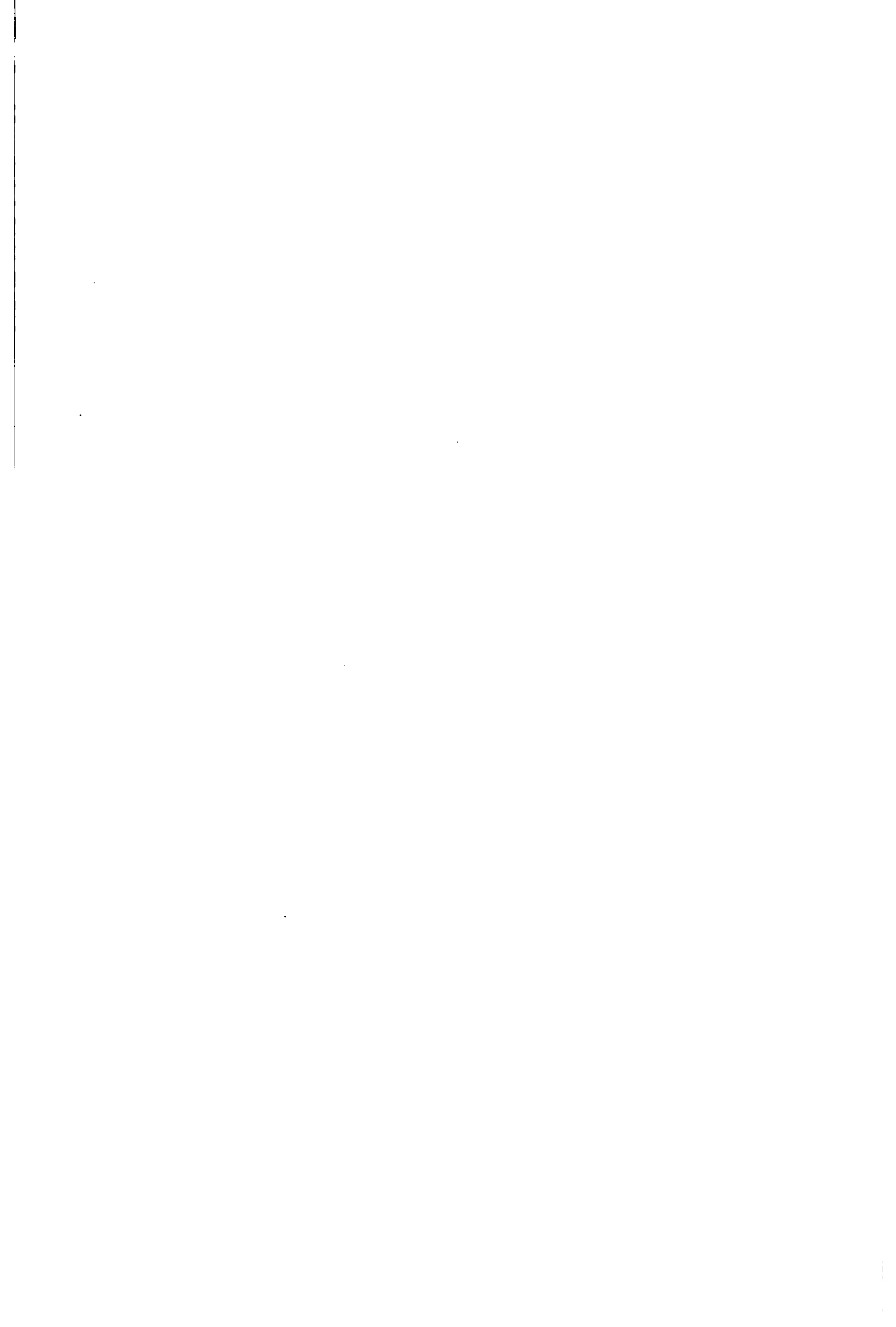
Schauen wir daraufhin eine Karte der Verbreitung der Deutschen in Mitteleuropa an, wie sie aus statistischen Erhebungen über die heutige Körperbeschaffenheit der Bewohner entstanden ist (s. die Beilage), so können wir zunächst ein großes nordwestliches Gebiet abgrenzen, in dem der germanische Langgesichtstypus der Bevölkerung überwiegt. Es erstreckt sich von der Nordsee östlich bis zur Elbe und Saale, südlich bis über den Main, durch das Land der alten Sachsen mit ihrer noch fortlebenden plattdeutschen Sprache, durch Holstein, Friesland, Hannover, Westfalen und Holland; es umfaßt die alten Sitze der Franken, Cherusker, Chatten und anderer gleichgearteter Stämme in Thüringen, Hessen, der Pfalz, den Rheinlanden und erstreckt sich nach Lothringen und ins belgische Flamland. Überall überwiegen in diesem Nordwestgebiet große hagere Menschen mit langen Gesichtern, blonden Haaren, heller Haut und hellblauen oder stahlgrauen Augen. Örtliche Ausnahmen erklären sich zumeist aus den Wirkungen des modernen Verkehrs und der großen Städte. Je weiter nach Norden, desto reiner ist dieser Typus in unserem Betrachtungsgebiet, aber die relativ größte Reinheit des alten germanischen Rassetypus finden wir jenseit der deutschen Stammesgrenzen in Nordschweden bei den Dalekarliern.

Im Osten von Elbe und Saale hingegen, bis an die russisch-polnische Grenze, also in Mecklenburg, Brandenburg und im Königreich Sachsen, und noch mehr in den preußischen



VERBREITUNG DER DEUTSCHEN
IN
MITTELEUROPA.
Maßstab 1:6 000 000
Kilometer.
40-54% Rein Blonde (Schulkinder)
20-29% Rein Brünette (Schulkinder)
30-40% Rein Blonde
16-20% Rein Brünette
Misch-Gebiete, in denen weder die Blonden 30%, noch die Brünetten 16% erreichen, sind weiß gelassen.
Stark gemischter Typus, teils mit kurzköpfigen, brünetten, praarischen Elementen, sogen. Turaniern (besonders im Südwesten), teils mit Slawen (im Osten), Romano-Kelten u. Romanen (im Südwesten u. Süden)
Grenze der deutschen Sprache incl. ihrer Mundarten
Grenze des Ober- u. Mitteldeutschen
Grenze des Mittel- u. Niederdeutschen
NORD
SEE
Fünen
Seeland
Fehmarn
Sylt
Helgoland
Helder
Groningen
Amsterdam
Haag
Utrecht
Vlissingen
Dünkirchen
Lille
Arras
Cambrai
Amiens
Soissons
Sedan
Reims
Verdun
Paris
Marne
Vitry
Nancy
Troyes
Langres
Auxerre
Briare
Dijon
Besançon
Doubs
Montbéliard
Châlon s.S.
Moulins
Roanne
Clermont
St. Etienne
Lyon
Chamonix
Aosta
Novara
Mailand
Bergamo
Turin
Alessandria
Verona
Treviso
Garda See
Bremerhav.
Hamburg
Lüneburg
Celle
Hannover
Braunschw.
Münster
Paderborn
Nordhsn.
Erfurt
Eisenach
Weimar
Limes
Germanicus
Fulda
Mainz
Darmst.
Würzbg.
Bamberg
Nürnbg.
Ulm
Augsbg.
München
Innsbruck
Landeck
Brenner
Meran
Bozen
Genf
Chaux de Fonds
Mosel
4
6
8
10
12
46
48
50
52
Bibliographisches


SCHWEDEN
Bornholm
Rügen
Pillau
Stolp
Danzig
Elbing
Königsberg
Gumbinnen
Suwalki
Grodno
Stettin
Allenstein
Bielostok
Ostrolenka
Thorn
Bromberg
Plock
Wloclawek
Georgiewsk
Siedlec
Warschau
Brest-Litowsk
Posen
Lodz
Kalisch
Iwangorod
Radom
Lublin
Petrokow
Krasnik
Kielce
Sandomir
Czenstochau
Tomaszow
Tarnogrod
Beuthen
Krakau
Tarnow
Przemysl
Bielitz
Sambor
A. Sandec
Iglau
Brünn
Budweis
Krems
Linz
Wien
Pressburg
Kremnitz
Schemnitz
Kaschau
Munkacs
Miskolcz
Erlau
Debreczen
Komorn
Raab
Buda-Pest
Steinamanger
Graz
Leoben
Gr. Kanizsa
Fünfkirchen
Szegedin
Arad
Temesvar
Agram
Bellovar
Esseg
Neusatz
Versecz
Karlstadt
Fiume
Udine
Belgrad
Orsova
Peterwardein
Östl. Länge 14 v. Greenwich
Institut in Leipzig.



Provinzen Pommern, Schlesien, West- und Ostpreußen und Posen, ist das germanische langgesichtige Bevölkerungselement stark mit einem breitgesichtigen Typus untermischt, den die vergleichende Anthropologie als slawischen erkennt. Die Geschichte bestätigt dies, wie wir später ausführen werden. Im nördlichen Teil nehmen von der Elbe an, wo die germanischen Langgesichter vorherrschen, nach Osten hin die slawischen Breitgesichter immer mehr zu; im südlichen Teil, an der Saale entlang, greift der breitgesichtige Slawentypus stellenweise sehr stark von Sachsen nach Thüringen und Franken hinein, wo sich ihm ebenfalls breitgesichtige, aber langköpfige prägermanische Elemente (Cro-Magnon-Typus) zugesellen. Hier im Südwesten ist die Heimat des breitgesichtigen deutsch-slawischen Typus Luthers, dort an der Elbgrenze dagegen das Stammland der germanischen Langgesichter Moltkes und Bismarcks.

Daß die beiden Typen in diesem großen Nordostgebiete Deutschlands oft schwer voneinander zu scheiden sind, hat namentlich darin seinen Grund, daß auch die Nordslawen größtenteils blond und blauäugig sind. Die Blondheit ist keine Eigentümlichkeit der Germanen allein, sondern findet sich auch bei anthropologisch ganz verschiedenen Völkern, wie den Kelten, Galliern, Finnen, Letten, Kurden, Juden und anderen. Die blonden Nordslawen in Nordostdeutschland verstärken also nur den blonden Gesamtcharakter der ganzen norddeutschen Bevölkerung, während im südöstlichen Mitteleuropa die brünetten Südslawen den brünetten Gesamtcharakter vermehren.

In diesem Süden des deutschen Volksgebietes gehen die beiden Typen der Lang- und Breitgesichter sehr mannigfach durcheinander, aber auch im Süden können wir in körperlicher Hinsicht eine Ost- und eine Westhälfte unterscheiden, von denen die erstere überwiegend den langgesichtigen, die letztere mehr den breitgesichtigen Typus in der Bevölkerung darstellt. In Böhmen zwar sitzen die langgesichtigen Germanen vorwiegend nur rings am Rande des Landes und in den Gebirgen, die breitgesichtigen südslawischen Tschechen im Inneren und in den Ebenen. Aber südlich von Böhmen und Mähren bis an und in die Alpen durch Altösterreich und namentlich durch Steiermark geht ein Volk, das nicht weniger deutlich als die Nordwestdeutschen den germanischen Typus mit großem Wuchs und langen, scharf geschnittenen Gesichtern trägt. Der Langgesichtstypus reicht von dort nach Westen durch Tirol und die Osthälfte von Bayern; aber alle diese südlichen Vertreter des germanischen Langgesichtstypus unterscheiden sich von den nördlichen dadurch, daß sie meistens nicht blond, sondern brünett sind. Da nun auch die der germanischen Bevölkerung beigemischten südslawischen (im Osten), romanischen (im Süden) und romanisierten keltischen (im Westen) Elemente brünett sind, so entsteht ein brünetter Gesamtcharakter des südlichen deutschen Volksgebietes gegenüber dem blonden des nördlichen.

Weiter nach Westen hin wird nämlich von Bayern und Tirol an der Typus wieder viel gemischter als im Südosten und Nordwesten, am meisten im mittleren Teil dieses Südwestgebietes, also in Württemberg, von wo aus nach Osten die Westhälfte Bayerns und nach Westen Baden und Elsaß wieder schneller ins Germanische übergehen. Das breitgesichtige Mischungselement ist hier im Südwestgebiet namentlich das der schon oben genannten kurzköpfigen brünetten Präarier („Turanier") und das der romanisierten Kelten. Im Süden aber, in der Schweiz, wird die Durchsetzung mit allerlei fremden Bestandteilen so stark, daß der germanische Langgesichtstypus sehr zurücktritt.

In dem ganzen von den Alpen bis zur Ostsee und von der russisch-polnischen Grenze bis zur Nordseeküste ausgedehnten deutschen Volksgebiet sind also das nordwestliche und das südöstliche Viertel die Länder des am reinsten germanischen Typus, das nordöstliche und das südwestliche Viertel die des gemischten (dort deutsch-slawischen, hier deutsch-romanischen,

deutsch-keltischen und deutsch-„turanischen") Typus. Die beiden am reinsten germanischen Gebiete hängen in der Mitte, um Nürnberg herum, zusammen, wodurch die beiden gemischten Gebiete voneinander getrennt werden.

Diese heutige Typenverteilung ist im großen Ganzen schon alt; ihre Entstehung geht bis in und teilweise weit vor die Völkerwanderung zurück. Dem Land im Nordwesten unseres Betrachtungsgebietes ist jener riesige Wanderstrom altgermanischer Stämme entsprungen, der südwärts über den Rhein hinaus weite Länder überflutete und seine Stämme mit anderen Völkern mischte. Hinter ihm drang aber aus Osten ein slawischer Wanderstrom ins Germanenland und wurde erst gehemmt, als nach dem Stillstand der großen germanischen Wanderung die heimisch gebliebenen Germanen, namentlich nach ihrer innerlichen Festigung im ersten deutschen Königtum, nun ihrerseits wieder nach Osten drängten. Die alten Sachsenkönige und -kaiser und später die norddeutschen Fürsten und die Deutschen Ordensritter haben die deutschen Volksgrenzen weit über die Elbe nach Osten verschoben, und meistens haben in diesen Ostmarken die germanischen Sieger die slawischen Bewohner nicht vertrieben, sondern sie in sich aufgenommen, sich das slawische Element durch die germanische Assimilationskraft organisch eingegliedert und mit ihm neue deutsche Stämme gebildet. So also entstand in Norddeutschland das ziemlich rein germanische Westviertel und das slawisch gemischte Ostviertel.

Im Südosten unseres Betrachtungsgebietes haben Germanen schon lange vor der großen Völkerwanderung gesessen. Die römischen Provinzen, die hier nordwärts bis über die Donau ausgedehnt worden waren, wurden in friedlichem Vorschub schon vielfach von Germanen besiedelt, aber die große Masse der Bewohner blieb die romanisierte keltische bis zum Einbruch der Bajoarier, die zunächst den Westen ihrer jetzigen Wohngebiete den Romanen, dann, gemeinsam mit den Franken, die östlichen Teile den auf romanischen Boden eingedrungenen Slawen wegnahmen, wozu auch die Steiermark gehörte. Im Südwesten aber fanden die Germanen festeren Widerstand bei den früheren Besitzern. Namentlich waren aus Helvetien und Gallien die römischen und keltischen Kolonisten langsam nach Norden und Osten vorgedrungen. Diese Bevölkerung hielt sich auch, als der letzte germanische Wanderstrom, die Alemannen, ins Land flutete und es sich, gestützt von mancherlei nachschiebenden germanischen Stämmen, zu eigen machte. Aber wie es im Nordosten mit den Slawen geschah, so assimilierte sich auch hier im Südwesten allmählich der germanische Sieger die angesessene Bevölkerung und bildete mit ihr einen neuen deutschen Stamm. So entstand im südlichen Mitteleuropa das ziemlich rein germanische Ostviertel und das „turanisch" und romanisch-keltisch gemischte Westviertel.

Wie sehr auch spätere Bevölkerungsbewegungen dieses Bild von der körperlichen Erscheinung des deutschen Volkes im einzelnen verändert haben, im allgemeinen sind seine Züge doch dieselben geblieben. In tausendjähriger Entwickelung sind die Stämme zu einer großen einsprachigen Nation zusammengewachsen, aber die Abstammung aus zwei verschiedenen Grundwurzeln, den Germanen und Nichtgermanen, ist in der körperlichen Erscheinung immer noch klar erkennbar. Freilich bilden sich fortwährend neue Mischformen der verschiedenen ethnischen Elemente, der ursprüngliche körperliche Typus ist jedoch ungemein zäh und lebenskräftig, immer schlägt bei fortgesetzter Vererbung die somatische Stammform wieder durch.

Im psychischen Gebiet ist dies anders. Zwar hat auch darin jeder der deutschen Stämme sein eigenes Gesicht, im Nordosten mit viel slawischer, im Südwesten mit viel keltischer und romanischer Ähnlichkeit, aber durch den langen geistigen Verkehr, durch den anhaltenden Austausch der Anschauungen und Gefühle, durch die millionenfache Kreuzung und Vererbung hat

sich durch das ganze Volk doch ein einheitlicher psychischer Grundzug verbreitet, der viel zusammenfassender wirkt, als es die Vielfältigkeit des somatischen Typus vermöchte. In dieser Harmonie gibt das germanische Element durchweg den Grundton an, wie es ja auch die germanische Volkskraft war und ist, die die fremden Volksteile in sich aufgenommen, sie sich angeglichen hat. Aber gerade durch diese auf den germanischen Grundton gestimmte, den verschiedenen verschmolzenen Volkselementen entstammende Vielstimmigkeit ist diese Harmonie so ungemein voll und wohltönend geworden. Gerade dadurch ist das deutsche Volksleben so überaus reich, das deutsche Volkstum so sehr zur Erfüllung mannigfacher und großer Kulturaufgaben befähigt wie kaum ein anderes. Worin diese wunderbare, herrliche Kraft wurzelt, und wie sie sich äußert, das anzudeuten wollen die folgenden Blätter versuchen.

II. Deutsches Volkstum.

1. Der Begriff „Volkstum".

Das Wort Volkstum hat Friedrich Ludwig Jahn gebildet. In der Einleitung zu seinem Hauptwerk „Deutsches Volkstum" sagt er: „Volkstum ist das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Leiden und Handeln, Entbehren und Sehnen, Ahnen und Glauben... Für dies Wandelnde und Bleibende, Langsamwachsende und Langdauernde, Zerstörtwerdende und Unvergängliche, was die ganze Völkergeschichte durchdringt, bald eben geboren, bald unvollkommen entwickelt auf allen Bildungsstufen bis zur Schöngestalt und zum Mustergebilde angetroffen wird, gab es kein Wort in unserer Sprache mehr." Jahn faßt in den Begriff „Volkstum" alles zusammen, was das Leben eines Volkes Eigenartiges erzeugt und enthält; „Volkstumskunde" ist ihm die Kunde von den geistigen Kräften und Schöpfungen, die der Geschichte eines Volkes innerlich und äußerlich ihre Besonderheit geben, aber sein Werk „Deutsches Volkstum", das ja nur Bruchstücke einer in den Kriegswirren von 1806 verloren gegangenen Handschrift enthält, erschöpft in seinen Ausführungen den Grundgedanken bei weitem nicht. Die politische Tendenz des Buches, der glühende Vorkampf für deutsche Freiheit und deutsche Einheit drängen die Betrachtung aller anderen Seiten des Volkstums, wie Jahn es selbst definiert hatte, ganz in den Hintergrund. So ist sein Buch bei aller politischen Wucht und pädagogischen Wirkung einseitig geblieben, aber der von ihm geschaffene Name „Volkstum" hat sich lebendig erhalten.

Nach dem heutigen Sprachgebrauch scheint die Bedeutung des Wortes „Volkstum" und „volkstümlich" auf den ersten Blick schwankend zu sein, je nachdem man unter „Volk" die Gesamtheit eines durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte verbundenen Teiles der Menschheit versteht oder nur den größeren Teil einer solchen Menschheitsgruppe, der, noch am tiefsten in dem natürlichen Boden wurzelnd, schon durch seine Überzahl dem Ganzen sein Gepräge gibt und als „große Menge" der kleineren, von der Kultur reicher beeinflußten Gruppe der „Gebildeten" ergänzend gegenübersteht.

In diesem zweiten, beschränkenden Sinne versteht man meist das Wort „volkstümlich", wenn etwa von der volkstümlichen Darstellung eines Buches, eines Schauspieles, einer Predigt die Rede ist; dann heißt „volkstümlich" soviel wie gemeinverständlich, der Auffassungsgabe und dem Gefühl der großen Menge entsprechend oder angepaßt. Diese geläufigste Bedeutung

des Wortes, die lediglich einen Bildungsgegensatz ausdrückt, ist aber einseitig und erschöpft den Begriff „Volkstum" nicht, wenn wir unter „Volk" das Volksganze in jenem ersteren Sinne des Wortes verstehen. Dann bedeutet „volkstümlich" etwas, was dem ganzen Volke eigentümlich ist ohne Ansehung der Bildungsstufe seiner Glieder. Es ist nicht nur, was dem Denken und Fühlen der großen ungebildeten Volksmenge entspricht und wegen deren Bildungsmangels noch ganz im Urwüchsigen steckt, sondern es ist die dem ganzen Volke innewohnende Denkungs- und Empfindungsart selbst. Die Gebildeten eines Volkes stehen mit ihrem Denken und Fühlen auf demselben Urgrund wie die Ungebildeten; sie haben nur noch etwas dazu: die Vertiefung und Verfeinerung ihres seelischen und geistigen Lebens durch Schulung und die Bereicherung ihres Lebens durch anderswoher genommene Kulturelemente, die sie der eigenen Art, zu fühlen und zu denken, entweder assimiliert, angeglichen und damit volkstümlich umgewandelt, oder aber ohne innere Verarbeitung nur äußerlich angenommen haben, so daß diese Elemente unorganisch neben dem Volkstümlichen als etwas Wesensfremdes, Unvolkstümliches stehen.

Wenn wir also unter „Volkstum" die zu einer psychischen Einheit verbundenen Eigenschaften verstehen, die ein Volk von anderen Völkern unterscheiden, so begreifen wir darunter mehr als den Inhalt der Namen „Volksseele", „Volksgeist" oder „Volkscharakter", denn Seele, Geist und Charakter sind nur Teilerscheinungen eines bestimmten innerlichen Menschentums. Wir werden aber weiterhin diese Einzelnamen öfters anstatt des Gesamtbegriffes „Volkstum" gebrauchen, wenn sie irgend eine der untersuchten psychischen deutschen Eigenschaften dem Ursprung nach näher bestimmen als der Gesamtbegriff „Volkstum". Aus dem weiteren Begriff „Volksart", der auch das physische und materielle Sein eines Volkes umfaßt, ziehen wir aber die somatische Beschaffenheit und die wirtschaftlichen Lebensformen des Volkes nur insofern in unsere Betrachtung, als sie die psychische Persönlichkeit des Volkes mit bestimmen und mit äußern; alles andere bleibt als unwesentlich für das Volkstum, wie wir es nun definiert haben, ausgeschlossen.

Dabei ist die Wiederholung der Bemerkung nützlich, daß wir unter Volk ausschließlich eine durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte dargestellte ethnische Einheit verstehen, die man als „natürliches Volk" dem „Staatsvolk", der Gesamtheit der Individuen eines Staates, gegenüberstellen kann. Wir gebrauchen den Ausdruck „natürliches Volk" und nicht „Naturvolk", weil der letztere von der Ethnologie angewandt wird, um den Gegensatz zum „Kulturvolk" zu bezeichnen. Für „natürliches Volk" kann aber auch der Name „Nation" gesetzt werden, da in dem lateinischen natio die Bedeutung der gemeinsamen Abstammung enthalten ist; und in diesem Sinne deckt sich das Fremdwort „Nationalcharakter" größtenteils mit dem deutschen Worte „Volkstum". Dagegen bezeichnen Franzosen und Engländer mit dem Worte nation das Staatsvolk, dem sie das natürliche Volk, das, was wir unter „Nation" verstehen, als „Völker lateinischer Rasse" bzw. als „angelsächsische Rasse" gegenüberstellen.

So viele Völker, so viel verschiedenes Volkstum gibt es. Einzelne psychische Eigenschaften sind natürlich in gleicher Gestalt bei mehreren Völkern zu finden; auch haben mehrere Völker gewisse Gruppen von psychischen Eigenschaften gemeinsam, was dann meist auch seinen Grund in physischer Verwandtschaft hat. Aber die geschlossene Summe seiner Eigenschaften oder, bestimmter gesagt, das aus dem Ineinanderwirken seiner verschiedenen Eigenschaften hervorgehende und aus seinen geschichtlichen Schicksalen sich entwickelnde psychische Produkt hat jedes Volk einzig und allein für sich: das ist sein Volkstum. Nur in diesem Sinne wollen die in unserem Buch enthaltenen Ausführungen über den Inhalt und die Äußerungen des deutschen Volkstums

verstanden sein. Viele der geschilderten Eigenschaften und Erscheinungen gehören im einzelnen nicht ausschließlich dem deutschen Volk an, sondern finden sich auch bei anderen und namentlich den verwandten germanischen Völkern, aber spezifisch deutsch ist das aus der organischen Verbindung aller dieser Einzelheiten entstehende Gesamtbild.

So verstanden, ist „Volkstum" etwas anderes als „Nationalität", wenn auch die Begriffe „Volk" und „Nation" im vorhin angegebenen Sinne sich decken. „Nationalität" einer Person ist die durch Geburt erworbene, rein physische Zugehörigkeit zu einer Nation, sie ist die Mitgliedschaft eines Volkes durch die Abstammung an sich. „Volkstum" dagegen ist die innerliche Zugehörigkeit zu einer Nation, einem „natürlichen Volk", durch die mit der Abstammung gegebene psychische Eigenart des Volkes. „Nationalität" sagt zunächst weiter nichts aus als die körperliche Gemeinschaft mit einem Volke, „Volkstum" aber enthält außer dieser noch den Begriff der psychischen Wesensgleichheit. Volkstum liegt im Geblüt und im Gemüt, wie Paul de Lagarde sagt. Es kann also sehr wohl jemand eine bestimmte Nationalität haben, ohne ihr entsprechend volkstümlich zu denken und zu fühlen. Es kann aber niemand vom Volkstum erfüllt sein, niemand „Volkstum haben", der nicht zugleich national wäre.

Noch tiefer ist der Unterschied zwischen „Volkstum" und „Staatszugehörigkeit", denn beide stehen einander wie Freiheit und Willkür, wie Natur und Kunst gegenüber. Die staatlichen Grenzen eines natürlichen Volkes, einer Nation, fallen nur selten ganz mit seinen ethnischen Grenzen zusammen; meist sind diese weiter gezogen als jene, meist liegen noch außerhalb der Staatsgrenzen größere oder kleinere zu dem von den Staatsgrenzen umschlossenen Volkskörper organisch, d. h. durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Sitte, Kultur, gehörige Glieder. Nur bei wenigen Völkern decken sich die staatlichen und die ethnischen Grenzen fast ganz. Es kann also jemand einem Staate angehören, ohne die Nationalität des den Staat vorwiegend ausfüllenden Volkes zu haben, und umgekehrt; und in noch viel höherem Maße können äußere Staatszugehörigkeit und innerliches Volkstum in einem Individuum auseinanderliegen.

Wie jedes einzelne Individuum, so hat auch jedes Volksindividuum Selbsterhaltungstrieb. Die Glieder eines Volksindividuums werden durch das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit, das Nationalgefühl, getragen, das aus dem Zustand des Unbewußten in Nationalbewußtsein übergehen kann und dann den Gegensatz zu anderen Nationen hervorkehrt und, wenn es an große geschichtliche Erinnerungen anknüpfen kann, sich zum Nationalstolz steigert. Bei lebendigem Nationalbewußtsein streben die in verschiedenen Staaten zersplitterten Teile einer Nation nach Einheit, wie es die Geschichte Deutschlands und Italiens so packend zeigt, wogegen verschiedene zu einem gemeinsamen Staatsverband vereinigte Nationen nach Sonderung und Selbständigkeit streben, wie wir es vornehmlich in Österreich-Ungarn und Belgien sehen. Das aus dem natürlichen Gefühl hervorgehende Verlangen, daß jede Nation, die Kraft zur Selbständigkeit hat, einen eigenen Staat bilde, nennen wir „Nationalitätsprinzip".

Jedes Volk besteht aus einer Summe von Individuen. Die Gesamtheit der Individuen ist also der Träger des Volkstums. „Aus Millionen Einzelnen besteht das Volk, in Millionen Seelen flutet das Leben des Volkes dahin; aber das unbewußte und bewußte Zusammenwirken von Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Anteil des Einzelnen oft für unser Auge verschwindet, bei welchem uns zuweilen die Seele des ganzen Volkes zur selbstschöpferischen, lebendigen Einheit wird." (Gustav Freytag.) Freilich können Individuen eines Volkes jeglicher volkstümlichen Eigenschaften bar und innerlich dem Volk wesensfremd sein trotz ihrer gleichen Nationalität; auch provinziale und örtliche Abweichungen können eine große Rolle spielen, aber

in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Individuen ist doch die gleiche Art, zu denken und zu fühlen, lebendig; nicht so, daß in ihnen allen alle Seiten des Volkstums zu finden wären, denn das wäre ein unfreies, naturwidriges Schema, sondern so, daß in dem einen Individuum diese, im anderen jene Eigenschaft vorwiegt. Dieses Volkstum, dieser Gesamtgeist, an dem jedes Individuum mehr oder weniger teil hat, ist also auch dann da, wenn er bei diesen oder jenen Individuen oder Individuengruppen nicht zu finden ist; er ist das Erzeugnis und der Inhalt der Gesamtheit. Aber immer werden es in irgend einem gegebenen Zeitraum nur verhältnismäßig wenige Individuen sein, in denen der Gesamtcharakter am deutlichsten ausgeprägt ist. Es gibt eine natürliche Auswahl, die besser als die Mehrheit die Seele eines ganzen Volkes vertritt, und es gibt Individuen, in denen das ganze Volkstum verkörpert erscheint und eine oder mehrere volkstümliche Eigenschaften die ganze Persönlichkeit so von Grund aus erfüllen und so gewaltig bewegen, daß sie hoch über alle anderen erhoben wird. Das sind dann die Volksheroen, die, weil jeder Volksgenosse den besten Teil seines Wesens in ihnen verkörpert sieht, zu geschichtlichen Mächten werden und gerade aus ihrem urkräftigen Volkstum heraus allgemeine Bedeutung gewinnen.

Wenn also die Gesamtheit der Individuen die Trägerin, wenn einzelne Bevorzugte die rechten Verkörperer des Volkstums, des Nationalcharakters sind, so ist doch der Nationalcharakter nicht einfach die Summe der Individuencharaktere, denn die gemeinsame Art, zu fühlen, zu wollen und zu denken, kann, infolge der zwischen den Individuen beständig nach Ausgleich strebenden geistigen Bewegungen, weit von dem abweichen, was die Einzelcharaktere darstellen können. Auch ist der Nationalcharakter nicht einfach ein mittlerer Typus, sozusagen ein Querschnitt der Individuencharaktere, denn er ist nicht nur durch die Individuen gebildet, sondern er übt auch seinerseits einen tiefgehenden Einfluß auf die Individuen aus. Er ist nicht nur Ergebnis, Erzeugnis, sondern auch Ursache, und zwar zwingende Ursache von Erscheinungen im gesamten Volksleben, die von Wirkungen der Individuen ganz verschieden sein können. „Das Freie, Verständige in der Geschichte vertritt der Mann; die Volkskraft wirkt unablässig mit dem dunkeln Zwang einer Urgewalt, und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsprozessen der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze Stiel, Blätter und Blüte hervortreibt." (Gustav Freytag.)

Ebensowenig wie in einem mittleren Typus stellt aber auch ein Volk in irgend einem zeitlich bestimmten Abschnitt seines Lebens den wahren Nationalcharakter dar, wie sehr man auch geneigt ist, die Geschlechter gewisser Perioden für die echtesten Vertreter eines Volkstums auszugeben. Erst die ganze Geschichte eines Volkes gibt uns ein Bild von den immer wiederkehrenden Zügen seines psychischen Lebens, erst aus dem ganzen zeitlichen und ursächlichen Verlauf eines Volkslebens finden wir den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Darauf weist Herder hin, wenn er sagt: „Was der Deutsche ist und von jeher gewesen, davon ist seine eigene Geschichte eine durch Jahrhunderte erprobte Stimme der Wahrheit. Was alle Dichter singen, wohin sie wider Willen streben, was ihnen am meisten glückt, was bei denen, die sie lesen und hören, die größte Wirkung hervorbringt, das ist Charakter der Nation, wenn er auch als eine unbehauene Statue noch im Marmorblock daläge."

Nur aus der Geschichte eines Volkes vermögen wir also die Eigenschaften, die sein Volkstum ausmachen, zu bestimmen und ihre Einheit zu umgrenzen. In der Geschichte jedes Volkes gibt es eine bestimmte Zahl von psychischen Eigenschaften, die in allen Äußerungen seines Natur- und Kulturlebens immer von neuem erscheinen, wenn sie auch oft und längere Zeit schlummern, und die tief auf alle Verhältnisse und Zustände des Volkes zurückwirken, wenn auch ihre

Wirkungskraft häufig unterbrochen ist. Sie werden auch von anderen Völkern bemerkt und als spezifische Eigenschaften dieses einen Volkes anerkannt, weil sie für jedermann erkennbar hervor- und in die Außenwelt hinaustreten und im Verhältnis der Völker untereinander starke Mächte sind, mit denen die anderen Völker rechnen müssen. So spricht man allgemein von spanischer Grandezza, von französischem Elan und Esprit, von englischem Nützlichkeitssinn und englischer **respectability**, von deutschem Gemüt, deutscher Treue, deutscher Zwietracht u. s. w. als von Eigenschaften, die im geschichtlichen Leben dieser Völker, wie oft sie auch verborgen liegen, doch immer wieder klar und kräftig hervortreten und dadurch das Charakterbild dieser Völker auch für die anderen bestimmen.

Aber es gibt auch Eigenschaften in einem Volke, die nicht so merklich nach außen wirken und deshalb nicht allgemein anerkannt sind, obwohl sie nicht minder wesentliche Züge in seinem Charakterbilde sind. Sie werden erst nach eindringender Beobachtung des Innenlebens eines Volkes in ihrem wahren Wesen erkannt und entziehen sich nicht allein dem oberflächlich zuschauenden Fremden, sondern auch oft dem Volksgenossen selbst, wenn dieser nicht in seinen eigenen Busen greift und sich bei seiner Untersuchung mit von der inneren Erfahrung leiten läßt. Einmal erkannt, stellen sich aber diese verborgeneren Eigenschaften oft als die weitaus wichtigsten Elemente des Volkstums heraus, als die innersten Anlagen und Triebe, von denen jene allgemein anerkannten, in die Außenwelt wirkenden Eigenschaften bloße äußere Erscheinungsformen sind. Sie sind der tiefste Inhalt des Volkstums. Namentlich von ihnen gilt das Wort Wilhelm Heinrich Riehls: „Der Volksgeist ist nicht etwa ein nebeliges Gespenst, über das man gut Worte machen kann, weil es doch noch niemand gesehen; er läßt sich leibhaftig zitieren, wenn einer nur die rechte Beschwörungsformel weiß.“

Wollte man alle bezeichnenden Eigenschaften eines Volkstums nur hervorsuchen und zusammenstellen, so bekäme man wohl eine mehr oder minder vollständige Liste von Eigenschaften, aber es fehlte „leider nur das geistige Band“. Um ein solches um die Eigenschaften so zu schlingen, daß sie die individuelle Einheit des betreffenden Volkstums wiedergeben, haben wir der inneren gegenseitigen Bedingtheit dieser Eigenschaften nachzugehen und zu untersuchen, wie sie in den wichtigsten Äußerungsformen des menschlichen Seelenlebens, in Wille und Vorstellung, oder, wenn wir davon zu bequemerer Gruppierung noch das Gefühl abzweigen, in Gefühl, Wille und Vorstellung als einfache Elemente zur Erscheinung kommen und sich miteinander zu vielfältigeren Eigenschaften verknüpfen.

Diese Gruppierung der psychischen Eigenschaften nach Gefühl, Wille und Vorstellung hat für uns zunächst nur den praktischen Wert einer übersichtlichen, unsere Untersuchung erleichternden Einteilung. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß jene Kräfte nun auch die eigentlichen Quellen der Eigenschaften des Volkstums seien, sondern wir sehen in ihnen vielmehr die zutage liegenden Oberflächen unseres Seelenlebens, zu denen aus unbekannten Tiefen die psychischen Eigenschaften emportauchen und so erkennbar werden. Vielleicht vermag es der menschliche Geist noch einmal, in diese unbekannten Tiefen einzudringen: vorläufig bleibt der letzte Grund der psychischen Eigenschaften unserer Erkenntnis in mystischem Dunkel verborgen. Sie sind Imponderabilien, unmeßbare und unwägbare Kräfte in ihrem Ursprung wie in ihrer Wirkung. Wenn wir uns aber an das Faßbare, Begreifliche halten, so führt uns die genannte Einteilungsmethode am ehesten zu unserem Ziel. Wir gewinnen damit den Inhalt eines Volkstums auf dem nämlichen Wege der Synthese, auf dem wir den Charakter eines einzelnen Menschen untersuchen, uns veranschaulichen und verstehen.

2. Deutsches Volkstum im Einzelmenschen.

Wenden wir diese Untersuchungsmethode auf den **deutschen** Volkscharakter an, um daraus das Wesen des dem deutschen Volk innewohnenden unveränderlichen Volkstums, des wahren Deutschtums, zu erkennen, so werden wir guttun, zum Vergleich mit ihm einige von ihm abweichende Volkscharaktere heranzuziehen, aus deren vielfacher Gegensätzlichkeit und doch teilweise großer Ähnlichkeit uns die deutsche Eigenart um so klarer zum Bewußtsein kommt. Wir wählen dazu neben anderen hauptsächlich das französische Volkstum, das von den älteren Sittenschilderern mit am besten Karl Hillebrand („Frankreich und die Franzosen") und Bogumil Goltz, von den neueren Psychologen keiner so treffend wie Alfred Fouillée („Psychologie du peuple français") gekennzeichnet haben.

Alle Seelentätigkeit wird durch Eindrücke der Außenwelt, die von den Empfindungsnerven vermittelt werden, angeregt, und zwar nach unserer Auffassung nur angeregt und zur Entwickelung gebracht, nicht erzeugt; denn wir glauben und wissen es aus innerer Erfahrung, daß in uns ein durch Vererbung überkommener Schatz von Anlagen schlummert, der nur geweckt zu werden braucht, um in Erscheinung zu treten und sich zu entwickeln. Von den Franzosen sagt dagegen schon Goethe: „Sie begreifen nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist." Der Franzose kommt zu dieser Auffassung durch die mangelhafte Beobachtung seines schon an sich weniger regen Innenlebens und durch die ungemein große Lebhaftigkeit, mit der sein Temperament äußere Eindrücke aufnimmt. Während das Nervensystem des Franzosen in einer beständigen ererbten und erblichen Spannung ist, ist die Erregbarkeit der Nerven beim Deutschen ziemlich gering; **Ruhe** im Äußeren wie im Inneren kennzeichnen das **deutsche Temperament**. Der Deutsche ist nach der üblichen Einteilung der vier Temperamente viel mehr Phlegmatiker oder sogar Melancholiker als Sanguiniker oder Choleriker. Dem französischen Temperament nähert sich unter den Deutschen noch am meisten der Rheinländer, wozu die geistige nachbarliche Berührung nicht weniger beigetragen haben mag als die zum Teil weitgehende Blutmischung. Das stete Verlangen nach Reizen, und natürlich lieber nach angenehmen als nach unangenehmen, das den nervös sanguinischen Franzosen nie zur Ruhe kommen läßt, ist dem Deutschen nicht eigen. Wird der Franzose schnell von Eindrücken fortgerissen, die sein Temperament erregen, so bedarf die Empfindungssphäre des Deutschen nicht nur starker, sondern auch langanhaltender Eindrücke, um erregt zu werden. Dann aber ist die Wirkung um so tiefer, der Erregungszustand um so dauernder. Das Empfinden des Franzosen hat man darum ein weibliches, das des Deutschen ein männliches genannt. Der Neigung der Franzosen zu aufflammender Begeisterung, zu plötzlicher Ausgelassenheit, die ebenso schnell in ihr Gegenteil umschlagen können, steht beim Deutschen eine zögernde Langsamkeit gegenüber, mit der sein Temperament dem Einfluß einer großen Idee oder eines mächtigen Gefühles nachgibt. Seine Reizempfänglichkeit sitzt nicht so nahe an der Oberfläche wie die des Franzosen, und die vermittelnden Nerven arbeiten langsamer und schwerer, aber die Wirkung des einmal eingedrungenen Empfindungsreizes ist tief und beharrlich. In der Aufnahme und im Ablauf der Reize kann das deutsche Empfinden konzentrisch und intensiv genannt werden, wogegen die Erregbarkeit des nervös sanguinischen Franzosen zunächst immer eine zentrifugale, expansive Richtung einschlägt.

Diese in erster Linie nach innen gewandte Richtung des Empfindungsvermögens ist eine der wesentlichsten Eigenschaften der deutschen Naturanlage. Ihr entspricht, wie wir bald sehen werden, eine ganz gleich gerichtete Weise des Wollens und des Denkens, und in ihnen zusammen

ist wohl der wichtigste Zug des deutschen Wesens ausgedrückt: die deutsche Innerlichkeit. Alle anderen Eigenschaften teilt im einzelnen der Deutsche mehr oder weniger mit anderen Völkern, aber die Innerlichkeit, die seinem Fühlen, Wollen und Denken eignet, sein ganzes Sein beherrscht und in all sein Tun und Trachten ausstrahlt, die hat er in diesem Maße ganz allein für sich. Die meisten seiner ausgeprägten Eigenschaften lassen sich auf die Innerlichkeit als Urquell und Grundkraft zurückführen.

Mögen wir mit den einen die Innerlichkeit wie jede psychische Anlage für eine dem Menschen immanente, von Uranfang innewohnende, ursprungslose Kraft halten, oder mögen wir mit den anderen eine allmähliche Entwickelung auch dieser Eigenschaft aus jahrtausendelanger natürlicher Zuchtwahl annehmen, jedenfalls können wir uns vorstellen, daß die Natur der deutschen Heimat den psychischen Charakter ihrer Bewohner aufs tiefste nach jener Seite hin während der langen Zeiträume beeinflußt hat, in denen fremde Kultureinflüsse den Deutschen noch ferngeblieben sind. Die rauhe nordische Natur des vor- und des frühgeschichtlichen Deutschland zwang seine Bewohner während der größeren Hälfte des Jahres zu einem engen häuslichen Leben — ein Zwang, der ja noch heute für den Deutschen weit mehr bestimmend ist als für den Südländer —, sie nötigte sie zur Beschränkung auf sich selbst und ihre allernächste Umgebung, zur Beschäftigung mit ihrem Innenleben, zur inneren Verarbeitung der Außenwelt. War die Anlage zur Innerlichkeit schon vorhanden, so mußte sie in diesem langen Werdegang des Charakters erstarken, war sie noch nicht da, so lag in der umgebenden Natur der wirksamste Anlaß zu ihrer Entstehung.

Zur Vertiefung der Innerlichkeit trugen auch die sozialen Verhältnisse viel bei, denn die Bevölkerung war weit über das Land zerstreut, und natürliche Hindernisse des Verkehrs vergrößerten die Einsamkeit der einzelnen Volksglieder. So hatte das Individuum vorwiegend mit sich zu tun und wuchs sich in seinem Eigenleben immer selbständiger aus.

Kaum weniger gering als den Einfluß des langen und schweren nordischen Winters auf das Innenleben des Deutschen dürfen wir aber den des nordischen gegensatzreichen Wechsels der Jahreszeiten veranschlagen. Die Schönheit des deutschen Lenzes und die Fruchtfülle des deutschen Sommers rufen nach der winterlichen Einkehr eine um so innigere Lebensfreude wach. Und aus dem innerlichen Anteil an dem eindrucksvollen Verlauf der Jahreszeiten erwächst eine persönliche Beziehung zu den dem Menschen freundlichen wie zu den ihm feindlichen Kräften der Natur. In dieser Wechselwirkung erblüht das deutsche Naturgefühl zu seiner schönen Fülle und bevölkert zusammen mit dem innerlichen Persönlichkeitsgefühl auch die lebendige Natur mit persönlich gedachten schaffenden Kräften. Die innerliche Erfassung und Vertiefung der Außenwelt wirft ihren Schein hinaus auf diese selbst, und so sieht der Deutsche in ihr ebensolche innerliche Triebkräfte, wie er sie in seiner eigenen Brust sich regen fühlt, und gewinnt dadurch zur Natur und ihren Erscheinungen ein persönliches Verhältnis.

Das Gefühlsleben des Deutschen ist es, das sich vor allem aus seiner Innerlichkeit bereichert. Alles, was von außen in die Tiefe der Innerlichkeit eindringt, schlägt dort zunächst den Gefühlston des Herzens an, und rückwirkend tragen alle Lebensäußerungen des Deutschen diesen warmen Klang in die Außenwelt. So setzt sich in der Gefühlssphäre die Innerlichkeit in die Eigenschaft um, die niemand anders in so hohem Grade besitzt wie der Deutsche, und für die keine andere Volkssprache einen entsprechenden Namen hat: das deutsche Gemüt. In allem Wollen und Denken des Deutschen spricht dieses mit. Wir werden nachher sehen, in welcher Weise es dort seinen Ausdruck findet und dem gesamten deutschen Volkstum jene warme Tönung gibt, die auch die anderen Völker als eine der wesentlichen Verschiedenheiten von ihrem eigenen

Volkstum herausfühlen, ohne daß sie einen eigenen Begriff dafür geben könnten. Aber wohl wissen sie mit einem eigenen Namen jenes Übermaß von innerem Gefühl zu benennen, das die Fesseln des Willens und des Intellektes abstreift und still in seiner eigenen Fülle schwelgt. Es ist die im deutschen Volkstum hervortretende Sentimentalität, die so oft als eine vermeintliche oder wirkliche Schwäche das Ziel des Spottes anderer Völker ist.

Wer wie der Deutsche ein reges innerliches Leben hat, fühlt aber auch in sich das Walten dunkler, aus dem Unbewußten kommender Kräfte und Triebe mehr als ein anderer. Ihre Beobachtung, der Glaube an sie und ihr Kultus ist Gegenstand der Mystik, die im deutschen Volkstum eine wichtige Rolle spielt. Nicht nur in den religiösen Gefühlen und Vorstellungen, sondern überall, wo im deutschen Leben das Gemüt in Tätigkeit und zur Äußerung kommt, spricht auch die Mystik mit. Der innerlich Lebende fühlt und betrachtet als ein göttliches Walten, was aus unbekannten Tiefen in seiner Brust auflebt und seine Seele erfüllt. Sein eigenes Inneres ist ihm darum heilig. Daher die Keuschheit des Gefühls, mit der der Deutsche sein inneres Heiligtum vor den profanen Blicken der anderen verbirgt, daher der andächtige Ernst, mit dem er sein Herz nur dem eröffnet, zu dem er volles Vertrauen gewonnen hat.

Heilig ist dem Deutschen aber auch alles, was dieses innere keusche, heilige Gefühl in der Natur anspricht. Im geheimnisvollen Dunkel des Waldes übt schon der alte Germane den Kultus seiner Naturgötter; während die meisten auf ebenso tiefer Kulturstufe stehenden und künstlerisch noch ebenso unvermögenden Völker gerade in der Verbildlichung ihrer Gottheiten das Möglichste zu leisten suchen, verkörpert er seine Götter nur selten in Bildern, denn er verschmäht, das Göttliche, das in seiner fühlenden Seele lebt, in sinnliche Anschauung überzuführen. Das innige Naturgefühl wird ihm auch hier zur Naturpoesie, und in der ganzen deutschen Dichtung ist der Zauber des Waldes lebendig geblieben. Wie aber die Heilighaltung des eigenen innersten Gefühls den deutschen Mann instinktiv dazu führt, im Weib, in dem er die mystischen Seelenkräfte am stärksten sieht, ein heiligeres Wesen zu sehen, und wie dieses Gefühl grundlegend das ganze Verhältnis zwischen dem deutschen Mann und dem deutschen Weib und damit die wichtigsten Seiten der deutschen sozialen Verhältnisse bestimmt, werden wir später bei Erörterung des Volkstums im deutschen Gesellschaftswesen sehen. Hier haben wir es noch mit dem Einzelmenschen zu tun.

Da erkennen wir nun, nach den betrachteten Eigenschaften der deutschen Gefühlsinnerlichkeit, daß der Deutsche schon vermöge dieser Innerlichkeit des Gefühls ein geborener Individualist sein muß. Den Franzosen macht sein nach außen gerichtetes, sich ausgebendes Empfinden zu einem sehr sozialen Wesen, zu einem Kollektivisten, dem Deutschen gibt sein gesammeltes starkes Innenleben einen Individualismus, wie er in gleich vielseitiger Verbreitung durch ein ganzes Volk nirgends in der Welt wieder vorkommt. Hat der Franzose das Bedürfnis, gesellig zu leben, sich an die Gesellschaft anzuschließen und mit ihr im Fühlen und Denken zu harmonieren, so drängt den Deutschen seine Innerlichkeit mehr von der Gesellschaft weg. Er ist, soweit ihn nicht höhere Ziele, wie wir nachher sehen werden, zum Anschluß an andere bewegen, am liebsten allein oder doch nur mit wenigen Gleichgesinnten vereint, ja er sucht äußerlich die Einsamkeit, um innerlich seiner Individualität zu leben, und dies in erster Linie aus einem Bedürfnis des Gefühls, aus dem der Individualismus des Wollens und Denkens seine Hauptnahrung schöpft. Auch die große Neigung zur Schweigsamkeit, die besonders den Nordwestdeutschen und den deutschen Alpenbewohnern eigen ist, hängt damit zusammen. Auch die alten Hellenen und Römer waren Individualisten, aber in wesentlich anderem Sinne als die

Deutschen. Den Unterschied hat L. Trampe treffend gekennzeichnet. In den Griechen wirkte fast dämonisch der Drang, ihre Persönlichkeit der Außenwelt gegenüber als eigenartige Größe zur Geltung zu bringen. Von einem rein im Innenleben wurzelnden und allein von ihm aus an die Außenwelt herantretenden Individualismus wußten sie nichts; der ist deutsch. Der Römer aber fühlt und gibt sich nicht als ein von der Masse gesonderter Einzelner, sondern als besonders ausgezeichneter Vertreter der Massenmenschen, die insgesamt Rom ausmachen. Der Individual-hellene ist zuerst er selbst, dann erst Athener oder Spartaner; der einzeln hervortretende Römer aber ist immer und vor allem civis romanus und dann erst ein Scipio oder ein Cäsar.

Die Gefühlsinnerlichkeit hat dem Deutschen von anderen Nationen, deren Gefühl viel mehr nach außen gerichtet ist und vom Intellekt gelenkt wird, den Namen der Kindlichkeit eingebracht. Und doch ist diese Bezeichnung, in der nach Absicht der Fremden der Begriff der geistigen Unreife liegen soll, für den deutschen Nationalcharakter ein Ehrenname, denn das Kind steht den reinen Quellen des ursprünglichen Lebens näher als der Erwachsene. Ein unmittelbarer Ausdruck der Kindlichkeit ist die Naivität, die Einfalt des Herzens und des Geistes, mit der der Deutsche die Außenwelt unverfälscht in sich aufnimmt, und die er seinerseits in der Welt zu vermuten geneigt ist. In der Kindlichkeit wurzelt die Wahrheit und Ehrlichkeit, die im Deutschen zunächst Eigenschaften des Gemütes sind und von da aus all sein Wollen und Denken durchdringen; sie ist der Ursprung der deutschen Gutmütigkeit, die dem Egoismus das kräftigste Gegengewicht hält und fremdem Leid gegenüber in der deutschen Innerlichkeit sich herrlicher als irgendwo anders zur schönsten menschlichen Tugend, dem Mitleid, entfaltet; und die Kindlichkeit ist einerseits der Hauptgrund des Ernstes, mit dem der Deutsche jede innerlich erfaßte oder von außen übertragene Aufgabe aufnimmt und durchführt, und anderseits der sonnigen Heiterkeit, mit der sich der Deutsche harmlos der Schönheit des Lebens und seiner Gaben freut.

Die Schattenseiten dieser Eigenschaften liegen in ihrem Übermaß, wenn die naive Einfalt zur Torheit, die Wahrheit und Ehrlichkeit zur Grobheit und Rüdigkeit, die Gutmütigkeit zur Schwachmütigkeit, der Ernst zu schwerfälligem Trübsinn ausarten. Jedes Volk sieht, erkennt und anerkennt in seinem nationalen Selbstgefühl an anderen Nationen weniger die Licht- als die Schattenseiten. „Jede Nation spottet über die andere, und alle haben recht.“ (Schopenhauer.) Kein Wunder, daß von den Fremden jene Fehler im deutschen Volkstum als die wesentlichsten Züge hervorgehoben werden; kein Wunder, auch wenn sie nicht so häufig und stark ausgeprägt wären, wie sie es in Wirklichkeit sind.

Wenn bei Vergleichungen von Individuen und Nationen gewöhnlich Temperamentseigentümlichkeiten als die bedeutsamsten Merkmale hervorgehoben werden, so geschieht das, weil diese Eigenschaften am meisten an der Oberfläche liegen und zunächst in die Augen springen. Viel tiefer dringt die Untersuchung, die auch das Empfinden und Fühlen in die Betrachtung zieht; sie kann damit sogar die Hauptsache herausfinden, wie wir im Vorstehenden gesehen haben. Aber erschöpfend kann natürlich eine Untersuchung nur dann sein, wenn sie auch dem Willen und dem Intellekt in einem Volkscharakter ausgiebige Beachtung angedeihen läßt; ja, bei den meisten nichtdeutschen Völkern wird erst damit der Kern ihres Wesens getroffen.

Von den beiden merklichsten Erscheinungsformen des Seelenlebens, Wollen und Vorstellen, ist der Wille das beständige, der Intellekt das bewegliche Element. Der Wille an sich ist inhaltslos; er bekommt einen Inhalt erst durch das Gefühl und durch den Intellekt. Aber die mehr oder minder große Energie des Willens ist bestimmend für die Betätigung des gewonnenen Inhalts:

ist der Wille stark, so drängt er das Gefühl und den Intellekt in bestimmte Richtungen; ist das Gefühl oder der Intellekt stärker, so treiben sie den Willen zur Befolgung ihrer Vorschriften.

Im Deutschen ist der Trieb, der Wille, seine individuelle, auf die Innerlichkeit gegründete Eigenart geltend zu machen, außerordentlich stark. Und je individualistischer auch seine Volksgenossen sind, desto energischer regt sich in ihm und in jenen der Trieb, die eigene Individualität zu wahren und zu betätigen. Aus diesem stetigen Kampfe zieht die Willens- und Lebenskraft und damit die Lebensfreude immer neue Nahrung. Kämpfen und seine Kräfte messen ist das eigentliche Lebenselement des Deutschen im friedlichen Wettstreit wie im Krieg. Die herrliche deutsche Wehr- und Waffenfreudigkeit hat eine ihrer stärksten Wurzeln in diesem stolzen Kraftgefühl.

Noch energischer als im Deutschen kommt der germanische Wille zur Geltendmachung des Ich im Engländer zum Ausdruck. Dort steht er aber nicht unter der Herrschaft des Gefühles oder des Intellektes, sondern beherrscht diese seinerseits. Wie bezeichnend für diese englische Ich-Herrlichkeit ist es schon, daß der Engländer „ich" groß schreibt (I), aber „du" und „ihr" klein (thou, you), selbst in höflichster Anrede. Der Engländer steht namentlich im sozialen und politischen Leben fester auf den eigenen Füßen als der Deutsche, dessen Wille vom Gefühl beeinflußt wird, und dessen Individualismus deshalb im sozialen und politischen Leben oft nicht durchdringt, wenn er keinen Halt im Anschluß an Gleichgeartete findet. Der deutsche Gemütsindividualismus wird so in der sozialen Welt zum Standes- oder Korporations-Individualismus; von diesem haben wir nachher noch zu sprechen. Da der Lebenswille des Engländers den Intellekt in seinen Dienst zwingt, ist der Engländer vorwiegend praktisch, Realist. Der Deutsche dagegen neigt viel mehr zur Loslösung des Intellektes vom Willen, zum theoretischen Denken; er ist mehr Idealist.

Im Vergleich mit dem Franzosen fällt vor allem auf, daß, während der Franzose sehr schnell und oft explosiv in seinem weniger vom Intellekt beherrschten als von der Empfindung bewegten Willen ist, der deutsche Willensmechanismus langsam, aber sicher arbeitet. Im Willensmechanismus des Deutschen ist der Hemmungsapparat, den Gefühl und Intellekt darstellen, stärker als der Antrieb; im Franzosen umgekehrt. Ist aber im Deutschen der Wille, nach langsamer Loslösung, einmal frei, so dringt er unaufhaltsam auf sein Ziel zu und ermüdet nicht, ganz im Gegensatz zum Franzosen, der, nach plötzlichem Ansturm schnell erlahmend, rasch in die Alltäglichkeit zurückfällt. Und während die spontane Willenserregung des Franzosen plötzliche Entschlüsse herbeiführt, die einer genügenden Aufsicht durch den Intellekt entbehren und daher leicht das Ziel verfehlen, erfolgt der Entschluß des Deutschen erst nach wiederholter Befragung des Gefühles und des Intellektes und geht deshalb seltener irre. Darum ist aber der Franzose doch in seinem Wollen nicht minder gerade, offen und redlich als der Deutsche; er ist es vor allem aus Temperament, der Deutsche aus Innerlichkeit.

In der Innerlichkeit, im Individualismus des Deutschen entwickelt sich der Einzelwille zu einer Kraft, die, geführt vom Intellekt und vom Gefühl, unbezwinglich ist. Sein Entschluß reift langsam, aber einen einmal gefaßten und als richtig erkannten oder gefühlten Vorsatz verfolgt er mit einer Zähigkeit und Ausdauer, die den größten Hindernissen gewachsen ist und am Widerstand nur noch mehr erstarkt. Dieses willensstarke Festhalten an dem gesteckten Ziel ist neben der aus dem Gemüt quellenden Liebe zur Sache einer der wichtigsten Bestandteile der mit Recht gerühmten deutschen Treue, die auf den verschiedensten Lebensgebieten zu vielfältigem Ausdruck kommt. Wahr und schön sagt Johann Fischart im 16. Jahrhundert:

Standhaft und treu, und treu und standhaft,
Die machen eine echt deutsche Verwandtschaft,
Beständige Treuherzigkeit
Und treuherzige Beständigkeit.
Wenn die kommen zur Einigkeit,
So widerstehen sie allem Leid.

Das zähe Wollen des Deutschen wird aber, wenn es individualistisch ins Maßlose wächst, die Ursache zu den Erbübeln des deutschen Nationalcharakters, die von alters her in der deutschen Geschichte als unbeugsame Starrköpfigkeit und Zwietracht der Nation wie den Einzelnen verhängnisvoll geworden sind. Nur wenn die zahllosen starren individualen Willenskräfte ein gemeinsames, aus einer Forderung des Gefühls oder des Intellektes erstandenes hohes Ziel finden, dann hält dieser Riesenkraft keine Gegengewalt stand, und die deutschen Volksführer und Staatsmänner sind immer die größten gewesen, die durch Vermittelung des Intellektes und namentlich des Gemütes die kraftvollen Einzelwillen zu einem gemeinsamen Ziel zusammenzufassen gewußt haben; sie haben dann durch die Massenwirkung des entfesselten furor teutonicus das Größte für die Allgemeinheit erreicht. Freilich, nur allzu selten konnte dies geschehen; der Einzelwille war meist zu schwerfällig und zu stark.

Langsam wie der Wille und wie die Erregbarkeit des Temperamentes schreitet auch die Vorstellung, der Intellekt des Deutschen von Stufe zu Stufe. Auch er geht langsam, aber sicher. Während der leichtbewegliche Intellekt des Franzosen geradeaus auf das Ziel losstürmt und deshalb oft zu schnell und falsch urteilt, prüft die deutsche Bedächtigkeit erst alle Einzelheiten, ehe sie das Ganze erfaßt. Sie hat keine Eile, zum Ziel zu kommen, sondern erwägt ruhig alle Möglichkeiten und urteilt erst, wenn sie der Vollständigkeit ihrer Urteilsgründe sicher ist. So bringt der langsam und bedächtig vorgehende Verstand des Deutschen tief in die Dinge ein und ergreift sie in ihrem ganzen Umfang. Dieser deutschen Gründlichkeit, die mit der Zähigkeit des Willens gepaart ist und um so tiefer bohrt, je härtere Hindernisse sich ihr entgegenstellen, hat unser Geistesleben ungemein viel zu danken. Alles in allem haben die Deutschen ihr Größtes und Eigentümlichstes nicht in den Künsten, sondern in den Wissenschaften geleistet; ihnen verdanken sie auch zum guten Teil ihre bedeutenden friedlichen und kriegerischen Errungenschaften im 19. Jahrhundert. Aber oft verbohrt sich die deutsche Gründlichkeit auch so tief, daß sie nicht wieder loskommt, und artet dann in einseitiges Spezialistentum oder auch in kleinliche Pedanterie aus. Der allzu rasch und deshalb unvollständig urteilende Franzose dagegen haftet sehr oft nur an der schnell erkennbaren Oberfläche und an einem einzelnen, an der Oberfläche liegenden Gesichtspunkte, der seinen Neigungen besonders gefällt oder ihn sonstwie vorwiegend fesselt. Am häufigsten geschieht dies, wenn dem Urteilenden die natürliche Schärfe des Blickes abgeht, die im allgemeinen dem Franzosen eigen ist. Immer aber ergänzt der Franzose das Fehlende durch seine stets geschäftige Kombinationsgabe und ändert dadurch einiges an der Wirklichkeit der Dinge, während der Deutsche nicht nur aus der Richtigkeit seines tief eindringenden Urteils, sondern auch aus der Innerlichkeit seines Gefühls bewußt oder unbewußt die Wahrheit erfaßt und an ihr festhält. Die oben erörterte deutsche Wahrhaftigkeit kehrt also auch in diesem Zusammenhange wieder.

Der schnell verlaufende Gedankengang des Franzosen verlangt, um überhaupt möglich zu sein, bringend eine große Klarheit und Einfachheit der Vorstellungen. Der langsam arbeitende und tiefgreifende Intellekt des Deutschen aber, in welchen überdies so viele Gefühlselemente hineinspielen, fühlt sich auch im Dunkeln wohl; er lauscht und folgt gern der inneren Eingebung, die er als innere Wahrheit erfaßt, und indem er die aus dem Urgrund des unbewußten Seelenlebens aufsteigenden Vorstellungen pflegt, entwickelt er daraus oft mehr subjektive Wahrheit als der die dunkeln Vorstellungen mißachtende Franzose aus seinen klaren Gedanken.

Da von dem Grade der nervösen Erregbarkeit und von der Tiefe des Gefühls die Lebhaftigkeit und Stärke der Einbildungskraft am meisten abhängt, so bedingt das schwerfällige,

von der Außenwelt wenig beeinflußte Temperament des Deutschen und sein tiefes innerliches Fühlen eine große Kraft und Weite der inneren Anschauung und einen unschätzbaren Reichtum an hellseherischer Phantasie. In seinem Innersten baut der Deutsche die Außenwelt noch einmal nach seinem eigenen Bauplan auf und schmückt sie mit allen Gaben seines eigenen Innenlebens. Wo dieses Innenleben aber so reich ist wie beim individualistischen Deutschen, da wird diese innere Weltspiegelung leicht phantastisch, und das auf sich konzentrierte innere Gedankenleben, das das Sinnen und weltverlorene Träumen zu einer echt deutschen Eigenschaft macht, artet leicht zur Grübelei und zur Verschrobenheit aus; beides nur zu häufige Eigenschaften im deutschen Volkstum. Kein Volk hat so viele wunderliche „Originale" wie das deutsche. Wo jedoch dieses Übermaß nicht vorhanden ist, da ist es gerade die innere reiche Einbildungskraft, die den Deutschen zu einem so schöpferischen und ins Ganze gehenden Gestalter macht, in demselben Maße, wie der Franzose durch seine Anlage zu klarer, einfacher Gedankenentwickelung logisch und kombinatorisch ist.

Die Natur des Temperamentes, des Gefühles und des Willens bestimmt aber nicht bloß die Form und den Verlauf der Vorstellungen, sondern auch großenteils den Inhalt des Gedankens. Daraus erklärt es sich ohne weiteres, daß Vorstellungskreise, die das Individuum berühren und umfassen und sein persönlichstes Verhältnis zur Welt zum Gegenstand haben, im Deutschen weitaus am stärksten sind. Soziale und allgemein menschliche Dinge ergreifen ihn wohl dann tief, wenn sie sich auf das Individuum und zwar nicht sowohl auf das eigene als vielmehr auf das des Nächsten beziehen, doch rein auf das gesellschaftliche Zusammenleben gerichtete Ideenkreise, wie sie vor allem dem nicht individualistisch beanlagten Franzosen eigen sind, liegen ihm viel ferner. Darum aber dem Deutschen kalte Selbstsucht als nationale Charaktereigenschaft zuzuschreiben, wie es wohl geschieht, geht durchaus nicht an; dazu ist sein Individualismus viel zu sehr vom Gemüt durchweht. Aus dem Gemütsgehalt des deutschen Individualismus entspringt im Gegenteil jenes hohe ethische Pflichtgefühl gegen sich und andere, vor dem der engherzige Egoismus, wie er namentlich den fast nur vom Lebenswillen getragenen englischen Individualismus kennzeichnet, zurückweichen muß. Die deutsche Ungeselligkeit ist nicht mit Egoismus zu verwechseln.

Vielmehr führt den Deutschen seine Innerlichkeit und sein dem Willen überlegener Verstand gern zur beziehungslosen Betrachtung der Dinge, nicht mit Rücksicht auf den praktischen Nutzen und die äußere Verwirklichung seiner Betrachtung, sondern lediglich um sich selbst daran zu klären und gemütvoll zu erbauen. Dieser reine Idealismus des Intellektes liegt nicht im Charakter des Franzosen, dessen Gedanken sich immer in Beziehung zu anderen Menschen setzen, und der das Gedachte und Erkannte auch gleich verwirklicht sehen will. Auch der Engländer hat wenig vom träumerischen Idealismus des Deutschen; seine Stärke ist die leichtfaßliche Weisheit des praktischen gesunden Menschenverstandes.

Das deutsche Gemüt aber begnügt sich nicht mit dem reinen Idealismus des Intellektes: es wandelt ihn in ethischen Idealismus um, in den Glauben an Ideale und in das Streben nach Idealen. Und hier, wo der Wille ganz in den Dienst einer wesentlich aus dem Gemüt geschöpften Idee tritt, leistet der Deutsche das Größte. In keinem anderen Volk ist das Ringen nach Idealen, nach der Wahrheit und Schönheit als solcher, so unermüdlich und rastlos wie im deutschen. Aber auch die Hemmungen und Gegenstrebungen in der eigenen Brust, die die Erreichung des Ideales verhindern wollen, werden von keinem anderen Volk so lebendig und so schmerzlich gefühlt wie vom deutschen. Dieser innere ethische Zwiespalt, der Kampf zweier

Seelen in einer Brust, der „zwîvel" unserer alten Dichter, ist es, was den Deutschen am tiefsten ergreift. Die Sehnsucht aus der realen Welt nach einer idealen und die aus der Betätigung dieser Sehnsucht entstehenden inneren Kämpfe sind einer der tiefsten Züge deutschen Wesens. Im äußeren Kampf um das Ideal erlahmt die deutsche Beharrlichkeit nie. Was die Deutschen in der politischen Geschichte Großes getan, was die deutsche Wissenschaft und Kunst Herrliches geleistet haben, verdanken sie in erster Linie diesem Idealismus. Und so hoch stellt der deutsche Idealismus die Wissenschaft, daß er es fast für erniedrigend ansieht, wenn ihre Jünger großen materiellen Gewinn aus ihr ziehen und „Geschäfte" mit ihr machen. Wie anders im praktischen England, wo der Mann der Wissenschaft um so höher geschätzt wird, je mehr Geld er verdient! Der Engländer und auch der Franzose würdigen und verehren weit mehr den äußeren, namentlich materiellen Erfolg einer Sache als diese selbst; dem Deutschen ist jede geistige Arbeit, also am meisten die Wissenschaftspflege, eine sittliche Tat, die ihre Befriedigung in sich trägt und wohl dem inneren, die Sache selbst fördernden und ihre Wahrheit und Wirkung offenbarenden Erfolg zustrebt, aber nicht dem Gewinn. Sehr fein unterscheidet hierin die deutsche Sprache zwischen Erfolg *haben* und Gewinn *machen*, während das französische faire succès beides bedeutet. „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun." (Richard Wagner.)

Der Deutsche ist in seinem Idealismus viel zu sehr Individualist, als daß ihm eine von außen gebrachte Idee zum Dogma werden könnte, das seine Freiheit beschränken müßte. Der Franzose hingegen ist in seinem wenig individualistischen Geistesleben ganz dogmatisch; er geht in der Durchführung des anerkannten Dogmas bis zum äußersten, auch wenn es falsch ist, während sich der deutsche Intellekt immer prüfend, *kritisch* und *skeptisch* verhält. Man denke nur einmal an die dogmatische Folgerichtigkeit, mit der die französische Revolution die Gedanken Rousseaus und Condorcets bis zu ihren letzten Konsequenzen zu verwirklichen suchte; wie steigert sich hier das Wollen zum Fanatismus, zur blinden Verachtung aller einschränkenden Empfindungen und Erwägungen! Und dem gegenüber, welche Fülle allseitiger Betrachtung, welcher Skeptizismus, aber auch welcher Reichtum an Stimmungen z. B. in den Rednern des Frankfurter Parlamentes! Vorzüglich spricht sich die dogmatische Geistesrichtung des Franzosen in dem Fundamentalsatz des Descartes aus: „Was klar erkannt ist, ist wahr." Ein solches Dogma, das die reine Verstandeserkenntnis zur höchsten Instanz einsetzt, konnte schwerlich einem deutschen Geist entspringen. Etwas ganz anderes ist es mit der Dogmengläubigkeit des deutschen Katholiken; diese hat ihre lebendigen Wurzeln nicht im Intellekt, sondern in der Tiefe des Herzens, des religiösen Gefühls, und wird gerade darum so oft und leicht eine furchtbare Macht im Dienste ultramontaner Staatsklugheit und römischer Kirchenpolitik. Hält der Franzose in der Wirklichkeit der Dinge alles für erkennbar, wenn nur das unvollkommene menschliche Wissen ausreichend wäre, so sieht der an der Unfehlbarkeit des Intellektes zweifelnde Deutsche im Grunde der Dinge überall etwas der Erkenntnis Unzugängliches, das bloß mit dem Gefühl ergriffen, nicht begriffen werden kann. So steht der französische Rationalismus einerseits dem deutschen *Naturalismus* gegenüber, der als Untergrund der Vernunft die Natur lehrt, anderseits dem deutschen *Mystizismus*, der über der Natur das unbegreifliche Göttliche ahnt.

Der französische Rationalismus und ideelle Dogmatismus stehen aber auch insofern dem deutschen Naturalismus und Individualismus gegenüber, als der Franzose die allgemeine herrschende Meinung schlechthin als richtig und maßgebend ansieht und äußerst unduldsam gegen alles ist, was von ihr abweicht (qu'en dira-t-on!), während der Deutsche wohl nach Einheit des Willens und Intellektes im Individuum ringt, aber nach Mannigfaltigkeit der Gedanken

und Strebungen in der Gesellschaft, nach Freiheit des Individuums vom Zwange einer allgemeinen Meinung. Der Deutsche ist deshalb auch duldsam gegen andere Meinungen und Willensäußerungen, wenn er sieht, daß diese in dem von ihm abweichenden Individuum ebenfalls ehrlich gedacht und gewollt und eine feste Einheit sind. Freilich, aneignen wird er sie sich nicht leicht: als Individualist besteht er auf seinem Kopf. Und noch viel weniger duldet er einen Zweifel an der Ehrlichkeit seines eigenen Wollens, Fühlens und Denkens in irgend einer Beziehung, denn sein ganzes Sein faßt er als eine so geschlossene ethische Einheit, daß sich durch einen Angriff auf einen Teil seines Wesens der ganze Mann verletzt fühlt. Die anderen Völkern meist ganz unbegreifliche Heftigkeit und Schärfe, mit der sich deutsche Gelehrte befehden, entspringt größtenteils aus diesem, die innere Einheit wahrenden Individualismus.

Von dieser dem Deutschen eigenen „Idee der persönlichen Freiheit" sagt Goethe (zu Eckermann): „Die Reformation kam aus dieser Quelle wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheites wie Dummes. Auch die Buntscheckigkeit unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen, sowie die Absonderung und Verisolierung unserer Gelehrten, wo jeder für sich und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt, alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten voneinander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu tun; er fragt nicht nach dem andern, denn in jedem lebt die Idee der persönlichen Freiheit."

Aus allen diesen Gegenüberstellungen ergibt sich, daß die geistigen Hauptfähigkeiten des Franzosen die Analyse und die Vereinfachung sind: er zerlegt ein Ganzes in seine Teile, um es zu begreifen und sich anzueignen, und begnügt sich oft mit einem ihm wesentlich erscheinenden Teil anstatt des Ganzen. Der deutsche Geist aber in seinem nach innerer Einheit strebenden Individualismus ist zunächst auf das Ganze gerichtet, er setzt sich das Ganze aus seinen Teilen zusammen, um es als Ganzes zu erfassen; seine überwiegenden Geisteskräfte sind Synthese und Entwickelung. Und diesem Grundunterschied der natürlichen Anlagen entsprechend haben von jeher die Franzosen in Wissenschaften wie Mathematik, Dialektik, anorganischen Naturwissenschaften geglänzt, die Deutschen es namentlich in der Philosophie, der auf die Wiederschaffung des klassischen Altertums gehenden Philologie, der Geschichte und den organischen Naturwissenschaften den anderen zuvorgetan. Deutschland ist die eigentliche Heimat der organischen Entwickelungslehre. Auch Darwins Theorie ist erst in Deutschland ausgereift; Darwin begnügte sich mit dem Sammeln der für seine Lehre sprechenden positiven Tatsachen und überließ es deutschen Forschern, daraus mit idealer Allumfassung jene Weltanschauung auszubauen, die dem auf das große Ganze gerichteten deutschen Intellekt ebenso wie dem deutschen künstlerischen Bedürfnis entspricht. Nirgends mehr als in Deutschland hat die induktive Entwickelungslehre ihre Wirkungen auf die Forschungsmethoden aller Wissenschaftszweige ausgeübt und nirgends reichere Früchte getragen als hier.

Eine Eigenschaft, die dem schwer beweglichen Intellekt des Deutschen vollständig abgeht, ist das, was der Franzose esprit nennt: die Geschicklichkeit, zwischen den Dingen ferner liegende und oft nur äußerliche Beziehungen zu finden, und die Freude am geistreichen Spiel mit solchen Ideenverbindungen. Dafür aber hat der Deutsche eine viel köstlichere Geistesanlage, die auf dem Gemüte ruht: den Humor. Er entspringt der deutschen Innerlichkeit, die sich in die eigenen Schwächen und Leiden vertieft und daraus die der anderen erkennt und nachfühlt, diese aber

wie die eigenen erträglich machen will, indem sie sich mit gutmütigem Scherz über sie erhebt. Auch der Engländer hat Humor, ja, in Englands großen Humoristen übertrifft dieser Humor den deutschen in vieler Beziehung an Tiefe und Feinheit; englischer Humor wird aber viel öfter zum bloßen Verstandeswitz, zur Burleske oder zur derben Posse in Lebenssphären, die nach deutschem Gefühl hierfür zu heilig sind und dadurch profaniert werden. Wie lehrreich ist für diese Verschiedenheiten schon ein einfacher Vergleich zwischen den deutschen „Fliegenden Blättern“ und dem englischen „Punch“, von den französischen Witzblättern ganz zu schweigen. Dieser verschiedenen Anlage entspricht auch das verschiedene Lachen der genannten Stämme. Das geschriebene Wort kann den Eindruck nicht wiedergeben, den das Lachen der einzelnen Völker macht, aber der große Unterschied zwischen dem Lachen des Franzosen, des Engländers und namentlich des Nordwestdeutschen ist für den aufmerksamen Beobachter leicht herauszufühlen. Der Franzose lacht mit einer Beimischung von esprit oder auch Frivolität, der Engländer mit einem überwiegenden Ausdruck von körperlichem Behagen und Selbstzufriedenheit, der Deutsche herzlich, teilnehmend oder mitteilend, fröhlich, gutmütig, „âne missetât“, wie es Walther von der Vogelweide nennt. Ja, man könnte weiter sogar ein ostelbisches und ein westelbisches, ein tirolisches und ein schwäbisches deutsches Lachen unterscheiden, die aber immer den bezeichneten deutschen Grundton gemein haben.

Die Vielfältigkeit und Stärke des Individualismus führen nirgends so sehr wie in Deutschland zur Ausbildung gesunder naturwüchsiger Originalität des Individuums. Dem Franzosen erscheint alles sehr Persönliche überspannt und egoistisch gegen den so ganz der Geselligkeit zugewendeten französischen Geist; dem Deutschen ist die Entwickelung und Betätigung seiner persönlichen Eigenart das höchste Lebensbedürfnis. Daher dort die Allmacht der ausgleichenden Mode, in Deutschland die grundlegende differenzierende Kraft der Persönlichkeit. Was das deutsche Gefühls- und Geistesleben diesem freien Auswachsen der Persönlichkeit verdankt, wie sehr auf jenes der vielgestaltige Reichtum des deutschen Volkstums zurückzuführen ist, werden wir weiterhin bei der Betrachtung der natürlichen und geistigen Lebensgebiete des Deutschen erkennen. Aber auch dessen sind wir uns bewußt, daß diese Lichtfülle manche dunkle Schatten in das deutsche Volkstum wirft. Pedanterie und Philisterei, Eigendünkel, Rechthaberei und Doktrinarismus, Beschränktheit und Absonderlichkeit, Empfindlichkeit und Krakeelsucht und manche andere echt deutsche Eigenschaft sind die Auswüchse des allzu stark ausgreifenden Individualismus. Wir werden einem und dem anderen nachher noch begegnen, wenn wir das Verhältnis und Verhalten des Individuums zu anderen Menschen betrachten. Aber trotz alledem bleibt die auf den deutschen Individualismus geprägte Wahrheit des Dichterwortes ungeschmälert:

Volk und Knecht und Überwinder, | Höchstes Glück der Erdenkinder
Sie gestehn zu jeder Zeit, | Sei nur die Persönlichkeit. (Goethe.)

3. Deutsches Volkstum im Gesellschaftsleben.

Die Eigenschaften, die wir im deutschen Einzelmenschen gefunden haben, kehren auch in seinem Verhalten zu anderen wieder; sie treten deutlich in die Erscheinung auf allen natürlichen und geistigen Lebensgebieten, wo der Deutsche nicht mehr Einzelwesen, sondern Teil eines größeren Ganzen ist, und bestätigen die Beobachtung, daß überall und immer in der Seele des Volkes wie des Individuums die nämlichen elementaren Kräfte lebendig sind. Nur ihre Gruppierung und ihre Wirkung ist (vgl. S. 10) im Individuum und im Volk oft verschieden.

Verstehen wir unter natürlichen Lebensgebieten Familie und Stamm, Gesellschaft und Staat, so hat unsere Untersuchung von den Eigenschaften auszugehen, die im Leben der deutschen Familie, zunächst im Verhältnis zwischen Mann und Weib, sich äußern und betätigen. Da ist nun sofort auffällig, daß, während der Franzose und der Südromane im Weibe vorwiegend das andere Geschlecht sehen, dessen sinnlicher Reiz durch nichts so sehr vermehrt werden kann wie durch intellektuelle Vorzüge, dem Deutschen das Weib der Gegenstand heiligster inniger Verehrung ist. Aus seiner eigenen Innerlichkeit heraus fühlt und erkennt der deutsche Mann, daß das Walten und Wirken der geheimnisvollen, dem Unbewußten entstammenden Seelenkräfte am stärksten im Weibe ist. Er fühlt es an sich und sieht es täglich im Leben, daß in der Seele des Weibes mystische Kräfte des Fühlens, des inneren Schauens und des Könnens liegen, die dem Mann in dieser Fülle fehlen und seiner physischen wie geistigen Überlegenheit das Gleichgewicht halten oder sie noch überbieten. Schon Tacitus hat die Verehrung des „aliquid sanctum et providum“ im Weib als etwas für die Germanen Charakteristisches hervorgehoben, obwohl doch daneben die tatenfrohe, starke Lebens- und auch Kampfgenossin des Mannes als das andere Frauenideal der ältesten germanischen Zeiten in Geschichte und Sage erscheint. Aus der Erkenntnis des „sanctum et providum“ ersteht die instinktive ehrfürchtige Scheu vor dem Weibe, die strenge Heilighaltung der jungfräulichen Keuschheit, die überdies als persönlichste Eigenschaft des Menschen die Achtung des individualistischen Deutschen erweckt, und die Reinheit der deutschen Liebe und des deutschen Familienlebens.

Die Achtung vor dem Weibe bewahrt den Deutschen vor geschlechtlicher Roheit und Maßlosigkeit, denen der sinnlichere Romane weit mehr ausgesetzt ist, aber ebenso fern ist dem Deutschen unnatürliche Askese. Seine Lebensfreudigkeit, die aus einem gesunden Körper, aus dem regen Naturgefühl und aus dem Kraftbewußtsein und Tatendrang eines starken Individualismus hervorgeht, macht ihn zum sinnlichen Lebensgenuß ebenso bereit wie zum sinnigen. Auch gegenüber der kirchlichen Moral, welche die natürliche Beziehung der Geschlechter als sündig verdammte, hat sich der Deutsche sein ihm heiliges Naturrecht nicht verkümmern lassen. Es ist sehr bemerkenswert, daß noch im 15. Jahrhundert in einem der deutschesten Lande (Ostfriesland) der Zölibat ausdrücklich als unverbindlich bezeichnet wurde. Ja, der Deutsche hat seine Ehrfurcht vor dem Ahnungsvollen, Heiligen in der weiblichen Seele in den Kirchenglauben selbst hineingetragen, und wenn der Deutsche auch nicht den größten Anteil an der Entwickelung des Marienkultus hat, so vereinigen sich doch noch heute im deutschen kirchlichen Mariendienst die Ideale der weiblichen mystischen Seelenkräfte, der jungfräulichen Reinheit und der freuden- und schmerzensreichen Mutterliebe viel mehr als im Marienkultus eines anderen Volkes.

In der Innerlichkeit des Fühlens wurzelt als einer der feinsten Züge deutscher Weiblichkeit die Sinnigkeit der Jungfrau, ihr träumerisches Versunkensein in die Tiefe ihres reichen und dunkeln Innenlebens. Aber auch der Begriff Weiblichkeit selbst ist in diesem Sinne ausschließlich deutsch. Kein anderes Volk hat einen Namen für die Einheit aller dieser im Gemüt des Weibes liegenden Eigenschaften, weil kein anderes Volk eben diese Eigenschaften in solcher Ausprägung besitzt. Auch das englische „womenhood“ trifft viel mehr die weibliche Sittsamkeit als die Sinnigkeit. Die mehr nach der Richtung des Willens ausgestatteten Engländerinnen haben stärkere Charaktere, größere Selbständigkeit und Sicherheit des Handelns im praktischen Leben, die Französinnen haben feinere geistige Reize bei ebenfalls nicht geringer Fähigkeit, den praktischen Forderungen des täglichen Lebens zu genügen, aber bei ihnen wie bei den leidenschaftlicheren Südromanen und bei den Slawen sucht man deutsche „Weiblichkeit“ vergebens.

Der deutsche Mann schätzt am Weib vor allem Weiblichkeit, das deutsche Weib am Mann vor allem die gegensätzliche Ergänzung der Weiblichkeit, eine kraftvolle Individualität. Diese psychischen Instinkte spielen in der deutschen Geschlechtsliebe die größte Rolle. Der Deutsche fühlt sich betrogen, wenn in der Liebe die Sinnlichkeit allein waltet und das Gemüt leer ausgeht. Deshalb gilt auch alle deutsche Liebespoesie dem mit gesunder Sinnlichkeit verknüpften Gemütsinhalt der deutschen Liebe. Die deutsche Liebe ist ernst, nicht aus Leidenschaftlichkeit wie die des Südromanen, sondern aus Gemütstiefe; sie ist ernst bis zur Traurigkeit, ernst bis zum Schauer vor der im Innersten geahnten Unendlichkeit des Göttlichen. Sie neigt aber auch eher zur Sentimentalität als zur Schwärmerei und ist darum ebenso oft ein Gegenstand der Belustigung für andere Völker, wie der Deutsche sich über die so häufig blinde Leidenschaftlichkeit des Südromanen und über die galante Liebelei des Franzosen lustig macht.

Je ausgeprägter die Individualität eines Menschen ist, desto schwerer vermag er ein ihn ergänzendes Liebesobjekt zu finden. Daher beim Deutschen so oft das unbefriedigte Sehnen und erfolglose Suchen nach einem Liebesideal, während Angehörige anderer Völker, deren Fühlen, Wollen und Denken weniger individualistisch ist, deren psychisches Leben eine durch die große Mehrheit des Volkes gleiche Richtung und Beschaffenheit hat, nicht lange zu suchen brauchen, um ihr Gegenbild im anderen Geschlecht zu finden.

Die deutsche Ehe ist auf die Neigung und das Vertrauen gegründet, das zwei freie Individuen einander entgegenbringen, und auf das Gelöbnis der Treue, das sie einander geben. Sie ist eine sittliche Einrichtung, die durch sich selbst unantastbar ist und durch die innerlich erfaßte Treue, durch das ethische Pflichtgefühl ihre festesten inneren wie äußeren Stützen erhält. Die französische Ehe hat natürlich auch meist Neigung zur Voraussetzung, aber ausschlaggebend zu ihrem Vollzug sind mehr als bei uns Überlegungen der Klugheit und Nützlichkeit; sie ist eine vorwiegend gesellschaftliche Einrichtung, deren Erhaltung durch Rücksicht auf die gesellschaftliche Ordnung geboten und von der Gesellschaft erzwungen wird. Überdies wird dort in der weit überwiegenden katholischen Bevölkerung das Band durch das kirchliche Sakrament befestigt. In der deutschen Ehe ist der Ehebruch als die schwerste Verletzung des Vertrauens, der Treue und der Pflicht der unmittelbare Anlaß zur Lösung der Ehe; nur Mitleid, verzeihende Liebe oder die Sorge für die Kinder können dann noch die Gemeinsamkeit aufrecht erhalten, wogegen die französische Ehe als wesentlich soziale Einrichtung in solchem Falle vor allem den öffentlichen Skandal vermeidet und den äußeren Schein wahrt und es deshalb selten zur Trennung kommen läßt, wie sehr die Ehe auch innerlich zerrüttet sein mag. Nach deutscher innerlicher Auffassung behält die Ehe auch dann ihre sittliche Bindekraft, wenn in einem oder in beiden Teilen die ursprüngliche Neigung erloschen ist, denn das gegebene Treuwort wiegt dem Deutschen mehr als die Dauer einer unwillkürlichen Neigung; die gelobte Treue ist ihm eine sittliche Tugend, die, trotz der mangelnden Zuneigung, mit Selbstüberwindung an der eingegangenen Verpflichtung festhält.

Wie die deutsche Ehe, so steht auch die deutsche Familie auf dem tiefgründigen Boden des Gemütes, während beim Franzosen auch da mehr der Verstand als das Gefühl das ordnende Prinzip ist. Das hat wohl den scheinbaren Nachteil, daß die deutsche Familie, aus Neigung geschlossen, aus Neigung oder Pflichtgefühl fortgesetzt und durch die Fürsorge für die unmündigen Kinder befestigt und veredelt, ihren äußeren Zusammenhang verliert, sobald die Kinder erwachsen sind und ihren eigenen Herd gegründet haben; aber gerade diese Loslösung führt anderseits wieder zu jener individualistischen Selbständigkeit, die im deutschen Volksleben so viel Großes und Schönes erzeugt hat, und das warme Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit der

Familienglieder bleibt auch dann lebendig. Seine Kraft schlingt oft viel festere Fesseln um die äußerlich Getrennten als die französische Familie, die, vorzugsweise ein Werk des ordnenden sozialen Verstandes, auch dann noch in ihrer Geschlossenheit fortbesteht, wenn sich die Kinder selbständig gemacht haben. Der Gefühlswert des deutschen Familiensinnes ist das Band, das die Sippe zu einer so starken Einheit zusammenfaßt und sie namentlich auch in der älteren deutschen Rechts- und politischen Geschichte zu einem der wichtigsten und kraftvollsten Faktoren machte.

Solange die deutsche Familie ihren engeren Zusammenhalt hat, solange die Kinder im Hause sind, was bei schwer beweglichen wirtschaftlichen Verhältnissen sich bis auf die dritte Generation ausdehnen kann, so lange ist auch im deutschen Familienleben die Innerlichkeit der vornehmlichste Zug. Das zeigt sich, wie es namentlich Albert Freybe so anziehend ausgeführt hat, an nichts so sehr wie an der Stellung der Hausfrau in der Familie. Die patriarchalische Stellung und Gewalt des Familienvaters, wie sie im deutschen Familienleben liegt, findet sich auch bei anderen Völkern, aber die ehrerbietige Hochachtung vor der Frau, jene Verehrung, die die Hausfrau nicht nur als wirtschaftlich sorgsame Erhalterin des Hauswesens, sondern vor allem als Trägerin tiefer mystischer Gemütskräfte und Pflegerin der Kinderherzen in die Mitte des Hauses stellt, ist ganz deutsch.

Noch heute ist der örtliche Sammelpunkt des noch nicht großstädtisch verflachten häuslichen Lebens der Herd. Wie in alter Zeit die deutsche Hausmutter als Priesterin des geweihten Herdes waltete, des Sitzes der Hausgötter und des Heiligtums der Blutsverwandten, so erblüht auch in aller Folgezeit vom heimischen Herd und von der Hausmutter am heiligen Herd der heimliche Familiensinn, der die natürlichen Bande der Blutsverwandtschaft durch ein ethisches Moment außerordentlich verstärkt und die Ursache der deutschen Häuslichkeit ist. Für diesen der Innerlichkeit des Gemütslebens entsprechenden Begriff haben die Franzosen ebensowenig ein Wort wie für den ihm nahestehenden der häuslichen Gemütlichkeit. Nur der Engländer mit seinem „homely“ kommt ihm nahe. Dem Franzosen ist die Hausfrau nur die „maîtresse“, und wenn der deutschen Hausfrau als der Pflegerin edler Sitte „Sittsamkeit“ zugeschrieben wird, so weiß der Franzose auch das nicht zu benennen, weil ihm der Begriff mit der Eigenschaft fehlt.

Der individualistische Deutsche und Engländer haben sich von jeher ihr Haus auf den Leib gemacht wie ihre Kleider; erst die neuere Zeit hat die charakterlose unpersönliche Bauweise auch in Deutschland verallgemeinert. Der deutsche Bürger hat sich in seinem Hausbau nicht den Geboten eines formenstrengen Stiles gefügt, sondern er hat seinem Bedürfnis nach persönlicher Ungebundenheit wie auch seinem das Malerische und die freie Bewegung bevorzugenden Kunstsinn Genüge getan durch ein regelloses Neben- und Übereinandersetzen von Erkern, Winkeln, Giebeln, Türmchen, durch den freien bildnerischen, seine Persönlichkeit charakterisierenden Schmuck und durch viele andere Zutaten, die dem Hause das individuelle Gepräge seines Erbauers oder Bewohners geben. Das deutsche Bauernhaus und das frühere deutsche Bürgerhaus drücken aber auch die Innerlichkeit ihrer Bewohner schon in ihrer baulichen Anlage aus, ganz abgesehen von der rein auf das gemütliche Behagen gewendeten Einrichtung, die für den Nordländer um so wichtiger ist, als ihn schon das Klima viel mehr zum Leben im Hause zwingt als den Südländer. Das deutsche Wohnhaus ist gleichsam nach innen gekehrt, indem es der offenen Straße nur eine schmale Giebelfront zuwendet und die meisten, dem intimen Familienleben gewidmeten Räume nach dem abgeschlossenen Hof oder dem lauschigen Gärtchen hin verlegt. So wird rückwirkend das ganze Familienleben nach innen gezogen, dem Einblick und Einfluß der Außenwelt entrückt, individualistisch gekräftigt. Ja, in diesem Mit- und Ineinanderleben von Haus und

Familie wird das Haus selbst ein Stück Familie, geheiligt durch die Treue und Pietät gegen die vergangenen Geschlechter, die das Haus bewohnt haben. Es wird in der gemütvollen Anschauung des Deutschen selbst zu einer Persönlichkeit, wie ja auch der Wald und der Baum, aus dem das Haus gebaut ist, in älterer Zeit als lebendige Persönlichkeiten vorgestellt wurden; es erhält sogar einen persönlichen Namen, wie noch heute in vielen Städten zu sehen ist.

Diese Innerlichkeit des Familienlebens, dieses gemütvolle Verwachsensein mit dem trauten Heim, dieses Gewinnen inniger persönlicher Beziehungen zu Haus und Flur, zu Berg und Wald der Heimat, sie sind es, die den deutschen Heimsinn in engeren, das deutsche Heimatsgefühl in weiteren Grenzen ausmachen. Sie sind es, die dem Deutschen in der Fremde ins Herz geschrieben bleiben und in der Erinnerung an „zu Hause" das sehnsuchtsvolle Heimweh entzünden, das im Franzosen und Südromanen einen ganz anderen, viel verstandesmäßigeren und auf die Nützlichkeit und äußere Annehmlichkeit des Heimatlebens gerichteten konkreten Grund und Ausdruck hat. Im Wort „Geheimnis" spricht der Deutsche die stille heilige Abgeschlossenheit seines Heims, im Worte „unheimlich" den Gegensatz zu all dem Traulichen, das ihm die Heimat ist, deutlich genug aus.

Aber wie stark auch im deutschen Volke der Heimsinn und die Heimatsliebe ist, stärker noch ist doch in vielen seiner Individuen der Zug in die ferne Fremde; und so viel verbreiteter ist dieser Zug bei uns als bei anderen Völkern, daß er getrost eine Eigenschaft des deutschen Volkstums genannt werden kann. Aber nicht bloß nach seiner Verbreitung, sondern auch nach seinem eigentümlichen Inhalt ist er eine deutsche Nationaleigenschaft. Wir denken hierbei natürlich nicht an die durch wirtschaftliche oder politische Notlagen oder Übervölkerung veranlaßte deutsche Auswanderung, die von jeher dem Stammvolk so ungeheuer viele Glieder entzogen hat, denn für diese gibt der äußere Zwang den Ausschlag, und der innere Wandertrieb spielt dabei nur eine zweite, wenn auch sehr wichtige Rolle. Auch ist sie selbst da, wo sie in den Völkerwanderungen mit elementarer Gewalt andere Länder überflutete, niemals aus bloßer Eroberungslust hervorgegangen, sondern hat wie bei der Auswanderung einzelner Individuen immer nur sichere Lebensbedingungen für die Einzelnen, vor allem eigenen Boden zur Besiedelung und Beackerung, gesucht. Die Deutschen sind kein Erobervolk, wie es die Spanier waren und die Engländer sind.

Wenn wir also von dem nationalen Zug in die Ferne sprechen, so denken wir vielmehr an die spontan ins Leben tretende Wanderlust, die den Deutschen nur um des Wanderns und Schauens willen in die Fremde treibt. Sie wurzelt tief im deutschen Idealismus, der sich innerlich eine ideale Welt aufgebaut hat und diese, die er in der Heimat nicht verkörpert sieht, nun in der ihm unbekannten Fremde, namentlich im sonnigen Süden sucht, von dessen Licht und Wärme er unter dem meist grauen nordischen Himmel sehnend träumt; sie quillt aus der deutschen Tatkraft, der es in der Heimat zu eng wird, und der die Fremde als ein weites Gebiet verheißungsvoll winkt, wo der Strebende Großes erringen kann, für sich und für andere. Kein Volk hat so viele für rein ideale Ziele arbeitende Entdeckungsreisende hervorgebracht wie das deutsche, kein Volk aber auch so viele phantastische, ruhelos in der Welt umherziehende Abenteurer; der Schatten ist auch hier nur die Gegenseite des Lichtes.

Mit seinem starken Familiensinn und seiner ausgeprägten Individualität steht der Deutsche ziemlich schroff der Gesellschaft gegenüber; er ist im Grunde seines Wesens ungesellig. Während den Franzosen die natürliche Heiterkeit und der Witz, das Bedürfnis stetiger Anregung von außen, Leichtlebigkeit und Mitteilsamkeit zum geselligen Verkehr mit anderen außerordentlich befähigen, prallen die deutschen gegenteiligen Eigenschaften in der Gesellschaft bei jeder Gelegenheit

aufeinander. Eine Individualität stößt hart gegen die andere, und keine gibt nach, solange sich nicht beide einem gemeinsamen höheren Ziele fügen. Dazu kommt, daß die deutsche Wahrhaftigkeit nicht nur nicht zu schmeicheln versteht, sondern in der Offenheit oft bis zur Grobheit geht (vgl. S. 15), und daß deutscher Idealismus und deutsche Gemütstiefe nicht nur alle gesellschaftlichen Dinge und Gespräche zu ernst und schwer nehmen, sondern auch sehr dazu neigen, eine „Bekanntschaft" aus Teilnahme allzu rasch in eine „Freundschaft" zu verwandeln, so daß bei dem nächsten ernstlichen Zwist der Verkehr gänzlich aufhören muß, weil man das peinliche Gefühl hat, sich im voreilig gewonnenen Duzfreund getäuscht zu haben.

Die dem starken Individualismus entspringende Ungeselligkeit des Deutschen würde ein nur durch gesellschaftlichen Zusammenschluß zu verwirklichendes soziales Leben und seine Ziele nicht zu stande kommen lassen, wenn nicht als Gegengewicht der ethische Idealismus des Deutschen und seine Richtung auf das Ganze wirksam wären. Der Deutsche fühlt und anerkennt das Ganze als das Höhere, wie ja nach unseren obigen Ausführungen (S. 20) seine überwiegende Geistesrichtung die Synthese ist. Er dient den als höher anerkannten Zielen der Gesamtheit durch freiwillige Ein- und Unterordnung und mit dem regen Gemütsanteil, mit dem z. B. der deutsche Vasall seinem Lehnsherrn in Treue ergeben ist. Aber in dem Zusammenschluß zu gemeinschaftlichem Erstreben höherer, dem Einzelindividuum versagter Ziele tritt doch wieder der individualistische Zug des deutschen Charakters insofern hervor, als jede Gemeinschaft sich bald zu einem Individuum höherer Ordnung auswächst, das sich streng von anderen Gemeinschaften absondert, sich in ganz persönlicher Eigenart entwickelt und seine eigene Sitte, sein eigenes Recht, seine eigene Ehre u. s. w. hat. Das ist das deutsche *Genossenschaftswesen*, das mit seiner seltsamen Mischung von Idealismus und Individualismus dem deutschen Volksleben von alters her seinen bezeichnenden Stempel aufdrückt und von so großer Bedeutung ist, daß im Gesellschaftsleben der Deutsche nicht als Person, sondern nur als Glied einer Genossenschaft etwas gilt. Die deutsche Sippe, die Geburts- und die Berufsstände, die Gelehrten- und Dichterschulen, die Zünfte, die kirchlichen und bürgerlichen Gemeinden, die politischen Parteien, die Kleinstaaten u. s. w. sind lauter typische Einzelerscheinungen dieses die deutsche Geschichte so wesentlich mitbestimmenden Zuges im deutschen Volkstum.

So ist der Deutsche durchaus genossenschaftlich gesinnt trotz seiner Ungeselligkeit. Beide Eigenschaften, von denen jene mehr im Idealismus, diese mehr im Individualismus wurzelt, befinden sich im beständigen Widerstreit miteinander, und ihr Ausgleich, die Aussöhnung des Einzelnen mit dem Ganzen, erfüllt sich durch das ganze Volk hin nur in Zeiten großer Not oder hohen geistigen Aufschwunges; dann aber stets zum Heil des deutschen Volkes.

Die ungeselligen Eigenschaften des Deutschen äußern sich im Verkehr mit anderen am meisten in einer Untugend, die von Nichtdeutschen mit Recht als ein gesellschaftlicher Kardinalfehler hervorgehoben wird: in der deutschen *Empfindlichkeit*. Von ganz anderem Ursprung als die französische Scheu vor der Lächerlichkeit, mit der sie oft verwechselt wird, hat sie auch eine von dieser ganz verschiedene Wirkung. Denn während der Franzose die Lächerlichkeit scheut, weil sie seine äußere Eitelkeit verletzt und ihm in den Augen der Gesellschaft schadet, und während er sie vermeidet, indem er die einförmigen Gesetze der Gesellschaft doppelt vorsichtig befolgt, entspringt die deutsche Empfindlichkeit lediglich aus dem verletzten inneren Selbstbewußtsein, das von der gesellschaftlichen Beziehung ganz absieht. Sie ist die Reizbarkeit eines durch starke Verinnerlichung übermäßig gesteigerten Selbstbewußtseins oder auch einer allzu großen Gemütsspannung, und sie reagiert auf jeden äußeren Anlaß, in dem das Individuum einen An- und

Eingriff in seine Persönlichkeit sieht. Der Empfindliche sucht nicht Schutz im engeren Anschluß an die Gesellschaft, sondern in immer größerem Abschluß von ihr und in immer engerer Zurückziehung in sich selbst.

Ihre höchste Blüte entfaltet die deutsche Empfindlichkeit im deutschen Philister, und die übrigen ungeselligen Untugenden blühen daneben üppig in ihm mit. In ihm haben sich Familien- und Heimsinn zur beschränkten Familiensimpelei und zu engem Lokalinteresse verkehrt; in ihm ist der deutsche Idealismus größtenteils vom persönlichen Egoismus überwuchert; der deutsche Individualismus hat sich in ihm zur einseitigen, bornierten Selbstüberhebung verhärtet. Unfähig, die Dinge und Personen objektiv zu betrachten, und immer nur im stande, an die Welt und ihre Geschehnisse den kleinen Maßstab seines lieben Ich anzulegen und sie danach zu beurteilen und zu bewerten, sieht der deutsche Philister an den Menschen und Dingen auch nur das Kleine, Unzulängliche, Fehlerhafte; und wenn er sich der Größe einer Erscheinung nicht verschließen kann, so setzt und zieht er sie bewußt und unbewußt herab, nur um sein kleines Selbst darüber erheben zu können und sein maßlos gesteigertes Selbstgefühl zu befriedigen. Kein Volk behandelt seine Genies so schlecht wie das deutsche, und daran ist vor allem der deutsche Philister schuld. Mit Neid betrachtet er den Nächsten, dem der Erfolg größere oder doch scheinbar größere Tüchtigkeit beilegt als ihm selbst, mit Schadenfreude begleitet er des anderen Mißerfolg. Mit Argwohn schaut er um sich, ob jemand den faden Kern hinter der dicken harten Schale errate, und seine Empfindlichkeit sucht in Grobheit Stärke vorzutäuschen, wenn er das Geheimnis seiner inneren Schwäche angetastet glaubt.

Anmaßend, überhebend, dogmatisch ist der deutsche Philister gegen jeden, den er für geistig oder gesellschaftlich unter ihm stehend hält; zanksüchtig, hämisch und rechthaberisch ist er gegen seine Standesgenossen, aber schmeichlerisch und unterwürfig gegen jeden Höherstehenden, weil er davon für sich persönlichen Gewinn erhofft und im Verkehr mit Höherstehenden nicht nur direkt Befriedigung seiner Eitelkeit findet, sondern auch indirekt dadurch, daß er ihm neuen Anlaß zur Selbstüberhebung über diejenigen gibt, die dieses Verkehrs nicht teilhaftig sind. Urteilslos, wie er ist, beruft sich der Philister gern auf die Heiligkeit seiner moralischen Überzeugung und meint damit doch nur seinen eigensinnigen Dogmatismus. Habe er auch noch so unrecht, immer will er die seiner Würde gebührende Rücksicht gewahrt wissen und beantwortet die Verletzung dieser Rücksicht mit Empfindlichkeit. Er hat deshalb auch keinen Humor und duldet ihn nicht, denn dieser läßt andere gutmütig über sich lachen und lacht mit. Wo so die nationalen Tugenden in lauter nationale Fehler übertrieben werden und umschlagen, da gibt es natürlich auch kein nationales Empfinden, ja sogar der Patriotismus des Philisters ist anmaßend, leer und windig, weil ohne tiefes Gemüt und ohne Ideal.

Die deutsche Philisterei, welche die Kehrseite der nationalen Tugenden und insbesondere die Ausartung des deutschen Individualismus darstellt, ist nach Art und Verbreitung ein sehr wesentlicher Bestandteil des deutschen Volkstums. In allen Stufen der Entwickelung und Ausbildung durchschlingt sie das deutsche Volksleben, und sie würde dem Zusammenleben und der gemeinsamen Arbeit noch schädlicher sein, als sie es schon ist, wenn sie nicht wieder vielfach wett gemacht würde durch die beiden Kräfte des deutschen Volkstums, die unbesiegbar sind, den Idealismus und das Gemüt; diese schlagen verbindende Brücken über die gefährlichen Klüfte, die der starre Individualismus und die bornierte Philisterei aufreißen.

Wie die Innerlichkeit des Gemütes den Deutschen ehrlich und treu gegen sich macht, haben wir schon oben (S. 15 und 16) erkannt. Wer aber sich selbst treu ist, übt Treue auch gegen

andere. Diese beschränkt sich nicht auf Weib, Freund und Familie, sondern erstreckt sich in gleicher Stärke auf Stamm und Volk und auf die Vereinigungen in Gesellschaft und Berufsständen, in Staat und Kirche. Aus freiem Entschluß vereint sich der Deutsche zur Erreichung eines idealen Zieles mit anderen, freiwillig ordnet er sich einem anderen unter, wenn es der ideale Zweck erfordert, ohne Erwartung eines Gewinnes, ja selbst unter Aussicht und Eintritt eigener Schädigung, und treu hält er an dem gegebenen Worte fest durch alle Lebenslagen, weil er sonst den Glauben an sich selbst, seinen inneren Halt verlöre. Gemüt und Idealismus sind der Kern der unerschütterlichen Treue der Genossenschaft des Standes und Berufs, sie sind die Wurzel der alten Gefolgschaft und Mannentreue wie der modernen Königstreue, der Treue zum überlieferten Kirchenglauben und im engeren Kreis der Treue am Vätererbe im materiellen und im geistigen Sinn. Die aus dem Gemüt fließende Treue zum Altüberlieferten, die konservative Pietät zu dem von vergangenen Geschlechtern in gemeinsamer Arbeit geschaffenen Bestehenden ist das günstigste Gegengewicht gegen die Gefahren des individualistischen Hanges und der Zersplitterung. Die gemeinsame Sitte ist dem Deutschen heilig, nicht weil sie ihm, wie dem Franzosen, das nützliche Mittel zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung ist, sondern weil er in ihr den Ausdruck altehrwürdigen Gemeinlebens sieht, und er bewahrt und schützt sie weniger aus Überlegung des Verstandes, wie der Franzose, als vielmehr aus innerem idealen Bedürfnis des Gemütes.

Aus diesem starken, regen Gefühl für Überlieferung und für die Einheit und Zusammengehörigkeit einstiger und jetziger Geschlechter erwächst im Deutschen die Erkenntnis und Anerkennung der Entwickelung aller Geschichte und Wirklichkeit. Er begreift die tiefen und dunkeln Notwendigkeiten, die die Natur wie das Leben der Einzelnen und aller gestalten, und glaubt deshalb auch nicht ernsthaft, daß die Entwickelung durch Umsturz, die Evolution durch Revolution ganz ersetzt werden könne, wie es der rationalistische Franzose tut, der fast nur an die Kraft des impulsiven, aber nicht des langsam vordringenden, zäh festhaltenden Willens glaubt. Und während der Franzose meint, daß auch im Gesellschaftsleben nur Grundsätze aufgestellt zu werden brauchen, um sofort in mechanischem Ablauf Verwirklichung zu finden, erkennt der individualistische Deutsche in der Gesellschaft die zahllosen Ungleichheiten der Individuen und damit den lebendigen Organismus des Ganzen, wo jedes Glied zum Wohl des Ganzen selbständigen Anteil hat und selbständige Wirkung übt.

Dieser verschiedenen Auffassung entspricht auch durchaus die Vorstellung vom Wesen des Staates. Auch er ist dem Franzosen ein Mechanismus, die höchste Form der Gesellschaft gleicher Wesen, in welcher égalité, fraternité und liberté aller Individuen und des Ganzen herrschen müßten, wenn nicht die Eitelkeit und der Nützlichkeitssinn des Einzelnen diese Theorie umstieße. Der Deutsche hingegen erkennt im Staate die höchste Form des gesellschaftlichen, geschichtlich entwickelten Organismus, dessen lebendige Kraft im Zusammenwirken der unzähligen verschiedenen Individuen und individuell gearteten Genossenschaften besteht. Nichts nützt oder schadet dem Staat nach deutscher Auffassung ohne gleiche Wirkung auf das Individuum, während der Franzose kein persönliches Verhältnis zum Staat gewinnen kann. Es ist sehr bezeichnend, daß der Franzose sich noch heute dagegen sträubt, dem Staat ein regelmäßiges, durchaus persönliches Opfer zu bringen, wie es die Einkommensteuer ist, die bei uns schon lange als die würdigste Form gilt, in der jeder Einzelne seiner Pflicht gegen die Gesamtheit genügt und genügen kann. Solche unmittelbare Opfer haben die Franzosen ihrem Staat nur in Zeiten der höchsten Gefahr geleistet, dann allerdings, ihrem impulsiven Wesen gemäß, in großartigem

Umfang. Der Deutsche achtet den Staat und das Gesetz, der Franzose die Gesellschaft und die allgemeine Meinung. Der Deutsche ist ein *ζῶον πολιτικόν*, der Franzose ein être social.

Aber während der Franzose in seiner durchaus sozialen Anlage an die Allmacht seines Staates glaubt, hält sich der Deutsche in seinem Individualismus oft für stark genug, auch ohne Anschluß an das große Ganze sein Ideal zu verwirklichen. Die Selbständigkeit seines individuellen Fühlens und gewissenhaften Denkens, die sich vor nichts beugen will, äußert sich wie allem anderen, so auch dem Staat gegenüber in scharfer Kritik und heftiger Opposition. Solange dabei das Wohl des Ganzen als oberste Richtschnur aufgestellt bleibt, ist diese individualistische Gegensätzlichkeit nur heilsam; ja der ehrliche Partikularismus ist sogar der beste Schutz gegen einen übermäßigen Zentralismus, unter dem die Franzosen leiden. Aber bei Außerachtlassung des Gesamtwohles zu gunsten der doktrinären Unabhängigkeit artet der Individualismus zu jenem politischen Philistertum, jenem unfruchtbaren kleinlichen Parteigeist, jener ohnmächtigen Kleinstaaterei aus, die dem deutschen Volk von jeher ebenso unermeßlichen Schaden zugefügt hat wie die aus dem deutschen individualistischen Kraftgefühl hervorgehende, mit beiden Fäusten dreinschlagende deutsche Zwietracht. Das sind auch in der Politik die Fehler der deutschen Tugenden, und sie wiegen nicht minder schwer als diese und bestimmen das deutsche Volkstum nicht weniger deutlich als sie.

4. Deutsches Volkstum in geistigen Lebensgebieten.

Wenden wir uns in unserer Betrachtung von den natürlichen zu den geistigen Lebensgebieten, um auch dort zu untersuchen, ob und wie die Eigenschaften des deutschen Volkstums in allem, was der deutsche Volksgeist und die deutsche Volksseele geschaffen haben und noch schaffen, zur Erscheinung kommen und unsere Ansicht vom deutschen Volkstum bestätigen und vervollständigen, so bietet sich uns vor allem die Sprache als das ursprünglichste Erzeugnis und als Wiedererzeugerin des psychischen Lebens, als das erste und letzte Äußerungsmittel der Innerlichkeit zur Untersuchung dar.

Daß die deutsche Sprache vom deutschen Volk gesprochen wird, gibt ihr nicht den nationalen Charakter im Sinne unseres Begriffes vom deutschen Volkstum. Hat doch der deutsche Volkskörper eine große Menge Glieder, die deutsch sprechen, ohne deutsch zu sein. Die nationale Eigenart der deutschen Sprache liegt vielmehr in ihrem eigenen Geist, in ihrer Wort- und Satzbildung, im Sinn ihrer Verdeutlichung der Gefühle und Gedanken, in der Gestalt und Anwendung ihrer Ausdrucksmittel. Auch ihr stellen wir zum Vergleich die französische Sprache gegenüber.

Ist das Französische, entsprechend der oben gekennzeichneten geistigen Eigenart des Franzosen, im Ausdruck kurz, in der Bereitschaft für die Wiedergabe des Gedankens leicht, im Satzbau analytisch und durchweg klar und einfach, so hat die deutsche Sprache vor allem eine große Fülle von Ausdrucksmitteln; für einen Gedanken bietet sie die verschiedensten Arten der Äußerung, im Satzbau verfährt sie durchaus synthetisch, und der Reichtum an Abtönungen des Gedankens, an Bildern und Symbolen steht ihr höher als die durchsichtige Klarheit. Es ist viel mehr eine gefühlsmäßige Entwickelung als eine logische Anordnung, in der sich die Sätze aufbauen. Die Wörter erhalten ihre Stelle weit weniger durch ein verstandesmäßiges Gesetz, wie es im Französischen geschieht, als vielmehr durch das persönliche Gefühl und durch die subjektive Willkür des Sprechenden.

Die deutsche Sprache gibt jeder noch so eigenartigen Individualität die Möglichkeit ihrer Widerspiegelung; jeder deutsche Schriftsteller, wenn er überhaupt eine Individualität besitzt, hat

seinen eigenen Stil, ohne ihn zu suchen. Die französische Sprache hingegen erzwingt sich durch ihre feststehende Form auch für den Ausdruck der persönlichsten Gedanken und Gefühle eine gewisse Unpersönlichkeit, eine Anpassung an die Allgemeinheit. Sie ist nicht in dem Maße ein werdender und wechselnder lebendiger Organismus wie das Deutsche, sondern ähnelt eher einem feinen Mechanismus, mit dem jeder gleich gut arbeiten kann, wenn er ihn nur beherrscht. Sie ist sozusagen mathematisch, gebunden; das Deutsche ist organisch frei, intuitiv. Der unpersönliche Charakter des Französischen verträgt sich auch wenig mit einer schroffen, kräftigen Äußerung des Gedankens (vgl. die Neigung des Franzosen zur formellen Abschwächung gewisser Gedanken, z. B. je ne saurais oder il est permis de croire, und die starke Verwendung des Konjunktivs), und zwar weil ein energisches Äußern ungesellig ist, während in der deutschen Sprache die Energie der persönlichen Gedanken- und Gefühlsäußerung bis zur Grobheit möglich ist und deshalb auch viel leichter verletzt als das immer höfliche Französisch.

Ganz besonders groß ist im Deutschen die Ausdrucksmöglichkeit für alles in der Innerlichkeit des Gemütes liegende Nächtliche oder doch Halbdunkle. Im Französischen fehlt sie gänzlich; man denke an die völlige Unverständlichkeit, in die dort manche Versuche, z. B. Paul Verlaines, mystische Gedanken auszusprechen, geraten sind. Daher hat selbst die deutsche Mystik in der deutschen Sprache lauter heimische Ausdrucksmittel gefunden, wogegen in allen geistigen Sphären, die dem deutschen Volkstum weniger vertraut sind, immer Fremdwörter aushelfen mußten und noch müssen. Vereinfacht das logische, analytische Französisch die Dinge, um sie wiederzugeben und darzustellen, so umfaßt das Deutsche sie in ihrer ganzen vielfältigen Verknüpfung und drückt jede ihrer Seiten besonders aus. Es wählt stets die Ausdrucksweise nach dem Gegenstand, das Französische aber wendet und bearbeitet den Gegenstand mehr nach der vorhandenen Wort- und Satzform. So spiegelt die deutsche Sprache die ganze Wirklichkeit wider, während das Französische die Wirklichkeit nach den Gesetzen der Sprache, also des französischen Volksgeistes, einseitiger auffaßt. „Die deutsche Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist: unsere Sprache wird die Welt beherrschen.“ (Schiller.)

In keiner Sprache spielen die Dialekte eine so große Rolle wie in der deutschen. Jede Stammesindividualität im deutschen Volkstum hat ihre eigene Sprache, und fortgesetzt bereichert sich die Schriftsprache aus dem unerschöpflichen Schatz der Mundarten. Dem gegenüber ist die verstandesmäßige Festlegung und Ausgleichung zur allgemeinen Gültigkeit, wie sie die französische Akademie mit der französischen Sprache vorgenommen hat, eine große Verarmung, wie praktisch und förderlich auch die Ausebnung aller individuellen sprachlichen Unterschiede für das gesellschaftliche Leben des Ganzen sein mag.

Wie es in ethnologischer Betrachtung richtig ist, daß der Mensch seinen Gott „sich zum Bilde, zum Bilde des Menschen geschaffen“ hat, so finden wir in der ganzen Religion und in der Sittenlehre eines Volkes ein treues Spiegelbild seines tiefsten Fühlens und Denkens. Eine sehr fein empfundene Studie über den „Deutschen Volkscharakter in der Religion“ hat uns Otto Pfleiderer gegeben, dessen Auffassung wir vielfach teilen. Die geschichtliche Religion des Deutschen ist das Christentum, aber nicht schlechthin das Christentum Christi, sondern das der deutschen Volksseele. Wohin auch das Christentum aus seiner Urheimat zu anderen Völkern gekommen ist, überall hat es im Laufe seiner Einbürgerung den Charakter dieser Völker angenommen. Dem deutschen Volke war es vorbehalten, die christliche Religion durch die Kraft seines Gemütes in so hohem Grade zu verinnerlichen, wie es nirgends wieder zu finden ist. Im deutschen

Gemüt hat das Christentum den Charakter einer verstandesmäßigen Spekulation verloren, den ihm die griechische Metaphysik verliehen hatte; die politische Äußerlichkeit, die ihm der römische Geist gegeben hatte, und die staatsmäßige Zentralisation der römischen Hierarchie sind hier verschwunden. Der deutsche Individualismus stellt sich auch in der Religion ganz auf sich selbst.

Der Deutsche ist am liebsten mit seinem Gott allein und ringt sich aus seinen inneren Seelenkämpfen am leichtesten ohne äußeren Einfluß zu religiöser Klarheit und befreiendem Glauben empor. In Frankreich dagegen hat auch das Christentum die Gestalt einer gesellschaftlichen Einrichtung und einer sozialen Moral angenommen; selbst wo die Religion dort fanatisch auftritt, ist sie immer mehr soziale oder politische Parteileidenschaft als inniger Glaubenseifer, wie beim Deutschen. Dem Deutschen ist die Religion Herzensliebe, dem Franzosen mehr Kopfliebe. Religiosität nennt der Deutsche die Tiefe seines religiösen Herzensbedürfnisses und die Innerlichkeit seines religiösen Gefühls, mag es individuell noch so verschieden ausgeprägt sein. Das ist eine Begriffsfärbung, die der Franzose bezeichnenderweise gar nicht hat; religiosité bedeutet die fromme Gesinnung schlechthin. So etwas Unklares und Folgewidriges wie die im deutschen Volk so weitverbreitete dogmenlose Religiosität läßt die französische Logik und das französische Prinzip der gesellschaftlichen Sitte und der Nützlichkeit gar nicht zu. Die Gemeinnützlichkeit des Handelns als religiöse Moral geht dem Franzosen über die Reinheit des Gemütes und des Willens. Der Deutsche aber stellt den Glauben über die Werke, das Innere über das Äußere; dies gilt nicht bloß vom Protestanten, sondern auch vom deutschen Katholiken, der die guten Werke vor allem als Betätigung des lebendigen Glaubens schätzt.

Die Innerlichkeit des Fühlens und Sinnens gibt im religiösen Gebiet der deutschen Mystik Ursprung und Kraft. Wann immer die Lehren und Formen der Kirche dem Deutschen nicht mehr für sein religiöses Bedürfnis genügten, suchte er seinen Gott im Heiligtum seines eigenen Herzens. Er machte sich frei von der Gebundenheit der Kirche, indem er sich auf sich selbst, auf die Lauterkeit seiner Gesinnung stellte und in der Tiefe seines Gemütes den Zusammenhang mit dem Göttlichen fand. Aber allzu oft artet dieses ahnungsvolle Innenleben, dieses Fühlen und Schauen des göttlichen Wesens im Herzen zu träumerischer Grübelei und Schwärmerei oder zu untätiger Beschaulichkeit, zu Weltflucht und unfruchtbarem Quietismus aus, und dies um so leichter, je stärker und einseitiger ohnehin der deutsche Individualismus zur Abschließung von anderen und zur Beschränkung auf das Eigenleben drängt. Wo jedoch das persönliche Kraftgefühl überwiegt, da entspringt aus dem religiösen Innenleben jene gläubige Hingabe an die Forderungen des Lebens, die die Welt überwindet. In der Natur wie im Leben der Geschichte sieht dann der Deutsche aus seinem Gemüt heraus das göttliche Wunderwerk, und alles irdische Tun und Sein verklärt sich ihm zu sittlichen Handlungen und Einrichtungen. Die wahre Gottesliebe wird ihm zur Nächstenliebe, die ihre Kraft für die anderen einsetzt und in hingebendem Menschheitsdienst den schönsten Gottesdienst erblickt.

Es erklärt sich von selbst, daß auf einem Gebiet, das so ganz dem Gemüt angehört wie die deutsche Religiosität, die festhaltende Treue des Deutschen mit am schönsten zur Erscheinung kommt. Glaubt der Deutsche ohnehin schon, daß eine hohe wertvolle Wahrheit in allem enthalten sei, was seine Väter verehrt haben, selbst dann, wenn es sein Verstand nicht erkennt, so ist in der Religion seine Pietät für das von den Vätern Überkommene doppelt groß. Welchen rührenden Ausdruck und welche lebendige Kraft findet diese Eigenschaft z. B. in dem Dogmenglauben des deutschen Tirolers! Während dem rationalistischen Franzosen keine religiöse Überlieferung als solche heilig ist und er, anstatt Ausgleiche zwischen dem Alten und Neuen zu suchen,

auf ein von der Vernunft neu aufgestecktes Ziel gerade losgeht, bevorzugt der Deutsche in der religiösen Entwickelung allmähliche Übergänge und Zugeständnisse anstatt durchgreifender Änderungen. Er ist darin nicht revolutionär, sondern evolutionär; selbst die Reformation war kein Abbruch und Neubau, sondern ein Umbau.

Vernunftgründe des Herzens, von denen der Verstand nichts weiß, haben, wie in der Religion, so auch in der deutschen Philosophie sehr oft ein großes Gewicht gehabt und haben es auch heute noch; im direkten Gegensatz zur Philosophie des Franzosen, die nur verständig und rationalistisch ist. Die deutsche Philosophie verschmilzt, entsprechend der deutschen Gefühls- und Geistesanlage, den Mystizismus und den Realismus, das innerliche Erlebnis mit der äußeren Wirklichkeit. Die Wirklichkeit selbst wird dem Deutschen in lange und weit herrschenden Richtungen seiner Philosophie mystisch, Natur und Geschichte sind ihm meist Entwickelungsformen des absoluten Geistes. Wie der deutschen Theologie das Wirkliche göttlich ist, so ist der deutschen Metaphysik das Wirkliche vernünftig.

Selbst in der Philosophie Kants gewinnt das mystische Element durch den der deutschen Gewissensinnerlichkeit entsprechenden „kategorischen Imperativ", der die ethische Pflicht mit dem Idealismus zur Richtschnur des gesamten Lebens macht, grundlegende Bedeutung. Aber auch darin ist diese durch die Philosophie Kants nicht geschaffene, sondern durch sie auf die nationalen Charaktereigenschaften gestellte Lebensanschauung ganz deutsch, daß sie den Kampf um das Ideal zum Lebensinhalt erhebt, den Kampf der Pflicht gegen die Neigung, der vom Gemüt gestützten Vernunft gegen die Sinnlichkeit; sie ist darin deutsch, daß sie im kräftigen Selbstgefühl den Individualismus als Grundsatz hinstellt und der Persönlichkeit nur dadurch ihre sittliche Freiheit sichert, daß sie den Menschen ganz auf sich und seine Innerlichkeit verweist.

Der gemütlosere, mit mathematischer Verständigkeit begabte Franzose ist wie in der Religion so auch in der Philosophie vorwiegend Rationalist. Dem Satz des Descartes „cogito, ergo sum" stellt der Deutsche eher ein „sum, ergo cogito" (ich bin von solcher Beschaffenheit, folglich denke ich in solcher Weise) gegenüber. Und während mit dem französischen Rationalismus auch in der Philosophie ein durchgreifender Radikalismus zusammenhängt, hat das deutsche Gemüt auch in der Philosophie das ihm natürliche Bedürfnis, die Heiligtümer des Herzens mit Pietät zu behandeln. Auch da ist der Deutsche nicht revolutionär, oder, wenn er es ausnahmsweise ist, dann ist er es aus einem ins Übermaß ausgearteten Individualismus.

Innerlichkeit und Individualismus sind auch die beiden tief gegründeten Eckpfeiler, auf denen sich der Wunderbau der deutschen Dichtung und Kunst erhebt. Schon bei äußerlicher Betrachtung fällt es auf, daß die deutsche wie die englische Poesie und Kunst den Inhalt über die Form stellt, das individuell Charakteristische über das formal Schöne. Der Franzose dagegen, und noch mehr der Südromane, ist wie im sozialen Leben so auch in der Kunst und Poesie der überwiegenden Betonung des individuellen und darum charaktervollen Ausdruckes abhold; ihm steht die formale, gattungsmäßige Schönheit höher.

Bleiben wir zunächst bei der Dichtung. Das Wahrste und Ergreifendste hat die deutsche Dichtung geschaffen zu allen Zeiten, wo sie nicht im Bann des romanischen Formalismus stand. Dann hat der deutsche Dichter in die Tiefe seiner Brust gegriffen und gesagt, was er fühlt und will, so absichtslos, schlicht und innig, daß jeder, der ihn hört, glauben muß, es rede des Hörers eigene Seele aus der Dichtung. So wird im deutschen Dichter die innerste Subjektivität zur wahrsten, höchsten Objektivität. Das Größte und Schönste aber hat die deutsche Dichtung hervorgebracht, wenn sie das edle Maß antiker Formen sich aneignete, ohne die Formen selbst

mit zu übernehmen, und wenn sie es mit deutschem Geistes- und Gemütsinhalt zum höheren Kunstwerk verschmolz.

Das deutsche Gemüt und die deutsche Innerlichkeit der Anschauung sind der stärkste Resonanzboden für die Herrlichkeit der Natur und den geheimnisvollen Zauber ihrer tausendfältigen Reize. In der französischen Dichtung, die zuvörderst intellektuell und sozial ist, ist das Naturgefühl weit weniger und später zur Entwickelung gekommen; lange vor Rousseau gab es eine deutsche echte Naturpoesie. Dichten und Trachten des Franzosen ist zu unpersönlich, um rein poetisch, namentlich lyrisch, zu sein. Bei ihm herrscht mehr die Kunst des Verstandes und der Form, beim Deutschen mehr die Kunst der Empfindung und der Stimmung; beim Deutschen mehr beziehungslose Poesie des Individuums, beim Franzosen und beim Romanen überhaupt mehr absichtsvolle Poesie des Gesellschaftswesens. Der gemütvolle individualistische Deutsche singt und dichtet unbekümmert um die anderen, um seinem Herzen Luft zu machen, um, einem ganz persönlichen Triebe folgend, „es sich von der Seele zu singen", wie Goethe; der Franzose dichtet mehr aus Überlegung, zur Schaustellung, mit Rhetorik. Der deutsche, in der Innerlichkeit der Naturbetrachtung fußende Naturalismus, der, wie Julius Hart treffend betont, nichts Materielles an sich hat wie der romanische, sondern eine Naturreligion des Herzens ist, und der deutsche Individualismus, der das Innenleben in unendlich vielfältiger Gestalt zum dichterischen Ausdruck bringt, sind die beiden stärksten und am tiefsten gehenden Wurzeln, aus denen der so vielverzweigte Wunderbaum der deutschen Lyrik mit seinem stillen, reichen Blütenduft emporgewachsen ist.

Im deutschen Epos und Drama aber, wo Menschen mit und gegen Menschen fühlen und handeln, ist noch eine andere nationale Eigenschaft vornehmlich zu spüren und zu erkennen: der Mystizismus. Während der rationalistische Franzose die Leidenschaften und Ideen, die seine Helden treiben, immer in das Bewußtsein dieser selbst verlegt, die Personen also mit Bewußtsein handeln läßt, sieht der mystisch angelegte Deutsche im unbewußten Leben, das sich der Vorstellung entzieht, die tiefste Natur und läßt deshalb seine Helden sehr oft von dunkeln Gewalten bewegt werden, die aber in ihnen selbst liegen, nicht außer ihnen. Volkstümlich sind darum bei uns Gestalten wie Hagen, Kriemhild, Wallenstein, Tell, Faust, unvolkstümlich bleiben stets Erscheinungen wie die Schicksalstragödie, und ganz unangenehm und widersinnig erscheint dem Deutschen die spitzfindige Reflexion über eigene Gefühle und daraus erwachsende Handlungsgrundsätze, wie sie z. B. das in Frankreich durchaus volkstümliche Gespräch Chimenens mit Rodrigue in Corneilles „Cid" bietet.

Mit dieser Verständigkeit der Gestalten französischer Dichtung hängt es zusammen, daß sie alle einen klar erkennbaren fertigen Charakter haben. Die deutsche Dichtung dagegen schildert am liebsten und besten die Entwickelung eines Charakters durch seine verschiedensten Wandelungen, denn sie fühlt und glaubt, daß auch in der scheinbaren Unlogik eines Charakters eine innere, im Dunkel des Unbewußten sich vollziehende Logik wirkt. Sie begnügt sich nicht mit einigen mehr an der Oberfläche liegenden Teilen des Problems, wie die französische Dichtung, sondern sie umfaßt es in seiner Ganzheit. Dem rationalistischen Franzosen ist ein Träumer, wie ihn die deutsche Dichtung unter den verschiedensten Abwandelungen geschaffen hat, unbekannt und unverständlich: seine Helden fühlen, denken, sprechen und handeln in logischer Folge ihres gegebenen und ihnen bewußten Charakters. Und während der Nützlichkeitssinn des Franzosen auch in der praktischen Erreichbarkeit eines edeln Zieles seiner Helden zum Ausdruck kommt, steckt der deutsche Idealismus den Helden seiner Dichtung ein oft so unerreichbar hohes

Ziel, daß sie leicht im Kampf darum mit ihren menschlich schwachen Kräften zu Grunde gehen. Auch hier ist es wieder der innere ethische Zwiespalt, der Kampf zweier Seelen in einer Brust, der deutsche „zwîvel“, unter dem die deutsche Poesie den Helden am meisten leiden und streiten läßt: von Parzival bis auf Faust und neuere Gestalten ist der innerlich „Zwiespältige“ unzählbar oft als der Typus des deutschen Geisteshelden dargestellt worden. Der deutsche Individualismus und Naturalismus machen das Charakterschauspiel, in dem das Individuum im stetigen Widerstreit seiner natürlichen Neigungen zur Charakterentwickelung kommt, zu der mit Vorliebe gewählten Dramengattung der deutschen Dichtung; der rationalistische und soziale Franzose aber, der am liebsten die Schwächen und Fehler fertiger Menschen in der Gesellschaft aneinanderstoßen läßt, hat die sogenannte Sittenkomödie und das reine Intrigenstück als die ihm eigentümliche dramatische Dichtungsart entwickelt.

Die deutsche Tiefe des Gefühls- und Gedankenlebens, die liebevolle Hingabe an das Einzelne, die Neigung für das traulich Heimische, der Hang zum Mystischen, der hochzielende Idealismus, der weite Flug der Phantasie, aber auch der überstark entwickelte Individualismus, der Hang zum Phantastischen und Barocken, zum verschwommenen Dunkeln und zur Sentimentalität ringen auch in der deutschen Malerei, Plastik und Baukunst nach Ausdruck und Verkörperung. Wie in der Dichtung, so geht auch in der deutschen bildenden Kunst die Wahrheit des seelischen Ausdrucks über die formale Schönheit, wogegen der französische Volkscharakter auch hier vor allem die Verständigkeit und die gefällige Anmut der Erscheinung anstrebt, sei es im Kleinen, sei es im ganz Großen. Der Franzose ist in der bildenden Kunst vorwiegend klar und logisch und neigt zum Tendenziösen; das Gemüt spricht in seiner Kunst wenig mit.

Den monumentalsten Ausdruck hat diese Verschiedenheit der beiden Nationalcharaktere in der Baukunst gewonnen: die frühe Gotik ist französisch trotz ihres germanischen Namens, der romanische Baustil ist deutsch trotz seiner romanischen Bezeichnung. In der Frühgotik zeigt sich der französische Geist in der Logik und wunderbaren Mechanik der Konstruktion, im Sinn für die schöne Form selbst im Großartigen, in der weisen, praktischen Ordnung aller Teile, in der Gesetzmäßigkeit der Ornamentbildung, im himmelstürmenden Aufschwung des religiösen Gedankens im Kirchenbau; erst in der Spätgotik ist dieser Stil verdeutscht worden. Die romanische Baukunst aber offenbart den deutschen Volkscharakter durch die Traulichkeit der begrenzten halbdunkeln Räume, durch die individualistische Regellosigkeit in der Gestaltung oder Anordnung der Teile, durch den ruhigen Ernst des Ganzen, dem sich die Form fügt, durch die naturalistische Freiheit der Ornamentbildung und Farbengebung, durch die vom Gemüt erheischte Konzentrierung des religiösen Gefühls im Kirchenbau und anderes mehr. Ganz ähnliche Wesensverschiedenheit charakterisiert das deutsche und das französische Barock.

Gliedern wir den darstellenden und bildenden Künsten die Musik an, so betonen wir zunächst die Tatsache, daß die Musik die am wenigsten intellektuelle aller Künste ist. Ganz auf sich gestellt, sucht und findet sie ihre Wirkung in der Erregung des Gefühles und des Willens und erst dadurch in der Erweckung von entsprechenden, aber notwendig unklar bleibenden Vorstellungen. Sie symbolisiert die Welt als Gefühl und Wille, nicht unmittelbar als Vorstellung. Ihr Sein und Wirken ist also ganz mystisch. Ihre Ausdrucksmöglichkeit ist unendlich groß, und sie gewährt dem Künstler absolute Freiheit des Schaffens wie dem Hörer absolute Freiheit des Genusses. Kein Wunder, daß das deutsche Gemüt und der deutsche Individualismus sich die Musik so zur Heimstätte gewählt haben wie keine andere Kunst. Und das Höchste, was die Musik überhaupt mit ihren eigenen Mitteln auszudrücken vermag, das hat sie erreicht durch die Schöpfung der

deutschen Symphonie, die mit allen Ausdrucksmitteln der Instrumentalmusik individuelle Seelengemälde bis in die feinsten Züge auszuführen vermag. Das deutsche Lied aber ist wie die deutsche Lyrik das Sondereigentum des deutschen Gemütes; jedes der Innerlichkeit entsprungene deutsche Gedicht läßt sich singen und hat die Melodie seiner Gefühlssphäre. Die französische Musik dagegen ist vor allem intellektuell. Ihr eigentliches Gebiet ist die Spieloper, wo sie mit Worten, also mit Gedanken und ganz bestimmten Gefühlen vereint ist. Und in dieser sprechenden und handelnden Musik sucht der Franzose in erster Linie nach Klarheit der Form, nicht nach Tiefe des Ausdruckes im Heiteren oder im Ernsten, wie ihn die deutsche Musik auch in der Oper anstrebt. Die organische, das ganze Gefühl erfüllende Verbindung aber von Musik und Poesie, wie sie Richard Wagner in seinem „Gesamtkunstwerk" geschaffen hat, konnte nur dem deutschen Volkstum entsprießen und wird, weil kerndeutsch in seinem stofflichen, geistigen und Gefühlsinhalt wie in seiner Formengebung, auch uns allein vorbehalten bleiben.

Es ist natürlich zu erwarten, daß auch im deutschen Rechts- und Wirtschaftsleben, in der Erzeugung, Auffassung und Anwendung des Rechtes und in der Beschaffenheit der wirtschaftlichen Gebilde, der deutsche Volksgeist und die deutsche Volksseele als bestimmendes oder doch wesentlich mitbestimmendes Element zur Erscheinung kommen. Im deutschen Rechts- und Wirtschaftsleben sind die Grundlagen materiell wie in dem aller anderen Völker. Aber ihre Entwickelung vollzieht sich nicht in logischer Folge immer wieder materiell, sondern auch sie erhält ihre Antriebe von dem deutschen Volkstum, das damit dem deutschen Rechts- und Wirtschaftsleben seine nationale Färbung gibt. Keiner hat dies, ohne es unmittelbar zu wollen, so meisterhaft auseinandergesetzt wie Rudolf von Ihering in seinem „Kampf ums Recht", dessen Gedankengang wir hier teilweise folgen; aber in einer Beziehung trägt Ihering allzuviel römisch-rechtliche Auffassung in das deutsche Recht hinein: das ist seine allzu starke Betonung des Individualismus im deutschen Recht und seine zu geringe Bewertung des genossenschaftlichen Zuges, der, wie wir sehen werden, gerade für die deutschen Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse von größter Bedeutung ist.

Im objektiven Recht, in der Summe der vom Staate zur Anwendung gebrachten Gesetze, sieht der Deutsche, von seinem Schaffensdrang ausgehend, nicht das Ergebnis eines unpersönlichen Vorganges, der sich allmählich ohne sein Wissen vollzieht, wie etwa die Bildung der Sprache, sondern das Erzeugnis langen Suchens und Kämpfens, das deshalb lebendig und beweglich bleibt. Das Volk erkennt, daß das objektive Recht in zähem und oft blutigem Ringen von seinen Voreltern und ihm selbst erstritten worden ist und wird, und fühlt sich dadurch aufs engste mit ihm verbunden. Der Deutsche hat zu seinem objektiven Recht ein subjektives, persönliches Verhältnis.

Aber auch im subjektiven Recht, in der Berechtigung einer Person, sieht er nicht einen bloßen Ausfluß des objektiven Rechtes, sondern namentlich ein persönliches, durch sein Wollen und Handeln begründetes Verhältnis. Der deutsche Individualismus, der im starken Persönlichkeitsgefühl ruht, kommt darin voll zum Ausdruck, daß das Individuum im Rechtsstreit sich selbst und seine Ehre einsetzt. In erster Linie treibt nicht das rein materielle Interesse den Deutschen, der sich in seinem Recht verletzt fühlt, zur Prozeßführung, sondern der moralische Schmerz über das erlittene Unrecht. Die Verletzung seines Rechtes empfindet er als eine Mißachtung und Kränkung seiner Persönlichkeit, und diese zu behaupten, ist ihm heilige Pflicht, die natürliche Forderung seiner Selbstachtung. So wandelt sich in seinem Persönlichkeitsgefühl das sachliche Interesse zum sittlichen Interesse. Wer gegen eine willkürliche Rechtsverletzung mit

Einsetzung aller seiner Kräfte vorgeht, einerlei, ob das Objekt gering und die Gewißheit, nur mit bedeutenden Verlusten zu siegen, groß ist, tut dies nicht bloß aus deutscher Kampflust und deutscher doktrinärer Rechthaberei, sondern ebenso oft verfolgt er damit einen idealen Zweck, die Behauptung seiner Persönlichkeit in seinem Recht, was ebensogut deutsch ist.

Nur wenn er kein absichtliches Unrecht voraussetzen kann, wird der Deutsche sein Rechtsgefühl, seine Persönlichkeit nicht gekränkt fühlen und deshalb die Rechtsfrage als reine Interessenfrage behandeln, die auch eine gütliche Verständigung zuläßt. Der deutsche Bauer aber, der sowohl äußerst mißtrauisch ist als auch einen ungemein starken Eigentumssinn hat, will meist von einem gütlichen Vergleich nichts wissen. Dennoch ist der heftige Kampf des deutschen Bauern um sein Eigentum, der oft bis zur wirtschaftlichen Selbstvernichtung geht, keineswegs ethisch verwerflich, denn er verteidigt das Seine nicht bloß, weil es für ihn ein Wertobjekt ist, sondern vor allem, weil es durch sittliche Voraussetzungen, durch seine und seiner Väter eigene Arbeit, ihm gehört. Er verteidigt in seinem sachlichen Eigentum seine ethischen Lebensbedingungen, ebenso wie der Offizier in der Ehre, der Kaufmann im Kredit, der Gelehrte im wissenschaftlichen Ruf u. s. w. die ihrigen verteidigen.

Diese idealistische Auffassung von der Bedeutung des Rechtes fußt ganz auf dem gesunden deutschen Rechtsgefühl, also auf einem mystischen Grund, wie ja der Mystizismus der kräftigste Nährboden aller Ideale ist. Was Recht ist, das vermag dem Deutschen nicht der Verstand, sondern nur das Gefühl zu sagen. Wie das physische Gefühl bei Störung des Organismus Schmerz empfindet, so das deutsche Rechtsgefühl moralischen Schmerz bei absichtlicher Rechtsverletzung. Rechtsgefühl heißt deshalb ganz richtig in unserer Sprache der psychische Urquell alles Rechtes, wogegen Rechtsbewußtsein eine Verstandesabstraktion ist, die wohl der Jurist, aber bei uns nicht das Volk kennt.

Wo aber der Idealismus und das Gefühl das erste und letzte Wort im Recht sprechen, da hat das rein formale Recht, das nur dem Intellekt gehorcht, kein Ansehen. So ist auch in der Übung des rezipierten römischen Rechtes, dessen Aufnahme als vollgültiger Ersatz der unzureichend gewordenen alten deutschen Rechtsnormen eine erzwungene Folge der damaligen elenden politischen und wirtschaftlichen Zustände Deutschlands war, allmählich die Innerlichkeit des deutschen Rechtsgefühls zur Geltung gekommen, doch ohne den praktischen Formalismus ganz bannen zu können, der selbst im modernen bürgerlichen Gesetzbuch noch nicht völlig überwunden ist. Wenn freilich die Unvollkommenheit der vom Staate gepflegten Rechtseinrichtungen dem idealen Rechtsgefühl nicht entspricht und genügt, da kann die deutsche Rechtlichkeit zur Auflehnung gegen das objektive Recht führen. Ja, dieser Widerspruch kann vom ganzen Volk ausgehen und dann Erscheinungen, wie z. B. die Femgerichte und die Fehde, hervorrufen, die als volkstümliche Ersatzmittel der Staatsgesetze das allgemeine deutsche Rechtsgefühl zum Ausdruck bringen und der Gesamtheit nützen, und die zum Teil jene ihre Voraussetzungen, wieder vermöge der konservativen Neigungen des Deutschen, lange überdauert haben.

Dem Deutschen ist das Recht ein in langer Entwickelung und oft unter schweren Kämpfen entstandenes Erzeugnis des Sittengesetzes, eine Einrichtung, die das Verhältnis des Einzelnen zu seinen Volksgenossen regelt und das Höhere, die Genossenschaft in irgend einer Gestalt, dem Interesse des Einzelnen überordnet. Immer betrachtet das deutsche Recht die Beziehungen der Einzelnen zueinander als Beziehungen von Gliedern einer höheren Einheit, der Genossenschaft, zueinander und zum Ganzen selbst, während das römische Recht stets die persönliche Freiheit und Unbeschränktheit des Einzelnen gegenüber dem Ganzen zu wahren bestrebt ist. Im

deutschen Recht geht die Rücksicht auf die Familie, die Sippe, die Standes- und Berufsgemeinschaft, die Gemeinde, den Staat u. s. w., kurzum die höhere Einsicht über das Einzelinteresse. Das römische objektive Recht ist egoistisch und individualistisch, das deutsche aber sittlich und genossenschaftlich, und wo im subjektiven Recht der deutsche Individualismus sich geltend macht, da hat auch er, wie vorhin bemerkt, im Gegensatz zum römischen meist sittliche Motive und Zwecke.

So kehrt der genossenschaftliche Zug, der durch das ganze gesellschaftliche Leben des deutschen Volkes geht, als ein wesentlicher Ausdruck deutschen Fühlens und Denkens auch im deutschen Rechte wieder. Sozial aber im höchsten und edelsten Sinne wirkt der deutsche Idealismus, indem er mit Bewußtsein das Wohl einer größeren Gemeinschaft, in letzter Linie des ganzen Volkes, sich als den höheren Zweck setzt, dem sich das Individuum ein- und unterordnen muß, wenn es als Glied des großen Ganzen bestehen will. Und wenn eine solche Gemeinschaft noch ihre eigenen Ideale auf ihren ethischen Daseinsbedingungen aufbaut, erreicht sie immer Großes, wie die deutsche Geschichte lehrt. In allen sozialen deutschen Gebilden und Einrichtungen, von der Gefolgschaft und Zunft bis zur modernen Genossenschaft und ihren Folgeerscheinungen, siegt immer wieder der deutsche Idealismus über den rein materiellen Egoismus; das materielle Interesse verbindet sich überall mit idealen Zielen zum Heile des Ganzen. Und dieser ideale Zug im deutschen Sozialismus wird wohl auch die ungeistigen Anwandelungen und den dem deutschen Wesen fremden Internationalismus der deutschen Sozialdemokratie überwinden.

*

Am Schluß unserer allgemeinen Betrachtung haben wir aber noch einer Seite des deutschen Volkstums Erwähnung zu tun, die zu den charakteristischsten des deutschen Volkes gehört und dieses durch ihre Rückwirkung auf das Volksleben in unendlich vielseitiger Weise beeinflußt hat: das ist die deutsche Anpassungsfähigkeit in aktiver und in passiver Gestalt. Die aktive Anpassungsfähigkeit, die deutsche Assimilations- oder Angleichungskraft, hat vor allem anderen das deutsche Kulturleben so überaus reich gemacht, wie es nun ist. Der Deutsche ist „erwählt vom Zeitgeist, an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was Schätzbares bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten. Jedes Volk hat seinen Tag der Geschichte; doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit." (Schiller.) Was nur immer dem deutschen Volk aus fremden Kulturen entgegengebracht worden ist — und seine zentrale Lage hat ihm vielseitige Berührung mit der Umwelt in reicherem Maße zu teil werden lassen als anderen, weniger zentral gelegenen Völkern — aus allem hat es die Elemente herausgenommen, die es seinem innersten Wesen verwandt fühlte. Es hat sie sich meist zu eigen gemacht, indem es sie ganz mit seinem Geist und Gemüt durchdrang und sie nötigenfalls innerlich so umbildete, daß sie organisch fest mit dem deutschen, immer frische Säfte spendenden Stamm verwuchsen und nur noch an dem Namen als ursprüngliche Fremdlinge zu erkennen sind. Was aber seinem eigensten Wesen so fremd war, daß es nicht organisch umgebildet werden konnte, das hat die deutsche Volksseele und der deutsche Volksgeist schließlich, wenn auch oft nach langer Duldung, immer wieder ausgestoßen, wie jeder gesunde Organismus einen eingedrungenen nicht assimilierbaren Fremdkörper ausstößt. Verwandt war dem deutschen Wesen z. B. der Geist der Hellenen als reinste Ausprägung arischer Art und das von den griechischen Denkern zur eigentlichen arischen Religion geläuterte Christentum. Was wäre die deutsche Kultur ohne die organisch ins deutsche Gemüts- und Gedankenleben aufgenommenen Teile

des Christentums und der griechischen Kultur! Aber was hat auch das deutsche Volkstum aus Christentum und Griechentum gemacht; wie anders nehmen sich beide in der deutschen Umwandelung aus als z. B. in der französisch-romanischen!

Diese wunderbare Assimilationskraft des Deutschen hat aber, wie jede deutsche lichte Tugend, ihre düstere Gegenseite: die passive Anpassungsfähigkeit, die nicht ergreift, sondern vom Stärkeren ergriffen wird und zur läppischen Ausländerei, ja im äußersten Fall zum gänzlichen Verlust des Volkstums führt. Solange der Deutsche inmitten seiner Nation steht, solange er sich als ein Stück des Ganzen fühlt und in stetiger Wechselwirkung mit dem Ganzen lebt, wird die Anpassungsfähigkeit höchstens zur Ausländerei, am ehesten in solchen Individuen, die ohnehin, unbewußt oder bewußt, kein nationales Rückgrat haben. Wohl kann die Ausländerei auch große Teile des Volkes ergreifen, und sie hat es nur zu oft getan; dann lag es meist an den heimischen politischen Verhältnissen, wenn diese so jämmerlich und ohnmächtig waren, daß jenen Volksteilen jedes kraftvolle fremde Volkstum imponieren konnte, aber am Ende hat sich unser Volk doch immer wieder davon freigemacht. Ganz des deutschen Volkstums verlustig gehen kann doch nur das deutsche Individuum, das, losgelöst von seinem Volk, in der Fremde innerhalb einer fremden Kultur lebt. Dann wird ihm das deutsche Anpassungsvermögen, wie materiell nützlich es ihm auch sein mag, ethisch zum Fluch, denn oft genügen schon wenige Jahre, um aus einem Deutschen einen anempfundenen Engländer, Spanier oder Russen zu machen. Dabei denken wir immer nur an eine wirkliche Umwandelung dieser Anempfinder, nicht an jene albernen Tröpfe, die eine solche Umwandelung bloß heucheln, weil sie im heimlichen Gefühl ihrer geistigen Armut glauben, nun durch fremde Zutaten auf andere und namentlich auf ihre eigenen Volksgenossen den Eindruck eines höheren Wertes zu machen.

Kein Volk ist so anpassungsfähig wie das deutsche, und kein Volk hat dieser Eigenschaft, wenn sie als aktive Angleichungskraft auftritt, so viel zu verdanken wie das deutsche. Kein anderes Volk leidet aber auch so schwer unter ihr wie das deutsche, wenn sie bloße passive Anpassungsfähigkeit bleibt. Und der Verlust ist um so größer, als ja die Deutschen recht eigentlich das Wandervolk sind, das schon deshalb fremden Einflüssen am meisten ausgesetzt ist. Kein Franzose, Spanier oder gar Engländer gibt sein Volkstum in der Fremde so leicht auf wie der Deutsche. Sie alle haben weniger aktives und passives Anpassungsvermögen als wir, aber mehr Nationalbewußtsein und Nationalstolz. Das einzige Heilmittel, das dem deutschen Volk Befreiung von jenem Übel bringen kann, ist auch bei ihm das Wachsen und Erstarken seines Nationalstolzes. Diesen aber kann nur eine lange gemeinsame nationale Geschichte zeitigen, innerhalb deren auch alle anderen nationalen Eigenschaften ausreifen und neue Wurzeln schlagen. Ist das dem deutschen Volk vergönnt, dann muß sich ihm selbst und der ganzen Welt die Erkenntnis von selbst aufdrängen, daß die höchste und schönste Blüte alles nationalen Lebens und damit des Menschentumes selbst das deutsche Volkstum ist:

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

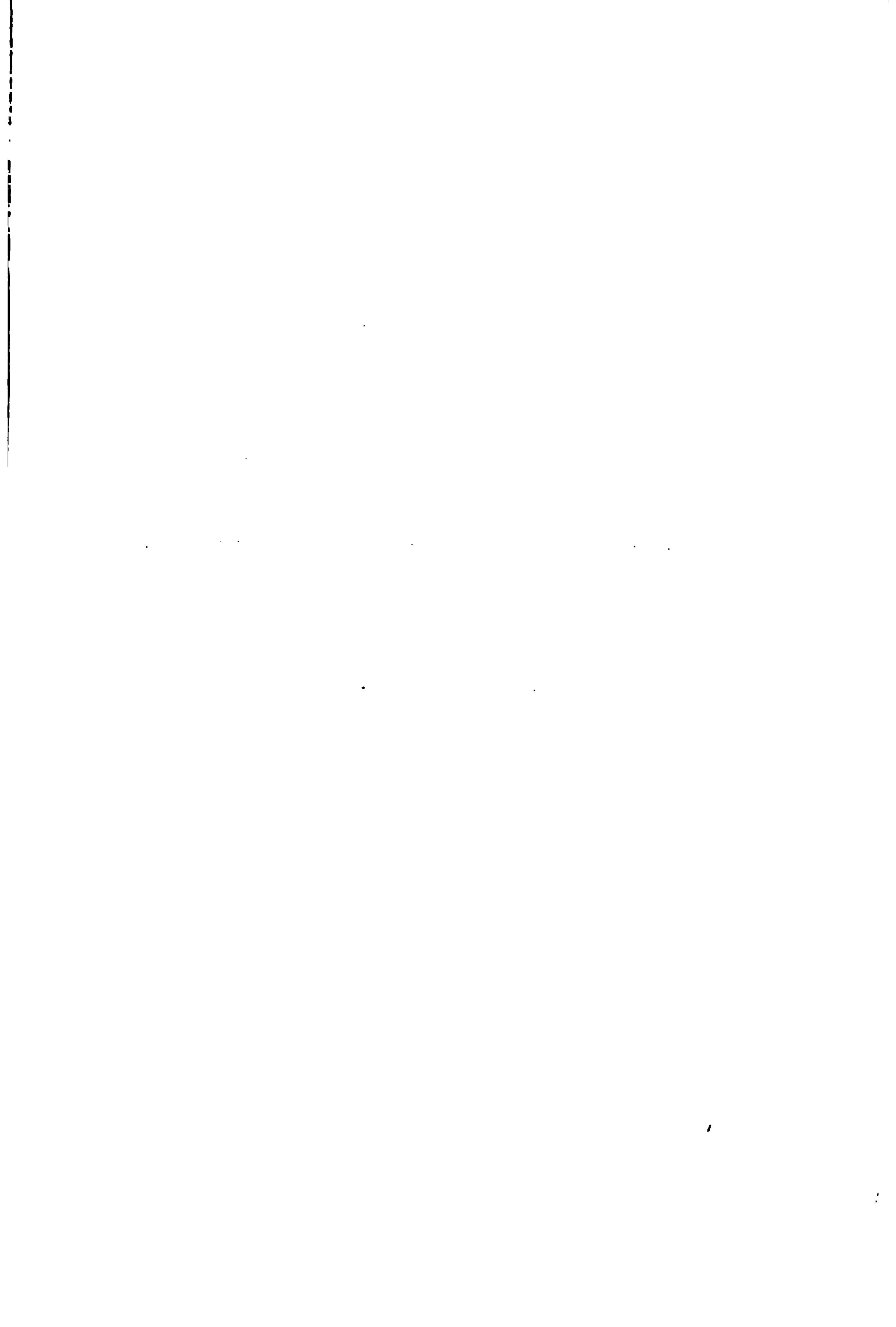
(Geibel.)

2.

Die deutschen Landschaften und Stämme.

Von

Alfred Kirchhoff.



Die deutschen Landschaften und Stämme.

Von Norden nach Süden sind die Deutschen in Mitteleuropa vorgedrungen. Seit sie die noch heute Nord- und Süddeutsche trennende Grenze überschritten, seit sie die Keltenlande bis zur Donau wie links vom Rheinstrom erworben, zuletzt als Sieger über die rätokeltischen Römerprovinzen den Fuß auf die Alpen gesetzt haben, sind sie Herren von fast ganz Mitteleuropa geworden.

In diesem Herzland unseres Erdteils, wie es sich ausdehnt von den schweizerisch-österreichischen Alpenzinnen bis zum belgischen, niederländischen und deutschen Küstensaum, haben sich seit etwa anderthalb Jahrtausenden die Geschicke der Festlanddeutschen vollzogen, nachdem der angelsächsische Zweig im Westen auf den Britischen Inseln eine neue Heimat gefunden hatte, wo er dann zu einem selbständigen Brudervolk heranwuchs. Hinausgezogen sind zwar noch gar manche Scharen der Unsrigen, zumal während der letzten zweihundert Jahre in noch viel weitere überseeische Fernen, andere im Mittelalter wie in der Neuzeit über die Ostgrenze; weit zerstreut wohnen deutsche Siedler in Rußland, in Ungarn, in Rumänien; am treuesten blieben mit uns in geistiger Fühlung die wackeren Sachsen auf dem Hochlandboden Siebenbürgens, unsere größte osteuropäische Kolonie. Jedoch die ganz überwiegende Hauptmasse deutschen Volkes wohnt noch zur Stunde von den Alpen bis nach Schleswig, bis ins belgische Flamland und bis nach Ostpreußen.

In dieses Mitteleuropa, das sich ungefähr deckt mit dem alten Deutschland, dem Gebiet des früheren Deutschen Reiches zur Zeit seiner größten Ausdehnung im späteren Mittelalter, ist das deutsche Volk wie eingegossen. Wir vermögen es uns gar nicht zu denken ohne diese seine Heimat, die sogar in mehr als einer Hinsicht seine wahre Geburtsstätte genannt werden darf. Zunächst steht die Stammesgliederung in offenkundiger Beziehung zur Landesgliederung Mitteleuropas. Wo anders hätten sich Deutsch-Schweizer, Tiroler, Steiermärker und Österreicher, Deutsch-Böhmen, Main- und Rheinfranken, Neckarschwaben neben Pfälzern und Elsässern, Thüringer, Hessen, Niederländer entwickeln können als eben in den Ländern, nach denen sie heißen, oder denen umgekehrt sie selbst erst den Namen stifteten? Denn wer wüßte nicht, daß die singularen Landesnamen auf -en eigentlich pluralische Dative der Volksnamen bedeuten, Hessen z. B. in, zu, unter den Hessen sagen will? Und wie stark der unser Volk in einzelne engere Verkehrsbezirke einhegende Einfluß natürlicher innerer Landesgrenzen gewesen ist, lehrt die Sonderausprägung von Stammesvarietäten, sobald die Volksstämme in Landräumen recht verschiedenartiger Begabung seßhaft wurden, wie Schwaben im Bergland um den Neckar, im Alpenvorland, in der Schweiz, Bayern auf der Hochfläche vor den Alpen und in Tirol, wo sie ihren alten Namen ganz in Vergessenheit geraten ließen. Nur oberflächliche

Beurteilung sieht im neuzeitlichen Herauswachsen Österreichs, der Schweiz, des neudeutschen Reiches und der beiden Königreiche an Rhein- und Scheldemündung aus dem alten Germanien rein geschichtliche Vorgänge, Akte menschlicher Willkür, Wirkungen von Kriegen und Verträgen. Freilich waren es im letzten Ende geschichtliche Ereignisse, die zu jenen Losgliederungen führten. Indessen schon ein Blick auf die Karte verrät, eine wie große Rolle dabei natürliche Abgrenzung und, teilweise hierdurch bedingt, ungleich gerichtete Gravitation wirtschaftlicher Interessen gespielt haben. Ist nicht unser heutiges Deutsches Reich seiner räumlichen Ausdehnung nach fast haarscharf vorgebildet gewesen im Deutschen Zollverein? Und war dieser Zollverein etwa eine geflissentliche Vorbereitung der Abrechnung von Königgrätz oder nicht vielmehr eine ganz friedliche wirtschaftliche Vereinigung verkehrsmäßig, weil geographisch näher verbundener Landesteile Mitteleuropas?

Menschen, die Jahrhunderte hindurch in einem engeren oder auch in einem weiteren Verkehrskreis leben, dasselbe Land oder innerhalb desselben die nämliche Landschaft bewohnend, verähnlichen sich nicht bloß durch den täglichen Umgang miteinander, wachsen nicht allein immer mehr zusammen durch Blutmischung, durch gemeinsame Schicksale in Freud' und Leid, sondern sie stehen auch beständig unter den gleichen Anregungen der Landesnatur zum Schaffen auf allen Gebieten des materiellen Daseins, unter den gleichen Einwirkungen der natürlichen Umgebung auf Leib und Seele.

Inwieweit das von Mitteleuropa und dem deutschen Volke gilt, soll auf den nächsten Blättern in flüchtigen Skizzen zu zeichnen versucht werden. Nicht die Landschaften, nicht die Stämme als solche sollen Gegenstand unserer Betrachtung sein, nur die Wechselwirkungen zwischen jenen und diesen.

I. Die Alpen.

Von den vier westöstlich sich erstreckenden Gürtelstreifen, in die das europäische Herzland sich zerlegt, ist der breitgelagerte Hochgebirgswall seines Südens vor allen übrigen durch Sonderbegabung ausgezeichnet. Nur hier erhebt sich der Boden bis in die Region des ewigen Schnees, nur hier ziehen aus Firnmulden der Hochkämme Gletscher zu Tal, nur hier schaltet sich zwischen den tannendunkeln Wald des unteren Gehänges und die scharfzackige, firnbedeckte Zinnenkrönung des Gebirges die Welt der sattgrünen Alpmatten ein, die freilich bloß zur Sommerszeit der grünen Unterstufe angehören, im Winter dagegen dauernd in das nämliche Schneegewand sich hüllen wie die Kämme und Gipfel. Wohl sind unsere Alpen wohnlicher als andere Hochgebirge und auch von Natur besser aufgeschlossen für den Verkehr durch die Fülle ihrer Täler, die wie ein künstlich ersonnenes Wegenetz von Längs- und Querstraßen sich über das Ganze breiten; doch zu seßhaftem Landbau eignet sich eben meist nur die Talsohle und der angrenzende Unterstreifen der Talgehänge, über den die vieltausendjährige Verwitterung fruchtbare Erdkrume von den Höhen niedergespült, hiermit zugleich die Böschung ermäßigt hat. Gleich darüber folgt Wald und Grasland, nackter Fels mit steiler Wand, an der die Gemsen klettern, Adler und Geier horsten. Großartig macht sich vor allem das Wetterspiel geltend: der prachtvolle Farbenwechsel des Firmaments in der klaren, reinen Höhenluft beim Auf- und Untergang der Sonne, dessen Widerschein im Alpenglühen, die Regen- und Schneefälle, von denen die Gletscher wie die Tausende niederrauschender Bäche, die wasserreichen Seen künden, die majestätischen, erschreckend plötzlich hereinbrechenden Gewitter, so oft von vernichtendem Hagel, alles vor sich wegfegendem Niedergang von Schlammströmen begleitet, die die wohlbestellte Talflur

vermuhren, der mit Feuersgefahr drohende, als „Schneefresser“ dem Alphirten willkommene Föhn, endlich der jäh und unbarmherzig niedersausende Würgengel der Lawinen.

Diese Eigenart der Natur hat sich offenkundig umgeprägt auf die Bewohner; darüber sind sogar die Stammesunterschiede gutenteils verschwunden. Zwei deutsche Volksstämme hauptsächlich haben von den Alpen Besitz ergriffen: in der Schweiz und in Vorarlberg sowie im Algäu, dem Quellgebiet der Iller, sitzen die Schwaben; dann folgen ostwärts auf reichsdeutschem und österreichischem Boden die Bayern. Aber so gleichartig hat auf beide die Alpennatur gewirkt, daß sie sich in ihrem ganzen Sein weit von ihren außeralpinen Stammesgenossen unterscheiden, hingegen als Alpendeutsche in unserer Betrachtung an dieser Stelle zusammengefaßt werden dürfen.

Der Körperbau ist in der gesunden Höhenluft durchschnittlich ein kräftiger, zumal da der Älpler durch seine tägliche Beschäftigung heilsam darauf gewiesen wird, die balsamische Luft im Freien tüchtig einzuatmen. Fast jeder Weg bedingt starkes Steigen, mithin größere Körperanstrengung, intensivere Lungentätigkeit, lebhafteren Stoffwechsel. Mächtig runden sich bei beständiger Übung der Steigmuskeln die Waden, doch auch die übrige Muskulatur ist wohlausgebildet, nicht minder solid der Knochenbau; Fettleibigkeit findet man nur bei Leuten, die viel sitzen, z. B. Gastwirten, denn die Hochgebirgsluft zehrt ähnlich wie die Wüstenluft. Ob das alpine Klima zusammen mit dem gesunden Leben im Gebirge den Höhenwuchs fördert, ist eine noch nicht spruchreife Frage. Man kennt ja die Riesen von Tölz und verdankt der bayrischen Militärstatistik die merkwürdige Einsicht, daß die Rekruten schwäbischen wie bayrischen Schlages schon auf der Hochfläche vor dem Alpenfuß höheren Durchschnittswuchs zeigen, je mehr man sich dem Gebirge nähert; und in der Tat breitet sich der „Bergwind“ der Alpen besonders an klaren Tagen in regelrechter Ablösung des „Talwindes“ weit über das flache Vorland. Die Algäuer Schwaben im Unterland sind minderwüchsig und schwächlicher, die im alpinen Oberland, aufwärts von Sonthofen, im südlichsten Zipfel des Deutschen Reiches, groß und breitschulterig, Urbilder von sehniger Kraft. Was für große und zugleich schöne Männer und Frauen bewundert man im Berner Oberland! Wandert man indessen hinüber nach dem Schwyzer Alpengau, so sieht man zwar auch einen echt deutschen Typus mit dunkelblondem Haar, offener, schöngewölbter Stirn und heiterem Auge, doch die Gestalten sind nur von mittlerer Größe, obwohl stämmig, breitbrüstig. Es ist da schwer zu ermessen, wie viel Anerbung und Blutmischung, wie viel anderseits Einfluß der Naturumgebung für den Grad des Höhenwuchses bedeutet.

Daß die Alpendeutschen nicht ganz einheitlich in ihrer Abkunft sind, gewahrt jeder aufmerksame Beobachter. Wie die Trachten, so plötzlich wechseln mitunter die Gesichter von Tal zu Tal. Doch ob der Gesichtsschnitt feiner oder gröber ist, regelmäßig spricht sich im Antlitz Gesundheit, Klarblick und Verstand aus. Natürlich sehen wir dabei ab von jenen Tälern der Schweiz, Salzburgs, Steiermarks, wo rätselhafte, wahrscheinlich im Grund- und Trinkwasser verborgene Krankheitskeime jetzt die deutschen Bewohner mit Kropf und Kretinismus traurig häufig behaften wie vor zwei Jahrtausenden die rätischen und keltischen. Das gesunde, blühende Aussehen des normalen Alpendeutschen wird wesentlich gehoben durch das frische Wangenrot, die leichte Bräunung des Gesichts zufolge der reichlicheren Pigmententwickelung der Haut in der stärker leuchtenden Sonne. Daß dabei gar nicht die Wärme, sondern nur das in der dünnen, trockneren Höhenluft so viel weniger abgestumpfte Licht der Sonnenstrahlen wirkt, erkennt man am besten an den Alpenführern, die bei monatelangem Aufenthalt in der Eiswelt von Firn und Gletschern indianerhaft braunrote Gesichtsfarbe bekommen. Auge und Ohr wird geschärft durch die den Hochgebirgler stetig umschwebenden Gefahren; er muß seine Sinne allezeit spannen,

um sicheren Schrittes im wilden Gebirge, an ragender Felswand, über dem tosenden Wildbach seinen Weg zu finden oder der unvorhergesehen hereingebrochenen Lebensbedrohung durch Wetterkatastrophen mit Geistesgegenwart zu entgehen. Schwindelfrei und elastischen Schrittes, scheinbar gemächlich achtlos, dabei aber mit gewohnheitsmäßiger Bedachtsamkeit wandelt der Gebirgssohn am Abgrund auf jähem Pfad. Fernblick wird gezüchtet durch Anpassen des Auges an Sehweiten, die dem Menschen der Niederung mit ihrer dunstigeren Luft gar nicht vorkommen; tritt dazu, wie beim Schützen, die absichtsvolle, gehäufte Spannung des Blickes auf ferne, nicht leicht erkennbare Ziele, so entfaltet sich auf dem nämlichen Züchtungswege wie beim Prärie-Indianer ein wahres Falkenauge. Und mit der wilden Tochter der Prärie vermag sich die Deutsche der Alpen mitunter auf einem gar anderen Feld zu messen, auf dem sich die heroische Kraft eines kerngesunden Volksschlages besonders ergreifend bekundet. Wie es George Catlin bezeugt, daß eine in offener Prärie Mutter gewordene Indianerin nach kurzer Rast wieder das Roß bestieg, den eben geborenen Säugling im Arm, so soll es im Sernftal mehrfach sich ereignet haben, daß Frauen, die fern vom heimischen Herd von ihrer schweren Stunde überrascht wurden, unterm Himmelszelt im Gebirge mit dem Neugeborenen nächtigten und anderen Tages rüstig das Kind meilenweit nach Hause trugen. Von den Glarnerinnen wird versichert, daß sie ohne jegliche Gesundheitsschädigung oft schon am dritten oder vierten Tage nach dem Kindbett wieder ländlichen Arbeiten nachgehen.

Den Hausbau und nebenbei die Tracht veranschaulicht das nebenstehende Bild. (S. die beigeheftete farbige Tafel „Oberdeutsche Siedelung".) Wir befinden uns da auf oberbayrischem Boden dicht an der Tiroler Grenze, in Mittenwald, unweit dem linken Ufer der Isar, die hier aus ihrem Quellbezirk nördlich von Innsbruck nach Umschwenken aus dem West- in den Nordlauf zwischen den Kalkfelsschroffen des Karwendel zur Rechten, des Wettersteingebirges zur Linken eben von Scharnitz her Bayern betreten hat. Einst lag der Ort, wie sein Name meldet, mitten im Scharnitzwald, der hier stundenweit die Isar begleitete. Der Wald ist nun längst aus der Umgebung geschwunden; in offener Wiesenflur liegt Mittenwald als ansehnlicher Marktflecken an der seit alters viel begangenen Straße, auf der man von München durch den Scharnitzpaß „ins Tirol" gelangt. Im Mittelalter ging hier eine wichtige Handelsstraße vom Brenner her durch, auf der die morgenländischen Waren aus der Lombardei über Innsbruck gen Augsburg verfrachtet wurden. Mittenwald selbst bekam auf diese Weise reiche Kaufmannshäuser, und noch heute erhält der Rokokostil und farbenreicher Bilderschmuck an Kirche und Wohnhäusern ebenso wie in anderen Alpenstädten, über die einst Hauptstraßen den „lombardischen Birg" — so nennen mittelalterliche Städtechroniken die Alpen — durchquerten, die Erinnerung an Italiens Kunstanregungen wach.

Uns aber fesselt vornehmlich die Eigentümlichkeit der Hausbauten. Hier am Marktplatz stehen sie freilich städtisch beisammen, so daß wir außer bei dem einen Eckhaus immer nur die Giebelseite schauen. Diese ist bei ihnen allen der Straße zugekehrt; der Giebel zeigt stumpfen Winkel, denn das Dach, das weit über die Wandfläche übergreift, ist sanft abgeschrägt; es ist mit Schindeln gedeckt und mit Steinen beschwert, die durch übergelegte Holzlatten gehalten werden. Für Ablauf des massenhaften Regens sehen wir allerwärts reichlich gesorgt; die weit vorragenden Dachrinnen des Posthauses sind vorn durch Schnitzwerk verziert, ähnlich wie das Gebälk am Giebel nicht ohne mehrfache Ausschmückung geblieben ist. Fein städtisch nehmen sich die schmucken Erker aus, grün eingedeckt gleich dem Kirchturm, und die fast ganz uniformen grünen Fensterläden, die im südlichen Mitteleuropa überhaupt, ob grün oder weiß, so viel allgemeiner begegnen

Oberdeutsche Siedelung: Der Marktplatz von Mittenwald an der Isar.

um sicheren Schrittes im wilden Gebirge, an ragender Felswand, über dem tosenden Wild[illegible] seinen Weg zu finden oder der [illegible] hereingebrochenen Lebensbedrohung du[rch] Wetterkatastrophen mit Geistesgegenwart zu entgehen. Schwindelfrei und elastischen Schri[ttes] scheinbar gemächlich [illegible] mit gewohnheitsmäßiger Bedachtsamkeit wandelt der Gebirgssohn am Abgrund [illegible]. Fernblick wird gezüchtet durch Anpassen des Aug[es] an Schweiten, die [illegible] mit ihrer dunstigeren Luft gar nicht vorkomm[en] [illegible] tritt dazu, wie beim [illegible] gehäufte Spannung des Blickes auf ferne, n[icht] leicht erkennbare [illegible] dem nämlichen Züchtungswege wie beim Prä[rie-] Indianer ein [illegible] der wilden Tochter der Prärie vermag sich [illegible] Deutsche der Alpen [illegible] Feld zu messen, auf dem sich die hero[ische] Kraft eines [illegible] bekundet. Wie es George Ca[tlin] bezeugt, daß [illegible] Indianerin nach kurzer Rast wieder [illegible] Roß bestieg, den [illegible] im Arm, so soll es im Sernftal mehrfach sich ere[ignet] haben, daß [illegible] von ihrer schweren Stunde überrascht wurden, [illegible] nächtigten und anderen Tages [illegible] [illegible] Von den Glarnerinnen wird versichert, daß sie [illegible] am dritten oder vierten Tage nach dem Kindbett wie[der] [illegible] nachgehen.

Den Hausbau und [illegible] die Tracht veranschaulicht das nebenstehende Bild. (S. [illegible] farbige Tafel „Oberbayrische [illegible]". Wir befinden uns da auf oberbayr[ischem] Boden [illegible] Grenze, in Mittenwald, unweit dem linken Ufer der Isar, die [illegible] nach Umschwenken aus dem West- in den Nord[illegible] zur Rechten, des Wettersteingebirges zur Lin[ken] [illegible]. Einst lag der Ort, wie sein Name meldet, mitte[n] [illegible]. Der Wald ist nun längst aus[illegible] liegt Mittenwald als ansehnlicher Marktflec[ken] [illegible] Straße, auf der man von München durch den Scharnitz[illegible] eine wichtige Handelsstraße vom Brenner [illegible] der Lombardei über Innsbruck gen Augsbu[rg] [illegible] auf diese Weise reiche Kaufmannshäuser, [illegible] Bilderschmuck an Kirche und Wohnhäusern. [illegible] Hauptstraßen den „lombardischen Bu[illegible] [illegible] durchquerten, die Erinnerung a[n] [illegible]

[illegible] der Hausbauten. Hier am Marktpl[atz] [illegible] bei dem einen Eckhaus immer nur [illegible] Straße zugekehrt; der Giebel zeigt stumpfen [illegible] übergreift, ist sanft abgeschrägt; es ist mit [illegible] die durch übergelegte Holzlatten gehalten werden. [illegible] reichlich gesorgt; die weit vorragenden [illegible] Schnitzwerk verziert, ähnlich wie das Gebälk am [illegible] ist. Fein städtisch nehmen sich die schmucken [illegible], und die fast ganz uniformen grünen Fenster[illegible] ob grün oder weiß, so viel allgemeiner begegnen



Oberdeutsche Siedelung: Der Marktplatz von Mittenwald an der Isar.

Nach einem Aquarell von Hans Kaufmann.

als im Norden und das größere Verlangen nach Schatten in der heißen Sommerzeit verraten. Städtisch ist nicht minder der saubere Tünchüberzug der Hauswände, dem wir mehrfach hübsche Freskogemälde aufgetragen sehen. Sie stellen heilige Dinge dar, wie wir auch neben dem Laubenvorbau des Gasthofes zur Post an mittlerer Wandhöhe eine Mutter Gottes in der Nische unter dem „Dachl" bemerken; weilen wir doch im katholischen Süden. Ländlich dagegen mutet uns der mit Rindern bespannte Heuwagen beim Laufborn mit dem Tränktrog an, ebenso das freie Umherwandern anderer Rinder, wie solche in langen Reihen und mit wohlabgestimmtem Schellengeläute jeden Morgen durch Markt und Gassen zur Weide ziehen, jeden Abend ungeleitet sich heimfinden. Bei der gelben Postkutsche stehen zwei Mittenwalderinnen unter dem roten Regenschirm, der sie augenblicklich nur beschatten soll, in älplerischer Tracht: Kremphut, kurzem Rock, Mieder und halbbloßen Armen. Von den beiden Männern, die mit ihnen reden, will der eine wohl eben zur Jagd ins Gebirge klimmen; darauf weist die Doppelflinte am Ledergurt über dem Arm, der Rucksack und der mit Stahlpickel versehene Alpenstock; er trägt die Spielhahnfeder am grünen Jägerhut, die wetterfeste Lodenjuppe, kurze Beinkleider aus Gemsleder, „Beinhösel", d. h. Wadenstrümpfe ohne Fußsocken, und derb benagelte Bergschuhe. (Vgl. Fig. 1 und 2 der Tafel bei S. 71.)

Was nun ist an alledem naturbedingt? Um das zu prüfen, ziehen wir lieber selbst hinaus in die Berge. Da erblicken wir das freistehende echte deutsche Alpenhaus, das man so töricht das Schweizerhaus nennt, als käme es nur in der Schweiz, dort aber überall vor. Weit verzettelt liegen gewöhnlich die Gehöfte durch das Tal und über die Berghänge hin, wie ja schon der alte Germane Einzelsiedelung vorzog, um Ellbogenfreiheit zu genießen. Von frischgrüner Matte heben sich die wetterbraunen Häuser malerisch ab; sie stellen noch großenteils das altdeutsche Blockhaus dar, errichtet aus übereinandergelegten und an den Ecken ineinandergefügten Balken. Holz ist im Waldgebirge billig zu haben, und eine dicke Holzwand schirmt die Insassen gut vor Hitze wie Kälte und trocknet rasch auch nach dem ärgsten Gewitterguß. Rücksicht auf Wind und Wetter liefert ganz besonders das Motiv für die Eigenart des deutschen Alpenhauses. So erst verstehen wir, was die ausladenden Dachränder, die stumpfen Giebel sollen. Da zieht um das freistehende Gebirgshaus ein luftiger Gang mit oft hübsch ausgeschnitztem Holzgeländer, ein Altan, an mehreren Seiten des Oberstockes hin; hier trocknet man die vom häufigen Regen so viel benetzten Geräte und Kleidungsstücke, häuft wohl auch allerhand Vorräte, die lufttrocken werden sollen, hier auf. Zum Schutz dieser Umgänge dient nun der Dachvorsprung. Letzterer böte aber dem im Hochgebirge seemäßig heftigen Windstoß eine erwünschte Handhabe, das Haus abzudecken, zumal da das Dach im eisenarmen Gebirge meist nur lose aufgelagerte, nicht eingenagelte Schindeln aufweist. Darum die Steinbeschwerung und, damit die Steine nicht abrollen, die sanfte Dachböschung, die freilich keinen großen Bodenraum gestattet, was wieder zum Verwenden des Altans fürs Trocknen hindrängt. In den an Eisenerz reichen Alpengauen, z. B. in Steiermark, nagelt man das Holzdach; gleich erblickt man da auch steilere Dachböschung, höhere Giebel, schmälere und seltenere Freigalerien.

Im höheren Gebirge liebt der Bewohner die Sonnenseite. Wo Dorfgemeinden sich weit über Talgehänge von wesentlich verschiedenartiger Auslage zum Tagesgestirn ausdehnen, da gewahrt man in der Regel die sonnigere Gehängeseite mit zahlreicheren Gehöften besetzt. Auch der vordere Hausraum, der die Wohnstube einschließt, wird gern dem Süden zugekehrt. Steigt der Wanderer das Tiroler Ötztal von Norden her hinan, so meint er lauter braune Blockhäuser ohne Mauerwerk zu sehen; wandert er umgekehrt das Tal von Süden aus hinab, so blicken

ihm freundliche, weißgetünchte, massive Bauten entgegen. Das eine Mal treten die hinteren, aus Gebälk aufgezimmerten Räume, Stallungen und Scheunen, zur Schau, das andere Mal die gemauerten Wohnräume der nämlichen Häuser mit südlicher Auslage.

Über die Auswahl der Tracht verfügt auch in den Alpen die Mode. Alte Bildnisse überführen uns, daß trotz der sonstigen treuen Anhänglichkeit am Hergebrachten unsere Hochgebirgler mit den Jahrhunderten die Moden wechseln. Hat doch der Krieg von 1870 in den Alpen Bayerns den sonst keineswegs alpenhaften Vollbart, wie er den tapferen „blauen Teufeln" während des Feldzugs sproßte, beliebt gemacht. Mitunter meint man in der ländlichen Kleidersitte des Gebirges Überlebsel längst abgelegter veralteter Trachten des Stadtvolkes zu erkennen (vgl. Fig. 16 der Tafel bei S. 71); schön sind sie nicht alle, auch nicht alle zweckmäßig, so wenn in Sommerglut die Oberinntalerin in lastender Bärenmütze, die Vorarlbergerin des Bregenzer Waldes in der schattenlosen kleinen Kegelhaube aus dickem, schwarzem Wollenstoff einherschreitet. Indessen gerade diesem bunten Trachtenwechsel nach Zeit und Ort gegenüber erweckt die Beobachtung Interesse, daß auch hier geographische Grundmotive unverändert hindurchklingen. Der gegen Sonne und Regen das Gesicht schützende breitkrempige Filzhut, „der Tiroler", von beiden Geschlechtern getragen, ist entschieden die der Natur am besten sich anschmiegende Kopfbedeckung der Älpler; dazu gesellt sich der weit ausspannende Regenschirm („das Regendach"), der den Schritt nicht hindernde kurze Rock des Weibes und das den Armen zur Feld- und Stallarbeit Bewegungsfreiheit lassende Mieder, beim Mann die dem altdeutschen Wams verwandte Juppe, die gegen Wetter schirmt, ohne die Behendigkeit zu hemmen, der eisengeschützte Bergschuh und die Zerlegung des Beinkleides in seine altgeschichtlichen Hälften zum Freilassen des Kniees für rüstiges Steigen. Merkwürdig darf es dünken, daß die Tiroler noch heute „die Bruch", d. h. das Schenkelbeinkleid, neben der Wadenhose tragen wie die Germanen, wenigstens die Franken, zu Karls des Großen Zeit. Jedoch liegt darin wohl weniger das bloße zähe Weiterleben des Alten in der Stille entlegener Alpentäler als eine ganz verständige Anpassung alter Gewohnheit an alpine Lebensbedingungen. Das nackte Knie ist geschichtlich nicht verbürgt aus der Zeit, da unsere Altvorderen noch die halbierte Beinbekleidung trugen; es ist in ganz Europa ausschließlich deutschalpin und schottisch. Und auch die hosenlosen schottischen Hochländer haben zwar nicht hoch, aber viel und steil zu steigen.

Auch in der Sprache hat der Alpenschutz gar viel Altertümliches bewahrt, sowohl in Wortform als in Wortbedeutung. Klänge aus Urgermanenzeit dringen da an unser Ohr. Wer denkt bei uns außer dem Sprachvergleicher an Urverwandtschaft von Deutsch und Griechisch, wenn er das Wort „Fichtenbaum" hört? Tirolisches „Feuchte" aber erinnert sofort an griechisches *πεύκη* (peuke). Und wie naiv berührt das nur in unserer Auffassung grotesk klingende Wort, das uns ein braver Tiroler Dorfwirt sagte, als er eine eben hingesetzte Wasserkaraffe mit einer anderen vertauschte: „Die hat a Kluft (einen Sprung)"! Sonst wäre hinsichtlich der Sprech- und Sangesweise der Alpendeutschen nur noch auf ein wohl bisher gar nicht gestelltes, geschweige denn gelöstes Problem hinzudeuten: ob nämlich die Hochgebirgsluft, wie sie doch allein hier seit so langer Zeit von Deutschen geatmet wird, auf den Kehlkopf in irgend einer Weise umbildend gewirkt hat. Wer erinnert sich nicht, wenigstens aus Konzerten, des volltönenden Alt der Tirolerinnen oder Steiermärkerinnen? Gute Altstimmen gibt es bei deutschen Frauen und Mädchen auch sonst, wo aber so allgemein wie in dem echten Alpenland Tirol oder in der schönen grünen Steiermark? Namentlich beim Schweizerdeutschen sind die K-Laute in hart aus tiefer Kehle vorgestoßene Ch-Laute verwandelt. Geradezu ans Arabische klingt das

rauh guttural gesprochene ch im schweizerischen „i chumme" (ich komme), „chli" (klein), „Chille" (Kirche) und so weiter.

Allbekannt ist die Herrschaft, die unser Hochgebirge von jeher auf die Wirtschaftsweise seiner Bewohner geübt hat. Manche Talböden sind ja überschwenglich reich an Feldfrucht; da sieht man wie in Italien die dunkelgrünen Breitblätter des ausreifenden Maises zu Tausenden in glühendem Sonnenschein erglänzen, zur Seite prangende Weingärten, Walnuß-, ja Mandel- und Feigenbäume. Das aber sind Oasen in der schönen Wildnis von Wald und Grasflur, Fels- und Firnöde. Der Mensch ist tief eingedrungen in diese Wildnis, doch in gartenartigen Kulturboden vermag er sie nie umzuschaffen. Er nutzt sie aus als Jäger, als Holzfäller und kühner Holzflößer, vor allem als Viehzüchter. Das Rind ist auch für den deutschen Älpler beinahe das, was das Renntier für den Samojeden bedeutet. Die zahllos über die Grasfluren verteilten Heustadeln sind das allgegenwärtige Landschaftsabzeichen des Fleißes, mit dem die Gebirgsbewohner für ihr Vieh sorgen. Die Satzungen über die Grasnutzung auf der Alm bilden eine gewichtige Grundlage für Rechtswesen und Gemeindeverfassung. Der Frühlingsauszug der Senner auf die schneefrei gewordene Hochweide, das ungebundene, aber auch arbeits- und gefahrvolle Leben in der Sennhütte, der herbstliche Heimtrieb der Herde sind der letzte Rest altgermanischen Halbnomadentums. Die köstliche Milch, die von dem unvergleichlich würzigen Gras und Kraut der Almen stammt, hat die Käserei der Alpendeutschen zu hoher Blüte gedeihen lassen. Doch hier wird ein seltsamer Unterschied ersichtlich zwischen Schwaben und Bayern: nur die findigen, betriebsamen Schwaben in der Schweiz wie in Vorarlberg und dem Algäu verstehen sich auf die Kunst, denjenigen Käse zu bereiten, der als Schweizerkäse Weltruf erlangt hat und Gegenstand des Welthandels geworden ist. Im Algäu hat die umfassende Alpwirtschaft die falben Feldstreifen fast ganz aus dem Mattengrün der Landschaft verbannt und zu gunsten der Alpweide selbst den Wald dermaßen zurückgedrängt, daß er weniger als ein Viertel der Fläche bedeckt, was doch sonst sogar das deutsche Mittelmaß der Waldausdehnung ungefähr bezeichnet; auf die Ackerflur aber entfallen nicht einmal voll zwei Prozent des Raumes, weniger als irgendwo anders in Deutschland. Vorwiegender Viehzuchtbetrieb macht den Alpengürtel zu der am undichtesten bewohnten und städteärmsten der vier Zonen Mitteleuropas.

Steinkohlen mangeln unseren Alpen so gut wie ganz; ragende Fabrikschornsteine gehören daher nicht zur Landschaftsausstattung, rußiger Qualm verhüllt die Siedelungen nicht. Wohl ist schon seit alters in den östlichsten Alpenländern ob ihrer Salz- oder Erzschätze Montanindustrie heimisch, und die Alpenschweizer schreiten vorbildlich voran in Übertragung der Kraft ihrer rauschenden Bergwasser auf die Räder ihrer Spinn- und Webemaschinen. Andauerndes Sitzen bei der Arbeit im kasernenhaften Fabriksaal steht jedoch nicht im Einklang mit dem Naturell des Älplers, der zwar die Arbeit durchaus nicht scheut, vielmehr gern tüchtig zupackt, aber nicht wie die Ameise sein Leben in eitel Mühsal aufgehen lassen mag. Er will auch froh genießen; selbst den Fleißigsten wandelt leicht eine Blaumontagslaune an. Nach altererbter Neigung zieht er die Arbeit im Freien vor; lieber trotzt er des Wetters Unbilden, als daß er verzichtete auf den Hauch der Freiheit in der herrlichen Natur seiner Berge, die er mit gesunder Sinnlichkeit und tiefem Gemüte liebt, ohne darüber sentimental oder träumerisch zu werden. Aufmerksames Betrachten der Natur, zu dem er von Jugend an durch den Kampf ums Sein gezwungen wird, läßt ihn erfinderisch werden in technischer Verwertung der Naturkräfte. Man denke sich nur ja nicht unter diesen vierschrötigen Alpenmenschen plumpe, stumpfsinnige Bauerntölpel! Da überrascht man einen Sennen, wie er seine Butterfässer an eine Achse reiht, um sie vom Bache drehen zu

lassen, der vom Fels bei seiner Hütte niederjagt; oder man begegnet hoch im Gebirge einem Wanderdrechsler, der seine Drechselbank immer da vom Wildbach bedienen läßt, wo das beste Holz für Drechslerei wächst; wieder wo anders setzt ein Rädchen, unter einer laufenden Brunnenröhre angebracht, durch sein Gestänge die Wiege eines Kindes in Bewegung, das in sanftem Schlummer wohligste Bergluft schlürft, während der Nachbar Kupferschmied die Wassertriebkraft ausnutzt, um mit größeren Wasserrädern Hammerwerk und Schleifmühle in Bewegung zu erhalten.

Hat man erst erkannt, wie irrig die Ansicht ist, der Alpenbewohner habe keinen Sinn für Naturschönheit, weil er über sie nicht schwärmt, so wird man geneigt, einen ursächlichen Zusammenhang zu erblicken zwischen dieser hehren Anmut des Hochgebirges, die er stetig vor Augen hat, und seiner ausgeprägten Vorliebe für das Schöne überhaupt, in Formen, Farben oder Tönen, für eigene Kunstbetätigung. Viehwarten und ästhetisches Schaffen scheinen wenig verträglich miteinander; indessen wie geschmackvoll weiß die schwielige Faust des Holzknechtes oder des Sennen die sorgsam gepreßten Alpenblumen zu gemäldeartigen Sträußen und Kranzgewinden sauber auf der Papierunterlage zu vereinen, wie kunstgerecht führt der Appenzeller, der Toggenburger Sennhirt zur Winterszeit die reizendsten Weißstickereien aus! Der nirgends mangelnde Vorrat guter Schnitzhölzer hat sehr allgemein Kunstschnitzerei angeregt, von der ganze Talschaften großenteils leben. Es gibt keinen Teil Mitteleuropas, wo die natürliche Begabung für allerlei Kunst so verbreitet wäre unter dem Volke wie in den Alpen. Wird aber dieses Talent zu künstlerischem Schaffen von Geschlecht zu Geschlecht tatsächlich geübt, so muß es sich auf dem Wege der Vererbung steigern. Mag es ein Zufall sein, daß Mozart von Geburt Salzburger war; aber die hohe Begabung zahlreicher ausgezeichneter Skulpturkünstler und Maler wurzelt unzweifelhaft im Mutterboden der Alpen, wenngleich die schulmäßige Ausbildung des Talentes anderwärts erfolgte, wie bei einer Angelika Kauffmann in Rom, bei einem Defregger in München. Der katholische Ritus mit der Gemälde- und Figurenfülle seiner Andachtsstätten, mit seinen farbenreichen Aufzügen paßt so recht in diesen Einklang einer die Sinne reizenden Landschaft und eines lieber künstlerisch gemütvoll genießenden als abstrakt denkenden Volkes.

Der Musik sind die Älpler leidenschaftlich zugetan. Das hängt mit ihrem Frohsinn zusammen, und der wieder mit der Freude am Gelingen, die das mühe- und gefahrvolle Leben im Gebirge häufiger kosten läßt, auch mit der die Gesundheit förderndem Lebensführung. Der schrille Pfiff, das gellende Gejauchz hallt von der Bergwand im Echo wider, als freue sich die Natur selbst über den munteren Burschen. Auch um Signale in die Ferne über die Abgründe hin zu geben, wurden von jeher wie auf den Kanarien jene akustischen Kundgebungen benutzt, vornehmlich sind sie aber unwillkürliche Äußerungen frohmütigen Herzens. Das ist echt älplerisch, auch bei der Arbeit zu pfeifen oder zu jodeln. Der Knecht, der mit seinen Ochsen am Pflug in tauiger Frühe aufs Feld zieht, pfeift sein Lied, wie der Holzknecht Juchzer und Jodler erklingen läßt, wenn er, die Axt über der Schulter, den Waldweg hinanklimmt. Auf der Dreschtenne, um den Heuwagen her kann man oft genug launige Hin- und Widerrede vernehmen, der es nur am Reim fehlt, um als lustiges Schnaderhüpfel zu erscheinen, dem die Melodie dann von selbst kommt. Gesang und heller Zitherklang tönen aus der ärmsten Hütte, verschönern jedes Fest. Ihnen gesellt sich der Tanz, der bei den eisenbeschlagenen Gebirgsschuhen sich wie ein lauter Taktschlag zur Musik anhört. Der Ländler, jetzt als „Walzer" weltbekannt, ist von Haus aus ein deutscher Alpentanz; in den schmelzenden Weisen des Straußschen Zauberwalzers klingen unbewußtermaßen die verklärten Töne derber Jodler herzensvergnügter Naturmenschen aus der luftigen Höhe der Sennhütten zu uns hernieder.

Viel uralte Sittenzüge des Deutschtums erhielten sich da droben noch lebensfrisch, denn auch ihnen kam es zu statten, daß der Zeiger an der Uhr geschichtlicher Veränderungen hier bei der Verkehrsabgeschiedenheit stets weit langsamer vorrückte. Das bestätigt sich unter anderem durch die echt alpine Gewohnheit, die Körperkraft und Gelenkigkeit im Zweikampf zu erproben, wenn der Genossen genug beisammen sind, um den Triumph zu mehren. Da kommt es bei Festfeiern in den Schweizer Alpen noch zur solennen Aufführung des Ringkampfes der „Schwinger" unter freiem Himmel nach festen Kampfregeln oder des „Steinstoßes", des Werfens zentnerschwerer Felsblöcke; in Tirol wie im Pinzgau kennt man gleichfalls das volkstümliche Ringen unter der Bezeichnung „Rankeln." In den bayrischen und österreichischen Alpen gehen die Kämpen bisweilen noch mit dem altertümlichen, gar nicht ungefährlichen Schlagring am kleinen Finger der rechten Hand aufeinander los oder suchen sich wie in der Schweiz, wo man das „Häggeln" nennt, mit hakig gebogenem Mittelfinger wechselseitig vom Platz zu ziehen. Wohl kann dies Kräftemessen beim Gelage auch einmal zu ernsthaftem Raufen ausarten, bei dem Blut fließt. Doch seltener als unter den Deutschen sonst erhitzt dabei Trunkenheit die Rauferleidenschaft. Milch und Wasser ist das uralte Getränk der Hirten im Gebirge; schon Strabo zwar redet vom „Tiroler Roten", wenn er den rätischen Wein preist, aber noch immer sind die Alpendeutschen, denen Hopfen und Gerste nicht in Masse zuwächst, und denen Genügsamkeit von den Vorfahren ererbt ist, keine Völler im Trinken.

Zügel legt ihren sinnlichen Trieben auch ihre aufrichtige Frömmigkeit an. Sie ringen ihr Leben lang mit übermenschlichen Gefahren; im Kampf mit den dunkeln Mächten der Natur suchen sie den helfenden Gott im Gebet. Mag ihr Glaube, wo er nicht durch tiefere Geistesbildung geläutert ist, mit noch so viel Aberglauben versetzt sein: kaum je erscheint er als Heuchelei; echtes Gottvertrauen wohnt ihnen im Herzen; das stählt ihren Mut und trägt sie leichter hinweg über Entbehrung, Not und Unglück. Schlimm ist der Kampf gegen den unerbittlichen Hochgebirgswinter, der mit seiner Schneelast alles erdrücken will, lange Monate hindurch den Menschen in seinen weißen Mauern gefangen hält, ihn entbehren, ja mitunter bitter darben läßt und noch im Entweichen den Schreckensgruß der Lawinen niedersendet zu Tal. Um so freudiger jauchzt der Älpler auf, wenn die Natur ihr liebes grünes Lenzgewand wiederum anlegt; dann zieht es ihn unwiderstehlich hinaus, eher erträgt er Sturm und Regen, als daß er auf Waldesrauschen und Sonnengeflimmer verzichtete. Stets arbeitet er lieber im Freien; die mannigfachen Gefahren dieser Arbeit in der ungebrochenen Machtfülle seiner Alpennatur haben ihn ebenso gottesfürchtig wie schneidig und kampflustig gemacht, dabei keineswegs hartherzig gegen seinesgleichen. Im Gegenteil sieht er den gröberen Feind stets in der rauhen Gebirgsnatur, im Mitmenschen den natürlichen Kampfgenossen gegen den herzlosen, allen überlegenen Gegner.

„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst aber nichts auf der ganzen Welt", das gilt zumal von denen im Hochgebirge. Treuherzig sind sie bereit, einander beizustehen, aber Menschenfurcht ist ihnen fremd. Wer da weiß, wie er sein Leben alltäglich mit kühnem Wagemut und tatbereiter Geistesgegenwart zu schirmen hat, in der Öde des Gebirges so oft mutterseelenallein nur auf sich und seinen Gott angewiesen, der beugt nicht leicht vor einem Mitmenschen den Nacken. Der alten Freiheit längster Sproß wuchs dort aus, wo die Wut des Weltmeeres und die bräuende Alpennatur des Deutschen Kraft stetig übte und seine Beherztheit adelte. Nie ist der Druck der Leibeigenschaft in den friesischen Marschen oder in den Alpen gefühlt worden. Wohl hat der Gebirgsbewohner immer den naturgegebenen Vorzug, seine Heimat leichter gegen Einfall schützen zu können, weil das Gebirge selbst ihm die Vorteile einer natürlichen Feste bietet, im Engpaß

wenige ausreichen, um dichte Feindesmassen mit rollendem Felsblock, mit wohlgezieltem Büchsenschuß abzuwehren. Was aber dem kleinen Häuflein bei Sempach oder am Morgarten, den Tirolern unter Hofer wie denen, die gegen Garibaldis Rothemden treue Wacht hielten, das Herz gab, sich todesmutig in die Schanze zu schlagen, das war doch die stolze Lust, für sich und die Brüder die Freiheit zu wahren. Dabei verschlägt es wenig, ob die heimatliche Staatsform, in der man sich wohl fühlt, republikanisch oder monarchisch ist. Die Treue gegen das angestammte Fürstenhaus, das es gut mit seinem Alpenvolk meint, drückt ebenso die Waffe gegen den fremden Bedränger in die Hand, wie ein neuer Geßler stets einen neuen Tell zum Schuß bereit finden wird. In peinlicher Erinnerung schwebt uns noch die Zusammenrottung bayrischer Alpenbauern mit Stutzen und Heugabeln vor der Katastrophe am Starnberger See, um ihren geliebten König gegen vermeintliche Heimtücke unerschrocken zu schirmen. Wohl mag es wahr sein, daß die begeisterungsvolle Anhänglichkeit ganz besonders der Tiroler ans Habsburger Herrscherhaus durch jenen volksfreundlichen Herzog Friedrich „mit der leeren Tasche" tief in den treuen Herzen Wurzel schlug, als er die Bauern gegen die Adelsbünde schirmte und dann, in Bann und Acht getan, ein deutscher Gustav Wasa, den Dankessold im mannhaften Schutz seines treuen Volkes von Tirol und Voralberg erntete. Das aber dünkt ebenso recht älplerisch, daß nun die späten Nachkommen, immer noch in heller Freude eingedenk des guten „Herzogs Friedel", des Retters ihrer Freiheit, für sein ganzes Haus, für ihren Kaiser opferwillig Gut und Blut dahinzugeben allzeit bereit sind. Wie herrlich spricht sich diese älplerische Treue in sinniger Verknüpfung mit dem natürlichen Mauerschutz der Alpen in jenen goldenen Worten aus, die vom Marmorobelisk des Schießstandes der Tiroler Kaiserjäger auf dem Berg Isel bei Innsbruck herniederglänzen: „Donec erunt montes et saxa et pectora nostra, Austriacae domui moenia semper erunt!" (Solange die Berge stehen und unsere Felsen und unsere Brust dauern, werden sie eine Schutzmauer sein für das Haus Österreich.)

In dem tiefinnerlichen Verwachsensein mit ihrer alpinen Wiegenstätte erkennen wir endlich auch den wahren Grund für ein besonders rührendes seelisches Gemeingut unserer Brüder im Hochgebirge: für ihr Heimweh, das sie wie eine wirkliche Seelenkrankheit in der Fremde befällt. „Schweizer Heimweh" als Ausdruck für diese leidenschaftlichste Form des Sehnsuchtsschmerzes nach der verlorenen Heimat trifft ebensowenig zu wie die Bezeichnung „Schweizerhaus" für Alpenhaus. „Alpenheimweh" sollte man sagen. Bekannt ist die Überlieferung, es sei zur Zeit, als die Schweizer ihr Brot noch oft durch Reisläuferei zu verdienen suchten, in Frankreich bei Todesstrafe verboten gewesen, in den schweizerischen Regimentern die Melodie des Kuhreihen aufzuspielen, weil solche heimatliche Weise das Heimweh der Truppen bis zur Fahnenflucht stachelte. Das Alphorn tönt aber nicht im Molassevorland der Schweiz, es hallt im Echo von den Firnhäuptern wider. Sein Klang erweckt die Erinnerung an die heimischen Berge, die wie Zaubermagnete ihre Kinder aus weitester Fremde zu sich winken, daß ihnen das Herz blutet, wenn sie dem Zug nach ihrem Heim nicht folgen dürfen. Nicht die Sehnsucht nach Vater und Mutter, nach Geschwistern und Lieben ist es, was hier in Betracht kommt. Dieses Familienheimweh spielt freilich mit, da deutsche Innigkeit des Familienlebens gar sehr zum alten unverkümmerten Hausschatz der Alpenleute gehört; das aber ist uns allen eigen, die wir im traulichen Kreis am deutschen Herde aufgewachsen sind. Nein, es äußert hier die Alpenwelt selbst ihre machtvolle Wirkung auf das Gemüt. Je eigenartiger die Begabung eines Landes ist, und je vielseitiger der Mensch, in der freien Natur eines solchen lebend, mit ihm verwächst, desto schmerzlicher empfindet er es, aus diesem Mutterboden herausgerissen zu werden, dem kein

anderer auf Erden gleicht. Wie Alpenrosen und Edelweiß wurzelt der Alpendeutsche in seinem Gebirge; daß Leib und Seele diesem Heimatsboden verwandt sind, und daß er diesen Wurzelboden nirgends wiederfindet, das macht seine Nerven erzittern im Schmerz des Heimwehs.

II. Das Alpenvorland.

Zwischen Alpen und Jura erstreckt sich ein gebirgsfreies, obwohl nicht durchweg ebenes Land von ansehnlicher Seehöhe. Sein Boden besteht aus Gesteinsschichten des dereinstigen Tertiärmeeres, die aber größtenteils überdeckt sind mit gröberen oder feineren Schotter-, Kies- und Lehmmassen, einer Hinterlassenschaft jener ungeheuern, zu einem „Inlandeis" verschmolzenen Gletscher, wie sie zur Eiszeit aus den Alpen hervorquollen. Der Bodensee trennt diese dem Hochgebirge vorlagernde Rampe in den schmäleren schweizerischen Anteil, der nur innerhalb des Rheingebiets, bis nach Freiburg im Südwesten, von deutsch redendem Volk bewohnt wird, und in die dem Donaugebiet angehörige oberdeutsche Hochfläche bis zur Mündung des Inns nebst dem Anhängsel der Oberpfalz am Regen und an der Naab bis zu den Urgesteinskämmen des Bayrischen Waldes, die von Böhmen scheiden.

Schönbewaldete, weidereiche, daher noch vielfach zur Rinderzucht benutzte Vorberge der Alpen geleiten allmählich ins offene Vorland hinaus; in diesen Vorhöhen schauen wir auch noch das Alpenhaus, das in ähnlicher Bauweise dann erst am Bayrischen Wald wiederkehrt, da hier erst wieder etwas alpenhaftes Klima begegnet. Je mehr wir uns von den Alpen entfernen, desto reichlicher tritt in der Flur auf, was im Hochgebirge zur Seltenheit zählt: das Saatfeld. In reizvollem Mosaik zeigt uns das schweizerische Hügelland das Obsiegen der Kultur über die rohe Natur; mit hübschen Laubwaldungen gemischten Bestandes wechseln Felder und Wiesen, Obstpflanzungen und Weinberge; letztere umschmücken besonders die blanken Seespiegel, die aus den Quertälern der Alpen ins Vorland hinausragen und in der Richtung der durchziehenden Flüsse sich lang ausdehnen. Eintöniger erscheint die Landschaft auf der viel breiter gelagerten, massigeren Hochfläche mit dem glanzvollen Zyklopenauge München auf dieser Stirne des deutschen Antlitzes. Nur im Süden finden wir hier noch Seenschmuck; mit breiten Bändern wüsten Alpengerölls haben die stürmisch aus dem Gebirge vorbrechenden Flüsse, die ihre mitunter ganz kalkgrauen Gewässer zur so viel zahmeren grünen Donau wälzen, ihre Ufer übersät und drohen bei plötzlicher Schneeschmelze alljährlich mit Überschwemmung; im mittleren Teil der Hochfläche unterbrechen ausgedehnte Moore die weiten Nadelholzwälder, Weinbau fehlt abseits der Bodenseeumgebung gänzlich; auch feineren Obstarten ist das unwirsche, gutenteils noch von den Alpen beherrschte Wetter nicht günstig; statt der Rebe gedeiht der Hopfen, vornehmlich aber tritt die Ackerflur landschaftlich hervor, namentlich in der nordöstlichen Absenkung der Hochfläche, wo unterhalb von Regensburg an der Straubinger Donau Lößlehm von trockenen Winden der Diluvialzeit aufgeschüttet wurde, dieser goldene Boden für Gersten- und Weizensaat.

Auf die staatliche Entwickelung haben die natürlichen Verkehrslinien der Flußtäler einen tiefgreifenden Einfluß geübt. Im schweizerischen Alpenvorland wurzeln alle bedeutenderen Flüsse tief im angrenzenden Hochgebirge; ganz von selbst also fügte es sich, daß die Alpenhirten, denen nicht genug Brotkorn, kein Obst, kein Wein erwuchs, zum Verkehr mit dem milderen Vorgelände geneigt wurden und auf den Naturstraßen ihrer Talungen hinauszogen zu den Marktorten an deren Ausgang, um dort für die Erzeugnisse der Alpwirtschaft einzutauschen, was ihnen fehlte. So verknüpfte der naturbedingte Erzeugungsgegensatz Hochgebirge und

Vorland zuerst an der Hand des Marktverkehrs, in naturgemäßem Weitergang der Dinge dann aber auch staatlich. Ist es nicht typisch für den ganzen aus deutschem Kern erwachsenen vielästigen Baum der Schweizer Eidgenossenschaft, daß der erste Ort, der sich dem Bund der drei Waldstätten, der Urkantone, anschloß, deren Marktort Luzern war? Gewiß ist die Schweiz nicht bloß durch die Mehrzahl ihrer Bewohner deutscher Sprache und Gesittung vorwiegend nach Deutschland gewiesen, sondern auch durch die gen Nordosten, über den vom Schwarzwald trennenden Rhein wie über den Bodensee offenste Verbindung im Gegensatz zu der durch Gebirgsschranken erschwerten mit Frankreich oder Italien. Indessen ein Sondergehäuse für eine eigene Staatsausbildung war doch vorgezeichnet in dem Rahmen, den der schweizerisch-französische Jura mit den Schweizer Alpen, der Genfer- samt dem Bodensee formen. Und die Hauptgrundlage für den Ausbau eines selbständigen Gemeinwesens inmitten dieser Grenzen erkennen wir eben in dem klarer und klarer werdenden Bewußtsein, daß sie aufeinander zuvörderst wirtschaftlich angewiesen seien, die Melker der Almen und die Kornbauern des Vorlandes. Wie anders auf der Donauhochfläche! Hier strömen die Flüsse, abgesehen vom östlichen Grenzfluß, dem Inn, ausschließlich aus den nördlichen Kalkalpen hervor. Kein Talweg verband jemals mit dem Herzen der so verlockend am Südhorizont aufblauenden Alpenwelt. Derselbe Bayernstamm, der vorher aus der Pforte des Böhmisch-bayrischen Waldes ins Naabland, dann über die Donau hereingebrochen war, ergoß sich allerdings auch nach Tirol und in die übrigen Ostalpen, jedoch der Verkehr zwischen den Bayern diesseit und jenseit der Tiroler Grenze geriet ins Stocken. Es entstand Entfremdung, ja feindlicher Gegensatz, wie er sich einem noch heute in wechselseitigen verkleinernden Scheltreden lustig offenbart, wenn man im Gebirge längs dieser Grenze bald auf bayrischem, bald auf tirolischem Boden wandert — ein Gegensatz, der an jenen weltgeschichtlichen Hader zwischen den Samniten im Apennin und den Kampanern des üppigen Vorgeländes mahnt, denn auch diese beiden waren Brüder, aber unter der Rückwirkung sehr verschiedenartiger Naturbegabung ihrer neugewonnenen Heimat im „Gefilde" gegenüber der älteren, kärglicheren im Gebirge arg verfeindet.

Bayern gliederte sich also nicht gen Süden an die österreichische Monarchie, aber auch nicht gen Osten, obwohl alles Wasser der Donauhochfläche nach Osten abläuft, wohin obendrein Bluts- und Glaubensgemeinschaft zieht. Indessen die schiffbare Donaustraße über Passau hinaus macht doch eben nur einen einzigen Verbindungsfaden mit dieser alten bayrischen Ostmark aus, ähnlich wie die Rhone über Genf hinaus nur einen einzigen Wasserfaden von der Schweiz nach Frankreich hinüberspinnt. Alle übrigen Wege führen von der oberdeutschen Stirnfläche ins deutsche Main-, Neckar- und Rheinland; eben auch dorthin schlug die dynastische Politik der napoleonischen Rheinbundsära die Brücke, indem Bayern über den fränkischen Jura an den Main hinab auswuchs, Württemberg umgekehrt von seiner Ursprungsstätte am Neckar emporwuchs über den schwäbischen Jura auf die südliche Hochfläche bis zur Iller.

Genau wie in den Alpen finden wir auch in deren Vorland die beiden Stämme der Schwaben und Bayern wohnhaft, jene in der Schweiz, in Neu-Württemberg und im Kreis Schwaben des Königreichs Bayern zwischen Iller und Lech, die Bayern im Osten dieses besonders wilden Alpenflusses, der vor seiner neuerdings erfolgten Regulierung oft ungestüm seine Ufer zerstörte, sich neue Gerinne im breiten Tale schuf und unbeständig bald hier, bald dort seine Geröllschotter aufhäufte, so daß er entgegen der sonstigen Natur der Flüsse seine beiden Uferseiten von jeher mehr trennte als verknüpfte, wie er denn noch heute geradezu auffallend arm an Brücken ist.

Indessen der Schwabe des **Schweizer Hügellandes** ist doch ein anderer Mensch geworden als der auf der Hochfläche jenseit des Schwabenmeers, obwohl sein „Schwizer Dütsch" im Sprachklang zugleich die Blutsverwandschaft mit den reichsdeutschen Schwaben genugsam verrät. Dabei wirkte außer der oben angedeuteten anderen Natur des schweizerischen Alpenvorlandes gegenüber dem deutschen auch der Einfluß der Eidgenossenschaft mit, die zumal in der Neuzeit ihre Bürger durch trefflichen Schulunterricht geistig weckte und auf allen Gebieten des materiellen Schaffens die Fortschrittsbahnen öffnete, aus der Schweiz ein Land blühenden Wohlstandes werden ließ, dank einem intensiven Bodenbau, einer hochgesteigerten Industrie, einem weltumspannenden Handel.

Schon das Äußere der **Wohnungen** zeugt von Wohlhabenheit. Ein solider Riegel- und Fachwerkbau ist durchweg die Regel, mehr oder minder mit Steinbau verbunden. Ein rechtes Bauernhaus in den Ackerbaubezirken birgt Wohn- und Wirtschaftsräume unter demselben Dach. Nach Morgen steht gewöhnlich das Wohnhaus, bisweilen noch nach alter Sitte mit rot bemaltem Gebälk, während die ausgemauerten Felder sauber geweißt sind; daran stößt die eingeschirmte Futtertenne mit großer Toreinfahrt, dann folgt die Stallung mit kleinerer Türe, die Dreschtenne wieder mit geräumigem Tor, endlich der Wagenschuppen. In weinbauenden Gegenden — der Anteil der Weingärten an der Bodenfläche steigt z. B. im Kanton Schaffhausen auf vier Prozent — finden wir statt der Dreschtenne die „Trotte", d. h. die Weinkelter, angebaut und im Unterbau ansehnliche Keller. Hinter dem Haus liegt die Hofreite mit Einrichtungen zum „Mosten", denn der gegorene Saft von Birnen und anderem Obst dient, mit Wasser versetzt, unter dem Namen „Most" als ebenso gesundes wie billiges Labsal neben dem Landwein, so daß die Schweiz bis in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Bier wenig kannte, während jetzt freilich auch dort längst Bierbrauerei trotz Most und Wein allerorten gepflegt wird. An der Süd- und Ostseite umgibt das Gehöft meistens ein Küchengarten, mit Staket oder hoher Buchsbaumhecke eingefaßt, über die aus dem Schatten von Reblaub und Spalierobst breite Fenster hervorlugen. Neben der Haustür darf die Ruhebank nicht fehlen, und entweder über den Fenstern des Oberstockes oder frei im Garten in besonderem Häuschen stehen die Bienenstöcke. In sorgsamer Zeidlerei, zu der wir in Deutschland erst ganz neuerdings allgemeiner zurückkehren, stehen die Schweizer seit alten Zeiten obenan. Der Sinn für Blumenpflege ist volkstümlich in der Schweiz geworden; Sträußchen an Hut oder Mieder gehören in den katholischen Kantonen zum Kirchgang. Ein rotes „Nägeli" steckt sich zum Sonntagsputz auch der Appenzeller Senn hinters Ohr. Aber neben Kartoffeln vermag sich der Alpenschweizer kein Gemüse zu ziehen: auch das muß er im Vorland kaufen. Hier treibt man den Gemüsebau um so emsiger, besonders in der Nähe der größeren Städte. In kleineren Städten baut sich der Bürger sein Gemüse für den Hausbedarf selbst, indem er sich von der noch wie bei uns im Mittelalter unaufgeteilten, d. h. im Gemeindeeigentum befindlichen Länderei, dem „Gemeinsboden", das nötige Stück Land gegen mäßigen Zins zur zeitweisen Benutzung erwirbt.

Die großindustrielle Entwickelung, die seit dem vorigen Jahrhundert die Schweiz genommen hat, ist glücklicherweise frei geblieben vom Zusammenpferchen der Menschen in enge, räucherige Großstadtgassen mit gleichförmigen Zeilen hochragender Mietskasernen. Soweit es irgend angeht, wird die Industrie in den eigenen Wohnhäusern der Arbeiter betrieben; die liegen wo möglich frei draußen im Grünen und lassen das Gärtchen vor der Türe nicht vermissen. Die Gartenfreude ist auch hineingetragen in die Großstädte, wie die prangenden Anlagen von Luzern und Zürich, die Luxusgärten von Basel beweisen. Und selbst die Großstädte der Schweiz

haben meist nur im älteren Kern, aus dem sie herausgewachsen sind, enger zusammenhängende Straßen; die rings darum angelegten neueren Stadtteile dagegen verzetteln sich anmutig in die lachende Umgebung.

Der Schweizer Deutsche ist eine gesunde, kräftige Spielart unseres Schwabenstammes geworden; bei fleißigem Schaffen, tatkräftigem Unternehmungssinn, klugem Berechnen, Sparsamkeit und ehrenfestem Familiensinn trägt er viel mehr gemeindeutsches Erbe in sich, als er gewöhnlich Wort haben will. Seine geistige Kultur vollends ist echt deutsch. Wissenschaft und Kunst der Schweiz stehen noch heute mit unserer „im Reich" in engster Fühlung, so gewiß beide durch die Eigenart des eidgenössischen Gemeinwesens mehrfach ihre besondere Richtung und Färbung empfangen haben. Manche Impulse für das gesamtdeutsche Geistesleben sind von der deutschen Schweiz im Laufe der Jahrhunderte ausgegangen. Ein Gottfried Keller, ein Arnold Böcklin sind deutsche Künstler gewesen, unbeschadet dessen, daß in ihren genialen Schöpfungen etwas spezifisch Schweizerisches lag. Sie offenbarten unwillkürlich, was von den Unsrigen überhaupt gilt, die im Bannkreis der Eidgenossen ihren Berufen nachgehen: sie sind deutsch in Abkunft und Wesen, geistig noch immer mit uns in weit regerer Beziehung als mit den Welschen, aber durch staatliche Absonderung und durch hieraus wie aus der eigentümlichen Schweizer Landesnatur fließende wirtschaftliche Abkehr von Deutschland etwas Besonderes geworden, das uns im neuen Reich nicht mit Neid erfüllt, sondern mit Bruderstolz.

Die dichtere Bevölkerung, die Fülle von Städten und ansehnlichen Dörfern schwindet, sobald wir die Rebengelände und Obsthaine der Bodenseegegend hinter uns haben. Wir wandern ja immer noch in schwäbischen Gauen, aber das sind doch andere Schwaben als die der Schweiz. Sie haben nicht mit den Schweizern gegen Karl den Kühnen und seine Ritterschar gekämpft, sie haben vielmehr die Geschicke mit den anderen Deutschen im Donaugebiet geteilt, denn sie bewohnen mit diesen zusammen das große westöstlich gedehnte Durchzugsland, durch das einst Hunnen und Magyaren die Donau hinauf einbrachen, französische Heerhaufen umgekehrt ostwärts eindrangen, noch im 19. Jahrhundert unter Napoleon I. bis gegen Wien. In seiner ganzen Länge vor den bayrisch-österreichischen Alpen gelagert, ist aber dies hochflächige Land, überragt von den weithin sichtbaren Türmen von Ulm und Augsburg, Regensburg und München, nicht bloß immerdar ein Durchzugsgebiet von Heer- und Handelsstraßen in der Richtung des Donaulaufs gewesen, sondern es wird auch naturnotwendig von alten Verkehrswegen durchkreuzt, die den Norden und Nordwesten Deutschlands über die Ostalpen mit Italien und weiterhin über die Adria mit dem fernen Morgenland verknüpfen. Der Verkehr nach Nordwesten war im Mittelalter gemäß der damals höheren wirtschaftlichen Bedeutung des rheinischen Westdeutschland gegenüber dem Osten der wichtigere; er brachte die schwäbischen Handelsemporien, vor allen Augsburg und Ulm, zu Macht und Ansehen. Jetzt hebt der nordsüdliche Waren- und Personenverkehr, wie er sich in der Mitte der Hochfläche trifft mit dem von Paris über Straßburg nach Wien, die bayrische Metropole weit empor über alle anderen Städte des deutschen Alpenvorlandes.

Dieses ist seinem innigsten Verkehrsanschluß nach Westen, Nordwesten und Norden zufolge kerndeutsch geblieben und hat durch die Einheitlichkeit seiner Natur auch seine Bewohner, ob schwäbischer oder bayrischer Abkunft, zumal im Erwerbsleben, überhaupt hinsichtlich der materiellen Seite der Lebensführung, vielfach einander verähnlicht. Je mehr wir uns von den Alpen entfernen, desto mehr überwiegt der Feldbau; unter den Haustieren wird nicht das Rind, sondern wie in ebeneren Landen gewöhnlich das Pferd bevorzugt, demnächst das Schwein. Wie

der Ackerbauer auch in den Kleinstädten den Hauptstock der Bürgerschaft ausmacht, ist hübsch ausgedrückt im Sprichwort der Oberpfälzer: „Wenn die Bauern am Felde sind, ist kein Bürger daheim.“ Der Fachwerkbau tritt an Stelle des alpinen Blockhauses, das steilgiebelige Ziegel- oder Strohdach an Stelle des flachgiebeligen Schindeldaches. Viel Schönheitssinn offenbart sich nicht an den ebenerdigen Häusern mit dem tief herabreichenden Dach, den eintönigen Wandungen, deren glatte Fläche kein Altan, kein Erker unterbricht; nur daß Türen wie Fensterläden oft bemalt sind, und dann gewöhnlich rot. Größere Bauernhöfe machen einen stattlichen Eindruck; sie bilden, mit Zaunwerk oder Planken von der Umgebung abgesondert, ein Viereck mit getrennten Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Bei nur dreifirstigen Gehöften nimmt das Wohnhaus den stets bevorzugten Roßstall mit unter sein Dach, Vieh- (d. h. Kuh-) Stall und Futtertenne befinden sich im zweiten, Dreschtenne nebst Kornboden im dritten Gebäude. Zweifirstige Bauernhöfe scheiden sich in Wohnhaus samt Stallung auf der einen, Dresch- und Futtertenne auf der anderen Seite der vierseitigen Umzäunung. Nur Kleinhäusler bergen unter einem Dach ihre Familie samt dem Vieh und den Feldfrüchten.

Gegen die rauhe Witterung kämpft man durch warmhaltende Kleidung und derbe Kost an. Auch im Sommer hängt der Landmann den schweren Tuchmantel über die Schultern. Kaffee ist auf den Dörfern noch gar nicht allgemein als Frühgetränk eingebürgert, statt dessen nimmt man nach altem Brauch eine nahrhafte Frühsuppe zu sich. Mehl- und Milchspeisen herrschen durchaus vor, Fleisch kommt meist nur an hohen Festtagen auf den Tisch des Bauern; höchstens gibt es hier und da „Geselchtes“ (Rauchfleisch) in mäßigen Portionen zu den allbeliebten Knödeln. Das Hausvieh betrachtet der Landmann vielmehr als sein Kapital; er verkauft wohl ein Stück an den Metzger der Nachbarstadt, genießt aber sonst nur den Zinsertrag jenes Kapitals in Milch und dem, was daraus bereitet wird.

Eine unvergleichlich hohe Bedeutung kommt auf der ganzen süddeutschen Hochfläche dem Bier zu. Das Klima wollte es nicht, daß hier Bacchanten mit weinlaubgeschmückten Thyrsusstäben die Erntewagen in trunkener Seligkeit laut-fröhlich umschwärmten. Da reichte der Ceres als näherer Verwandter Gambrinus die Hand. Nirgends auf Erden ist die altgermanische Kunst der Brauerei so hoch vervollkommnet worden wie dort, wo das Wahrzeichen des kuppelgekrönten Turmpaares der Münchener Liebfrauenkirche weit hinausblickt über die Ebene. Der Altbayer vornehmlich ist in unseren Tagen der Lehrmeister der Braukunst für alle Kulturländer bis nach Japan hin geworden; und man sage nicht, daß es ihm bei immer höherer Veredelung seines Lieblingsgetränks an industriellem Sinn gemangelt habe: die in England höher entfaltete Technik der Mälzerei hat er sich zu eigen gemacht und den maschinellen Dampfbetrieb umfassend in seine Großbrauerei aufgenommen, die durch Massenleistung sich ungleich einträglicher erwies als die früher allein übliche Kleinbrauerei. Daher ist in München, der bedeutendsten Bierbraustadt der Welt, die Zahl der Brauereien neuerdings zurückgewichen, Menge und Güte des Gebräus aber gleichzeitig gesteigert worden. Und mit welcher Andacht genießt der echte Bayer seinen Gerstensaft! Man merkt es ihm an, wie dies Getränk zu seinem Wesen paßt. Er selbst ist kraftvoll tüchtig und bedarf in seinem meist kühlfeuchten Klima eines innerlich wärmenden, zugleich aber nahrhaften Trunkes. Urdeutsche Volkstümlichkeit weht uns entgegen, wenn wir die wackeren Zecher ohne Unterschied von Stand und Geschlecht im ungeschmückten Schenkraum, wo möglich im offenen Flur auf der Holzbank beisammensitzen sehen vor ihren achtunggebietenden Maßkrügen, wie sie da traulich Trunk und Gegentrunk austauschen, gleichviel ob vornehm oder gering, wie sie weder törichte Etikette noch ängstliche Schüchternheit im geselligen Verkehr kennen,

gutmütige Geradheit und Offenheit vielmehr das Gespräch beherrscht, das gern vom lieben Bier selbst den Ausgang nimmt, doch auch unter Umständen unverhohlen derb und grob werden kann, wenn der Geist ehrlichen Widerspruchs sich gestachelt fühlt. So innig vermählt ist das ganze Sein des Altbayern mit seinem „Nationalgetränk", daß es schwer fällt, zu sagen, ob sein Temperament ihn von Haus aus vor allen anderen Germanen zum Gerstensaft hinzog oder dieser jenes erst entfaltete. Jedenfalls lebt im bedächtigen, doch keineswegs gefühllosen Gemüt, im ruhigen Schritt, in der Körperfülle und naturwüchsigen Kraft dieses Stammes ein gut Teil von Rückwirkung des vom frühen Morgen bis zum späten Abend genossenen Lieblingsgetränkes. Das Verwachsensein mit ihm tut sich auch darin kund, daß der Bayer im fremden Land geradezu von Heimweh verfolgt wird, wenn's dort kein trinkbares Bier gibt. Bekannt ist ja die zu drohenden Volksaufläufen führende Münchener Bierrevolution von 1844, hervorgerufen dadurch, daß der Preis für „eine Maß" um einen Kreuzer aufgeschlagen war, und gestillt erst durch Zurücknahme des bösen Aufschlags, der bei dem täglichen Massenverbrauch an Bier allerdings einen jeden, zumal jeden Familienvater, hart betraf.

Auf die volle Höhe der Bayern haben es im Biergenuß die Schwaben der Hochfläche nicht gebracht, und auch in anderen Beziehungen ist der Lech immer noch eine im Volksleben zu spürende Stammesgrenze. Links vom Lech weisen die massenhaften Ortsnamen mit der ursprünglich die Sippe der Ortsgründer bezeichnenden Endung -ingen auf das schwäbische Stammesherzogtum, das mit dem Geschlecht der Hohenstaufen zu Grabe ging. Eine gar nicht durch die Landesnatur bedingte Zerbröckelung setzte danach ein, die unsere Hochfläche bis zum Lech im Osten politisch äußerst bunt erscheinen ließ, während der bayrische Stamm, abgesehen von der Lostrennung seiner österreichischen Mark und der ihr sich angliedernden alpinen Bajuvarengaue, wie kein zweiter Stamm deutscher Nation seine Herzogtumseinheit geschlossen bewahrte vom Bayrischen Wald bis an die tiroler Grenze. Territoriale Gebietsverteilung hat aber, insbesondere wie sie sich ausnahm im Reformationszeitalter, darum eine noch heute sehr fühlbare Einwirkung auf die Zustände der deutschen Bevölkerung überhaupt ausgeübt, weil nach dem unerbittlich durchgeführten Rechtssatz „cujus regio, ejus religio" die von der damaligen Territorialität vorgeschriebene Bekenntnisverteilung wie versteinert seitdem meist bis zur Stunde verharrt. So zeigt sich denn noch heute das deutsche Stammesgebiet der Bayern staatlich wie kirchlich als eine unburchbrochene Einheit, dank der treuen Anhänglichkeit der Wittelsbacher gegenüber dem katholischen Glauben; im ganzen Deutschen Reich gibt es keine so große fast rein katholische Gebietsfläche wie die altbayrische; einzig und allein der Wohnraum des bayrischen Stammes (deutschen und österreichischen Anteils) wird von der Konfessionskarte deutscher Nation fast lückenlos widergespiegelt. Hingegen wechselt in dem Winkel zwischen Donau und Lech das Bekenntnis von Landschaft zu Landschaft, oft von Ort zu Ort — ein Nachhall davon, daß vor vierthalb Jahrhunderten die zahlreichen geistlichen Territorien daselbst katholisch verblieben waren, die weltlichen Gebiete dagegen, voran die reichsfreien Städte, die lutherische Lehre angenommen hatten. Außerdem bewährt der Schwabenstamm wie im Hochgebirge so auch im Vorland einen regeren Erwerbssinn. Auf der nämlichen Hochfläche ist innerhalb der schwäbischen Stammesgrenze der Boden pflegsamer angebaut, die Ödflur der Moore durch Trockenlegung mehr eingeengt, Gewerbe und Handel werden reger betrieben, selbst Textil-Großindustrie hat in den bedeutenderen Städten Eingang gefunden, so daß die Volksverdichtung auf der schwäbischen Seite beträchtlich größer ist als auf der bayrischen. Hier hält man auch außerhalb der Alpen vielfach an der altväterlichen Sitte der Einzelsiedelung fest, was intensivere Bodenbewirtschaftung hemmt; und

während der Prozentsatz der von Gewerbe lebenden Bevölkerung im schwäbischen Anteil auf dreißig steigt, sinkt er in Niederbayern auf die Hälfte dieses Wertes herab.

Den konservativen Sinn der Bayern zugleich mit dem Trieb, die Erinnerung an den Einzelnen, und sei es der Ärmste, noch über seine Todesstunde hinaus monumental zu erhalten, verkörpert am ergreifendsten die nur diesem deutschen Stamm eigene Sitte der Totenbretter. Besonders in Oberbayern und im Bayrischen Wald sieht man diese langen Schmalbretter im Erdreich aufgepflanzt, gruppenweise oder vereinzelt, seltener quer über einen Bach gelegt. Sie führen noch den uralten Namen Rehbretter, der zurückgeht auf die althochdeutsche Wortform hrêo (gotisch hraiv) für „Leichnam". Auf ein solches Brett wird der Entseelte unmittelbar nach dem Eintritt des Todes gelegt bis zur Einsargung; dann versieht man das Brett mit einer schlichten Inschrift, die eigentlich nur den Namen dessen nennt, der „auf diesem Brett ist tot gelegen". Gewöhnlich endet die Aufschrift mit der Bitte um ein stilles Gebet für den Toten; mitunter stellt der Tote, redend eingeführt, die Bitte selbst. Trotz dieser christlichen Einkleidung stammt der altehrwürdige Brauch ersichtlich aus grauer Heidenzeit. Nie trifft man Totenbretter an geweihter Stelle, und heilige Scheu, ein unausgesprochenes, dabei aber streng eingehaltenes Tabu umwittert sie; niemand vergreift sich an den ungeschützt im Freien stehenden Denkmälern, bis daß sie morsch an ihrer Stätte niederfallen. Man sieht sie mitten im Wald, wo sie gern an Kreuzwegen aufgerichtet werden, auch an Feldwegen, bisweilen am Acker, den der Tote einst bestellte, oder an seinem Lieblingsplatz, wo er in Wald oder Flur, von der Arbeit müde, zu rasten pflegte.

III. Altösterreich, Böhmen und Mähren.

Wandert man abwärts von Passau, wo der stürmische Alpensohn, der eiskalte Inn, die viel wasserärmere grüne Donau in sich aufnimmt, um alsbald an sie seinen Namen zu verlieren, so bleibt man noch bis zur ungarischen Grenze auf dem Boden des Bayernstammes. In heißen Kämpfen, von denen die „Nibelungen" singen, haben die Bayern das herrliche Land ob und unter der Enns deutscher Kultur gewonnen. Unter bayrischem Herzogsschutz hat das Land gestanden, bis diese Ostmark als selbständiges Herzogtum Österreich sich staatlich von Bayern, noch lange nicht vom Deutschen Reich abgliederte, mit dem sie ja durch die Donau ebenso eng verknüpft war wie mit dem Lande der einstigen Bedränger, der Magyaren.

Zwischen die Slawen Böhmen-Mährens und die in die Ostalpen eingezogenen Slowenen, die eben im Begriff waren, hier an der Donau sich die Hand zu reichen, drängte sich der bayrische Keil ein. Das Donautal von Passau bis zur Marchmündung bot dafür die natürliche Straße; hier wurden Warten und Burgen auf geeigneten Höhen der Talränder angelegt als Stützpunkte für den ganz allmählich ostwärts fortschreitenden Ausbau der Mark; hier auch liegen die altehrwürdigen Abteien, manche nachmals zu machtvollen Stiftern erwachsen, von denen aus Christentum und Kultur im Lande gepflanzt wurden, und aus dem Tal des Hauptstroms drang dann die deutsche Siedelung in die Seitentäler. So formte sich Altösterreich ob und unter der Enns aus jenem Haupttal, dem historischen Rückgrat des Ganzen, und den beiderseitigen danubischen Zuflußgebieten, soweit sie in nächster Verkehrsbeziehung zu jenem standen. Nicht sowohl eine hydrographische als eine Verkehrseinheit liegt vor. Der Donaustrom bewährt sich auch wirtschaftlich als das einigende Band, jetzt noch mehr denn früher, weil die einst von Wirbeln und Stromschnellen gefährdete Schiffahrt künstlich gesicherte Fahrstraße erhalten hat, vor allem aber die Dampfkraft den Schiffen die Fahrt nun auch stromaufwärts so wesentlich erleichtert.

Gegen Böhmen läuft die Landesgrenze in der Tat auf der Elbwasserscheide, dagegen schneidet sie quer über die Enns und geht nur stückweise längs dem Ufer der Thaya hinab zur March. Am allerwenigsten sind die Zwillingsländer Ober- und Niederösterreich eine geologische Einheit; im Gegenteil ist nur ihr Süden alpiner Boden, von Norden her reichen tertiäres Gehügel samt quartären Ebenen aus Mähren bis zur niederösterreichischen Donau, kristallinisches Urgestein des uralten böhmischen Massivs bis an, ja stellenweise noch etwas über die Donau Oberösterreichs. Streng geschieden also nach der Entstehungsgeschichte ihres Bodens in Nord- und Südhälfte, gründen beide Erzherzogtümer ihren Zusammenschluß auf den geschichtlichen Verlauf ihrer Volksmischung und staatlichen Einrichtung seit dem frühen Mittelalter sowie auf die einigende Macht des naturgegebenen Verkehrs. Schneebedeckte Alpenhäupter winken nur von der Südgrenze herüber. Anmutige Übergänge von Hoch- zu Mittelgebirge und Niederung bestimmen das Wesen der Landschaft. Die Donau, bald eingeengt in granitischer Talschlucht rauschend, bald gemächlich im selbstaufgeschütteten Flachboden in viele Arme sich teilend und mit ihnen mannigfaltig bewaldete „Auen“ umfangend, geleitet uns zur Tiefebene hinab, der bereits das Tullner Feld oberhalb des letzten Alpenvorsprungs, des Wiener Waldes, und das Wiener Becken an March und Leitha angehören. In Oberösterreich waltet noch das Grün von Wald und Wiese vor, man baut viel Obst, indessen den Weinbau verbietet noch die Rauheit des Klimas; erst unter der Enns umschmücken waldige Höhen Rebengelände und weit sich dehnende Saatfelder, gesellt sich zum Landbau eine vielseitige Industrie.

Im Oberland gibt es keine Städte, die größer wären als das freundliche Linz, wo die meridionale Hauptverkehrsader Böhmens die Elbe und Moldau herauf in ihrer Fortsetzung gen Süden die Donau trifft. Den Bauern vornehmlich gehört das fruchtbare Land, in dem sich, wie die Natur, so auch die Wirtschaftsweise von Alpen- und Alpenvorland mischt. Besuchen wir das Gehöft eines solchen oberösterreichischen Großbauern, so tritt uns achtungswerte Tüchtigkeit, ansehnlicher Wohlstand und bayrisches Selbstbewußtsein entgegen. Bayrisch ist schon die Vorliebe, den Hof „einschichtig“ zu gründen, d. h. als „Einödhof“, nicht in dörflichem Zusammenschluß, sondern einsam mitten in der dem Bauern frei zu eigen stehenden Flur, in der er wie ein König in seinem Schlosse wohnt. Vom Kloster St. Florian geht's auf schmalen Fußpfaden durch schöne Waldungen, über üppige Wiesen, zwischen gut bestellten Äckern und Obstgärten zum „Meier in der Tann“. So nämlich heißt der Bauer in seiner Eigenschaft als Besitzer des Gehöftes mit der zugehörigen Länderei, und so wird er auch gewöhnlich genannt; sein Familienname ist Johann Plaß, und unter Urkunden setzt er wie ein Graf den Doppelnamen: Johann Plaß, Meier in der Tann. Ganz wie bei den Großbauern an der Isar ist der Gutshof im Viereck errichtet und besteht aus vier Flügeln. Durch eine kleine Tür betritt man das Wohnhaus, durch einen großen Torweg fahren im entgegengesetzten Flügel die beladenen Wagen in den Hof. Stallungen, Wagenschuppen, Kornböden, Heuscheuern verteilen sich über die anderen Flügel. Der zweistöckige Bau macht den Eindruck altgegründeter Wohlhabenheit. Das Haus ist außen wie über den Türen im Innern mit frommen Sprüchen versehen; auch das Hausgerät bis herab auf die Teller sehen wir mit Bibelworten oder Versen geschmückt. Selbst auf den Mehlsäcken steht stolz geschrieben:

„Es wisse hiermit jedermann:
Ich gehöre allezeit dem Meier in der Tann.“

Gleich beim Flur liegt die „Moastubn“, d. h. die Meierstube. Sie ist Wohn- und Speisezimmer; im Winter sitzen hier die Weiber beim Spinnen oder bei anderen gemeinschaftlichen

häuslichen Arbeiten. Daneben befinden sich die Schlafstuben des Ehepaares und der Kinder, gegenüber, auf der anderen Seite des Vorplatzes, die Schlafstuben der Knechte und Mägde, von denen aus eine Tür in die Küche und dann in den Pferdestall führt. Im Oberstock sind die Gast- und Vorratskammern gelegen; in einem Staatszimmer prangen die Ahnenbilder, Männer wie Weiber patrizierhaft in schwarzer Kleidung, daneben stehen Schränke und Truhen voll von Feierkleidern, Geschmeide, Leinwandschätzen. Eine ganze Flucht engerer Gemächer schließt sich noch an, so das „Kastl" (Zimmer) zum Aufbewahren des Obstes mit großen Kasten voll getrockneter Äpfel, Birnen und Pflaumen, eine eigene „G'schirrkammer" mit einer Masse von Pferdegeschirr, darunter alte Staatssättel, mit rotem Samt überzogen.

Er ist wirklich ein kleiner König, der Meier in der Tann. Über vierzig Leute befiehlt er, eingerechnet seine Kinder; für die jüngsten bestimmt, schaut die Rute hinter dem Christusbild hervor. Wiederholt hat der Kaiser oder ein Erzherzog bei dem Meier vorgesprochen. Als wir ihn auf den Hof begleiten und die feisten „Händl" bewundern, hinzufügend, die kämen wohl bald in die Stadt zum Verkauf, erwidert er mit dem gar nicht übermütigen Stolz des reichen Bauern: „Warum soll ich sie zur Stadt verkaufe? Ich kann sie ja selber esse, 's is besser äso!" Vom Hornvieh aber wird viel an die städtischen Schlächter verkauft. Man holt es sich weit aus den Alpen her, bis aus der Steiermark, und läßt es auf den fetten Donauwiesen kräftig sich auswachsen; so auch die riesengroßen Pferde, die man aus dem Pinzgau an der oberen Salzach bezieht, eine Zeitlang als Ackerpferde benutzt, dann mit gutem Gewinn „in die Wéaner Stadt" verhandelt. Den saubergehaltenen Ställen sieht man die echt deutsche, pflegsame Behandlung des Nutzviehs an. Der Schweinestall überrascht am meisten: es ist ein großer, hoher Raum mit langen Reihen von kleinen, oben offenen Kasten aus dickem Gebälk oder gar aus Quadersteinen, in denen je ein Borstentier haust; so haben die Tiere beständig frische Luft und sind doch eng genug eingeschlossen, um sich in aller Muße ihrer Bestimmung, dem Fettwerden, hinzugeben. Sehenswert dünkt schließlich noch die gewaltige „Mostpresse", wo Unmassen von Birnen und Äpfeln unter großen, von Pferden in Bewegung gesetzten Steinen zermalmt werden. Man nennt auch hier wie im naturverwandten Schweizer Molasseland diesen gegorenen Obstsaft „Most", und die Knechte ziehen den meist säuerlichen Labetrunk bei heißer Arbeit dem Biere vor. Auch das erinnert an die deutschen Schweizer, daß der Bauer in Oberösterreich sein blütenreiches Gelände fleißig zur Bienenzucht ausnutzt.

Die ostwärts gerichteten Hauptstraßen des südlichen Mitteleuropa ziehen sich im österreichischen Donautal zusammen, um erst jenseit Wien gen Osteuropa oder nach der Balkanhalbinsel wieder auseinanderzuweichen. Kein Wunder mithin, wenn sich auf jenen Straßen, die einst die Kreuzfahrer und so viele andere kriegerische Heerhaufen zogen, auch friedliche Kolonisten aus unserem ganzen Süden der österreichischen Austrittspforte der Donau zuwandten, seit sie durch bajuvarische Tapferkeit dem Deutschtum erworben und befriedet war. Das Land zu beiden Seiten der Enns sammelte daher im Lauf der Jahrhunderte wie kein anderes Glieder aller drei Südstämme unseres Volkes auf seinem gastlichen Boden, neben Bayern auch Schwaben und Franken; besonders als die Babenberger die österreichische Mark verwalteten, zogen zahlreiche fränkische Adelsgeschlechter samt ihren Mannen herein. Vornehmlich **Wien** ist niemals gleich Regensburg oder München bloß eine Stadt des Bayernstammes gewesen, obwohl der ursprüngliche Kern seiner es germanisierenden Bevölkerung ein bayrischer war, gerade so wie in Graz, das man ja noch lange zum Unterschied von dem slawischen Windischgrätz Bayrischgrätz genannt hat. Wien, das jedenfalls schon eine vorrömische Keltensiedelung gewesen ist, hat keinen

aus deutscher Wurzel entsprossenen Namen. Das Vienna oder Vienne der Romanen gibt den vokalischen Laut des Stadtnamens, wie ihn jeder echte „Wéaner" hören läßt, genauer wieder als das hochdeutsche „Wien", bei dem wir arglos so tun, als sei das in der Schrift noch treu erhaltene e ein deutsches Dehnungszeichen. Das aber ist durch die für 1030 bezeugte Namensform Wienni genugsam widerlegt. Die alte, wahrscheinlich aus dem Norischen stammende Form Vianiomina, von den Römern dann in Vindobona verwandelt, schrumpfte im Mund der Deutschen bei Verlegung des Tones auf die erste Silbe zuletzt zur Zweisilbigkeit zusammen, an Ort und Stelle jedoch nie ganz zur Einsilbigkeit.

Verhallt ist die norische Keltensprache, verhallt mit dem Kommandoruf römischer Kohorten die Römersprache des alten Vindobona. Eine zweifellos dem bayrischen Sprachstamm zugehörige Mundart herrscht im heutigen Wien, wiewohl in österreichischer Abart und mit vielen Eigentümlichkeiten der Laut- und Wortbildung, wie sie stets im Sonderkreis einer großstädtischen Bevölkerung erzeugt werden. Aus den beiden Wien so dicht benachbarten undeutschen Volksgebieten, die obendrein seit nun bald vierhundert Jahren mit unter Habsburgs Zepter stehen, aus dem tschechischen und dem magyarischen, ist, zumal in unserer Ära des dampfbeflügelten Verkehrs, viel fremder Zuschlag ins Wiener Volk gekommen; trotzdem ist Wien mit all diesen buntscheckigen Zutaten, mit all seinen weit ins Morgenland reichenden Beziehungen, wo noch zur Stunde nur diese Stadt Mitteleuropas als „Betsch" volkstümlich bekannt ist, eine wesentlich deutsche, dem Kern ihrer Bevölkerung nach süddeutsche, vorwiegend bayrische Stadt. Norddeutsche Zuwanderung hat dieser Brennpunkt des Donauverkehrs, in dem sich mit der Donautalung die Straße von der Ostsee durch die Mährische Pforte zur Adria kreuzt, niemals erfahren. Aber vielfache sonstige Blutmischung und mehr vielleicht noch das Leben und Treiben in der von so vielen Gegensätzen landschaftlicher und nationaler Art getroffenen Kaiserstadt haben dem Wiener ein ganz absonderliches Gepräge verliehen. Hier, wo einst der Anprall der Osmanen gegen Deutschland zurückgeschlagen wurde, wo sich in jenen siegumstrahlten Tagen der Entscheidung die Wacht an der Donau so treu bewährte, daß der Ehrenname vom „Schild Germaniens" für Wien aufkam, strömt tagtäglich Morgen- und Abendland zusammen. Man erblickt neben dem Deutschen und dem Israeliten den Polen und Tschechen, den Ungar und den Italiener, den Griechen und Armenier. Wien selbst ist durch die von seinem regsamen Volke bestens verwertete Lagengunst eine bedeutende Industriestätte geworden, aber es leitet vor allem den Austausch der gewerbreichen österreichischen Provinzen überhaupt mit dem an landwirtschaftlichen Erzeugnissen reicheren ungarischen Kronland. Es treffen sich die Geister wie die Waren von nah und fern; ringsum lacht eine freundliche Natur, die dem Landesbewohner keinen allzu harten Daseinskampf auferlegt; über ein Häusermeer voll frohsinniger Menschen hinaus schaut die prächtige Steinpyramide des ehrwürdigen Stephansturmes hier auf den letzten Alpenrücken, der sich im Donaustrom spiegelt, dort auf eine von Fabrikschornsteinen überragte Gärten- und Felderebene voll von Städten und Dorfschaften, unablässig durcheilt von Eisenbahnzügen und Donaudampfern stromauf, stromab. Da, wo all dies rastlos bewegte Leben sich begegnet, ist der lebenslustige Wiener geboren worden, gern und heißblütig genießend, voll Humor und vergnügungssüchtiger Leichtlebigkeit, die wohl auch zuzeiten in sorglosesten Leichtsinn ausartet, dabei aber von deutscher Gemütstiefe, gastfrei und wohltätig, die österreichisch-bayrische Gemütlichkeit im Umgang nicht verleugnend, treuherzig und kunstsinnig, kein Phäake, sondern ein klug schaffender, obschon lieber in der holden Sonne der Lebensfreuden sich Herz und Sinne erquickender Mensch.

Die Tschechenlande Böhmen und Mähren sind keineswegs nur infolge von dynastischen Erbverträgen an Österreich, den einst fast bloß alpinen Staat, angewachsen. Der starke Anteil von Tschechen an der Bewohnerschaft Wiens, wenn er auch erst seit Ausbau der Kaiser Franz Josephs-Bahn, die Wien unmittelbar an Böhmen anschloß, die heutige Höhe erreichte, verrät schon, wie jene Lande in der alltäglichen Verkehrsbewegung nach der österreichischen Donau hinneigen. Mähren, als Marchland eine Donauprovinz, senkt sich ohne jede natürliche Abgrenzung nach Niederösterreich hinab; Böhmen entsendet zwar all seine Gewässer nach Norddeutschland, aber seine enge Nordpforte, das Durchbruchstal der Elbe durch das Kreidesandsteingebirge, ward erst in unserem Jahrhundert eine vielbenutzte Straße, während der Wege so viele aus Böhmen über die auf Münchener Seehöhe sich haltende sanfte südöstliche Bodenschwelle, den mährischen Landrücken, ins ethnisch verschwisterte Nachbarland führen. Böhmen und Mähren sind von Deutschland und Ungarn wie abgemauert, dagegen aufs engste miteinander verbunden; folglich hängen sie beide in der natürlichen Hauptbewegung des Verkehrs mit demjenigen Land zusammen, zu dem Mähren ohne jede Gebirgsschranke marchabwärts übergeht. Dazu gesellt sich seit unvordenklichen Zeiten das Angewiesensein des salzlosen Böhmen auf das alpine Salzkammergut in seinem Süden, in neuerer Zeit aber auch anderseits die Ergänzung, die Böhmens Kohlenschätze der Industrie der kohlenarmen Alpenlande der österreichischen Monarchie darbieten, insbesondere zur Verhüttung der ostalpinen Erze.

Vormals waren beide Länder deutsch: auf keltische Vorbewohner folgten in Böhmen die Markomannen, in Mähren die Quaden. Gegen Ausgang des 6. Jahrhunderts nahmen dann die Stelle beider slawische Tschechen ein. Sie besiedelten die fruchtbareren, klimatisch mehr begünstigten Gegenden, die rauheren Grenzgebirge ließen sie unberührt; deren Urwalddickicht verstärkte erwünscht ihren Mauerschutz gegen feindlichen Angriff, selbst in die Waldung vor dem Gebirgsfuß drang der Tscheche kaum ein. Erst im Verlauf der zweiten Mittelalterhälfte rief man in diese Einöden des Randes Kolonisten, und zwar Deutsche, die das in sie gesetzte Vertrauen voll rechtfertigten, denn sie rodeten weit und breit die Wälder, schufen den Wald in Saatboden um, erschlossen durch bergmännische Kunst die Erzadern der Gebirge, gründeten Dörfer freier Bauern und selbst auf schon von Tschechen bewohntem Boden ummauerte Städte freier Bürgergemeinden, in denen nach deutschem Recht „die Luft frei machte", „kein Rauchhuhn über die Mauer flog", also auch der unfreie tschechische Bauer, wenn er in den Gemeindeverband eintrat, seiner Fronen und Abgaben an adlige Herren ledig war. Weitblickende Fürsten aus dem heimischen Geschlecht der Przemysliden haben besonders im 12. und 13. Jahrhundert auf solche Weise Böhmen samt Mähren gründlicher der abendländischen, d. h. der deutschen Kultur erschlossen, die Produktionskraft des Doppellandes mächtig gesteigert, mit Einführung deutschen Städtewesens den dritten Stand, Handels- und Gewerbsleben eigentlich erst begründet. Noch heute zeigt uns die ethnographische Karte die Spuren solcher Geschehnisse in der räumlichen Verteilung der beiden Nationalitäten. Die Tschechen nehmen den Innenraum ein, nämlich die Hauptmasse Mährens, von wo sie sich in breiter Fläche über den Landrücken nach dem Kern Böhmens verbreiten, jedoch fast nirgends die einhegenden Gebirge erreichen, während die Deutschen, abgesehen von den Karpathen, überall den Grenzgürtel bewohnen und außerdem auch noch zahlreich die städtischen Bevölkerungen der sonst tschechischen Binnenfläche mit zusammensetzen (vgl. im einleitenden Abschnitt S. 5). Im ganzen machen die Deutschen in Böhmen über ein Drittel, in Mähren kein volles Drittel der Bewohnerschaft aus.

Vorurteilsfreie böhmische Geschichtschreiber haben nie den Segen verkannt, der sich durch die erfolgreiche Kulturarbeit der deutschen Ansiedler über das Tschechenland ergoß. Indessen von vornherein war der Keim zu nationaler Zwietracht gelegt, indem zwei Völker ganz verschiedener Art und Sprache nun in demselben Haus beisammenwohnten, ein minderzähliges von älterer Gesittung neben einem kopfreicheren, das in zäh ausdauerndem Fleiß, in sparsamem Haushalten den Deutschen wohl nicht voll ebenbürtig erschien, aber, unterstützt durch mannigfache andere Anlagen, nicht für immer die Schülerrolle spielen mochte. Groll schied nicht von Anfang an die beiden, nur daß der tschechische Adel scheel dreinsah, wenn seine Bauern in die freien deutschen Gemeindeverbände übertraten. Doch ein stiller Gegensatz lag immer vor, und es bedurfte nur der Schürung, um diesen wechselseitigen Abstand mit Neid und Verbitterung zu vergiften, statt freundlicher Förderung herüber und hinüber Übelwollen, statt friedlichen Wetteifers vernichtenden Rassenhaß unter den Hausgenossen hervorzurufen.

Bis ins 14. Jahrhundert waltete gedeihlicher Friede. In großartigem Maßstab wirkten die zahlreich innerhalb der Grenzwaldung gestifteten Klöster für Kolonisation. Mönchs- wie Nonnenklöster waren deutschen Ursprungs, und die Verbindung mit ihren Mutterklöstern erleichterte ihnen das Heranziehen deutscher Siedler, selbst bis zum flandrischen Flamland hin, wo die Meister der Verwandlung von Sumpf- in Garten- oder Ackerland wohnten. Deutsche Bauern brachten den tiefer greifenden deutschen Pflug ins Land, mit dem sie die für ihre Dorffluren kennzeichnenden langen Rechtecke der Ackerländerei bearbeiteten. Auf den fichtengrünen Hochflächen Südböhmens sah man tschechisch-deutsch gemischte Dörfer, in denen der tschechische Bauer den Feldbau nach deutscher Weise trieb und allmählich auch die deutsche Sprache annahm, so daß bald nur noch Flur-, Bach- und Bergnamen auf früheres Tschechentum hinwiesen. Bereits im 11. Jahrhundert entstand eine eigene deutsche Gemeinde in der Prager Altstadt mit dem Recht freier Selbstverwaltung; sie war das Vorbild für die Entfaltung ähnlicher Gemeinwesen in den übrigen Städten Böhmens, die sich freilich zur Metropole in der rechtwinkeligen Durchkreuzung der westöstlichen und nordsüdlichen Diagonalstraße des böhmischen Trapezes immerdar verhalten haben wie Zwerge zu dem einen Riesen mit der Hradschinkrone. Den Deutschen vertraute Herzog Sobieslaw die Verteidigung der Burgtore Prags an, in Prag gründete Kaiser Karl IV. 1348 die erste deutsche Universität, bis 1413 herrschte hier unbestritten das Deutschtum. Auch in Mähren wurden alle Städte von Deutschen erbaut oder wenigstens als städtische Gemeinwesen eingerichtet. Brünn erhielt als Belohnung für seine tapfere Verteidigung gegen die im 13. Jahrhundert Mähren so furchtbar verwüstenden Horden Dschingis-Chans Stadtrechte nach deutschen Rechtsgrundsätzen, die dann Muster für die übrigen Städte Mährens wurden. So völlig deutsch war das Rechtsleben der böhmisch-mährischen Städte, daß sie sich in strittigen Fällen Rechtsbelehrung beim weitberühmten Schöffenstuhl in Magdeburg holten. Viele der Przemysliden hatten Frauen von deutschem Adel, weshalb sich die deutsche Sprache bei Hofe einbürgerte, auch die tschechischen Großen sich bequemen mußten, sie zu lernen, und sogar ihren Burgen deutsche Namen beilegten. Die alteinheimische Bauweise der Wallburgen behielt zwar der Tschechenadel bei, vervollkommnete sie jedoch durch Anlehnung an den deutschen Burgenbau. Vollends die von den Klöstern und Städten aufgeführten Bauten zeigten deutschen Stil, für den namentlich Magdeburgs Vorbild galt. Deutsches Ritterwesen, das deutsche Minnelied samt höfischer Sitte wurzelte an, ja als die Luxemburger den Hradschin bezogen, entstand dort eine Hof- und Kanzleisprache aus der Mischung bayrischer mit obersächsischer Mundart, die den Grund legte für unsere hochdeutsche Schriftsprache.

Da brach die schreckliche Katastrophe des Hussitensturmes los. Der Fanatismus für ihren Reformator entfesselte die wildesten Leidenschaften der Tschechen. Mord und Brand trugen sie in die beim alten Glauben verharrenden deutschen Periökengaue, hängten die armen Mönche an den Linden vor ihrem stillen Kloster auf, stürmten ein erstes Mal tobsüchtig hinaus über die Grenzen der natürlichen Akropolis, die ihr Land innerhalb Mitteleuropas darstellt. „Böhmen für die Tschechen" ward nun der Schlachtruf; Kaiser Siegmunds Niederlage vor Wyschehrad im Jahre 1420 war nur die erste von vielen, denn unter den hussitischen Feldzeichen bewährten die Tschechen die nämliche eiserne Tapferkeit, die sie nachmals so oft für höhere Ziele auf den Schlachtfeldern des österreichischen Heeres erprobt haben. Für lange Zeit war der Wohlstand vernichtet, eine Unzahl von Ortschaften lag in Trümmern. Nur einmal noch, gerade nach zweihundert Jahren, kam ein noch größeres Unheil über das Land: nach der Niederlage auf dem Weißen Berg vor Prags Toren lastete die Hand des habsburgischen Siegers schwer auf beiden Nationalitäten, der tschechischen wie der deutschen, da sie beide der lutherischen Lehre ihr Herz geöffnet und gegen den Kaiser zu den Waffen gegriffen hatten. Als die Greuel des Dreißigjährigen Krieges endlich vorübergezogen, glichen Böhmen und Mähren einer verödeten Wildnis, in der die unheimliche Stille staatlicher sowohl als kirchlicher Zwingherrschaft wenig Freude an der Einkehr äußerlichen Friedens aufkommen ließ. Wohl milderte die edle Maria Theresia den harten Druck, den man zumal dem Landvolk auferlegt hatte, jedoch bei der lange nachwirkenden Vernichtung des Volkswohlstandes ging es nur langsam fürbaß. Und als unter dem freieren Hauch der Neuzeit die natürlichen Wohlfahrtsquellen des Doppellandes modern erschlossen wurden, da hob sich die Hydra nationaler Zwietracht tausendköpfig empor und führte uns in widerwärtigen Szenen das alte Landesverhängnis neu vor Augen.

Einheitlicher Herkunft sind die Deutschen Böhmen-Mährens nicht. Nord- wie süddeutsche Stämme finden wir unter ihnen vertreten. Niederösterreicher wesentlich bayrischer Abkunft sitzen an der Thaya, echte Bayern bewohnen den Böhmer Wald nebst seinem Vorland und haben z. B. die erwähnte Sitte der Totenbretter (vgl. S. 57) auch hier noch bewahrt; bayrisch ist auch der ganz deutsche Westen Böhmens um Eger, wohin die offenen Straßen ums Fichtelgebirge aus Mainfranken wie dem Nabland hinführen, weiterhin sitzen im Egerland und am böhmischen Abhang des Erzgebirges Deutsche mit obersächsischer Mundart, vor den Sudeten solche mit lausitzisch-sudetischer. Herzog Brzetislaw, der im 11. Jahrhundert zu Olmütz mit seiner Gemahlin, Judith von Schweinfurt, Hof hielt, soll dort Franken aus der Würzburger und Schweinfurter Gegend angesiedelt haben, dazu kamen Flandrer zum Trockenlegen der Flußniederung. Nach dem Mongoleneinfall zog namentlich der Olmützer Bischof Bruno Deutsche, unter anderen Westfalen, nach Nordost-Mähren und dem Oppatal des heutigen Westflügels von Österreichisch-Schlesien. Rein deutsch, anscheinend fränkischer Abkunft, ist die Bewohnerschaft des Kuhländchens an der obersten Oder, dessen grasreiche Wiesen einen trefflichen Rinder- und Pferdeschlag ernähren. Sicher fränkisch sind die Schönhengstler jener deutschen Sprachinsel um Mährisch-Trübau und Zwittau, die sich über die böhmische Grenze nach Mähren hinüberzieht, obwohl sie im Gegensatz zu ihren frohmütigen Stammesgenossen am Main ernst, selbst verschlossen dreinschauen, streng festhaltend an alter Sitte.

Damit ist die bunte Musterkarte noch lange nicht im einzelnen erschöpft. Durch alle Zeiten machte sich neben der Massenvorschiebung deutschen Volkes aus der unmittelbaren Nachbarschaft über die Landesgrenze die Verpflanzung kleinerer Häuflein der Unsrigen aus weiterer Ferne geltend. Besonders nach der Verheerung des Dreißigjährigen Krieges, als man trotz des

empfindlichsten Menschenmangels den vertriebenen Protestanten die Rückkehr wehrte, kam aus Altösterreich, aus Tirol, Bayern und der Pfalz vielfacher Zuzug; damals erst wurden die Gegenden um Pilsen, um das hopfenbauende Saaz an der mittleren Eger nebst dem rechtselbischen Flügel des basaltischen Mittelgebirges und der Umgebung von Leitmeritz deutsch. Man begrüßte die Ankömmlinge, weil man Arbeitskräfte brauchte; zählte doch Böhmen 1648 noch nicht ein Siebentel seiner heutigen Volksmenge. Und Deutsche waren es selbstverständlich, die kamen, denn allerseits war man ja von deutschen Landen umspannt, abgesehen von der stammverwandten Slowakei, aus der man Kolonisten weder empfing noch ersehnte. So begab es sich, daß im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts manche früher tschechische Landstriche durch Zahlreicherwerden der Deutschen germanisiert wurden und, ähnlich wie zur Zeit der mittelalterlichen Kolonisation, zuletzt nur noch durch Orts- nebst Personennamen das frühere Slawentum verrieten. Damals schufen die adligen Latifundienbesitzer, die von der großen Konfiskation der tschechischen Adelsgüter nach 1620 Nutzen gezogen, die vielen Ortschaften des Namens „Neuland" oder „Neudörfel", indem sie zu gunsten deutscher Einwanderer Meierhofgüter zu kleinbäuerlichen Dorfanlagen aufteilten.

So bunt zusammengewürfelt indessen die Deutschen Böhmen-Mährens der Natur der Sachlage nach von jeher erschienen, so zeichneten sie sich doch gleichmäßig und jederzeit durch einen vornehmen Charakterzug aus: sie waren Träger der Kulturarbeit. Vor allem deutscher Hände Fleiß bewundern wir, wenn wir unter leuchtender Herbstsonne dort, wo sich Böhmens Boden am tiefsten senkt, im Elbtal abwärts von Leitmeritz und in dessen Seitentälern, ganze Haine von Obstbäumen schauen und volle Trauben im Weinlaub prangen sehen. Ordensgeistliche vom Rhein und Cistercienser des Klosters Altzell in Meißen haben sich im 12. und 13. Jahrhundert Verdienste um den Weinbau Nordböhmens erworben. Vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges blühte der Weinbau dort in ungleich größerem Umfang als gegenwärtig; um Leitmeritz sah man Weinberg neben Weinberg, wo nun Weizenfelder wogen. Tiefer ins Land hinein hatte freilich selbst Kaiser Karl IV. mit dem Klima einen allzu ungleichen Kampf gekämpft, als er seine „Weinbergmeister" durch alle Gaue Böhmens sandte und sämtliche Grundbesitzer mit Entziehung derjenigen Lagen ihres Eigentums bedrohte, die sich nach dem Gutachten jener für Anbau der Rebe eigneten, falls sie nicht entweder selbst die Rebe alsbald dort pflanzten oder die ausgewählten Striche gegen den Zehnten der Fechsung anderen Weinbaulustigen abträten. Dort, wo die Deutschen hauptsächlich vom Boden Besitz ergriffen hatten, also im Umring des Doppellandes, ließ sich auf unfruchtbarerer Scholle, unter regnerischem Himmel, kaum an Feldfrüchten Erkleckliches erwarten, aber eben deshalb erwuchs hier der deutsche Siedler zum Bahnbrecher für Böhmen-Mährens namhafte und vielfältige Industrie, die den ersten Rang einnimmt in ganz Österreich. Dafür spendete die Natur guten Gebirgsflachs, Schafwolle, Holz in Fülle, quarzhaltiges Urgestein und Erz.

Die wunderschönen Waldungen von Buchen, Fichten und Edeltannen, die den bayrisch-böhmischen Grenzwald bilden, boten zunächst die Grundlage für alle Art von Holzverwertung. Von Ende Mai bis zum Herbst erklingen die sonst menschenleeren Forste des höheren Gebirges von den Axthieben der Holzhauer, die dort im Grünen die Woche über in Reisighütten hausen und nur am Wochenschluß fröhlich zu ihrer Familie heimkehren, „a Eib'n am Hut", denn ein Zweig der sonst bei uns so selten gewordenen Eibe gilt dort als Abzeichen des „Waldes"; auf der winterlichen Schneebahn beginnt dann das wagehalsige Niederfahren der hohen Haufen von Scheitern an die Bachufer, und nachdem der Lenz die Eisfesseln der Bergwasser gesprengt hat,

werden die Hölzer verflößt, mittels des Schwarzenbergischen Kanals sogar von der Moldau bis in die oberösterreichische Donau. Die Triebkraft der Gewässer wird ferner in zahlreichen Sägemühlen des Gebirges ausgenutzt. Und tausend fleißige Hände regen sich, mit einfachstem Schnitz- und Bohrgerät Zündhölzchenspäne, Schindeln, Siebränder, Wirtschaftsgefäße, besonders aber Holzschuhe zu verfertigen, die als ebenso billige wie warmhaltende Fußbekleidung der „Wälder" und „Wälderinnen" selbst sehr beliebt sind, außerdem massenhaft zur Ausfuhr gelangen Kaum minder alt indessen scheint am Böhmerwald die Glasindustrie zu sein. Bereits im Mittelalter nährten sich arme Walddörfer neben der Waldarbeit von Glasbläserei; von hier ist diese Kunst seit dem 16. Jahrhundert durch die von der Glaubensverfolgung herrührende Auswanderung nach anderen deutschen Gebirgen verpflanzt worden, aber bis zur Stunde hat sie an ihrer Wiegenstätte selbst die größte Bedeutung. Kaum irgendwo trifft man so viele Glashütten wie auf der bayrischen und böhmischen Abdachung des Gebirges, das trotz der verschiedenen Staatsangehörigkeit seiner beiden Seiten in Natur, Volk und Betriebsamkeit recht einheitlich erscheint. Das prächtige Wälderkleid ist freilich dort, wo die für Herstellung des Glases besten Quarzgesteine anstehen, etwas zerschlissen, dafür indessen verdankt das Gebirge viele seiner Wegebauten dem Bedürfnis der Zufuhr von Roh- und Brennstoffen für die Glasfabrikation sowie der Abfuhr der schönen Hohl- und Tafelgläser, der feingeschliffenen Kristallgläser, Spiegelscheiben und „böhmischen Glasperlen", die nach allen Erdteilen in den Handel kommen.

In seiner Glasindustrie wetteifert mit dem Böhmerwald der sudetische Nordostrand Böhmens. Hier gaben einst Venetianer die Anregung zur Verfeinerung in der Herstellung der Glaswaren, zu deren Vergoldung und Malerei. Allerdings sind es hier gleichfalls Holz und Quarzsand, die die Fabrikation des schwerer schmelzenden „harten" Kaliglases bodenständig machen. Indessen der bessere Teil des Gewinnes bei dem Betrieb liegt gleichwohl im erblich gewordenen Arbeitsgeschick. Rechnet man doch von den zehn Millionen Gulden des Jahreswertes der gesamten Glasindustrie Böhmens zwei Drittel auf die Formungs- und Ausstattungsarbeit, nur ein Drittel auf das Rohprodukt. Der gute Verdienst, den die Glasindustrie einbringt, hat auf dem böhmischen Vorlande des Lausitzer Gebirges ganzen Ortschaften allein zum Aufschwung verholfen. So bestanden noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts Haida und Gablonz aus ganz wenigen Häuschen, inzwischen hat sich durch Glasraffinerie jenes zu 3000, dieses zu 9000 Bewohnern aufgeschwungen. Aus der Gegend von Gablonz stammte der unternehmende Kaspar Kittel, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den böhmischen Glashandel in weite Fernen lenkte; erst verfuhren seine „Glasverschleißer" die zerbrechliche Ware nur auf Schubkarren, schon sein Schwiegersohn Rautenstrauch jedoch spann das Geschäft bis nach Rußland und der Iberischen Halbinsel aus; in Lissabon und Petersburg kaufte man böhmische Glaswaren bald zu hohen Preisen, um 1740 ging man mit der kostbaren Ware über Konstantinopel und Smyrna bis nach Persien und Indien. Leider lockte man Meister böhmischer Feinglasbereitung nachmals durch vorteilhafte Anerbietungen in die Fremde, um ihnen ihre Kunst abzulernen. So erwuchs Böhmen ein schlimmer Mitbewerb in Belgien, Frankreich und Nordamerika.

An Geldwert noch weit belangreicher stellt sich freilich die Textilindustrie dar, der altangestammte Neigung und Handgeschicklichkeit, neuerdings auch besonders der Kohlenvorrat zu statten kamen. Brünn und die sudetischen Grenzlande Böhmens stehen dabei voran. Zuerst wurde nur Leinen- und Wollfaser in Handarbeit versponnen und verwebt, spät erst folgten Seide und Baumwolle. Ottokar II. berief flämische Tuchmacher aus Flandern, um ihr wertvolles Gewerbe in allen Städten seiner Krone einzubürgern. Besonders zahlreich ließen sie sich in der

Gegen Böhmen läuft die Landesgrenze in der Tat auf der Elbwasserscheide, dagegen schneidet sie quer über die Enns und geht nur stückweise längs dem Ufer der Thaya hinab zur March. Am allerwenigsten sind die Zwillingsländer Ober- und Niederösterreich eine geologische Einheit; im Gegenteil ist nur ihr Süden alpiner Boden, von Norden her reichen tertiäres Gehügel samt quartären Ebenen aus Mähren bis zur niederösterreichischen Donau, kristallinisches Urgestein des uralten böhmischen Massivs bis an, ja stellenweise noch etwas über die Donau Oberösterreichs. Streng geschieden also nach der Entstehungsgeschichte ihres Bodens in Nord- und Südhälfte, gründen beide Erzherzogtümer ihren Zusammenschluß auf den geschichtlichen Verlauf ihrer Volksmischung und staatlichen Einrichtung seit dem frühen Mittelalter sowie auf die einigende Macht des naturgegebenen Verkehrs. Schneebedeckte Alpenhäupter winken nur von der Südgrenze herüber. Anmutige Übergänge von Hoch- zu Mittelgebirge und Niederung bestimmen das Wesen der Landschaft. Die Donau, bald eingeengt in granitischer Talschlucht rauschend, bald gemächlich im selbstaufgeschütteten Flachboden in viele Arme sich teilend und mit ihnen mannigfaltig bewaldete „Auen“ umfangend, geleitet uns zur Tiefebene hinab, der bereits das Tullner Feld oberhalb des letzten Alpenvorsprungs, des Wiener Waldes, und das Wiener Becken an March und Leitha angehören. In Oberösterreich waltet noch das Grün von Wald und Wiese vor, man baut viel Obst, indessen den Weinbau verbietet noch die Rauheit des Klimas; erst unter der Enns umschmücken waldige Höhen Rebengelände und weit sich dehnende Saatfelder, gesellt sich zum Landbau eine vielseitige Industrie.

Im **Oberland** gibt es keine Städte, die größer wären als das freundliche Linz, wo die meridionale Hauptverkehrsader Böhmens die Elbe und Moldau herauf in ihrer Fortsetzung gen Süden die Donau trifft. Den Bauern vornehmlich gehört das fruchtbare Land, in dem sich, wie die Natur, so auch die Wirtschaftsweise von Alpen- und Alpenvorland mischt. Besuchen wir das Gehöft eines solchen oberösterreichischen Großbauern, so tritt uns achtungswerte Tüchtigkeit, ansehnlicher Wohlstand und bayrisches Selbstbewußtsein entgegen. Bayrisch ist schon die Vorliebe, den Hof „einschichtig“ zu gründen, d. h. als „Einödhof“, nicht in dörflichem Zusammenschluß, sondern einsam mitten in der dem Bauern frei zu eigen stehenden Flur, in der er wie ein König in seinem Schlosse wohnt. Vom Kloster St. Florian geht's auf schmalen Fußpfaden durch schöne Waldungen, über üppige Wiesen, zwischen gut bestellten Äckern und Obstgärten zum „Meier in der Tann“. So nämlich heißt der Bauer in seiner Eigenschaft als Besitzer des Gehöftes mit der zugehörigen Länderei, und so wird er auch gewöhnlich genannt; sein Familienname ist Johann Plaß, und unter Urkunden setzt er wie ein Graf den Doppelnamen: Johann Plaß, Meier in der Tann. Ganz wie bei den Großbauern an der Isar ist der Gutshof im Viereck errichtet und besteht aus vier Flügeln. Durch eine kleine Tür betritt man das Wohnhaus, durch einen großen Torweg fahren im entgegengesetzten Flügel die beladenen Wagen in den Hof. Stallungen, Wagenschuppen, Kornböden, Heuscheuern verteilen sich über die anderen Flügel. Der zweistöckige Bau macht den Eindruck altgegründeter Wohlhabenheit. Das Haus ist außen wie über den Türen im Innern mit frommen Sprüchen versehen; auch das Hausgerät bis herab auf die Teller sehen wir mit Bibelworten oder Versen geschmückt. Selbst auf den Mehlsäcken steht stolz geschrieben:

> „Es wisse hiermit jedermann:
> Ich gehöre allezeit dem Meier in der Tann.“

Gleich beim Flur liegt die „Moastubn“, d. h. die Meierstube. Sie ist Wohn- und Speisezimmer; im Winter sitzen hier die Weiber beim Spinnen oder bei anderen gemeinschaftlichen

häuslichen Arbeiten. Daneben befinden sich die Schlafstuben des Ehepaares und der Kinder, gegenüber, auf der anderen Seite des Vorplatzes, die Schlafstuben der Knechte und Mägde, von denen aus eine Tür in die Küche und dann in den Pferdestall führt. Im Oberstock sind die Gast- und Vorratskammern gelegen; in einem Staatszimmer prangen die Ahnenbilder, Männer wie Weiber patrizierhaft in schwarzer Kleidung, daneben stehen Schränke und Truhen voll von Feierkleidern, Geschmeide, Leinwandschätzen. Eine ganze Flucht engerer Gemächer schließt sich noch an, so das „Kastl" (Zimmer) zum Aufbewahren des Obstes mit großen Kasten voll getrockneter Äpfel, Birnen und Pflaumen, eine eigene „G'schirrkammer" mit einer Masse von Pferdegeschirr, darunter alte Staatssättel, mit rotem Samt überzogen.

Er ist wirklich ein kleiner König, der Meier in der Tann. Über vierzig Leute befiehlt er, eingerechnet seine Kinder; für die jüngsten bestimmt, schaut die Rute hinter dem Christusbild hervor. Wiederholt hat der Kaiser oder ein Erzherzog bei dem Meier vorgesprochen. Als wir ihn auf den Hof begleiten und die feisten „Händl" bewundern, hinzufügend, die kämen wohl bald in die Stadt zum Verkauf, erwidert er mit dem gar nicht übermütigen Stolz des reichen Bauern: „Warum soll ich sie zur Stadt verkaufe? Ich kann sie ja selber esse, 's is besser äso!" Vom Hornvieh aber wird viel an die städtischen Schlächter verkauft. Man holt es sich weit aus den Alpen her, bis aus der Steiermark, und läßt es auf den fetten Donauwiesen kräftig sich auswachsen; so auch die riesengroßen Pferde, die man aus dem Pinzgau an der oberen Salzach bezieht, eine Zeitlang als Ackerpferde benutzt, dann mit gutem Gewinn „in die Wéaner Stadt" verhandelt. Den saubergehaltenen Ställen sieht man die echt deutsche, pflegsame Behandlung des Nutzviehs an. Der Schweinestall überrascht am meisten: es ist ein großer, hoher Raum mit langen Reihen von kleinen, oben offenen Kasten aus dickem Gebälk oder gar aus Quadersteinen, in denen je ein Borstentier haust; so haben die Tiere beständig frische Luft und sind doch eng genug eingeschlossen, um sich in aller Muße ihrer Bestimmung, dem Fettwerden, hinzugeben. Sehenswert dünkt schließlich noch die gewaltige „Mostpresse", wo Unmassen von Birnen und Äpfeln unter großen, von Pferden in Bewegung gesetzten Steinen zermalmt werden. Man nennt auch hier wie im naturverwandten Schweizer Molasseland diesen gegorenen Obstsaft „Most", und die Knechte ziehen den meist säuerlichen Labetrunk bei heißer Arbeit dem Biere vor. Auch das erinnert an die deutschen Schweizer, daß der Bauer in Oberösterreich sein blütenreiches Gelände fleißig zur Bienenzucht ausnutzt.

Die ostwärts gerichteten Hauptstraßen des südlichen Mitteleuropa ziehen sich im österreichischen Donautal zusammen, um erst jenseit Wien gen Osteuropa oder nach der Balkanhalbinsel wieder auseinanderzuweichen. Kein Wunder mithin, wenn sich auf jenen Straßen, die einst die Kreuzfahrer und so viele andere kriegerische Heerhaufen zogen, auch friedliche Kolonisten aus unserem ganzen Süden der österreichischen Austrittspforte der Donau zuwandten, seit sie durch bajuvarische Tapferkeit dem Deutschtum erworben und befriedet war. Das Land zu beiden Seiten der Enns sammelte daher im Lauf der Jahrhunderte wie kein anderes Glieder aller drei Südstämme unseres Volkes auf seinem gastlichen Boden, neben Bayern auch Schwaben und Franken; besonders als die Babenberger die österreichische Mark verwalteten, zogen zahlreiche fränkische Adelsgeschlechter samt ihren Mannen herein. Vornehmlich Wien ist niemals gleich Regensburg oder München bloß eine Stadt des Bayernstammes gewesen, obwohl der ursprüngliche Kern seiner es germanisierenden Bevölkerung ein bayrischer war, gerade so wie in Graz, das man ja noch lange zum Unterschied von dem slawischen Windischgrätz Bayrischgrätz genannt hat. Wien, das jedenfalls schon eine vorrömische Keltensiedelung gewesen ist, hat keinen

aus deutscher Wurzel entsprossenen Namen. Das Vienna oder Vienne der Romanen gibt den vokalischen Laut des Stadtnamens, wie ihn jeder echte „Wéaner“ hören läßt, genauer wieder als das hochdeutsche „Win“, bei dem wir arglos so tun, als sei das in der Schrift noch treu erhaltene e ein deutsches Dehnungszeichen. Das aber ist durch die für 1030 bezeugte Namensform Wienni genugsam widerlegt. Die alte, wahrscheinlich aus dem Norischen stammende Form Vianiomina, von den Römern dann in Vindobona verwandelt, schrumpfte im Mund der Deutschen bei Verlegung des Tones auf die erste Silbe zuletzt zur Zweisilbigkeit zusammen, an Ort und Stelle jedoch nie ganz zur Einsilbigkeit.

Verhallt ist die norische Keltensprache, verhallt mit dem Kommandoruf römischer Kohorten die Römersprache des alten Vindobona. Eine zweifellos dem bayrischen Sprachstamm zugehörige Mundart herrscht im heutigen Wien, wiewohl in österreichischer Abart und mit vielen Eigentümlichkeiten der Laut- und Wortbildung, wie sie stets im Sonderkreis einer großstädtischen Bevölkerung erzeugt werden. Aus den beiden Wien so dicht benachbarten undeutschen Volksgebieten, die obendrein seit nun bald vierhundert Jahren mit unter Habsburgs Zepter stehen, aus dem tschechischen und dem magyarischen, ist, zumal in unserer Ära des dampfbeflügelten Verkehrs, viel fremder Zuschlag ins Wiener Volk gekommen; trotzdem ist Wien mit all diesen buntscheckigen Zutaten, mit all seinen weit ins Morgenland reichenden Beziehungen, wo noch zur Stunde nur diese Stadt Mitteleuropas als „Betsch“ volkstümlich bekannt ist, eine wesentlich deutsche, dem Kern ihrer Bevölkerung nach süddeutsche, vorwiegend bayrische Stadt. Norddeutsche Zuwanderung hat dieser Brennpunkt des Donauverkehrs, in dem sich mit der Donautalung die Straße von der Ostsee durch die Mährische Pforte zur Adria kreuzt, niemals erfahren. Aber vielfache sonstige Blutmischung und mehr vielleicht noch das Leben und Treiben in der von so vielen Gegensätzen landschaftlicher und nationaler Art getroffenen Kaiserstadt haben dem Wiener ein ganz absonderliches Gepräge verliehen. Hier, wo einst der Anprall der Osmanen gegen Deutschland zurückgeschlagen wurde, wo sich in jenen siegumstrahlten Tagen der Entscheidung die Wacht an der Donau so treu bewährte, daß der Ehrenname vom „Schild Germaniens“ für Wien aufkam, strömt tagtäglich Morgen- und Abendland zusammen. Man erblickt neben dem Deutschen und dem Israeliten den Polen und Tschechen, den Ungar und den Italiener, den Griechen und Armenier. Wien selbst ist durch die von seinem regsamen Volke bestens verwertete Lagengunst eine bedeutende Industriestätte geworden, aber es leitet vor allem den Austausch der gewerbreichen österreichischen Provinzen überhaupt mit dem an landwirtschaftlichen Erzeugnissen reicheren ungarischen Kronland. Es treffen sich die Geister wie die Waren von nah und fern; ringsum lacht eine freundliche Natur, die dem Landesbewohner keinen allzu harten Daseinskampf auferlegt; über ein Häusermeer voll frohsinniger Menschen hinaus schaut die prächtige Steinpyramide des ehrwürdigen Stephansturmes hier auf den letzten Alpenrücken, der sich im Donaustrom spiegelt, dort auf eine von Fabrikschornsteinen überragte Gärten- und Felderebene voll von Städten und Dorfschaften, unablässig durcheilt von Eisenbahnzügen und Donaudampfern stromauf, stromab. Da, wo all dies rastlos bewegte Leben sich begegnet, ist der lebenslustige Wiener geboren worden, gern und heißblütig genießend, voll Humor und vergnügungssüchtiger Leichtlebigkeit, die wohl auch zuzeiten in sorglosesten Leichtsinn ausartet, dabei aber von deutscher Gemütstiefe, gastfrei und wohltätig, die österreichisch-bayrische Gemütlichkeit im Umgang nicht verleugnend, treuherzig und kunstsinnig, kein Phäake, sondern ein klug schaffender, obschon lieber in der holden Sonne der Lebensfreuden sich Herz und Sinne erquickender Mensch.

Die Tschechenlande Böhmen und Mähren sind keineswegs nur infolge von dynastischen Erbverträgen an Österreich, den einst fast bloß alpinen Staat, angewachsen. Der starke Anteil von Tschechen an der Bewohnerschaft Wiens, wenn er auch erst seit Ausbau der Kaiser Franz Josephs-Bahn, die Wien unmittelbar an Böhmen anschloß, die heutige Höhe erreichte, verrät schon, wie jene Lande in der alltäglichen Verkehrsbewegung nach der österreichischen Donau hinneigen. Mähren, als Marchland eine Donauprovinz, senkt sich ohne jede natürliche Abgrenzung nach Niederösterreich hinab; Böhmen entsendet zwar all seine Gewässer nach Norddeutschland, aber seine enge Nordpforte, das Durchbruchstal der Elbe durch das Kreidesandsteingebirge, ward erst in unserem Jahrhundert eine vielbenutzte Straße, während der Wege so viele aus Böhmen über die auf Münchener Seehöhe sich haltende sanfte südöstliche Bodenschwelle, den mährischen Landrücken, ins ethnisch verschwisterte Nachbarland führen. Böhmen und Mähren sind von Deutschland und Ungarn wie abgemauert, dagegen aufs engste miteinander verbunden; folglich hängen sie beide in der natürlichen Hauptbewegung des Verkehrs mit demjenigen Land zusammen, zu dem Mähren ohne jede Gebirgsschranke marchabwärts übergeht. Dazu gesellt sich seit unvordenklichen Zeiten das Angewiesensein des salzlosen Böhmen auf das alpine Salzkammergut in seinem Süden, in neuerer Zeit aber auch anderseits die Ergänzung, die Böhmens Kohlenschätze der Industrie der kohlenarmen Alpenlande der österreichischen Monarchie darbieten, insbesondere zur Verhüttung der ostalpinen Erze.

Vormals waren beide Länder deutsch: auf keltische Vorbewohner folgten in Böhmen die Markomannen, in Mähren die Quaden. Gegen Ausgang des 6. Jahrhunderts nahmen dann die Stelle beider slawische Tschechen ein. Sie besiedelten die fruchtbareren, klimatisch mehr begünstigten Gegenden, die rauheren Grenzgebirge ließen sie unberührt; deren Urwalddickicht verstärkte erwünscht ihren Mauerschutz gegen feindlichen Angriff, selbst in die Waldung vor dem Gebirgsfuß drang der Tscheche kaum ein. Erst im Verlauf der zweiten Mittelalterhälfte rief man in diese Einöden des Randes Kolonisten, und zwar Deutsche, die das in sie gesetzte Vertrauen voll rechtfertigten, denn sie rodeten weit und breit die Wälder, schufen den Wald in Saatboden um, erschlossen durch bergmännische Kunst die Erzadern der Gebirge, gründeten Dörfer freier Bauern und selbst auf schon von Tschechen bewohntem Boden ummauerte Städte freier Bürgergemeinden, in denen nach deutschem Recht „die Luft frei machte", „kein Rauchhuhn über die Mauer flog", also auch der unfreie tschechische Bauer, wenn er in den Gemeindeverband eintrat, seiner Fronen und Abgaben an adlige Herren ledig war. Weitblickende Fürsten aus dem heimischen Geschlecht der Przemysliden haben besonders im 12. und 13. Jahrhundert auf solche Weise Böhmen samt Mähren gründlicher der abendländischen, d. h. der deutschen Kultur erschlossen, die Produktionskraft des Doppellandes mächtig gesteigert, mit Einführung deutschen Städtewesens den dritten Stand, Handels- und Gewerbsleben eigentlich erst begründet. Noch heute zeigt uns die ethnographische Karte die Spuren solcher Geschehnisse in der räumlichen Verteilung der beiden Nationalitäten. Die Tschechen nehmen den Innenraum ein, nämlich die Hauptmasse Mährens, von wo sie sich in breiter Fläche über den Landrücken nach dem Kern Böhmens verbreiten, jedoch fast nirgends die einhegenden Gebirge erreichen, während die Deutschen, abgesehen von den Karpathen, überall den Grenzgürtel bewohnen und außerdem auch noch zahlreich die städtischen Bevölkerungen der sonst tschechischen Binnenfläche mit zusammensetzen (vgl. im einleitenden Abschnitt S. 5). Im ganzen machen die Deutschen in Böhmen über ein Drittel, in Mähren kein volles Drittel der Bewohnerschaft aus.

Vorurteilsfreie böhmische Geschichtschreiber haben nie den Segen verkannt, der sich durch die erfolgreiche Kulturarbeit der deutschen Ansiedler über das Tschechenland ergoß. Indessen von vornherein war der Keim zu nationaler Zwietracht gelegt, indem zwei Völker ganz verschiedener Art und Sprache nun in demselben Haus beisammenwohnten, ein minderzähliges von älterer Gesittung neben einem kopfreicheren, das in zäh ausdauerndem Fleiß, in sparsamem Haushalten den Deutschen wohl nicht voll ebenbürtig erschien, aber, unterstützt durch mannigfache andere Anlagen, nicht für immer die Schülerrolle spielen mochte. Groll schied nicht von Anfang an die beiden, nur daß der tschechische Adel scheel dreinsah, wenn seine Bauern in die freien deutschen Gemeindeverbände übertraten. Doch ein stiller Gegensatz lag immer vor, und es bedurfte nur der Schürung, um diesen wechselseitigen Abstand mit Neid und Verbitterung zu vergiften, statt freundlicher Förderung herüber und hinüber Übelwollen, statt friedlichen Wetteifers vernichtenden Rassenhaß unter den Hausgenossen hervorzurufen.

Bis ins 14. Jahrhundert waltete gedeihlicher Friede. In großartigem Maßstab wirkten die zahlreich innerhalb der Grenzwaldung gestifteten Klöster für Kolonisation. Mönchs- wie Nonnenklöster waren deutschen Ursprungs, und die Verbindung mit ihren Mutterklöstern erleichterte ihnen das Heranziehen deutscher Siedler, selbst bis zum flandrischen Flamland hin, wo die Meister der Verwandlung von Sumpf- in Garten- oder Ackerland wohnten. Deutsche Bauern brachten den tiefer greifenden deutschen Pflug ins Land, mit dem sie die für ihre Dorffluren kennzeichnenden langen Rechtecke der Ackerländerei bearbeiteten. Auf den fichtengrünen Hochflächen Südböhmens sah man tschechisch-deutsch gemischte Dörfer, in denen der tschechische Bauer den Feldbau nach deutscher Weise trieb und allmählich auch die deutsche Sprache annahm, so daß bald nur noch Flur-, Bach- und Bergnamen auf früheres Tschechentum hinwiesen. Bereits im 11. Jahrhundert entstand eine eigene deutsche Gemeinde in der Prager Altstadt mit dem Recht freier Selbstverwaltung; sie war das Vorbild für die Entfaltung ähnlicher Gemeinwesen in den übrigen Städten Böhmens, die sich freilich zur Metropole in der rechtwinkeligen Durchkreuzung der westöstlichen und nordsüdlichen Diagonalstraße des böhmischen Trapezes immerdar verhalten haben wie Zwerge zu dem einen Riesen mit der Hradschinkrone. Den Deutschen vertraute Herzog Sobieslaw die Verteidigung der Burgtore Prags an, in Prag gründete Kaiser Karl IV. 1348 die erste deutsche Universität, bis 1413 herrschte hier unbestritten das Deutschtum. Auch in Mähren wurden alle Städte von Deutschen erbaut oder wenigstens als städtische Gemeinwesen eingerichtet. Brünn erhielt als Belohnung für seine tapfere Verteidigung gegen die im 13. Jahrhundert Mähren so furchtbar verwüstenden Horden Dschingis-Chans Stadtrechte nach deutschen Rechtsgrundsätzen, die dann Muster für die übrigen Städte Mährens wurden. So völlig deutsch war das Rechtsleben der böhmisch-mährischen Städte, daß sie sich in strittigen Fällen Rechtsbelehrung beim weitberühmten Schöffenstuhl in Magdeburg holten. Viele der Przemysliden hatten Frauen von deutschem Adel, weshalb sich die deutsche Sprache bei Hofe einbürgerte, auch die tschechischen Großen sich bequemen mußten, sie zu lernen, und sogar ihren Burgen deutsche Namen beilegten. Die alteinheimische Bauweise der Wallburgen behielt zwar der Tschechenadel bei, vervollkommnete sie jedoch durch Anlehnung an den deutschen Burgenbau. Vollends die von den Klöstern und Städten aufgeführten Bauten zeigten deutschen Stil, für den namentlich Magdeburgs Vorbild galt. Deutsches Ritterwesen, das deutsche Minnelied samt höfischer Sitte wurzelte an, ja als die Luxemburger den Hradschin bezogen, entstand dort eine Hof- und Kanzleisprache aus der Mischung bayrischer mit obersächsischer Mundart, die den Grund legte für unsere hochdeutsche Schriftsprache.

Da brach die schreckliche Katastrophe des Hussitensturmes los. Der Fanatismus für ihren Reformator entfesselte die wildesten Leidenschaften der Tschechen. Mord und Brand trugen sie in die beim alten Glauben verharrenden deutschen Periökengaue, hängten die armen Mönche an den Linden vor ihrem stillen Kloster auf, stürmten ein erstes Mal tobsüchtig hinaus über die Grenzen der natürlichen Akropolis, die ihr Land innerhalb Mitteleuropas darstellt. „Böhmen für die Tschechen" ward nun der Schlachtruf; Kaiser Siegmunds Niederlage vor Wyschehrad im Jahre 1420 war nur die erste von vielen, denn unter den hussitischen Feldzeichen bewährten die Tschechen die nämliche eiserne Tapferkeit, die sie nachmals so oft für höhere Ziele auf den Schlachtfeldern des österreichischen Heeres erprobt haben. Für lange Zeit war der Wohlstand vernichtet, eine Unzahl von Ortschaften lag in Trümmern. Nur einmal noch, gerade nach zweihundert Jahren, kam ein noch größeres Unheil über das Land: nach der Niederlage auf dem Weißen Berg vor Prags Toren lastete die Hand des habsburgischen Siegers schwer auf beiden Nationalitäten, der tschechischen wie der deutschen, da sie beide der lutherischen Lehre ihr Herz geöffnet und gegen den Kaiser zu den Waffen gegriffen hatten. Als die Greuel des Dreißigjährigen Krieges endlich vorübergezogen, glichen Böhmen und Mähren einer verödeten Wildnis, in der die unheimliche Stille staatlicher sowohl als kirchlicher Zwingherrschaft wenig Freude an der Einkehr äußerlichen Friedens aufkommen ließ. Wohl milderte die edle Maria Theresia den harten Druck, den man zumal dem Landvolk auferlegt hatte, jedoch bei der lange nachwirkenden Vernichtung des Volkswohlstandes ging es nur langsam fürbaß. Und als unter dem freieren Hauch der Neuzeit die natürlichen Wohlfahrtsquellen des Doppellandes modern erschlossen wurden, da hob sich die Hydra nationaler Zwietracht tausendköpfig empor und führte uns in widerwärtigen Szenen das alte Landesverhängnis neu vor Augen.

Einheitlicher Herkunft sind die Deutschen Böhmen-Mährens nicht. Nord- wie süddeutsche Stämme finden wir unter ihnen vertreten. Niederösterreicher wesentlich bayrischer Abkunft sitzen an der Thaya, echte Bayern bewohnen den Böhmer Wald nebst seinem Vorland und haben z. B. die erwähnte Sitte der Totenbretter (vgl. S. 57) auch hier noch bewahrt; bayrisch ist auch der ganz deutsche Westen Böhmens um Eger, wohin die offenen Straßen ums Fichtelgebirge aus Mainfranken wie dem Nabland hinführen, weiterhin sitzen im Egerland und am böhmischen Abhang des Erzgebirges Deutsche mit obersächsischer Mundart, vor den Sudeten solche mit lausitzisch-sudetischer. Herzog Brzetislaw, der im 11. Jahrhundert zu Olmütz mit seiner Gemahlin, Judith von Schweinfurt, Hof hielt, soll dort Franken aus der Würzburger und Schweinfurter Gegend angesiedelt haben, dazu kamen Flandrer zum Trockenlegen der Flußniederung. Nach dem Mongoleneinfall zog namentlich der Olmützer Bischof Bruno Deutsche, unter anderen Westfalen, nach Nordost-Mähren und dem Oppatal des heutigen Westflügels von Österreichisch-Schlesien. Rein deutsch, anscheinend fränkischer Abkunft, ist die Bewohnerschaft des Kuhländchens an der obersten Oder, dessen grasreiche Wiesen einen trefflichen Rinder- und Pferdeschlag ernähren. Sicher fränkisch sind die Schönhengstler jener deutschen Sprachinsel um Mährisch-Trübau und Zwittau, die sich über die böhmische Grenze nach Mähren hinüberzieht, obwohl sie im Gegensatz zu ihren frohmütigen Stammesgenossen am Main ernst, selbst verschlossen dreinschauen, streng festhaltend an alter Sitte.

Damit ist die bunte Musterkarte noch lange nicht im einzelnen erschöpft. Durch alle Zeiten machte sich neben der Massenvorschiebung deutschen Volkes aus der unmittelbaren Nachbarschaft über die Landesgrenze die Verpflanzung kleinerer Häuflein der Unsrigen aus weiterer Ferne geltend. Besonders nach der Verheerung des Dreißigjährigen Krieges, als man trotz des

empfindlichsten Menschenmangels den vertriebenen Protestanten die Rückkehr wehrte, kam aus Altösterreich, aus Tirol, Bayern und der Pfalz vielfacher Zuzug; damals erst wurden die Gegenden um Pilsen, um das hopfenbauende Saaz an der mittleren Eger nebst dem rechtselbischen Flügel des basaltischen Mittelgebirges und der Umgebung von Leitmeritz deutsch. Man begrüßte die Ankömmlinge, weil man Arbeitskräfte brauchte; zählte doch Böhmen 1648 noch nicht ein Siebentel seiner heutigen Volksmenge. Und Deutsche waren es selbstverständlich, die kamen, denn allerseits war man ja von deutschen Landen umspannt, abgesehen von der stammverwandten Slowakei, aus der man Kolonisten weder empfing noch ersehnte. So begab es sich, daß im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts manche früher tschechische Landstriche durch Zahlreicherwerden der Deutschen germanisiert wurden und, ähnlich wie zur Zeit der mittelalterlichen Kolonisation, zuletzt nur noch durch Orts- nebst Personennamen das frühere Slawentum verrieten. Damals schufen die adligen Latifundienbesitzer, die von der großen Konfiskation der tschechischen Adelsgüter nach 1620 Nutzen gezogen, die vielen Ortschaften des Namens „Neuland" oder „Neudörfel", indem sie zu gunsten deutscher Einwanderer Meierhofgüter zu kleinbäuerlichen Dorfanlagen aufteilten.

So bunt zusammengewürfelt indessen die Deutschen Böhmen-Mährens der Natur der Sachlage nach von jeher erschienen, so zeichneten sie sich doch gleichmäßig und jederzeit durch einen vornehmen Charakterzug aus: sie waren Träger der Kulturarbeit. Vor allem deutscher Hände Fleiß bewundern wir, wenn wir unter leuchtender Herbstsonne dort, wo sich Böhmens Boden am tiefsten senkt, im Elbtal abwärts von Leitmeritz und in dessen Seitentälern, ganze Haine von Obstbäumen schauen und volle Trauben im Weinlaub prangen sehen. Ordensgeistliche vom Rhein und Cistercienser des Klosters Altzell in Meißen haben sich im 12. und 13. Jahrhundert Verdienste um den Weinbau Nordböhmens erworben. Vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges blühte der Weinbau dort in ungleich größerem Umfang als gegenwärtig; um Leitmeritz sah man Weinberg neben Weinberg, wo nun Weizenfelder wogen. Tiefer ins Land hinein hatte freilich selbst Kaiser Karl IV. mit dem Klima einen allzu ungleichen Kampf gekämpft, als er seine „Weinbergmeister" durch alle Gaue Böhmens sandte und sämtliche Grundbesitzer mit Entziehung derjenigen Lagen ihres Eigentums bedrohte, die sich nach dem Gutachten jener für Anbau der Rebe eigneten, falls sie nicht entweder selbst die Rebe alsbald dort pflanzten oder die ausgewählten Striche gegen den Zehnten der Fechsung anderen Weinbaulustigen abträten. Dort, wo die Deutschen hauptsächlich vom Boden Besitz ergriffen hatten, also im Umring des Doppellandes, ließ sich auf unfruchtbarerer Scholle, unter regnerischem Himmel, kaum an Feldfrüchten Erkleckliches erwarten, aber eben deshalb erwuchs hier der deutsche Siedler zum Bahnbrecher für Böhmen-Mährens namhafte und vielfältige Industrie, die den ersten Rang einnimmt in ganz Österreich. Dafür spendete die Natur guten Gebirgsflachs, Schafwolle, Holz in Fülle, quarzhaltiges Urgestein und Erz.

Die wunderschönen Waldungen von Buchen, Fichten und Edeltannen, die den bayrisch-böhmischen Grenzwald bilden, boten zunächst die Grundlage für alle Art von Holzverwertung. Von Ende Mai bis zum Herbst erklingen die sonst menschenleeren Forste des höheren Gebirges von den Axthieben der Holzhauer, die dort im Grünen die Woche über in Reisighütten hausen und nur am Wochenschluß fröhlich zu ihrer Familie heimkehren, „a Eib'n am Hut", denn ein Zweig der sonst bei uns so selten gewordenen Eibe gilt dort als Abzeichen des „Waldes"; auf der winterlichen Schneebahn beginnt dann das wagehalsige Niederfahren der hohen Haufen von Scheitern an die Bachufer, und nachdem der Lenz die Eisfesseln der Bergwasser gesprengt hat,

werden die Hölzer verflößt, mittels des Schwarzenbergischen Kanals sogar von der Moldau bis in die oberösterreichische Donau. Die Triebkraft der Gewässer wird ferner in zahlreichen Sägemühlen des Gebirges ausgenutzt. Und tausend fleißige Hände regen sich, mit einfachstem Schnitz- und Bohrgerät Zündhölzchenspäne, Schindeln, Siebränder, Wirtschaftsgefäße, besonders aber Holzschuhe zu verfertigen, die als ebenso billige wie warmhaltende Fußbekleidung der „Wälder" und „Wälderinnen" selbst sehr beliebt sind, außerdem massenhaft zur Ausfuhr gelangen. Kaum minder alt indessen scheint am Böhmerwald die Glasindustrie zu sein. Bereits im Mittelalter nährten sich arme Walddörfer neben der Waldarbeit von Glasbläserei; von hier ist diese Kunst seit dem 16. Jahrhundert durch die von der Glaubensverfolgung herrührende Auswanderung nach anderen deutschen Gebirgen verpflanzt worden, aber bis zur Stunde hat sie an ihrer Wiegenstätte selbst die größte Bedeutung. Kaum irgendwo trifft man so viele Glashütten wie auf der bayrischen und böhmischen Abdachung des Gebirges, das trotz der verschiedenen Staatsangehörigkeit seiner beiden Seiten in Natur, Volk und Betriebsamkeit recht einheitlich erscheint. Das prächtige Wälderkleid ist freilich dort, wo die für Herstellung des Glases besten Quarzgesteine anstehen, etwas zerschlissen, dafür indessen verdankt das Gebirge viele seiner Wegebauten dem Bedürfnis der Zufuhr von Roh- und Brennstoffen für die Glasfabrikation sowie der Abfuhr der schönen Hohl- und Tafelgläser, der feingeschliffenen Kristallgläser, Spiegelscheiben und „böhmischen Glasperlen", die nach allen Erdteilen in den Handel kommen.

In seiner Glasindustrie wetteifert mit dem Böhmerwald der sudetische Nordostrand Böhmens. Hier gaben einst Venetianer die Anregung zur Verfeinerung in der Herstellung der Glaswaren, zu deren Vergoldung und Malerei. Allerdings sind es hier gleichfalls Holz und Quarzsand, die die Fabrikation des schwerer schmelzenden „harten" Kaliglases bodenständig machen. Indessen der bessere Teil des Gewinnes bei dem Betrieb liegt gleichwohl im erblich gewordenen Arbeitsgeschick. Rechnet man doch von den zehn Millionen Gulden des Jahreswertes der gesamten Glasindustrie Böhmens zwei Drittel auf die Formungs- und Ausstattungsarbeit, nur ein Drittel auf das Rohprodukt. Der gute Verdienst, den die Glasindustrie einbringt, hat auf dem böhmischen Vorlande des Lausitzer Gebirges ganzen Ortschaften allein zum Aufschwung verholfen. So bestanden noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts Haida und Gablonz aus ganz wenigen Häuschen, inzwischen hat sich durch Glasraffinerie jenes zu 3000, dieses zu 9000 Bewohnern aufgeschwungen. Aus der Gegend von Gablonz stammte der unternehmende Kaspar Kittel, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den böhmischen Glashandel in weite Fernen lenkte; erst verfuhren seine „Glasverschleißer" die zerbrechliche Ware nur auf Schubkarren, schon sein Schwiegersohn Rautenstrauch jedoch spann das Geschäft bis nach Rußland und der Iberischen Halbinsel aus; in Lissabon und Petersburg kaufte man böhmische Glaswaren bald zu hohen Preisen, um 1740 ging man mit der kostbaren Ware über Konstantinopel und Smyrna bis nach Persien und Indien. Leider lockte man Meister böhmischer Feinglasbereitung nachmals durch vorteilhafte Anerbietungen in die Fremde, um ihnen ihre Kunst abzulernen. So erwuchs Böhmen ein schlimmer Mitbewerb in Belgien, Frankreich und Nordamerika.

An Geldwert noch weit belangreicher stellt sich freilich die Textilindustrie dar, der altangestammte Neigung und Handgeschicklichkeit, neuerdings auch besonders der Kohlenvorrat zu statten kamen. Brünn und die sudetischen Grenzlande Böhmens stehen dabei voran. Zuerst wurde nur Leinen- und Wollfaser in Handarbeit versponnen und verwebt, spät erst folgten Seide und Baumwolle. Ottokar II. berief flämische Tuchmacher aus Flandern, um ihr wertvolles Gewerbe in allen Städten seiner Krone einzubürgern. Besonders zahlreich ließen sie sich in der

Herrschaft Friedland nieder, zu der Reichenberg gehörte. Die beiden Nordzipfel Böhmens, der um Rumburg und der um Reichenberg, die das Zittauer Ländchen der sächsischen Lausitz umklammern, blieben auch nach der Verwüstung durch die Hussitenkriege hauptsächliche Weberbezirke. Wallenstein förderte in seinem Fürstentum Friedland eifrig die Tuchmacherei, führte die Seidenweberei ein und sorgte, ein Freund der deutschen Sprache, für das deutsche Schulwesen, das bis auf die Dörfer hinab immer dazu beitrug, Fleiß und Ordnungssinn den Weberfamilien zu bewahren. Wie in der Schweiz ist nämlich die dortige Bevölkerung, so kopfreich sie durch den regen Industriebetrieb geworden ist, doch wohltätig über lauter kleinere Ortschaften verteilt, nicht in Riesenfabriken rußiger Großstädte eingepferdit. Der Erwerb durch Hausindustrie oder in der Fabrik genügt trotz großer Anspruchslosigkeit meist nicht zum Unterhalt der kinderreichen Familien; etwas Landbau muß daher Ersatz bieten. Kein Reichtum herrscht in den Weberdörfern, doch die wohlgepflegten Blumengärtchen vor den kleinen, saubergehaltenen Häusern oder mindestens hübsche Blumenstöcke in den der Straße zugekehrten Fenstern lassen Naturfreude und bescheidenen Wohlstand der Bewohner erkennen. Der Gesamtertrag der Textilerzeugnisse beziffert sich auf hohe Summen, setzt doch allein das durch seine Samtfabrikation Weltruf genießende Warnsdorf südöstlich von Rumburg, erst vor ein paar Jahrzehnten zur Stadt erhoben, an Webwaren jährlich über zehn Millionen Gulden um.

Das **Erzgebirge** machte einst in weitem Umfang seinem Namen Ehre. Es lieferte schon in alten Zeiten Silber und Kupfer, Blei und Zinn, selbst Quecksilber und etwas Gold. Noch im 16. Jahrhundert widerhallte das Gebirge vom fröhlichen Leben der Bergknappen und Hüttenleute. Aus den Schächten förderte man beträchtliche Erzschätze zutage, in den Wäldern krachten die Bäume nieder, deren Holz man zum Ausfüttern von Schacht und Stollen oder in den Schmelzhütten brauchte. Schon machten sich zwar dann und wann Erschöpfungen der Erzlager fühlbar; indessen, wenn's an der bisherigen Schürfstätte zu Ende war mit dem Bergsegen, so zogen die unsteten Gesellen leichten Sinnes weiter und fanden auch meist bald anderwärts in Gruben oder Schmelzwerken neuen Lohn. Als dann aber selbst die eine Zeitlang schier unerschöpfbar dünkenden Silberadern von Joachimsthal, der berühmten Heimat der „Taler“, versiegten, wandten sich die Erzgebirgler einer charakteristisch mannigfaltigen Hausindustrie zu, die ihnen bei großer Sparsamkeit und Genügsamkeit auf ihrer kärglichen Gneisscholle doch zu leben ermöglichte. Barbara Uttmann von Annaberg wurde durch ihre Einführung der **Spitzenklöppelei**, die sie von einer ihres Glaubens wegen flüchtigen Brabanterin erlernt haben soll, die größte Wohltäterin des Erzgebirges gerade in der kritischen Zeit der Erzebbe (um 1561). Heroische Arbeitsausdauer und erstaunliche Handfertigkeit kann man bei diesen Klöpplerinnen bewundern; so früh der Wanderer am Sommermorgen aufbrechen mag, er wird in den Gebirgsdörfern, wo die weiblichen Familienglieder durch ihre zierliche Spitzenarbeit den Hauptunterhalt beschaffen müssen, schon bei Sonnenaufgang das Klappern der braunen Holzklöppel vernehmen und Mädchen wie Frauen am geöffneten Fenster der niedrigen Stube, über das walzenförmige Klöppelkissen gebeugt, emsig schaffen sehen, was sie bis zum späten Abend fortsetzen. Weil die Männer meist zu ungefüge Hände für die Klöppelarbeit besitzen, finden wir bisweilen umgekehrte Welt in den Klöppeldörfern: der Mann besorgt das Hauswesen, wäscht, scheuert und kocht, während Frau und Töchter verdienen.

Um 1800 zählte man 16,743 Spitzenklöpplerinnen am böhmischen Erzgebirge und fast ebenso viele im benachbarten Saazer wie Elbogener Kreis. Seitdem ist der Lohn der Klöppelei arg gedrückt worden durch die englische Erfindung der Bobbinetmaschine und durch deren

Betrieb mit Dampfkraft zum Zwecke der Massenerzeugung. Bloß noch die allerfeinste Spitzenherstellung, bei der die kunstvolle Hand von keiner Maschine ersetzt werden kann, nährt ihre Meisterin, andere gibt kaum Hungerlohn. Auf der Höhe des Gebirges, wo Waldblößen in den sonst unabsehbaren Fichtenwäldern die alte Waldverheerung durch den ehemaligen Berg- und Hüttenbetrieb künden, über manchem längst verlassenen Bergwerk die Erdoberfläche zu einer dolinenähnlichen „Pinge" eingesunken ist, wird trotzdem noch fleißig geklöppelt, oder man verfertigt „Gorlstickerei" aus Seidenfäden und Glasperlen zur Verzierung von Damenkleidern, sucht Verdienst durch Weiß- und Buntstickerei, als Strumpfwirker oder Posamentierer. Schaut auch oft genug hohlwangiges, fahlfarbenes Darben aus den Gesichtern, muß Kartoffel und Kraut nebst einer bräunlichen heißen Brühe, die vom Kaffee nur den Namen entlehnt, hauptsächlich die nährstoffarme Kost liefern, so verleugnen doch Sohn wie Tochter dieses Gebirges die Abkunft von jenem frohlebigen Bergvolk nicht. Flinke Anstelligkeit läßt sie den Lebensunterhalt in dieser luftigen Heimat auf dem mageren Flurboden zwischen Fichtengrün und Torfmoor immer noch erringen, auf diesem Heimatsboden, der die Vorfahren einst besser nährte, und den sie doch in herzenswarmer, echt deutscher Heimatsliebe nicht verlassen mögen. Bange Sorge um die Zukunft oder gar Schwermut ist ihnen fremd: so regelrecht Schmalhans den Küchenmeister spielt, die „hellen Sachsen" haben schon Zutrauen zu ihrer Hände Fleiß, der sie nicht untergehen lassen wird. Ein Hang zur Ungebundenheit und Freiheit wohnt immer noch in diesen Erzgebirglern, Freude an Geselligkeit, Tanz und Musik hilft ihnen über manche Entbehrung hinweg.

Man darf die überhaupt unter den Deutschen des Tschechenlandes so auffällig stark verbreitete Neigung zur Musik vielleicht auf das allgemein gültige Gesetz zurückführen, daß verschiedenartig begabte Völker, sobald sie in demselben Küstenzug einer Insel oder in dem nämlichen Mauerzug abschließender Gebirgskämme jahrhundertelang leben, einander mancherlei mitteilen, sei es in Tracht, Sitte und Sprache, sei es in Lebensgewohnheiten, wie sie das Beispiel erzieht, und wie sie ihrerseits auf die Stimmung des Gemütes wirken. Nun kann man nur von einer einzigen Eigenschaft reden, deren Verstärkung allen Deutschen im Tschechenland eigen sei, den Bayern wie den Franken, den Obersachsen wie den Sudetendeutschen, das ist eben ihre Liebe zur Musik, die schon der alte Arndt hervorhob. Wurden sie aber das „sang- und klangreiche Völklein" auf dem böhmischen Boden, wie sollte das anders mit diesem zusammenhängen als durch die Leidenschaft für Musik, die dem schwärmerischen Sinn der Tschechen innewohnt? Die Musikkorps der österreichischen Regimenter bestehen großenteils aus Deutschböhmen, auch bei denen des russischen Heeres waren diese früher sehr beliebt; fast in allen deutschen Badeorten konzertieren zur Kurzeit Deutschböhmen; Harfenspielerinnen vom böhmischen Erzgebirge, namentlich aus Preßnitz, durchziehen mit ihren trefflichen Leistungen halb Europa Daheim gibt es kaum ein deutschböhmisches Dorf, das nicht aus seiner Mitte einen gutgeschulten Sängerchor zur künstlerischen Weihe des sonntäglichen Gottesdienstes stellte. Überall hängen Musikinstrumente an den Wänden der Wohnstuben, Geigen, Klarinetten, Hörner, denn ein oder mehrere Instrumente lernt fast jeder Deutschböhme in seiner Jugend schon spielen. Sein ganzes Leben läßt der Deutsche im Lande der Tschechen gleich diesen selbst von Musik durchklingen, mit Musik läßt er sich zum Grabe geleiten. Besucht man ein Dorf im Böhmerwald, so hört man singen; der Jodler ist dort fast so bekannt wie in den Alpen; spät abends noch durchziehen erwachsene Burschen das Dorf mit ausgelassen heiteren oder auch mit ernsten Weisen. In aller ursprünglichen Frische kann man dort noch das echte Volkslied aus der Erregung des Augenblicks entspringen sehen, ohne daß Text oder Weise irgendwoher entlehnt würden.

Am böhmischen Erzgebirge erreichte die deutschböhmische Vorliebe für musikalische Künste ihre höchste Blüte und verknüpfte sich mit einer großartigen Fabrikation musikalischer Instrumente, für welche Graslitz und Schönbach die Hauptorte sind. In diese Gegend wurde 1667 zunächst der Geigenbau aus Deutschland verpflanzt, später gesellte sich dazu das Anfertigen von Saiten und von Holzblasinstrumenten, „die Pfeifenmacherei". Jetzt erzeugt Graslitz vorwiegend Blasinstrumente aus Holz und Blech, besonders Mundharmonikas, Schönbach dagegen Saiteninstrumente. Wie beide Orte mit ihren Fabrikaten schwunghaften Ausfuhrhandel durch ganz Österreich-Ungarn treiben, so entsenden die Nachbarorte Preßnitz und Sonnenberg ihre Tonkünstler und -künstlerinnen noch weit über die heimischen Staatsgrenzen. Aus jedem Haus tönt dort Musik, und man bemerkt dabei auch ernsthafte Übung zu schulgerechter Ausbildung in dieser Kunst, die den armen Gebirgsleuten Verdienst schafft bis nach Ägypten und Amerika. Allherbstlich wandern Hunderte in Gesellschaften von vier bis zwölf Personen in die Fremde, um oft erst nach Jahren mit vollen Börsen zurückzukehren, den Gewinn redlich auch den Daheimgebliebenen zu gute kommen zu lassen und alsbald für eine neue Reise sich zu rüsten.

IV. Die Mittelgebirgslandschaften des deutschen Rheingebietes.

Als Kaiser Karl IV. die Prager Hochschule gründete, gliederte er sie nach vier „Nationen": der tschechischen, polnischen, bayrischen und sächsischen. Unter den letzten beiden Nationen befaßte er das deutsche Volk, und zwar unter den Bayern die Südwestdeutschen, d. h. den bayrischen, schwäbischen und fränkischen Stamm, einschließlich der norddeutschen Rheinländer, unter den Sachsen die übrigen Norddeutschen. In dieser Scheidung des deutschen Volkes sprach sich die wichtige Tatsache aus, daß die Franken die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland verwischen, daß sie, vom norddeutschen Rhein, der heutigen Rheinprovinz, ausgegangen, bis nach Lothringen die Mosel und bis ans Fichtelgebirge den Main hinaufzogen, um Worms und Speyer von der Hardt zum Odenwald als „Pfälzer" sich mit den Schwaben mischten, von diesem (neben dem bayrischen allein ganz süddeutschen) Volksstamm mithin gar nicht mehr zu trennen sind, sich dagegen scharf abheben von den rein norddeutschen Niedersachsen, Hessen und Thüringern.

Nachmals schwand der Sachverhalt aus der Erinnerung, je mehr man über dem etwas doktrinär übertrieben ausgemalten Gegensatz von Norddeutsch und Süddeutsch denjenigen zwischen West und Ost, genauer den zwischen Südwest und Nordost, vergaß. Völlig verkehrt hört man immer und immer wieder die vielberufene „Mainlinie" als die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland nennen, obgleich doch gerade der Main, an dem sich die Ortsnamen auf -furt so bezeichnend häufen, der echte Brückenstrom ist, seine beiden Ufer aufs engste verbindend. Oder lägen etwa nur die gesegneten Muschelkalkhänge, auf denen am linken Stromufer der edle Stein- und Leistenwein wächst, samt der altbischöflichen Marienburg in Süddeutschland, Würzburg aber auf dem Gegenufer in Norddeutschland? Indessen selbst wenn man, wie billig, die nordsüddeutsche Scheidelinie über die Wasserscheide des Main gegen das Wesergebiet hinwegführt, bleiben die Franken ein sowohl nord- als süddeutscher Stamm. Denn wie das Königreich Bayern seine drei Kreise am Main und an der Regnitz als fränkische bezeichnet, könnte Preußen die Rheinprovinz (samt Nassau) seine Frankenprovinz nennen. Diese Rittlingsstellung der Franken quer über den 50. Parallelkreis straft die stumpfsinnige, jedoch der Denkträgheit zusagende, darum weitverbreitete Ansicht Lügen, als wäre der Unterschied von Nord- und Süddeutsch einfach ethnisch bedingt. Man beruhigt sich gern dabei, daß süddeutsches Wesen nun

einmal das unserer Südstämme, norddeutsches das unserer Nordstämme sei, ohne dabei der besagten Stellung der Franken sich bewußt zu werden, gerade so, wie man es als selbstverständlich ansieht, daß die Portugiesen nur Portugal, die Spanier nur Spanien, die Franzosen nur Frankreich bewohnen, und daß aus den „urspünglichen Anlagen" dieser Nationen sich im wesentlichen das ganze Portugiesen-, Spanier- oder Franzosentum unserer Tage herleite. Allerdings läßt sich die Eigenart keines Volkes, ja nicht einmal des kleinsten Volksstammes bloß aus dem Einfluß seines derzeitigen Wohnraumes auf seine Entwickelung erklären. Aber „ursprünglich" im Sinne von uranfänglich, womöglich am jungen Morgen des Schöpfungstages geboren, ist kein Volk, die Summe seiner Eigentümlichkeiten vielmehr erst im Laufe der Zeit entstanden. Was hierbei ein natürlich umschlossenes Land unter dem Einfluß der geräuschlos, jedoch ohne Unterbrechung tätigen Verkehrsbewegung leistet, wird allzuleicht übersehen über den dramatischer wirkenden Katastrophen der Geschichte und der mystischen „Begabung", die immer nur etwas Erworbenes darstellt. Die Macht des Verkehrs in Anschmiegung an den mitteleuropäischen Bodenbau haben wir oben schon mehrfach zu betonen gehabt. Hier nun ist es an der Zeit, hinzudeuten auf die Rolle, welche diese Macht in der die ganze Geschichte unseres Volkes durchziehenden Zweigliederung in die Nord- und Südhälfte gespielt hat.

Die Deutschen des Südens, sahen wir eingangs, wanderten aus dem Norden herein. Norddeutschland ist Altgermanien. Wie sollten aus der gemeinsamen Wiegenstätte innig verschwisterter Volksstämme deutscher Zunge ganz von ungefähr solche Gegensätze hervortreten, wie man sie oft schildern hört, wenn in kühn generalisierenden Schlagworten die Rede geht von den tatkräftigen Verstandesmenschen des deutschen Nordens, den lieber gemächlich genießenden Gemütsmenschen unseres Südens? Da verkennt man, welch eine Fülle von Denk- und Tatkraft von jeher im süddeutschen Volk gesteckt hat, und ein wie tiefes Gemüt dem Norddeutschen innewohnt, auch wo er nicht so leutselig sich gibt wie am Rhein, nicht so redselig wie in Sachsen. Bemerkten wir nicht eben „norddeutsch" verschlossenes Wesen bei den Schönhengstlern, die doch aus dem unteren Mainland stammen? Wechselvoll begegnen uns die Temperamente in Nord wie Süd, aber es sind dieselben deutschen Menschen, deren Herzschlag uns wahlverwandt berührt, mag sie uns Fritz Reuter zeichnen aus Mecklenburgs Niederung oder Rosegger aus den Steirischen Alpen. Im nämlichen Neckarland, wo Schiller und Uhland geboren wurden, ragen die Stammburgen der Zollern und Staufen am Jura. Unabhängig voneinander haben der Potsdamer Helmholtz und der Heilbronner Robert Mayer das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gefunden. Immerhin aber bleibt es wahr, daß sich unter dem 51. Breitengrad in Mitteleuropa norddeutsche Art in süddeutsche umsetzt. Das merkt man zuvörderst an einer Menge kleiner Züge in Lebensführung und Mundart; statt „Wartesaal" liest man auf einmal das süddeutsch gekürzte „Wartsaal", „Bube" hört man für „Knabe", „nit" für „nicht", „nimmer" für „nicht mehr", „Samstag" für „Sonnabend", die Verkleinerungssilbe „le" für „chen"; man vernimmt das leider dem Norddeutschen fast vollständig abhanden gekommene „heuer", das doch ebensowenig den Untergang verdient wie unser „heute", lauscht verwundert, daß alte Ausdrücke, die im Norden fast nur der Dichter gebraucht, wie „Roß" und „Geiß", „schauen" und „droben", im Süden noch in gewöhnlicher Umgangssprache fortleben.

Doch auch ein ganz gewichtiger politischer Dualismus deckt sich mit jenem schon dem Touristen auffallenden Wechsel im Volksleben. Er setzte bereits ein, als die Deutschen kaum begonnen hatten, vom Süden Besitz zu ergreifen. Der Gegensatz zwischen dem Markomannenkönig Marbod und dem Cheruskerfürsten Armin war ein Vorläufer der so viel länger währenden

Spannung zwischen Österreich und Preußen, die erst 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern zum Austrag gebracht, sodann durch Bismarcks unerreichte Staatskunst im Bündnisschluß ausgeglichen wurde. Was man aber allzu unbeachtet gelassen hat, ist die fesselnde Tatsache, daß es überhaupt seit Armins und Marbods Tagen in Mitteleuropa in der Regel nur nord- oder süddeutsche Staatsgebilde gegeben hat. Die Einengung Deutschlands zu seinem heutigen Reichsumfang vollzog sich durch eine norddeutsche Abgliederung, aus der die beiden Königreiche an der Rhein- und Scheldemündung hervorgingen, und zwei süddeutsche, die der Schweiz sowie Österreichs. Selten und nie für lange Dauer griffen territoriale Einwirkungen aus der einen nach der anderen Hälfte des alten Deutschland hinüber. Auch heute gibt es, wenn wir absehen von der Vererbung des darmstädtischen Südhessen an das eigentliche Hessen und von der Einverleibung Hohenzollerns in Preußen, in ziemlich scharfer Scheidung eine nord- und eine süddeutsche Staatengruppe im Deutschen Reich. Das erschließt uns die Einsicht, wie die Nord- und Südhälfte Mitteleuropas, obwohl zum großen Teil von verschiedenen Volksstämmen bewohnt, vor allem zwei verschiedene Verkehrsprovinzen ausmachen, die im Osten durch die sächsisch-schlesischen Grenzgebirge stets ungleich strenger auseinandergehalten wurden als im Westen, wo süddeutsches „nit" noch in Kassel gehört wird, am Rheinstrom aber „nit" und „Samstag" bis Holland reichen, ebenso das an Italien erinnernde Lastentragen auf dem Kopf, das den Trägerinnen des runden Warenkorbes am ganzen Rhein bis zu seiner Mündung die anmutig gerade Haltung verleiht.

Der **Rhein** ist nicht allein der größte, wasserreichste, schiffbarste Strom Deutschlands, sondern auch der unschätzbare Vermittler zwischen Süd und Nord. Nicht bloß, daß er samt seinen Zuflüssen Mosel, Nahe und Main die Zugangsstraßen öffnete für den fränkischen Einzug auf süddeutschen Boden, nein, Tag für Tag führt er auf seinem Wasserspiegel, an seinen Ufern Güter und Menschen Nord- und Süddeutschlands zusammen, so daß z. B. dank dem wohlfeileren Bezug der Ruhrkohlen die süddeutschen Städte des Rheingebietes ungleich leichter den modernen Aufschwung zu umfassender Maschinenindustrie erzielen konnten als Isar- oder Donaustädte, vor allem aber der feste Zusammenschluß der süd- und norddeutschen Staaten durch die Ausgleichung der wirtschaftlichen Interessen innerhalb des gesamten deutschen Rheinlandes die mächtigste Förderung erfährt. Mehr als dem Russen die Wolga ist dem Deutschen der Rhein; mit ihm fühlt er sich national verwachsen, ihm gilt sein volkstümlichstes Schutz- und Trutzlied. Deutschland durfte nicht ruhen, solange ein Fuß breit von seinem Rheinufer Frankreich gehörte. Wer das eine Gestade des grünen Rheins besitzt, so lehrt die Geschichte, dem fällt bald auch das treu verschwisterte Gegengestade in die Hand, und wer uns den Rhein nimmt, der reißt das Rückgrat aus dem Körper unseres Reiches.

Durchwandern wir nun die schönen Rheinlande von Süden her, so betreten wir zuerst den „Garten Deutschlands", die fruchtreiche Tiefebene am süddeutschen Mittelrhein, die man zum Unterschied von der niederrheinischen die **oberrheinische Tiefebene** genannt hat. Hier vereinigt sich ein mildes Klima mit einer fruchtbaren Bodenkrume als natürliche Unterlage für einen äußerst mannigfaltigen, intensiv gartenartigen Anbau und somit für eine außerordentliche Volksverdichtung. Auf einen Winter, der nur die beiden einrahmenden Gebirge dauernder in das weiße Schneegewand hüllt, folgt eine lange, heiße Sommerzeit; nirgends in Deutschland zeigt der Einflug der Schwalben so früh im Jahre das Erwachen des Lenzes an, nirgends verlassen die Zugvögel den deutschen Boden so spät wie hier. Nur wo streckenweise magerer Diluvialsand das fette Schwemmland unterbricht, breiten sich wie in der Mark Brandenburg

wissenschaftlichen Welt sei. Deutsche Kunst, zum guten Teil aus dem Kunstgewerbe erwachsen, und deutsche Wissenschaft fanden im Kreis der weitgereisten, wohlhabenden Handelsherren der vornehmen Reichsstadt eifrigste Pflege. Man erwarb seltene literarische Kleinode des Altertums und studierte sie eifrig: der Nürnberger Patrizier Martin Behaim verfertigte den ersten Globus, saß zu Lissabon mit in der Junta, die das Erschließen eines Seeweges nach Indien vorbereitete, und machte sich selbst als kühner Seefahrer einen Namen. Wer zählt alle die einzelnen Gewerbszweige der Welt auf, die von Nürnberg ihren Ausgang oder doch maßgebende Vervollkommnung erfuhren, von der Drahtzieherei und dem Messingguß bis zur Herstellung der Taschenuhren und großer Zimmerspiegel? Und man braucht nur Lothar von Faber zu nennen, der vor wenigen Jahrzehnten erst mit seiner Bleistiftfabrikation zu Stein bei Nürnberg begann, sich für sie den Gesamtertrag der sajanischen Graphitwerke Sibiriens sicherte und dann mit ihr England wie Frankreich aus dem Felde schlug, um auf die erhebende Tatsache zu deuten, daß die überlegene Gewerbskunst, die zäh ausdauernde, klug und mutig vor keinerlei Mitbewerb zurückscheuende Betriebsamkeit der Nürnberger Franken auch unter gründlich veränderten Zeitverhältnissen noch immer des Ruhmes ihrer Vorfahren sich würdig zeigt. Bekannt ist das kleine Rothenburg ob der Tauber durch seinen fast vollständig bewahrten baulichen Charakter alter Zeiten, mit seiner Ringmauer, von zwanzig Wachtürmen beschirmt, seinen altertümlichen Tortürmen, seinen giebelzackigen Gassen, der an kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten reichen Jakobskirche. Indessen, wie tot umfängt einen dies fränkische Pompeji des deutschen Mittelalters, wie lebensfrisch hingegen das städtische Treiben am Fuß der schlanken gotischen Doppeltürme von Sankt Sebaldus und Sankt Lorenzen! Als dort Albrecht Dürer und Hans Sachs lebten, kann es nicht bewegter hergegangen sein in diesen Gassen, auf diesen Plätzen mit den hohen, ziegelgedeckten Giebelhäusern, aus deren Wänden in mannigfachen hübschen Willkürgebilden zahlreiche Erker vorspringen. So wie heute zogen die schwerbeladenen Frachtwagen schon in Pirkheimers Tagen in langen Reihen die steilen Straßen hinan, stampften die Karrengäule das Pflaster, knallten die Peitschen der Fuhrleute. Und immer noch nicht hat hier die Epoche der maschinellen Großindustrie und der Eisenbahnhast die emsige Arbeit in lustleere Jagd nach dem Verdienst gewandelt: wir sehen nicht so viele blasse, hohlwangige Menschen wie in mancher norddeutschen Fabrikstadt die Straßen durcheilen, fränkische Munterkeit würzt den wechselseitigen Verkehr, die traulich süddeutsche Grußform „Grüß' Gott!" schlägt an unser Ohr, und des Abends nach redlich getaner Arbeit sitzen Mann und Weib, vornehm und gering in gleichfalls echt süddeutscher Brüderlichkeit fröhlich beim Maßkrug.

Wir scheiden von Süddeutschland mit einem Blick auf die Pfalz. Sie ist längst von der politischen Karte verschwunden, aufgegangen in das nördliche Baden, Südhessen und die bayrische Pfalz. Aber sie besteht noch als annäherungsweise kreisförmiger Wohnraum des pfälzischen Volksstammes. Dieser setzt die oberrheinische Tiefebene bis nach Mainz fort, indem er weit inniger deren Ost- und Westhälfte miteinander vereinigt, als das im Süden möglich ist, wo der Rhein, zumal bis in die Straßburger Gegend, noch ein gar starkes, der Schiffahrt hinderliches Gefälle besitzt und vor der neueren Regulierung durch unbeständiges Hin- und Herwälzen im Flußbett auch noch über Kehl hinaus seine Ufer nicht recht zur Ruhe kommen ließ, durch häufige Überschwemmungen und fieberbrauende Versumpfungen Gestadebesiedelung verscheuchte. Erst in der Pfalz rücken altberühmte Städte wie Speyer und Worms dicht an den Rhein; gleich im Süden liegen sich zwei jugendliche Rheinhafenstädte lebhaftesten Wasserverkehrs gegenüber: Mannheim und Ludwigshafen. An die tafelglatte, stromdurchglänzte Ebene mit ihrer

1., 2. Oberbayern (Miesbach).
3. Dachau.
4., 5., 6. Schwarzwald (Gutach, Schonach, Bickesbach).
7., 8. Altenburg.
9. Thüringen.
10., 11., 12. Gegend von Bückeburg und Minden.
13., 14., 15. Vierländer und Vierländerinnen.
16. Grödener Tal.
17., 18. Schwaben (Deislingen).
19., 20. Schwaben (Betzingen).
21. Wetzlar.
22. Marburg.
23. Großherzogtum Hessen (Schwalm).
24. Fränkische Schweiz.
25. Elsaß.
26. Lothringen.
27., 28. Schlesien (Glogau, Goldberg).
29. Spreewald.
30., 31. Gegend von Braunschweig.
32. Harz.
33., 34. Rügen (Mönchgut).
35., 36. Pommern (Weizacker).
37. Holstein.
38. Ratzeburg.

ärmste Westrichdörfchen läßt den Blumentopf auf dem Fensterbrett vermissen, selbst wenn daneben die zerbrochene Scheibe mit Lumpen verstopft wäre. Musterhafte Ordnung oder gar kasernenhaftes Einerlei zeichnen überhaupt die Pfälzer Dörfer nicht aus; die Reicheren streben städtische Bauart an, doch wahrt jedes Haus gleich seinem Herrn individuelle Selbständigkeit: in malerischer Unordnung stehen die Häuser bald in regellosen Gruppen, bald städtisch in Reihen, neben einem Erkerbau eine niedrige Hütte. Die Weindörfer erkennt man sofort an dem Hochparterre als Rückwirkung des hochgewölbten Kellers, an dem besonders liebevoll mit allerhand Ornamentik verzierten Steinschieber vor dem Kellerloch und am hohen Bogen des Hoftors, dem Triumphbogen für den hochbeladenen Erntewagen. Ein wenig Renommage gehört ja schon zum bäuerlichen Selbstbewußtsein des Pfälzers, der sein Licht nach allgemeiner Stammesart nicht unter den Scheffel stellen mag. Seine Reben zieht sich der pfälzische Landmann am liebsten auch am Hause, wo sie, auf starken Pfählen ruhend, oft den ganzen Hof überschatten. Nach einer schönen pfälzischen Sitte verbringt man warme Sommerabende unter solcher Rebenlaube im Geplauder mit Nachbarn und Freunden im Freien. Natürlich liegt der Pfälzer in Mußestunden als guter Franke auch gern am weinumrankten Fenster, Zwiesprache zu halten mit Vorübergehenden. Zu dem nämlichen Zweck bewahrt er sich die alte Form der Haustüre, die sich quer scheidet in Ober- und Unterteil; da kann er, bloß den Oberflügel öffnend, bequem auf den eingeklinkten unteren Teil sich lehnen, um mit der Außenwelt zu verkehren. Bis in die Großstädte hinein läßt sich in den Ortschaften der Pfalz die italienische Neigung verfolgen, bei geselligem Austausch der Gedanken die Grenze von Obdach und Straße zu verwischen. Selbst in Mannheim sieht man an schönen Sommerabenden überall die Fenster geöffnet: in denen des Erdgeschosses lehnen oder sitzen Männer und Frauen, vorüberkommende Freunde sammeln sich gruppenweise davor zu gemütlichem Geplauder.

Im schlagfertigen Reden ist der Pfälzer nicht minder groß als im schlagfertigen Führen von Karst und Spaten. Da scheidet er sich scharf vom nachdenklich schweigsamen Schwaben. Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen. Der Pfälzer meint: „Besser, du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts." Nähert man sich am Sonntag einem pfälzischen Wirtshaus, so schallt einem häufig ein Wortgebraus entgegen, daß man meint, es gäbe Mord und Totschlag; tritt man aber ein, so findet man eine Handvoll Leute beisammen, die sich ganz friedlich vom Wetter und von ihrer Tabakernte unterhalten. Stets lustig und guter Dinge, will der Pfälzer vor allem den „Forschen" herauskehren, sich den Ruf des „Schlitzöhrigen" verdienen, d. h. eines durchtriebenen Galgenstricks, der dem Büttel entwischt ist, von ihm aber schon durch den Schlitz am Ohr gezeichnet wurde. Auf Schliff und Bildung hält er etwas. Geistesbildung ist auch tatsächlich in den breitesten Schichten der Bevölkerung zu finden, doch haftet sie mehr an der Oberfläche, ohne in die Tiefe zu dringen. Deutsche Kunst und Wissenschaft weiß wenige Meisternamen aus der Pfalz zu nennen, es sei denn, man rechne Frankfurt, die Stadt Goethes, zur Pfalz. Indessen dies lebensvolle Zentrum, in dem sich ähnlich wie zu Wien im östlichen Mitteleuropa die wichtigsten Straßen aus den verschiedensten Richtungen treffen, liegt bereits an der Schwelle des norddeutschen Rheingebiets, auf das man irrtümlich den Namen des Mittelrheins zu beschränken pflegt.

Vom Taunushang dacht sich zum Rheinstrom zwischen Mainz und Bingen Deutschlands berühmtester Weinbaubezirk ab, weltbekannt unter dem Namen des Rheingaus. Wohl sind natürliche Ursachen vorhanden, die hier den Weinbau fördern, zunächst unzweifelhaft das milde Klima bei freier Auslage gegen Mittag, die strahlende Sonne des Sommer- und Herbsthimmels.

Kieferwaldungen mit Kartoffelfeldern aus. Sonst liegt eine wie in Beete zerstückelte Flur vor uns, wo die emsige Betriebsamkeit kleiner Besitzer den Feldbau auf eine hohe Stufe der Ertragsfähigkeit gehoben hat. Neben dem prächtigsten Weizen trägt der bündige, tonreiche Boden feinste Chevaliergerste, die namentlich im Unterelsaß einer schwunghaften Bierbrauerei dient. Die Büschelähren des Maises mit vollen Körnern beweisen, daß man hier unter oberitalienischer Sommerglut den Mais nicht wie sonst fast überall in Deutschland bloß als Futtermais der Blätter wegen baut. Neuerdings hat sich die Zuckerrübe zu den älteren Kulturen von Tabak, Krapp und Zichorien gesellt, um deren Ausbreitung auch auf der badischen Seite vor 200 Jahren die wegen ihres Glaubens verfolgten französischen Flüchtlinge, als sie hier schützende Aufnahme fanden, sich verdient gemacht haben. Die beste und massenhafteste Ernte deutschen Tabaks erbringt alljährlich diese gesegnete Ebene. Landschaftlich hebt sich ganz besonders der umfangreiche Hopfenbau hervor, sei es, daß diese Lieblingsliane des Deutschen frischgrünen Laubes am Gestänge rankt, sei es, daß nach dem Pflücken des Hopfens die hohen, pyramidal zusammengelehnten Hopfenstangen wie Gerüste riesiger Wigwams über den Boden weit hinausschauen. Vornehmlich ist es jedoch die Fülle von Baumfrüchten und von Wein, die diese Ebene wie überhaupt das Rheingebiet des deutschen Mittelgebirgslandes auszeichnet. Obst spielt am Rhein eine ungleich wichtigere Rolle für die Volksernährung als im übrigen Deutschland, und der Wein als Getränk auch des gemeinen Mannes erzeugt jene Atmosphäre des Frohsinns, wie sie nach Goethes Ausspruch alle weintrinkenden Länder verklärt. Auf dem Vulkangestein des herrlichen Kaiserstuhls, der inselartig aus der südbadischen Ebene emporragt, wie im Rappoltsweiler Bezirk des Elsasses entfällt mehr als ein Zehntel der Fläche auf Rebland. Hohe Walnußbäume beschatten die Landstraßen, die Edelkastanie reift wie in Frankreich oder in den Mittelmeerlanden ihre wohlschmeckende Frucht und führt hier noch den volkstümlichen deutschen Namen Kästenbaum.

Ein liebenswürdiger, fröhlicher und geweckter Volksschlag ist in der Ebene sowie auf deren Randgebirgen zu Haus. (S. die beigeheftete farbige Tafel „Deutsche Volkstrachten", Fig. 4—6 und 17—20). Er gehört dem schwäbischen Stamme an, überall hört man das schwäbische „isch" oder „esch" für „ist"; man hat sich gewöhnt, diese Schwaben unseres äußersten Südwestens Alemannen zu nennen, obwohl dieser altertümliche, bereits aus Römermund erklingende Name ursprünglich dem ganzen Verband schwäbischer Stammeselemente zukam. Am besten kennen wir aus Hebels trefflichen Dichtungen nicht bloß die Mundart, sondern auch den warmen Herzschlag der Schwarzwälder Alemannen. Dort in den noch so stattlich erhaltenen Waldungen der alten „Abnoba" treffen wir auch noch das schwäbische Gebirgshaus in der Bauweise längst verwichener Zeiten: ein etwas plumpes Gebäude vereinigt Wohnraum, Stallung und Scheuer, unter dem hohen, tief herabreichenden Dach ziehen alpenhafte Galeriegänge hin und schauen breite Fenster wie freundliche Augen unter mächtigem Wimperschatten hervor; nur das Fundament ist gemauert, das übrige ist Holzbau unter Stroh- oder Schindeldach. Höher hinauf in den Schwarzwaldtälern mehren sich die dunkeläugigen, schwarzbehaarten Gestalten als Spuren vorgermanischer Siedler, abwärts herrschen deutsche Blauaugen und Blondhaare vor. So bleibt es auch in der rheindurchflossenen Niederung bis in den Wasgau hinüber. Wie schätzten die Franzosen diese stämmigen, anstelligen und wehrhaften Elsässer in ihren Heeren! Welch ehrenwerten Anteil haben diese bei ihrer gemütvollen, pflichtgetreu deutschen Art an der katholischen Missionsarbeit der französischen Kirche in fremden Weltteilen genommen! Die blaue Bluse der elsässischen Arbeitsleute erinnert noch an den früheren französischen Staats-, also auch engeren Verkehrsverband. Indessen der Kern des elsässischen Volkes ist unbeschadet

der französischen Brocken, die sich in seine Umgangssprache verirrten, durchaus deutsch geblieben. Das sieht man schon den spitzwinkeligen Giebelhäusern in Stadt und Dorf an. Auf dem platten Lande trägt der Bauernhof noch oft den Namen des Erbauers, der auf den jeweiligen Inhaber auch aus ganz anderer Familie übergeht. Geschnitztes Balkenwerk, Inschriften weiser Sprüche muten uns gar heimatlich an. Unter den überhängenden Dächern des Wohnhauses trocknen Girlanden von Tabakblättern und Maisähren, hinter dem Wohnhause liegen Stallgebäude, Scheunen, Taubenschläge neben Küchen- und Obstgarten, wo Aprikosen und Pfirsiche gezogen werden, an sonniger Hauswand süße Trauben reifen, am Feierabend alt und jung zu heiterem Beisammensein sich sammelt.

Schon im Mittelalter jedoch war die oberrheinische Ebene samt Wasgau und Schwarzwald mit ihrem hehren Wahrzeichen, dem Straßburger Münster, kein bloßes Acker-, Garten- und Waldland. Der geringere Ertrag des Gebirgsbodens bestätigt hier abermals den Satz: die Not ist die Mutter der Künste. Von den beiderseitigen Gebirgen stiegen gewerbliche Betriebe in die Niederung, wo stark anwachsende Volkszahl das Leben vom bloßen Bodenertrag allmählich erschwerte, und der rege Durchzugsverkehr der Fremden wie der Handelsvertrieb der Einheimischen in die Ferne auf der großen nach der Schweiz und bis Holland führenden Rheinstraße, auch auf den rechtwinklig sie kreuzenden Straßen, die durch bequeme Gebirgspässe Frankreich mit den Donaulanden verknüpfen, regte vielfältig industriell an. Seit alters verflößt man die Schwarzwaldtannen nach den holzarmen Niederlanden zum Schiffbau. Erst läßt man die Stämme in kleineren Flößen die hurtigen Schwarzwaldbäche hinab in den Rhein schwimmen, dann vereinigt man sie bei Mannheim zu jenen großen Flößen mit einer Bemannung bis zu hundert Köpfen, die sich ihr Obdach samt Küche, Bäckerei und Viehstall auf dem Floß selbst gründet für die Fahrt nach Holland. Früh schon reihte sich an die Flößerei die Holzschnitzerei, aus der sich seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts die Fabrikation der berühmten Schwarzwälder Uhren entwickelte. Auch auf Glasbläserei verlegten sich die findigen Schwarzwäldler, und ihre Glashändler brachten aus der Schweiz, aus Italien die Kunst feiner Strohflechterei mit. Der Notstand der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit seinem stockenden Verdienst half der Strohhut- und Strohtaschenfabrikation kräftig empor, man begann nun auch kostbare Schmuckgegenstände aus eigens zubereitetem Stroh und aus getrockneten Palmblättern herzustellen, worin noch heute das Gebirge unübertroffen dasteht. Fleißige Frauen, schmucke Mädchen sieht man unter dem schwerbelasteten Marktkorb rüstig die Gebirgspfade daherschreiten, statt des Strickzeuges das Strohgeflecht in Händen, das sie emsig und kunstgerecht bearbeiten. Besonders weithin sind die europäischen Länder mit dem Schwarzwald durch den Bürstenhandel verknüpft: mehr als tausend Arbeiter stellen in der Gegend am Belchen und Feldberg die verschiedensten Bürstensorten her, und Händler aus ihrer Mitte durchziehen mit der Ware die Fremde, gründen an den Hauptorten ihres Absatzes ständige Niederlagen und kehren oft nur zu Weihnachten oder zu Pfingsten in ihr Waldbdorf zurück.

Am großartigsten aber betätigte sich der Erfindungsgeist der klugen Alemannen des Schwarzwaldes auf dem Gebiete der Fabrikation musikalischer Instrumente. Sie ging aus der Uhrenfabrikation hervor und hat noch heute wie diese ihren Hauptsitz in dem reizenden Bergkessel des südlichen Schwarzwaldes, der das friedliche Städtchen Furtwangen umfängt. Da sieht man die rastlosen Arbeiter hinter den zahlreichen breiten Fenstern, die viel Licht einlassen in das schindelbedeckte Häuschen an steiler Halde; vom frühen Morgen bis zum späten Abend regen sie die kunstfertigen Hände, auch Frau und Kind helfen gelegentlich mit oder tragen

durch Strohflechten das Ihre zum Unterhalt der Familie bei. Man fertigte seit 1768 zunächst Spieluhren mit Glasglöckchen und tanzenden Figuren', führte dann das Glockenspiel ein und verband endlich mit den Glöckchen Klaviersaiten, auf einen Resonanzboden gespannt; auch Spielwerke mit orgelartigen Pfeifen ersann man, und schließlich trat ein kunstvolles Tongerät, losgebunden von der Prosa des Stundenweisens, hervor. Das erste dieser größeren Kunstwerke schuf Meister Blessing in Furtwangen Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, nannte es Orchestrion und verkaufte es für 36,000 Mark nach England; es spielte ganze Symphonieen und Ouvertüren mit feinster Abstufung der Tonstärke und täuschte ein vollbesetztes Orchester mit dem Klang von Flöte, Fagott, Waldhorn und Trommel vor. Hunderte solcher Orchestrions sind schon von Furtwangen und dessen Nachbarorten Vöhrenbach und Kirchbach in die Welt gegangen, bis zu 40,000 Mark an Wert. Hauptsächlich England, Rußland und Nordamerika sind Abnehmer. Und man kennt ja die erfolgreiche Fürsorge des jetzt regierenden volksfreundlichen Landesherrn gerade für diese kostbarste Blüte des kunstgewerblichen Unternehmungsgeistes seiner Schwarzwäldler. Kunstschulen wurden auf Veranlassung der Regierung errichtet, Wandermusiklehrer ließ man in den Ortschaften jenes Kunstbetriebes Unterricht erteilen, um den musikalischen Sinn der Bewohner höher auszubilden.

Ganz anders hat sich das gewerbliche Leben des Schwestergebirges, des Wasgaus, entwickelt, zumal da seine Bevölkerung mit der des Schwarzwaldes kaum in wechselseitige Berührung kam; ja während der französischen Zeit wurde das Elsaß überhaupt künstlich abgesperrt gehalten vom badischen Nachbar. Die Ära der naturgemäßen Wiedervereinigung beider Uferseiten des Vaters Rhein seit 1871 leitete sich ein durch schleuniges Erbauen von Rheinbrücken, bei deren Einweihung von links die Humpen mit Elsässer Rotem, von rechts die mit edlem Markgräfler auf der Brücken Mitte zu festlichem Willkommengruß gereicht wurden. Schon im Landschaftsbild am Wasgaufuß mischen sich bezeichnend zahlreiche Fabrikschornsteine in das Ostbaum- und Rebengelände. Gelangen wir aber dann in die Wasgautäler selbst, so hören wir die Sägemühlen knirschen, Räder und Turbinen sausen, getrieben vom Waldbach im eigenen Bett oder in künstlich von ihm abgeleiteten Rinnen. Vorzugsweise stehen diese Werke im Dienst der Baumwollspinnerei und -weberei. Nach Schweizer Vorgang wurde früher für die Wasgauer Textilindustrie sogar ausschließlich Wassertriebkraft benutzt; gegenwärtig jedoch führen Zweige der elsässischen Haupteisenbahn die erwünschten Steinkohlen westwärts in die Gebirgstäler hinein, reichen also natürlich innerhalb derselben spornartig auch nur so weit, als Fabrikbedarf vorliegt. Im Hintergrund dieser Wasgautalungen wird es dann plötzlich naturstill; die Landstraße windet sich an den nur noch mit Einzelhöfen besetzten Waldlehnen zum Kamm empor, auf dem wie im Schwarzwald oberhalb des dunkleren Buchen- und Fichtengrüns auf waldfreien Matten die Sennhütten („Melkerschoppen") stehen und zur Sommerzeit die Rinder weiden. Auch alle die traulichen Städtchen, die in dichter Reihe am Gebirgsfuß liegen, so mittelalterlich sie aussehen in ihrer Spitzgiebel-Architektur, mit ihren Wällen und Tortürmen, oft eine sie ehedem schirmende Burg auf der benachbarten Berghöhe, gründen ihren modernen Wohlstand auf Textilindustrie. Die bedeutendste Baumwollweberstadt nicht bloß des Elsasses, sondern ganz Deutschlands treffen wir aber in der offenen Ebene, nahe vor der „Burgundischen Pforte", durch die jene Ebene zwischen Wasgau und Jura ins französische Rhoneland übergeht. Es ist Mülhausen mit seiner fast zu zwei Dritteln industriell beschäftigten Bevölkerung, den großen Fabriken, dem Wald von dampfenden Schornsteinen. Vom Westfälischen Frieden bis zum Jahre 1798 eine Stadt der Eidgenossenschaft, hatte Mülhausen gleichzeitig mit der nordöstlichen Schweiz seine Textilindustrie

begründet und sodann, französisch geworden, Nutzen gezogen von der wohlgepflegten wirtschaftlichen Einheit, namentlich auch dem für den Warenvertrieb so dienlichen Kanalsystem Frankreichs. Das Antlitz der südwestlichsten Großstadt unseres Reichs im elsässischen Sundgau hat sich mithin im Lauf der letzten hundert Jahre gleichsam im Kreis herumgedreht; aber erst nach der Hinkehr auf deutschen Boden, zu dem Natur wie Volksart hinzog, hat Mülhausen im größeren Wirtschaftsverband des Deutschen Reiches seine nunmehrige Vorrangstellung erlangt.

Die Hochfläche von Deutsch-Lothringen gehört nur in ihrem Nordosten dem deutschen Volkstum ausschließlich an. Die deutsch-französische Sprachgrenze zieht von der Diedenhofer Moselgegend der Länge nach durch das Land gen Südosten. Metz war bis ins 16. Jahrhundert eine deutsche Reichsstadt, aber niemals eine bloß von Deutschen bewohnte Stadt; die Schlachtfelder unserer ruhmvollen Kämpfe des Augustmonats von 1870 sind altromanischer Boden. Wo Deutsche Lothringen bewohnen, liegt die Fläche für den Weinbau fast durchweg zu hoch, erst beim Hinabsteigen ins tief eingeschnittene Moseltal kommen wir in die mildere Luft, wo zartere Fruchtarten, z. B. der von Frankreich hierhin verpflanzte Mispelbaum, gedeihen, und da umschmückt noch heute ein Rebengestade mit duftendem Weinlaub der Mosella Lauf, wie einst der römische Dichter Ausonius sang. Auf der Hochfläche aus Triasboden ist der landschaftliche Eindruck nicht eben romantisch. Fruchtbare Felder wechseln mit pappelumsäumten Wiesen, von murmelnden Bächen durchzogen; dann und wann blickt ein mittelalterliches Herrenschloß in Trümmerresten von einer Hügelkuppe hernieder, aus Obstbaumgruppen schauen freundliche Dörfer mit kurzem Kirchturm hervor. Ganz verschieden vom schwäbischen zeigt sich der Baustil der Häuser. Wir befinden uns auf fränkischem Stammesgebiet. Nichts von Holzbau und Schnitzwerk, Erker oder Laubengang. Auch das Dorfhaus ist hier aus Bruchstein aufgeführt, ziemlich schmal, aber tief, mit wenig Fenstern an der Straßenseite. Das gibt den in lückenlosen Straßenzeilen angelegten Dörfern das Aussehen kleiner Städte, ganz wie im benachbarten Frankreich. Beim Eintreten ins Dorfhaus gelangt man in die Küche mit einem französischen Kamin; über dem Herd hängt an einer Kette der Suppentopf. Auch im Wohnzimmer ersetzt das Kamin den Ofen. Die Deutsch-Lothringer sind von mittlerer Größe, besonders im östlichen Landesteil kräftige, untersetzte Gestalten. Sie verbinden mit Gutmütigkeit, Gastfreiheit und Offenheit treues Festhalten am Althergebrachten, auch an ihrem katholischen Glauben. Am Johannistag leuchten des Abends im Saar- und Seilletal die Johannisfeuer auf; die dabei angekohlten Hölzer hebt auch der lothringische Bauer sorgfältig zu Hause auf, denn er benutzt sie, um sein Vieh vor Krankheit zu schützen. Trotz dieser germanischen Züge verrät das Vorherrschen dunkler Augen und dunkeln Haares, daß viel romanisiertes Keltenblut in diesen Franken aufgegangen ist, seit sie das Land erobert haben. Vollends in der Tracht merkt man modern französischen Einfluß. Der Landmann trägt die graue oder blaue Bluse und die Zipfelmütze; die bunten Trachten von Baden und Elsaß reichen nicht nach Lothringen hinüber, auch nicht die schwarze Schmetterlingsschleife des nœud alsacien, die sich auf dem Scheitel der munteren Elsässerinnen so hübsch ausnimmt: die Lothringerinnen tragen sich auch auf dem Lande ziemlich städtisch, höchstens führen sie noch die weiße Haube mit breitem abgeschrägten Saum, der ihr Gesicht ungefähr wie ein niedriger Tropenhelm beschattet (vgl. Fig. 25 und 26 der farbigen Tafel bei S. 71). Landwirtschaftliche Tätigkeit herrscht auf den Dörfern wie in den meisten Kleinstädten vor, was zur Stärkung der konservativen Neigung beigetragen haben wird. Nur an einigen Stellen wurde industrielle Beschäftigung durch Fossilschätze angeregt, namentlich Eisengewinnung und -verhüttung, auch Glas- und Porzellanbereitung, unterstützt durch die

nahen Steinkohlenlager an der Saar. In der Herstellung der geschmackvollen vergoldeten und gemalten Tafelservice zu Saargemünd lebt noch eine dankenswerte Pflanzung spezifisch französischer Kunstgewerbstätigkeit lebensfrisch weiter.

Ein letztes Mal kehren wir bei echten Schwaben ein, indem wir von Heidelberg mit seiner efeuumsponnenen Schloßruine aus ins württembergische Neckarland ziehen. Dort, wo vor dem burgenreichen Steilabfall des ob seiner Quellenarmut so schwach besiedelten schwäbischen Jura die durch dessen innerlich zerklüftete Kalkfelsen niedergesunkenen Tagewasser in zahlreichen Bächen zum Neckar rinnen, der von ihnen genährte Fluß dann im Plochinger Knie vom Jurarand sich abkehrt und in ungefähr nördlichem Lauf zu seiner Rechten Rems, Kocher und Jagst, zur Linken aus dem Buntsandstein des Schwarzwaldes die Enz aufnimmt: in diesem durch das Neckargeflecht so eng verbundenen Triaswinkel zwischen Schwarzwald und Rauher Alb wohnen die Nachkommen der schwäbischen Juthungen — nur ins Kocher- und Jagsttal sind Mainfranken herübergewandert — und hat sich der altwürttembergische Staat ausgebaut, der bis 1806 nirgends über das Neckarland hinausreichte.

Ein tief innerliches Gemütsleben zeichnet diese Neckarschwaben aus, dazu viel urgermanischer Individualismus, der bei aller Treuherzigkeit und Biederkeit sich oft eckig, ungefüge im Umgang ausnimmt; ihre eigenen Wege wollen diese in sich gekehrten, gern grübelnden Menschen gehen, die doch wieder so fröhliche Gesellen sein können. Mutterwitz, Neigung zu neckischem Spott sind ihnen eigen, und kritischer Scharfsinn, hohe dichterische Begabung, wackere „Schwabenstreiche" mit dem Schwert haben die Namen gar mancher Söhne dieses kleinen Neckarstammes in die Annalen der Geschichte eingetragen. Echt deutsche Freude an Naturschönheit äußerte sich oft beim letzten Feldzug in Frankreich, wenn das württembergische Korps einen harten Kampf- oder Marschtag hinter sich hatte und dann der Einzelne doch der Müdigkeit nicht achtete, sondern vom Lagerplatz auf eine winkende Aussichtshöhe stieg, bloß um sich am Blick in die vom Gold der Abendsonne verklärte Landschaft zu weiden, wohl in heimwehdurchklungener Stimmung. Denn dafür besitzen wir hundertfältiges Zeugnis, wie mächtig die zauberische Anmut der Neckarheimat auf das Gemüt der Bewohner einwirkt, wie ihre Eigenart, wenn sie sich vom zarten Kindheitsalter dem empfänglichen Sinn tief eingeprägt hat, ein geradezu geographisch bedingtes Heimweh hervorruft, sobald das Schicksal die vertrauten schönen Landschaftsbilder durch Verscheuchen in die Fremde raubt. Auf mäßigem Raum entrollt sich eine wechselreiche Fülle von mittelgebirgigen Landschaftsformen, so daß sie mitunter der Blick von einem einzigen Aussichtspunkt aus umspannt: die am stärksten anschwellenden, sanfter geschwungenen Höhen des westlichen tannendunkeln Gebirges in majestätisch schweigsamer Ruhe, die Juraschrofen im Südosten mit dem frischen Grün ihrer Buchenwälder, zu beiden Seiten des Neckars die von Saatfeldern bedeckten mittelhohen Flächen der „Fielder" und dann das blühende Flußtal über Stuttgart-Kannstatt hinaus nach Heilbronn, voll von Siedelungen und regem Verkehr; in versteckten Seitentälern kleine Dörfer weinumrankter Balkenhäuser, in wahre Obsthaine eingebettet, Rebenpflanzungen an den Gehängen, oberhalb deren ein Kirchlein, eine alte Burg hervorschaut; in den Städten des Haupttals samt seiner westlichen Ausweitung, dem prächtigen Talkessel von Stuttgart, das kräftige Pulsieren des Geschäftslebens, harmonisch gegründet auf eine ergiebige Landwirtschaft und vielseitiges Gewerbe, zu dessen maschinellem Großbetrieb die Gewässer durch ihr starkes Gefälle die bewegende Kraft darleihen oder im Neckartal rollende Züge die Kohlen vom Rhein herüberbringen. Unvergeßlich ist mit dem württembergischen Neckarland der Schwabendichter Uhland verbunden; er hat, ein Dichter der Natur wie selten

einer, die Schönheit seiner geliebten Heimat in schlicht innigen, nie verhallenden Klängen ausgegossen über das ganze deutsche Volk.

Das Mainland erschloß den rheinischen Franken am weitesten den Weg nach Osten, ist es doch die östlichste Provinz des ganzen Rheingebietes. Rein fränkisch sind diese „Ostfranken" am Main allerdings nicht, denn ihre Vorfahren fanden schon bei der Einwanderung deutsche Siedler vor, und im Regnitzland des heutigen Mittelfranken wie auch am oberen Main in der Umgebung des Fichtelgebirges mischten sie sich mit Slawen. Nur hier fand innerhalb der Grenzen des heutigen Süddeutschland eine slawisch-germanische Blutmischung statt. An der unteren Aisch, die von Südwesten her der Regnitz zwischen Erlangen und Bamberg zufließt, begegnet man jetzt noch den breiten Gesichtern mit vorstehenden Backenknochen, tiefliegenden Augen und schwarzem Haupthaar, was man vielleicht auf Abkunft von den alten „Radanzwinden" zurückführen darf. Der Hauptsache nach aber haben wir es im Maingebiet mit Franken zu tun. Das lehren Körpergestalt, Mundart, Temperament. Der Franke (vgl. Fig. 24 der farbigen Tafel bei S. 71) ist leichtblütig und heiter, leicht erregbar und mitteilsam, von geläufigerer Zunge als der Bayer und der Schwabe, neugierig und dem öffentlichen Wesen zugetan. Drüben in der Oberpfalz verschließt der Bauer das Innere seines Hauses vor den Nachbarn und schaut aus seinen oft nur lukenartig kleinen Fenstern nicht viel hinaus; mit anderen verhandelt er das Nötige lieber im Wirtshaus. Hier im Frankenland sehen wir es schon den breiten und hohen Fenstern der Bauernhäuser an, daß deren Insassen gern mit der Außenwelt verkehren, ihr häusliches Tun und Treiben nicht verbergen. Der Franke will von seinem Heim frei in die Welt schauen, mag keinem den Einblick in sein häusliches Leben wehren und freut sich der Zwiesprache durchs Fenster auch in geschäftlichen Dingen, deren Behandlung am dritten Ort der frischen Unmittelbarkeit seines Wesens widersprechen würde. Sonst ist das Aussehen der Dorfhäuser durchaus nicht gleichartig. Der Grundriß des auch von der Wissenschaft so genannten Frankenhauses kehrt zwar stets wieder: ein Fachwerkbau mit spitzem Giebel und Ziegeldach, die Schmalseite der Straße, die Langseite dem Hofe zugekehrt; dieser ist im übrigen von den Wirtschaftsräumen umgeben und von der Straße durch eine Mauer geschieden, in der sich neben dem großen Einfahrtstor gewöhnlich noch eine schmälere Pforte öffnet. Aber wir finden viel individuelle Unterschiede zwischen den einzelnen Gegenden in Dorfanlage und Ausstattung der Häuser. Bald zerstreuen sich die Siedelungen regellos über die Flur, bald stehen sie in Straßen beisammen; hier liebt man Haussprüche über Tür und Tor, dort nicht. Mitunter verspürt man einen wohl nicht zufälligen Einklang zwischen der Anmut der Landschaft und dem Eindruck der Behausungen. Wie eintönig prosaisch sehen die Dorfhäuser auf der mittelfränkischen Keuperebene aus! Welche Dorfidyllen trifft man dagegen in anmutiger Gebirgsgegend, in malerischen Talgründen! Als hätte der Bewohner von der Natur des lieblichen Taubergrundes Schönheitssinn empfangen, erblicken wir dort die Häuschen von hohen Laubbäumen beschattet, mit hübschen Vorgärten geschmückt, seitab die stille Ruhestätte der Toten, die gleichfalls in freundlichem Laubgrün das Dorfbild am Höhengelände abschließt.

Ein einheitliches Territorium war das Mainland nicht geworden. Geistliche Fürstentümer, besonders das Würzburger und Bamberger Stiftsgebiet, ragten in dieser „Pfaffengasse" hervor; daneben lagen weltliche Gebiete, wie die der Markgrafen von Ansbach und Bayreuth und das der mächtigen Reichsstadt Nürnberg. Nur jene verblieben beim katholischen Glauben, was sich noch heute im bunten Wechsel der Bekenntnisse geltend macht, im starken Überwiegen des Katholizismus in Unterfranken um Würzburg, das ostfränkische Rom. Auf das Volkstum hat der

religiöse Zwiespalt manchen tiefgreifenden Einfluß geübt. Schon an der Tracht erkennt man den kirchlichen Unterschied: die katholischen Dorfschaften lieben das Rot, Grün und Blau in der Bekleidung, die protestantischen gehen lieber in Schwarz, besonders an Festtagen. Bemerkenswerter ist die Erfahrung, daß in katholischen Gemeinden die Zahl der Selbstmorde geringer zu sein pflegt als in protestantischen, wo der in Verzweiflung geratenen Seele der Trost wie der ernste Vorhalt der Ohrenbeichte fehlt. Die Landesnatur schließt trotz alledem das Volk zu umfassenderen Gruppen zusammen und verleiht seiner Wirtschaftstätigkeit gleichartige Richtung. Sanften Gefälles zieht der Main durch Ostfranken; sein zackiger Lauf wie seine sommerliche Wasserverarmung machen ihn für den Vertrieb von Handelsfrachten minder geeignet; nur bis Würzburg reicht die moderne Kettendampferfahrt vom unteren Main herauf, und Würzburg war auch im Mittelalter ein Hauptstapelplatz für Rheinwein. Für bodenständige Industrieen ist von der Natur wenig gesorgt. Das Mainland ruft sein Volk vornehmlich zum landwirtschaftlichen Betrieb, verdichtet es mithin nicht so stark wie das Neckarland das seine. Im höher gelegenen Osten, in Ober- und Mittelfranken wächst noch kein Wein, dort kennzeichnen Hopfengärten die Flur, Bierbrauerei blüht ähnlich wie in Altbayern. Nachdem aber der Main die Gartenstadt Bamberg gegrüßt hat und hindurchgeflossen ist zwischen den weiten Eichen- und Buchenbeständen der Haßberge, die von der fränkischen Saale gegen Bamberg ziehen, und denen des Steigerwaldes, der nach Süden folgt, pflanzt man von der Schweinfurter Gegend an entlang seinen Ufern Wein. Rebland und goldene Saaten machen den Stolz der breiten Muschelkalkzone Unterfrankens aus, bis sich oberhalb von Aschaffenburg dichte Waldung auf Buntsandsteinboden bis an den Strom zieht, links Odenwald, rechts Spessart, dessen Holzfäller schon das rheinische Westfränkisch reden.

Am Fichtelgebirge blüht Glasfabrikation, in der Lichtenfelser Gegend sehr bedeutende Korbmacherei, die ihre Ware, darunter auch feinlackierte Luxusgegenstände, in außerdeutschen Ländern noch reichlicher absetzt als im Inland, und Schweinfurt wurde ein Hauptsitz der deutschen Farbenindustrie. Einzig aber steht Nürnberg da in seiner schon altersgrauen und doch so jugendkräftig immer neue Schosse treibenden Gewerbtätigkeit. In jenem Pegnitzgefilde dürftigen Keupersandbodens mit weiten Kiefernwäldern wie in der Mark erwuchs auf früher wohl nur spärlich von Radanzwinden besiedeltem Boden unter dem Schutz der Burggrafen, deren Schloß noch heute auf dem steilen Felsen steht, ein freies Gemeinwesen, dessen Bürger, von Haus aus wohl nicht ohne slawischen Zuschlag, durch Findigkeit und rührigen Unternehmungsgeist auf dem ärmsten Frankengrund die reichste Frankenstadt erwachsen ließen. Nichts war dabei örtlich bedingt als das leichte Hinströmen von Rohstoff, das leichte Abströmen der Fabrikate in diesem Mittelpunkt des Regnitzgebietes, da sich in ihm zugleich die mittelste nordsüdliche Handelsstraße des alten Deutschland mit einer der ungefähr westöstlichen traf, die vom Rhein zur Wiener Donau zogen. Dennoch wäre diese Mittellage Nürnbergs ein toter Schatz geblieben ohne das erfindungsreiche Schaffen seiner Bürger in ihrem fränkisch fröhlichen Wettstreben unter reichsstädtischer Freiheit. So aber ward die Pegnitzkapitale mit ihren 20—30,000 Bewohnern zur weitaus bedeutendsten Industriestadt unseres alten Reiches, ja gegen Ausgang des Mittelalters war sie durch den hohen Ruf des „Nürnberger Witzes" eine Weltstadt geworden.

Der berühmteste Astronom des 15. Jahrhunderts, Johannes Müller, nach seinem Geburtsort, dem kleinen Königsberg in Franken, Regiomontanus genannt, wählte Nürnberg zu seinem Wohnsitz, weil er da „im Mittelpunkt von Europa wegen des Handels der Kaufleute" am besten seine astronomischen Instrumente anfertigen lassen könne und im Verkehr mit der

wissenschaftlichen Welt sei. Deutsche Kunst, zum guten Teil aus dem Kunstgewerbe erwachsen, und deutsche Wissenschaft fanden im Kreis der weitgereisten, wohlhabenden Handelsherren der vornehmen Reichsstadt eifrigste Pflege. Man erwarb seltene literarische Kleinode des Altertums und studierte sie eifrig: der Nürnberger Patrizier Martin Behaim verfertigte den ersten Globus, saß zu Lissabon mit in der Junta, die das Erschließen eines Seeweges nach Indien vorbereitete, und machte sich selbst als kühner Seefahrer einen Namen. Wer zählt alle die einzelnen Gewerbszweige der Welt auf, die von Nürnberg ihren Ausgang oder doch maßgebende Vervollkommnung erfuhren, von der Drahtzieherei und dem Messingguß bis zur Herstellung der Taschenuhren und großer Zimmerspiegel? Und man braucht nur Lothar von Faber zu nennen, der vor wenigen Jahrzehnten erst mit seiner Bleistiftfabrikation zu Stein bei Nürnberg begann, sich für sie den Gesamtertrag der sajanischen Graphitwerke Sibiriens sicherte und dann mit ihr England wie Frankreich aus dem Felde schlug, um auf die erhebende Tatsache zu deuten, daß die überlegene Gewerbskunst, die zäh ausdauernde, klug und mutig vor keinerlei Mitbewerb zurückscheuende Betriebsamkeit der Nürnberger Franken auch unter gründlich veränderten Zeitverhältnissen noch immer des Ruhmes ihrer Vorfahren sich würdig zeigt. Bekannt ist das kleine Rothenburg ob der Tauber durch seinen fast vollständig bewahrten baulichen Charakter alter Zeiten, mit seiner Ringmauer, von zwanzig Wachtürmen beschirmt, seinen altertümlichen Tortürmen, seinen giebelzackigen Gassen, der an kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten reichen Jakobskirche. Indessen, wie tot umfängt einen dies fränkische Pompeji des deutschen Mittelalters, wie lebensfrisch hingegen das städtische Treiben am Fuß der schlanken gotischen Doppeltürme von Sankt Sebaldus und Sankt Lorenzen! Als dort Albrecht Dürer und Hans Sachs lebten, kann es nicht bewegter hergegangen sein in diesen Gassen, auf diesen Plätzen mit den hohen, ziegelgedeckten Giebelhäusern, aus deren Wänden in mannigfachen hübschen Willkürgebilden zahlreiche Erker vorspringen. So wie heute zogen die schwerbeladenen Frachtwagen schon in Pirkheimers Tagen in langen Reihen die steilen Straßen hinan, stampften die Karrengäule das Pflaster, knallten die Peitschen der Fuhrleute. Und immer noch nicht hat hier die Epoche der maschinellen Großindustrie und der Eisenbahnhast die emsige Arbeit in luftleere Jagd nach dem Verdienst gewandelt: wir sehen nicht so viele blasse, hohlwangige Menschen wie in mancher norddeutschen Fabrikstadt die Straßen durcheilen, fränkische Munterkeit würzt den wechselseitigen Verkehr, die traulich süddeutsche Grußform „Grüß' Gott!" schlägt an unser Ohr, und des Abends nach redlich getaner Arbeit sitzen Mann und Weib, vornehm und gering in gleichfalls echt süddeutscher Brüderlichkeit fröhlich beim Maßkrug.

Wir scheiden von Süddeutschland mit einem Blick auf die Pfalz. Sie ist längst von der politischen Karte verschwunden, aufgegangen in das nördliche Baden, Südhessen und die bayrische Pfalz. Aber sie besteht noch als annäherungsweise kreisförmiger Wohnraum des pfälzischen Volksstammes. Dieser setzt die oberrheinische Tiefebene bis nach Mainz fort, indem er weit inniger deren Ost- und Westhälfte miteinander vereinigt, als das im Süden möglich ist, wo der Rhein, zumal bis in die Straßburger Gegend, noch ein gar starkes, der Schiffahrt hinderliches Gefälle besitzt und vor der neueren Regulierung durch unbeständiges Hin- und Herwälzen im Flußbett auch noch über Kehl hinaus seine Ufer nicht recht zur Ruhe kommen ließ, durch häufige Überschwemmungen und fieberbrauende Versumpfungen Gestadebesiedelung verscheuchte. Erst in der Pfalz rücken altberühmte Städte wie Speyer und Worms dicht an den Rhein; gleich im Süden liegen sich zwei jugendliche Rheinhafenstädte lebhaftesten Wasserverkehrs gegenüber: Mannheim und Ludwigshafen. An die tafelglatte, stromdurchglänzte Ebene mit ihrer

reichbestellten Flur schließt sich wiederum beiderseits ein anmutiger Gebirgsrand, als niedrigere Fortsetzung des Schwarzwaldes der Odenwald, als solche des Wasgaus die Hardt nebst ihrer hügeligen Verbreiterung gen Westen, dem Westrich, und dem mehr aufgelockerten Pfälzer Bergland im Norden, um die gewaltige Porphyrkrone des Donnersberges geschart. Stadtähnliche Dörfer sind dicht ausgestreut über die volkreiche Ebene, am Fuß der beiden Gebirge reihen sich die kleinen Städte wie Perlen an die Schnur, längs der mit Nußbäumen umpflanzten „Bergstraße" vor den mit Burgruinen besetzten Zinnen des Odenwaldes wie längs der ebenso vor der Hardt ziehenden Parallelstraße zum Rhein, der die Pfalz in genauer Nordrichtung durchströmt. Weingelände, in denen schon im März Mandel- und Pfirsichbäume ihren herrlichen roten und weißen Blütenschmuck entfalten, ziehen sich an den beiderseitigen Berglehnen noch hinan, Kastanienhaine beschatten da noch manchen Gipfel. Dann wird es stiller hinter dem Gebirgskamm, rauher die Landschaft. Weite, einsame Waldungen decken noch große Flächen des Westrichs; an ihnen hin, über das betriebsame Kaiserslautern im Herzen der bayrischen Pfalz führt die Eisenbahn nach Lothringen und trägt viel dazu bei, daß sich die durch den Zwang der französischen Staatsgrenze bis 1871 einander entfremdeten Nachbarstämme wieder nähertreten.

Franken, sahen wir, sind ja auch die Pfälzer, aber in Mundart und Charakter haben sie manches von den rheinischen Schwaben, den sogenannten Alemannen, angenommen. Der Pfälzer sagt „du bischt", aber „er iß", redet also in der zweiten Person schwäbisch, in der dritten fränkisch. Bei der Blutmischung scheint indessen das fränkische Element weitaus überwogen zu haben. Das leichtblütige Temperament des Pfälzers harmoniert mit dem lachenden Himmel der Pfalz, dem volkstümlichen Weingenuß, dem bewegten Großverkehr, der von jeher dieses berufene Durchzugsland durchpulste. Aber das Land selbst mit seinem Erntesegen an allen in Deutschland überhaupt anbaufähigen Früchten von Halm und Baum, an massenhaftem Tabak und Hopfen, mit seinem gewaltigen Handelsbetrieb in eigenen und Durchzugswaren, seinen junggegründeten, doch rüstig emporgebrachten Industrieen wäre nicht, was es ist, ohne die schneidige Tatkraft der Pfälzer. Man preist immer den fruchtbaren Löß- und Schwemmlandboden dieses reichen Landes, aber man vergißt über der lauten Fröhlichkeit, der nie muckerhaft verhehlten Genußfreude seiner Bewohner zu leicht deren Fleiß und Fortschrittsgeist, ohne die der Reichtum der Pfalz nie die derzeitige Höhe zu erreichen vermocht hätte. Daß die Pfälzer zu den rührigsten Landwirten in Deutschland gehören, haben sie nach dem Dreißigjährigen Krieg bewiesen: zehn Jahre nach dem Friedensschluß, als im übrigen Deutschland noch fast überall die Felder vertriftet lagen, war die im vorangegangenen Kriege furchtbar verwüstete Pfalz wieder einem wohlbestellten Garten gleich. Mit der unvertilgbaren Schnellkraft des Pfälzers verbindet sich sein Brennen auf Erwerb, wie es ein heimischer Volksdichter von seinen Landsleuten auf gut Pfälzisch aussagt:

„Mar is uff darre Welt (frailich aach Gott zu ehrn)
Jo doch for sunscht nix do, als for ze proffedeern."

In den auch beim Pfälzer Volk üblichen Hausaufschriften begegnen nicht leicht wie bei anderen deutschen Stämmen Sprüche, die aufs Jenseits weisen. Der auf seinen Rationalismus stolze Pfälzer hält sich ans gesichertere Diesseits. Bekenntniseinig ist zufolge der alten territorialen Zersplitterung die Pfalz nicht; aber die protestantisch-reformierte Lehre kommt dem Wesen des Volkes am nächsten. Gemüt darf man trotzdem dem Pfälzer keineswegs absprechen, das verbietet schon seine Vorliebe für die Blumenwelt. In den wohlhabenden Hardtdörfern geht man auf der Straße wie durch eine Ausstellung prächtiger Topfblumen, und nicht einmal das

ärmste Westrichdörfchen läßt den Blumentopf auf dem Fensterbrett vermissen, selbst wenn daneben die zerbrochene Scheibe mit Lumpen verstopft wäre. Musterhafte Ordnung oder gar kasernenhaftes Einerlei zeichnen überhaupt die Pfälzer Dörfer nicht aus; die Reicheren streben städtische Bauart an, doch wahrt jedes Haus gleich seinem Herrn individuelle Selbständigkeit: in malerischer Unordnung stehen die Häuser bald in regellosen Gruppen, bald städtisch in Reihen, neben einem Erkerbau eine niedrige Hütte. Die Weindörfer erkennt man sofort an dem Hochparterre als Rückwirkung des hochgewölbten Kellers, an dem besonders liebevoll mit allerhand Ornamentik verzierten Steinschieber vor dem Kellerloch und am hohen Bogen des Hoftors, dem Triumphbogen für den hochbeladenen Erntewagen. Ein wenig Renommage gehört ja schon zum bäuerlichen Selbstbewußtsein des Pfälzers, der sein Licht nach allgemeiner Stammesart nicht unter den Scheffel stellen mag. Seine Reben zieht sich der pfälzische Landmann am liebsten auch am Hause, wo sie, auf starken Pfählen ruhend, oft den ganzen Hof überschatten. Nach einer schönen pfälzischen Sitte verbringt man warme Sommerabende unter solcher Rebenlaube im Geplauder mit Nachbarn und Freunden im Freien. Natürlich liegt der Pfälzer in Mußestunden als guter Franke auch gern am weinumrankten Fenster, Zwiesprache zu halten mit Vorübergehenden. Zu dem nämlichen Zweck bewahrt er sich die alte Form der Haustüre, die sich quer scheidet in Ober- und Unterteil; da kann er, bloß den Oberflügel öffnend, bequem auf den eingeklinkten unteren Teil sich lehnen, um mit der Außenwelt zu verkehren. Bis in die Großstädte hinein läßt sich in den Ortschaften der Pfalz die italienische Neigung verfolgen, bei geselligem Austausch der Gedanken die Grenze von Obdach und Straße zu verwischen. Selbst in Mannheim sieht man an schönen Sommerabenden überall die Fenster geöffnet: in denen des Erdgeschosses lehnen oder sitzen Männer und Frauen, vorüberkommende Freunde sammeln sich gruppenweise davor zu gemütlichem Geplauder.

Im schlagfertigen Reden ist der Pfälzer nicht minder groß als im schlagfertigen Führen von Karst und Spaten. Da scheidet er sich scharf vom nachdenklich schweigsamen Schwaben. Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen. Der Pfälzer meint: „Besser, du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts." Nähert man sich am Sonntag einem pfälzischen Wirtshaus, so schallt einem häufig ein Wortgebraus entgegen, daß man meint, es gäbe Mord und Totschlag; tritt man aber ein, so findet man eine Handvoll Leute beisammen, die sich ganz friedlich vom Wetter und von ihrer Tabakernte unterhalten. Stets lustig und guter Dinge, will der Pfälzer vor allem den „Forschen" herauskehren, sich den Ruf des „Schlitzöhrigen" verdienen, d. h. eines durchtriebenen Galgenstricks, der dem Büttel entwischt ist, von ihm aber schon durch den Schlitz am Ohr gezeichnet wurde. Auf Schliff und Bildung hält er etwas. Geistesbildung ist auch tatsächlich in den breitesten Schichten der Bevölkerung zu finden, doch haftet sie mehr an der Oberfläche, ohne in die Tiefe zu dringen. Deutsche Kunst und Wissenschaft weiß wenige Meisternamen aus der Pfalz zu nennen, es sei denn, man rechne Frankfurt, die Stadt Goethes, zur Pfalz. Indessen dies lebensvolle Zentrum, in dem sich ähnlich wie zu Wien im östlichen Mitteleuropa die wichtigsten Straßen aus den verschiedensten Richtungen treffen, liegt bereits an der Schwelle des norddeutschen Rheingebiets, auf das man irrtümlich den Namen des Mittelrheins zu beschränken pflegt.

Vom Taunushang dacht sich zum Rheinstrom zwischen Mainz und Bingen Deutschlands berühmtester Weinbaubezirk ab, weltbekannt unter dem Namen des Rheingaus. Wohl sind natürliche Ursachen vorhanden, die hier den Weinbau fördern, zunächst unzweifelhaft das milde Klima bei freier Auslage gegen Mittag, die strahlende Sonne des Sommer- und Herbsthimmels,

der im Schutz des Taunus späte Eintritt eines wenig frostigen Winters; auch chemische Eigenschaften der Bodenkrume mögen bestimmten, oft ganz eng umgrenzten Weinlagen ihren bevorzugten Adel verleihen. Doch selbst wenn es sich erweisen ließe, daß die dem nordischen Winter allerdings vorzüglich Widerstand leistende Rieslingrebe hier schon in den altgermanischen Wäldern wild gewachsen wäre, bliebe der Rheingau doch nur aus seinem Volk, wie dieses nur aus jenem, erklärbar.

Wenn irgendwo in Deutschland der Weinbau ein hochentwickeltes Kunstprodukt ist, so ist er es im Rheingau. Wir kennen seine Geschichte bis ins frühe Mittelalter. Das Gesetz der ripuarischen, also der am norddeutschen Rhein gesessenen Franken, aus dem 6. Jahrhundert, spricht bereits vom Weinbau. Möglich, daß schon Karl der Große von seiner Pfalz Ingelheim auf Rebgärten des rheingauischen Gegenufers hinüberschaute, denn wenigstens um das Jahr 864 baute man nach urkundlicher Bezeugung bei Rüdesheim bereits Wein. Ebenso sicher jedoch wissen wir, daß der Rheingau damals noch großenteils waldbedeckt war, die Taunuswaldung weit hinausreichte über den Gebirgsfuß bis gegen den Rhein hin. Selbst um die Erstlings-Weingärten von Rüdesheim lag noch 1074 die sogenannte Wüstenei, eine große Waldfläche, die Erzbischof Siegfried von Mainz damals den Einwohnern von Rüdesheim zur Rodung und Weinbergsanlage gegen einen Weinzins veräußerte. Im 12. Jahrhundert erwarben sich zwei Abteien, das Benediktinerkloster Johannisberg und das Cistercienserkloster Eberbach, das große Verdienst der Anrodung des Johannisbergs und des Steinbergs. Noch heute bestaunen wir die Weinlager in den großartigen Kreuzgewölben der Keller beider Abteien. Aber schon in jener frühen Zeit wurden die edeln Rieslingreben des Rheingaus nicht sowohl für den Hausbedarf gebaut, wie sich etwa heute noch der Bauer im Elsaß, in Baden oder Württemberg kunstlos seinen Landwein zieht, sondern für den Verkauf. Bereits um 1200 betrieb das Kloster Eberbach auf Main und Rhein ausgedehnten Weinhandel. In Köln hielt die Abtei ein Hauptweinlager, verkaufte nur an Großhändler und befrachtete nachmals ihre eigenen Schiffe mit der kostbaren Weinlast. Hunderte von Fässern des edeln Nasses gingen mit der „Eberbacher Sau“, wie man, anknüpfend an die Sage von der Gründung der Abtei, das größte der Schiffe nannte, vom Rheingau nach Köln, laut Kaiserprivileg frei von den sonst den Handel so sehr behindernden Rheinzöllen der vielen großen und kleinen Herrscher am Strom. Im Lauf der Jahrhunderte entfaltete sich eine ganze Wissenschaft über Anbau, Pflege, Schnitt der Rebe und über die Kellerbehandlung des Weines. Von den Klöstern lernten die kleinen Weinbauern die Kunst; denn je mehr allmählich der Boden für den Weinbau in Beschlag genommen wurde, so daß bald Weingarten an Weingarten grenzte, desto allgemeiner pflanzte sich jeder technische Fortschritt vom Nachbar auf den Nachbar über. So wurde das erst verlachte System der Auslese im Rheingau während des 19. Jahrhunderts allgemein eingebürgert und trug wesentlich dazu bei, den Rüdesheimer, Rauenthaler, Johannisberger und Steinberger so zu verfeinern, wie es bei fahrlässiger, der Natur fast alles überlassender Behandlung der Rieslingrebe nie geschehen wäre.

Darüber war nun aber der Rheingaubewohner zu bedenklicher Einseitigkeit in seinem Tagewerk gelangt. Der Anbau des Weinstocks war ihm alles; Viehhaltung und Kornbau galten ihm nichts. Wie er in Tracht und Wohnweise den Städter nachahmte, wollte er am liebsten nur von Weinbau und Weinhandel leben. Indessen die Preisschwankungen auf dem Weinmarkt, das noch weit schlimmere Hasardspiel, das er mit der Wetterlaune einzugehen hatte, verdarben seinen Charakter. In menschlicher Hoffnungsschwäche rechnete er immer auf eine glänzende Lese, wie er sie ja kraft seines Fleißes, seiner fränkisch beweglichen Findigkeit wohl

verdiente, und bedachte nicht, daß hier an der Polargrenze des Weinbaues selbst im Taunusschirm gewöhnlich ein Jahr um das andere dem Winzer statt des großen Loses eine Niete in den Schoß fällt. Da kam über manchen der Getäuschten Verschuldung, man verpfändete den „Herbst", ehe noch die Träubchen schwellten, griff häufiger, als es selbst einem trunkfesten Rheingauer bekommt, zum Glas, dem lieben Sorgenbrecher, und verlumpte schließlich. Doch solcher Ruin der Genossen hat zum Glück andere zu besserer Einsicht gebracht, die nun wieder bescheiden zum bäuerlichen Handwerk zurückkehren und für die Rebe minder günstige Lagen in Feld und Wiese verwandeln. Und neben den tiefen Schatten, welche dies „Deutsch-Italien" gerade infolge des edelsten Anbaues in manches Familienglück wirft, breitet sich doch anderseits der freundliche Lichtglanz des Frohsinns, der Herzenswärme mit dionysischem Zauber über das ganze preisenswerte Land. Wie echt rheinisch gemütlich berührt uns der Zug aus dem rheingauischen Volksleben, den uns Riehl erzählt! Ein Dorf war zur Hälfte der Raub einer Feuersbrunst geworden, so wacker und mutvoll die Mannschaft des nächstgelegenen Städtchens beim Löschwerk sich auch betätigt hatte. Da wallt bei den abgebrannten Bauern Rührung des Dankes auf: sie halten die Spritze der Nachbarn zurück, füllen deren Wasserkasten mit Wein, und alsbald lagern beide Gemeinden auf der rauchenden Brandstätte, zechen den Spritzkasten um die Wette aus und stimmen Arm in Arm wonneselig das traute Lied an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb!"

Am Fuß des Niederwaldes, angesichts des erhabenen Denkmals deutscher Verbrüderung von Nord und Süd zur treuen Wacht am Rhein, lenkt unsere Fahrt ein in das enggeschlossene **Rheintal**, das gefeiertste Stromtal von ganz Deutschland. In malerischen Windungen strömt hier der Rhein zwischen dunkelgrauen Schieferfelsen dahin, immer neue Landschaftsbilder bei jeder Biegung vorführend. Nur das fruchtreiche Koblenz-Neuwieder Becken unterbricht einmal mit offener Flur die Enge des vom Fluß selbst in das Plattgebirge eingenagten Tales. Sonst fesseln uns in anmutvollem Wechsel stets Variationen der nämlichen Grundmelodie: der majestätisch flutende grüne Rhein, von regstem Schiffsverkehr belebt, dicht am Ufer rechts wie links die Eisenbahn, die für Güter- und Personenbeförderung auf diesem meistbenutzten Verkehrsweg des westlichen Deutschland noch mehr leistet als die vornehm ausgestatteten Passagierdampfer und die ganze Flottillen stromauf, stromab ziehenden Schleppdampfer; eingeklemmt zwischen Strom und steilen Felshang überall kleine, oft nur aus einer einzigen Langgasse bestehende Ortschaften, die Häuser ausnahmslos mit Schieferdächern, daneben und darüber am Gehänge die fleißig bestellte Gemarkung des Ortes, bis zu sechzig Meter über der Talsohle vornehmlich Rebland; schmucke Landhäuser, verfallene oder schloßartig wiederhergerichtete Burgen, streckenweise schöne Laubwaldung als Abschluß des engumrahmten Bildes nach oben. Hier vermählt sich am innigsten der frohsinnige Franke mit der lachenden Natur des weinumrankten Stroms, an dessen Ufer er wohl seit reichlich zwei Jahrtausenden wohnt. Nicht immer freilich glänzte die Sonne des Friedens über den herrlichen Fluren. Einst dröhnte hier der Schritt der römischen Legionen; zum Schirm gegen den gefürchteten Freiheitsgeist der Germanen genügte den Weltbezwingern der Rhein auch hier nicht als Grenzgraben ihres Reiches, drum schoben sie ihre Befestigungswerke bis auf das rechte Stromufer. Dann brach der Freiheitstrotz der Germanen alle Grenzwehren der Römer nieder, weit hinaus über das linke Rheinufer wurde der Frankenstamm Herr im treverischen Keltenland auf dem Westflügel des Schiefergebirges zu beiden Seiten der Mosel. Darauf kamen zwar Jahrhunderte friedlicheren Daseins, christlichen Kultursegens, aber bald auch der Unsegen der Kleinstaaterei, der Plackerei mit den Rheinzöllen, die Herrschaft geistlicher

Fürsten, unter der noch vor hundert Jahren mit schlecht angewandter Nächstenliebe die Bettelarmut großgezogen wurde, wo jetzt des Reichtums Fülle glänzt, bevorrechtete Bettler im Nachen an das Marktschiff heranfuhren, um sich mit dem Klingelbeutel am langen Stiel ein christliches Almosen zu holen. Erst nach der Drangsal der Franzosenkriege hat preußische Fürsorge in glücklicher Gleichzeitigkeit mit der Einführung der Dampfmaschine für das Verkehrs- und Fabrikwesen die heutige Glanzepoche eingeleitet. Keine Zollschranke unterband fortan die Schiffahrt auf dem deutschen Rhein, mit preußischem Pulver wurde im Quarzitriff von Bingen die Lücke erweitert, um den Ein- wie Austritt der Rheinboote der alten Kataraktengefahr zu entkleiden, die Rheinfurche des Schiefergebirges erfüllte sich mit fröhlich erblühendem Wirtschaftsleben, mit allsommerlich die hehren Naturreize dankbar genießenden Touristenströmen und ward seit Erschluß von Suezkanal und Gotthardtunnel ein wichtiges Kettenglied des Weltverkehrs zwischen England und Indien.

Unter dem erquickenden Hauch dieses neuzeitlichen Aufschwunges haben alte Bodenschätze ungeahnten Wert erlangt. Rheinfränkischer Unternehmungsgeist hat z. B. die vulkanischen Tuffe, die in der Umgebung des Laacher Sees im Nordwesten von Koblenz als Zeugen vorgeschichtlicher Ausbruchstätigkeit der Eifler Vulkane an der Oberfläche lagern, zu einem recht lohnenden Industriezweig ausgebeutet: die lose Bimssteinasche wird zu Unmassen leichter, lichtgrauer Ziegelsteine verarbeitet, die auf der wohlfeilen Wasserstraße des Rheinstroms weithin verfrachtet werden, und der Bimssteintraß des Brohltals dient der Herstellung eines bis hinüber nach England für Wasserbauten hochgeschätzten Mörtels, der unter Wasser eisenhart wird. Aber durch alle geschichtlich überschaubare Zeiten ist doch des Landes höchster Stolz sein Wein. Wir wissen ja nicht, ob nicht vielleicht schon den fränkischen Einzelstämmen, ehe sie an den Rhein vordrangen, ein frohes Gemüt zu eigen war; daß indessen der Verband der Franken, seitdem er am Rhein von den Römern die Rebe pflanzen lernte, aus dem Feuertrank Lebenslust und Schaffensfreude schöpfte, das unterliegt keinem Zweifel. Das deutsche Volk feiert nirgends Festtage von so südländisch ausgelassener Fröhlichkeit unter freiem Himmel, als wenn's am Rhein zum „Herbsten" geht. Doch in den von den Schieferfelsen widerhallenden Winzerliedern erklingt die Freude am Gelingen monatelanger harter Arbeit. Denn auch der Bacharacher und Aßmannshäuser hat so wenig wie der Johannisberger Feuer und Blume ohne Zutun des Menschen empfangen. Auch am Schiefergebirgsrhein prüft der Weinbauer gar fürsorglich, welche Art von Rebe der Bodenmischung und Auslage seines Reblandes wohl am meisten zusage. Der Boden alter und vielbebauter Weinberge wird, sobald er Spuren von Erschöpfung zeigt, ruhen gelassen oder ein paar Jahre mit anderen Früchten bepflanzt; dann beginnt eine vollständig neue Anrodung, wodurch die frühere Decklage des Bodens wohl drei Meter hinabgebettet wird, auf daß der tiefwurzelnde Weinstock der neuen Pflanzung ganz frischen, unverbrauchten Untergrund findet. Mühsam wird darauf das Erdreich gedüngt, müßte man auch die kleinen Häuflein des Dungs, an alpenhaft steiler Schieferwand von Stufe zu Stufe klimmend, auf der Schulter hinauftragen; ferner gilt es, die wachsenden Reben sachgemäß zu pflegen, zu rechter Zeit zu schneiden, den Boden immer fleißig aufzulockern, Terrassen nebst niedrigen Mauerzügen zum Schutz vor Winden oder zur Besserung der Einstrahlung der Sonne anzulegen, schließlich sorgsame Auslese zu halten, daß nur das Allerbeste reife. Praktische Weisheit zahlloser Winzergeschlechter ist in diesem unverächtlichen Erfahrungsschatz unserer rheinischen Weinbauern aufgehäuft, und wie scharfblickend dabei jede örtliche Eigentümlichkeit individuell behandelt sein will, erhellt daraus, daß die Preise des Gewächses nächstbenachbarter Weinberge mitunter um

hohe Summen voneinander abweichen. Auf den nie unterbrochen gewesenen Zusammenhang des Weinbaues in diesem gesegneten Tale von einst und jetzt deutet die schöne Sage vom großen Frankenkaiser, der alljährlich, wenn im Frühsommer die Reben zur Blüte kommen, in stiller Nacht seinem Grab entsteigt, um die ihm wohlvertrauten Weingelände seiner Franken zu segnen, wie es Geibel in die Verse faßte:

„Am Rhein, am grünen Rhein, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.
Und vor den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.
Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft."

Auch ins Lahntal, besonders aber ins Ahr- und Moseltal reicht der äußerst pflegsame fränkische Weinbau noch hinein. Dem Moselaner ist der Weinbau alles. Seine Wiesen, sein Vieh sollen ihm bloß den Dünger für die Rebländerei liefern, zu der er die jähen Schieferfelsen am Flußufer bis oben hin umgeschaffen hat, so daß man mitunter anderthalb Stunden lang an weingrünen Gehängen dahinwandert, bis einmal ein Stück Wiese, ein Feld oder ein Waldfleck die Weinberge unterbricht. Bei den zahlreichen und starken Krümmungen des Mosellaufs bewirkt die Auswahl des für die Traubenreife am meisten geeigneten Gehänges einen hübschen Wechsel der Kulturlandschaft: immer an der sonnigsten Seite des Flußufers erblicken wir die oft künstlich vor dem Absturz des Gesteins durch Mauerwerk geschützten Schieferterrassen des Weingeländes übereinander, auf der anderen Moselseite die Siedelung nebst Wiesen- und Ackerland. Weil so die Kulturen auf den beiderseitigen Flußufern eine wirtschaftliche Einheit ausmachen, gehören regelmäßig beide Uferseiten derselben Gemeinde. Jeder Dorfbewohner hat seinen Nachen. Bald sieht man die Leute mit den Hacken und dem Dünger für den Weinberg auf das Rebenufer übersetzen, bald Knechte und Mägde mit Sensen nach dem anderen Ufer zum Mähen ausfahren.

Abseits der tiefeingesenkten Talfurchen hört der Weinbau auf. Die Hochflächen des Rheinischen Schiefergebirges haben ein unfreundliches, regen- und schneereiches Klima; liegen sie auch durchschnittlich nicht höher als München, so entbehren sie doch jeglichen Schutzes gegen die feuchten Winde aus Nordwest und Südwest. Der kaltfeuchte, tonige Verwitterungsboden, den der anstehende Schieferfels ergibt, lohnt den Feldbau schlecht, daher sind namentlich die erz- und kohlenleeren Flächen der Eifel, des Hunsrücks, des Taunus und Westerwaldes von Natur aus die schwachbesiedelte Heimat armer Leute. Wenn unten im Tal schon Mandel- und Pfirsichbäume blühen, liegt da oben noch tiefer Schnee. Weite Strecken mit allzu söhliger Oberfläche und tonigem, das Einsickern des Schmelz- oder Regenwassers hinderndem Gesteinsbestand sind große Moore geworden, so das Hohe Venn in der nördlichen Eifel. Im Wälderkleid herrschen mehr als sonst in unseren Gebirgen Laubhölzer über Fichten vor, neben Rotbuchen besonders Eichen, deren Rinde vielfach zu Gerbereizwecken geschält wird. Jedoch ist die einstmals so ungeheure Arduennawaldung, die noch in der Merowingerzeit den westrheinischen Gebirgsflügel vom Hunsrück bis nach Belgien deckte, bereits im Lauf des Mittelalters umfänglich gerodet worden. Trotzdem trägt der Boden nur für wenige Menschen Nahrung. Man beschränkt sich meist auf Sommerkorn oder Kartoffeln und bedarf auch für diesen Anbau weiter Flächen, um den gebrauchten Acker jahrelang sich erholen zu lassen. So hält man es

mit der vieljährigen Brache und dann folgenden Aschendüngung durch Brandkultur beim „Schiffelland“ der Eifel; auf dem Westerwald läßt man sogar die Flur in der sogenannten „Haubergwirtschaft“ gleichsam rythmisch schwanken zwischen Wald und Feld: man gönnt der Überwucherung der Oberfläche mit buschigem Niederwald an die zwanzig Jahre Zeit, rodet dann den Boden mit der Hainhacke, verbrennt zur Aschendüngung Reisig samt Rasen und benutzt hierauf das Flurstück bloß zwei Jahre als Saatfeld. Der bittere Volkswitz sagt, auf den stürmischen Hochflächen brauchten die Kirschen stets doppelte Frist zum Reifen, denn das eine Jahr röte sich erst die rechte Backe der Frucht, das andere die linke. Statt Rosen steckt sich die Westerwälder Braut an ihrem Ehrentag ein Sträußchen von Kartoffelblüten an den Busen. Schon am Hausbau bemerkt man den Kampf, den die Leute mit dem schlimmsten Dämon des Landes, mit dem Schnee, zu kämpfen haben. Auf der beim Schneetreiben am meisten gefährdeten Nordwestseite reicht nämlich das Strohdach bis gegen den Boden hinab; in der Umgebung des Hohen Venn schützt man das Haus auf dieser Seite noch durch Anpflanzung einer dichten Buchenhecke. Auf dem Westerwald, wo man diese Vorsichtsmaßregel nicht befolgt, verweht der Schnee die niedrigen Hütten oft derart, daß den Insassen das Tageslicht ausgeht und stollenartige Gänge durch den Schnee gegraben werden müssen, um zur Tür des Nachbars zu gelangen. Zur Winterszeit bemerkt der Wanderer die in Nebel gehüllten, unter Schnee begrabenen Dörfer eher als durch das Auge an dem scharfen, weithin die Luft durchdringenden Geruch des qualmenden Torf- oder Braunkohlenrauches, der aus den Schornsteinen ausströmt.

Und wie zurückgeblieben sind diese vom Weltverkehr abgeschiedenen Menschen! Es sind doch gleichfalls Franken, die hier wohnen, einschließlich des durchaus unserem Volkstum angehörigen Großherzogtums Luxemburg. Aber wie schroff trennt hier der vermeintlich so nebensächlich „äußerliche“ Einfluß des bloßen Bodenaufbaues die Glieder des nämlichen Frankenstammes! Unten am Rhein sitzen die heiteren Weintrinker, die gewitzigten Leute am Ufer des ewig auf und nieder ziehenden Verkehrsstromes; ein paar Kilometer, in der Luftlinie gemessen, davon entfernt kehren wir auf dem Hunsrück in Dörfern oder dorfähnlichen Ackerbürgerstädten ein, die nichts von der Welt wissen. So fremd steht der Hunsrücker z. B. der großen, heilsamen Staatsumwälzung gegenüber, die mit dem Jahr 1815 einsetzte, daß er von einem, der zum Heeresdienst eingezogen wird, noch heute zu sagen pflegt: „Er muß unter die Preußen.“ Nur an wenigen Stellen weckten mineralische Bodenschätze den industriellen Sinn. An der Lahn allerdings reicht die Ausbeutung der Eisenerze bis in die Karolingerzeit zurück, im Kreis Schleiden rief in neuerer Zeit das Bleierz des Eifler Buntsandsteins einen regen Bergwerksbetrieb hervor, und ganz eigen erging es den Westerwäldern mit ihrem schätzbaren Vorrat plastischer Tone des tertiären Erdalters. Dort an der Südwestecke des Westerwaldes, die vor Zeiten zu Kurtrier gehörte, hat einmal die Herrschaft des Krummstabes ganz verständig die Untertanen gewerblich erzogen; sie mußten nämlich, soweit ihre Gehöfte an die Tonlager grenzten, ihrem geistlichen Herrn ihre Abgaben statt in Geld in Tonschüsseln zahlen. Lieferte pflichtgemäß jeder ganze Hof seine 600, jeder halbe seine 300 Schüsseln, so konnte ein für die kurfürstliche Kasse ganz einträglicher Tongeschirrmarkt in Trier abgehalten werden. Jahrhundertelang blühte trotz der Fernlage von Trier als Marktort diese Schüsselbereitung; dann schlief sie mit der Herrschaft von Kurtrier ein. Die rohen Tonblöcke wanderten nach Holland, Belgien, Frankreich, und die Westerwälder hatten davon nur den Fuhrlohn für die Verfrachtung hinab zum Rheinschiff. Da fand sich endlich der rechte Mann, um den Leuten die Augen zu besserem Verdienst zu öffnen: es entfaltete sich die moderne Krugbäckerei am Westerwald, für die eine so

außerordentlich günstige Absatzgelegenheit in den zahlreichen Ortschaften an den Mineralquellen des Lahntals wie des Taunus in nächster Nähe sich bietet. Brauchen doch allein Selters und Fachingen jährlich über zwei Millionen solcher Tonkrüge. Was für handfeste Menschen aber dieser rauhe Westerwald großgezogen hat, das sieht man nicht bloß an den kräftigen Männer- und Frauengestalten, die bei ihrer massiven Ausbildung von Knochenbau wie Muskulatur nicht ahnen lassen, wie fleischarm die Gebirgskost hier ist, nein, das lehrt auch die Geschichte. Das Fürstenhaus der Oranier darf man ein westerwäldisches nennen, denn sein Stammschloß stand auf den Vorhöhen des Westerwaldes, und treue Söhne dieses Gebirges sind es gewesen, deren Blut den Oraniern die Freiheit der Niederlande erkämpfen half.

Wo am Nordrand der Eifel in der Aachener Gegend, ausgedehnter noch längs der Ruhr, die als Industriehebel unschätzbaren Steinkohlenflöze nebst mannigfaltigen Erzlagerstätten sich finden, letztere auch südwärts von der Ruhr durch das Sauerland bis ins Siegtal gewaltige Ausbeute liefern, da treten wir ein in den bis in die nördlich vorlagernde Tiefebene sich erstreckenden Raum größter Volksverdichtung des Deutschen Reiches. Berg- und Hüttenwerke, ganze Wälder hoher Schornsteine, das rastlos geschäftige Treiben der großen Fabrikstädte — all das gleicht hier unser Vaterland in gewisser Beziehung dem nordwestlichen England an. Metall- und Textilindustrie wird um die Wette gepflegt. Für beide Zweige liegen die Keime schon in frühen Jahrhunderten. In Aachen, dessen heiße Quellen bereits die Römer zum Bad lockten und den großen Kaiser Karl veranlaßten, dort seinen Herrschersitz zu wählen, betrieb man schon im Mittelalter Tuchmacherei und Kunstgewerbe in Metall; die Solinger Schwertfegerei ist altberühmt, an der Wupper wurde in den Schwesterstädten Elberfeld und Barmen ebenfalls schon seit alters gezwirnt, gesponnen und gewebt, das Linnen auf den grünen Wiesen am Fuß der nicht hoch, aber schroff aufsteigenden Felswände des Taleinschlusses gebleicht. Aber welch ein Umschwung nunmehr infolge der Zauberwirkung, die hier wie in allen unseren großgewerblichen Bezirken die Dampfmaschine herbeigeführt hat! Welch riesenhafte Vergrößerung des Betriebs an den altgewohnten Stätten, welch gewaltige Ausdehnung der verschiedenen Gewerbszweige über früher still ländlich dahinlebende Ortschaften, wenn irgend ein Flußlauf lebendige Kraft, der Boden Fossilschatz oder die Eisenbahn durch billige Fracht Ersatz dafür und günstige Abfuhr der Ware darbot!

In den Tuch- und Nadelfabriken von Aachen-Burtscheid sind jetzt 20,000 Arbeiter beschäftigt. Elberfeld und Barmen verwuchsen zu einer einzigen Großstadt textiler Masseninduſtrie, die in ihren langen Talstraßen von nicht nur mit Schiefer gedeckten, sondern auch an den Außenwänden mit schwarzem Schiefer gepanzerten, gleichförmig mit grünen Fensterladen versehenen Häusern eine Bewohnerzahl von 300,000 Seelen vereinigt. Sonst hat im Sauerland die Eisenindustrie die Vorherrschaft. Solinger Schwertklingen sah unser Afrikaforscher Gustav Nachtigal in den Händen der Tubu der südlichen Sahara; Solinger Messer und Scheren, Remscheider Feilen, Schlittschuhe und Geldschränke gehen durch die ganze Welt. Alfred Krupps Erfindergenie hat aus der winzigen Siedelung beim alten Nonnenkloster Essen die weltberühmte Stätte der Gußstahlgeschütze und des Eisenbahnmaterials gemacht, auf der gegenwärtig ein Arbeiterheer von 24,500 Mann tätig ist. Krupps Werke sind zwar nur durch die zufälligen Lebensschicksale ihres Begründers an die Stelle der alten Abtei nahe der Grenze der heutigen Provinz Westfalen gekommen; selbst ihr Massenverbrauch von Eisen würde sie nicht gebieterisch an diese Nähe des eisenreichen Sauerlands fesseln, weil dessen Ertrag längst nicht mehr für sie ausreicht, vielmehr die fünfhundert Gruben, aus denen sie ihr Eisen beziehen, weit durch Deutschland, ja bis

nach Spanien zerstreut liegen, wo eigene Seedampfer der Firma Krupp das Erz in Bilbao an Bord nehmen; und dennoch könnten wir uns diese großartigen Werke, aus denen unsere überlegenste Waffe im glorreichen Siegesjahr 1870 stammte, kaum anderswo denken als in unmittelbarer Nachbarschaft unseres ausgiebigsten Steinkohlenfeldes an der Ruhr, denn in die Kruppschen Maschinenöfen nach Essen wandern alljährlich 1,367,000 Tonnen Steinkohle.

Im nordöstlichen Sauerland, auf dem Boden der alten Grafschaft Mark, im heutigen Regierungsbezirk Arnsberg wohnen keine Franken, sondern westfälische Sachsen. Schon zu Christi Zeit saßen nur im vorderen, d. h. im südwestlichen Sauerland, dem nachmaligen Herzogtum Berg, Volksstämme des Verwandtschaftskreises, aus dem nachher der Frankenbund hervorging, dagegen im Gebiet der Lenne und oberen Ruhr, ferner auf der Haar am rechten Ruhrufer die Vorfahren der westlichen Niedersachsen, der Westfalen. Indessen, wenn auch ihre noch heute dort angesessenen Nachkommen in Sprechweise, Sitten und Bräuchen ihre ethnische Zugehörigkeit zum großen Niedersachsenstamm kundtun, wie fern stehen sie in dem ihrem täglichen Schaffen realen Inhalt gebenden Wirtschaftsleben den Bauern im Münsterland oder denen in der Lüneburger Heide! Hat man die weiten Buchen- und Eichenwälder in der Umgebung an der Winterberger Hochfläche und des Kahlen Asten im Rücken, in deren Einsamkeit der Köhler den Meiler schürt, Adler und Uhu horsten, so umfängt einen die Ruhr und Lenne abwärts das nämliche geschäftige Treiben der Berg- und Hüttenleute, der Pochhämmer und Fabriken wie drüben im Bergischen Land. Die Gleichartigkeit der von der Heimatsscholle bestimmten Arbeitsrichtung verähnlicht hier Sachsen und Franken genau so wie zu beiden Seiten des Lech Schwaben und Bayern.

V. Die außerrheinischen Mittelgebirgsländer Deutschlands.

Dem Rheinischen Schiefergebirge schließt sich ostwärts das Wesergebirgsland an. Es besteht aus mesozoischen Gesteinen der Trias-, Jura- und Kreideformation, bildet eine anziehend mannigfaltig gestaltete Gruppe kleiner Gebirge zu beiden Seiten der Weser und endet mit zwei längeren, schnurgerade nordwestwärts verlaufenden Kammgebirgen: der von der Weser in der Porta Westfalica durchbrochenen Weserkette und dem ihr nahezu gleichlaufenden Osning, auf den man den siegesstolzen Namen des Teutoburger Waldes übertragen hat. Ein anmutiger Wechsel macht die Landschaft reizvoll: die nirgends sehr hohen, jedoch meist mit schroffen Wänden ansteigenden Gebirge, mit schönem Laubwald bestanden, eröffnen überall den Blick auf Saatflur und grüne Wiesen, durch die sich die in mäßigen Verhältnissen schiffbare Weser nebst ihren Zuflüssen hindurchschlängelt. An die zweitausend Jahre bereits wohnen hier echte Sachsen; man nannte sie im Mittelalter „Engern", zum Unterschied von den Westfalen und den bis über die Elbe reichenden Ostfalen. In dem kraftvollen, blondhaarigen Volk erkennen wir noch die Nachkommen der Kampfgenossen Armins. Auf deren Sprache, von welcher uns eine jüngere Phase im „Heliand" erhalten blieb, geht ihr kerniges Plattdeutsch zurück. Und durch allen Zeitenwechsel verblieben dem Volke mit dem wenig veränderten Klang seiner Sprache der alte Freiheitstrotz, die alte Waffentüchtigkeit. Die hat es gerade hier so häufig betätigt, wo die Heerstraßen vom Mittelrhein an die Weser führen und die Weserkette gleich einem natürlichen Wall den Eintritt in die Nordebene wehrt, falls man nur ihre Porta hält. In dieser Gegend war es, wo Armin mit Germanicus rang, der Sachsenherzog Widukind gegen den Frankenkönig kämpfte, Herzog Ferdinand von Braunschweig, auch ein niedersächsischer Held, im

Beginn des Siebenjährigen Krieges die Franzosen glänzend zurückschlug. Zumal an ihrem alten Heerführer Widukind hängen auch die Jungcherusker der Gegenwart noch mit heller Begeisterung, als wollten diese späten Epigonen dem geliebten „Wedeking" beweisen, daß wohl das Glück auch den besten Mann verlassen kann, selbst den, der als kühner Recke das Schwert für seines Volkes Nacken- und Glaubensfreiheit führt, nie aber dieses Volkes Dank. Denn edelsinnig verklärt der Deutsche den Ruhm eines Helden doppelt, der im mannhaften und gerechten Streit erlag; in gewissem Sinne darf unsere ganze Nation auf das Banner ihrer Treue das Dichterwort schreiben: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen." Noch immer erzählen sich am Herdfeuer die Leute des Weserlandes von ihrem Herzog Widukind, und dem erhabensten Pfeiler der Westfälischen Pforte, dem linksseitigen Jurafelsen, ist der erinnerungsvolle Name des Wittekindsberges verblieben.

Zum Feldbau und der Viehhaltung trat frühzeitig die Leinweberei, der älteste Zweig deutscher Textilindustrie, überhaupt ein ganz besonders deutsches Handwerk. Am höchsten gesteigert hat Bielefeld den Ruf der vortrefflichen Leinenherstellung des Wesergebirgslandes, begünstigt durch seine Lage an der merkwürdigen, bis zum Gebirgsfuß eingetieften Querlücke des Teutoburger Waldes, die eine wichtige Verkehrsstraße in der Richtung der heutigen Köln-Mindener Eisenbahn stets benutzte, und gefördert sowohl durch niederländische Flüchtlinge, die im 16. Jahrhundert gastliche Aufnahme fanden, als auch durch die besondere, im folgenden Jahrhundert einsetzende Fürsorge der brandenburgisch-preußischen Regierung für diesen Erwerbszweig. Auch Hildesheim, Nürnberg nicht unähnlich in seinen altertümlichen Giebelhäusern und an Kunstschätzen reichen Kirchen, wo Bischof Bernwart um das Jahr 1000 die deutsche Kunst losriß von dem starren Festhalten an byzantinischen Mustern, gründete seine Bürgermacht vorzugsweise auf Lein- und Tuchweberei. Osnabrück, die Stadt an der äußersten Nordwestspitze der Weserkette, wo diese mit niedrigem Gehügel in die Tiefebene ausläuft, war eine Weberstadt, nachdem es in noch früherer, waldreicherer Vorzeit vornehmlich Schinken, Häute und Schafwolle ausgeführt hatte. Um 1600 zählte Osnabrück 300 Tuchmachermeister und vertrieb sein Linnen viel nach England, später, als England mit Schutzzöllen die Einfuhr deutscher Leinwand bekämpfte, nach Italien und Spanien; in unserer Zeit aber erlebte die gealterte Bischofsstadt eine Verjüngung auf ganz anderem Gebiet: in der Nachbarschaft erschlossene Kohlen- und Eisenerzlager haben Osnabrück zu einem Hauptmittelpunkt der Eisenverhüttung und Eisenindustrie unseres Nordwestens werden lassen, wodurch die Stadt auch äußerlich ganz modernen Anstrich bekam. Doch man sieht: alle wichtigeren Bevölkerungszentren, denen wir vor der Porta auch noch Minden, gleich Osnabrück und Hildesheim ein Bischofssitz aus der Pflanzungszeit des Christentums unter Karl dem Großen, zurechnen dürfen, liegen randständig. Das von Gebirgskulissen, die sich bald rechts, bald links vorschieben, beengte Tal des den inneren Verkehr auf sich lenkenden Hauptflusses gab nirgends Gelegenheit zur Schöpfung einer zentralen Großstadt, womit es zusammenhängt, daß das Wesergebirgsland auch nie eine staatliche Einheit erzielte. In den kleinen Ortschaften, die ziemlich nahe einander am Weserufer folgen, bis hinauf nach Münden, wird neben Ackerwirtschaft nur Kleingewerbe betrieben. Weite Ausfuhr wird indessen angeregt, wo gute Bruchsteine brechen, die der nahe Fluß gewinnreich nach der völlig des anstehenden Felsens entbehrenden nördlichen Niederung zu bringen gestattet. So treibt das braunschweigische Städtchen Holzminden einen Ausfuhrhandel mit dem in breiten Platten brechenden Buntsandstein seiner Umgebung, der einem vollen Zehntel der Bevölkerung Verdienst schafft. Namentlich aber werden die Jurakalke und Jurasandsteine bei der Porta, dank der Billigkeit

des Wassertransports, in weite Fernen entführt. Einen großartigen Anblick gewähren besonders die Steinbrüche auf der Seite des Wittekindsberges, wo Hohlräume zwischen jähen Felswänden entstanden sind, als gelte es Dome in das Innere des Gebirges einzubauen. Wie der leicht zugängliche jurassische Portlandkalk den Stoff für die Portlandzementfabrik vor der Porta liefert, so gehen die Portasandsteine bis über Bremen hinaus in die Marschen und nach den Niederlanden, wo sie „Bremische Steine" heißen, weil sie von Bremen aus in größeren Fahrzeugen verschifft werden.

Oberhalb Münden verklingt die niederdeutsche Sprache. Deshalb heißt von dort aus die Weser oberdeutsch Werra. Bis gegen die Eisenacher Gegend hin ist das Werraland und außerdem das ganze Gebiet der von der Rhön quellenden Fulda von Nachkommen der alten Chatten bewohnt und führt danach den Namen Hessisches Gebirgsland. Sein vorwiegender Buntsandsteinboden rötlicher Färbung ist von breiten Lavaergüssen basaltischen Gesteines streckenweise übergossen, und weil der grauschwarze Basalt der den Boden allerwärts annagenden, also erniedrigenden Verwitterung weit besser Widerstand leistet als der Buntsandstein oder der diesen überlagernde Muschelkalk, hat Hessen in seinen ansehnlichen basaltischen Höhen manch herrliche Aussichtsstätte erhalten, so den Habichtswald mit der Wilhelmshöhe bei Kassel, den Hohen Meißner, die Rhön und ihren Westnachbar, den kreisrunden Flachkegel des Vogelsberges, die umfangreichste Basaltmasse ganz Mitteleuropas. Diese Südgebirge Hessens tragen noch den herrlichen Buchenwaldschmuck, der im Mittelalter der ganzen Gegend gleich der Bukowina den Namen gab; man nannte sie Buchonia und sprach von „Fulda in der Buchin". Außer dort, wo auf der Höhe der plattigen Ostrhön große Moore sich dehnen, haben die südhessischen Basaltzinnen mit ihren kühnen Formen, ihrem Prachtkleid des Waldes, den wasserdurchrauschten Tälern und grünen Matten, wo im Sommer braune Rinder und fette Rhönhammel weiden, wohl ihre Reize. Unsere Maler pilgern neuerdings gern nach Kleinsassen am Fuß der Milseburg in der westlichen oder Kuppenrhön, wo ihnen schöne Typen deutscher Mittelgebirgslandschaften winken. Das gastfreundliche Kloster auf dem Kreuzberg der Rhön, ebenso die vielbesuchte Wallfahrtskapelle auf der steil aufragenden Kuppe der Milseburg, der auf Bonifatius' Wirken zurückweisende Taufstein auf dem Gipfel des Vogelsberges beweisen, wie eng auch hier in frühchristlicher und wohl bereits in heidnischer Zeit das Versenken des Blickes in die Schönheit des Landschaftsbildes mit andachtsvoller Stimmung in der Brust des Deutschen verschmolz. Hart und schneereich aber ist der Winter; teils die Höhenlage des Bodens, teils seine Armut an nutzbaren Fossilien und die mehr für Holzwuchs als Getreidebau förderſame Natur des Buntsandsteins bringt es mit sich, daß Hessen von jeher ein Bauernland von mäßigem Ertrāgnis gewesen ist. Bis 1239 hatte es keine einzige Stadt; damals empfing Kassel Stadtrecht, jedoch bis zur Stunde hat auch nur Kassel in der fruchtbaren, tiefgelegenen Ausweitung des Fulda-Tales, wo sich die wichtigsten das Land durchmessenden Straßen treffen, einigermaßen großstädtische Entfaltung erzielt. Fulda mit seinem Dom, der das Grab des Apostels der Deutschen birgt, ist eine stille Stadt der Kirchen, voller Leben nur an den großen katholischen Festtagen, wenn sich hier das Volk von weither zur Feier sammelt. Es erinnert uns ebenso wie die weiter abwärts an seinem Fluß belegene Abteistadt Hersfeld an die mittelalterliche Bedeutung des Hessenlandes als Stätte der Übertragung christlicher Gesittung vom rheinischen Westen auf den ferneren Osten Norddeutschlands. Unter der Oberleitung des Mainzer Erzstiftes vollzog sich von den Mutterklöstern Fulda und Hersfeld aus namentlich die von Bonifatius eingeleitete Christianisierung Thüringens, wo jene beiden hessischen Abteien weit und breit Grundbesitz empfingen und vielseitigen Einfluß übten.

Zu starker Volksanhäufung ist Hessen nicht angetan. Stille Dörfer und Landstädtchen im Fachwerkbau, der braunes Gebälk zwischen weißgekalkten Wandfeldern unter dem roten Ziegeldach zeigt, sind weitläufig über die meist von Wald umrahmten Fluren verstreut, wo Gänse grasen, Schafherden weiden und bei den Häusern das selbstgewebte Linnen zur Rasenbleiche ausliegt. Hessische Leinwand ging vor der Epoche der Dampfmaschine bis nach Amerika in den Handel; jetzt freilich kann sie mit dem gleichmäßigeren und wohlfeileren Gewebe der Fabriken nicht mehr den Wettbewerb wagen, aber für die eigene Kleidung, Hemd wie Rock, wird noch überall in Hessen Flachs geerntet, gesponnen und gewebt. Das Handspinnrad steht noch in Ehren, an ihm sieht man zur Winterszeit die Bäuerinnen jeden Alters, neben der Großmutter die blonde Enkelin, emsig beschäftigt, ja im Bezirk von Oberaula nimmt auch die männliche Bevölkerung an dieser Tätigkeit teil. Überhaupt bewahrt das zurückgezogene ländliche Leben viel des Alten und stärkt somit kraft der Gewohnheitsmacht konservative Neigung. Dicht neben der verkehrsreichen, durch ihren Fruchtsegen berühmten Wetterau, durch die der Weg von Gießen nach Frankfurt zieht, konnte man, ehe jüngst die Einführung des Petroleums die Beleuchtung des ärmsten Hinterwäldlerdörfchens besserte, die Wohnstuben der Bauern auf dem Vogelsberg noch zum Teil mit Kienfackeln erleuchtet finden. Treu erhalten sind noch vielfach die alten ländlichen Trachten, besonders der schon von den Sueven des Altertums überlieferte Haarknoten auf dem Scheitel der Frauen, überdeckt von dem kleinen roten Käppchen, das mit schwarzem Gebände unter dem Kinn befestigt wird (vgl. Fig. 22, 23 und auch 21 der farbigen Tafel bei S. 71). Die Kost ist selbst bei reicheren Bauern, wie denen des Schwalmgrundes, spartanisch einfach und ersetzt noch nicht überall die Frühsuppe von Hafermehl durch Kaffee; doch nährt sie große Germanenleiber mit leuchtend blauem Auge im bieder offenen Antlitz und blondem, oft rotblondem Haar, das der Bauer noch bis vor kurzem, gleich seinem chattischen Vorfahren, frei über den Nacken fallen ließ. „Geradezu" ist der Hesse bis zur Grobheit, aber das gegebene Wort hat auch noch den Wert der Ehrlichkeit. Der Schwälmer gibt noch heute dem Nachbar ein Darlehen aufs bloße Wort oder auf Handschein. Im angestrengten Kampf ums Leben ist der Hesse hart und ernst geworden; ausdauernder Fleiß, Genügsamkeit, körperliche Abhärtung wurden ihm zum alten Erbstück, und das trägt seine urgermanische Tapferkeit. Gilt es, die Kriegswaffe zu führen, so beseelt ihn ein wahrer Heldenmut, der vor keiner Gefahr zurückbebt. Das haben die hessischen Regimenter im großen Nationalkrieg auf blutgedüngter französischer Erde ruhmwürdiger bewiesen als damals, wo sie unter englischen Fahnen gegen die junge nordamerikanische Freiheit zu Felde ziehen mußten, schmachvoll von ihrem Fürsten an England verkauft. Zwei Dinge, darf man sagen, waren es, die vor mehr denn hundert Jahren aus Hessen am liebsten über See gekauft wurden: hessisches Leinen und hessische Tapferkeit.

Die rechte Herzlandschaft Mitteleuropas ist Thüringen. Das Thüringer Becken liegt muldenförmig eingesenkt zwischen den Horstgebirgen Harz und Thüringerwald. Es besteht aus den drei Triasgliedern in nahezu konzentrischer Lagerung: aus den waldigeren Buntsandsteinflächen im Umring, dem engeren Ring der hauptsächlich Felder tragenden Muschelkalkflächen und dem Zentrum des Keupers um die geschichtliche Metropole Thüringens, um Erfurt, wo sich mit der tieferen Lage die günstig mannigfaltige Bodenmischung nicht bloß des Keupers, sondern auch jüngsten Quartärbodens verbindet, ein nicht ungehört gebliebener Weckruf für den thüringischen Landmann und Gärtner. Längs der unteren Unstrut senkt sich das Land nach Nordosten zur Saale, die in den Tagen Karls des Großen zwar Thüringen und das Land der slawischen Sorben voneinander trennte, bald danach aber ein ganz thüringischer Fluß wurde,

als auch ihr rechtes Ufer von Thüringern kolonisiert und in ein thüringisches Osterland verwandelt wurde. Dort, nahe der Unstrutmündung, bei Freyburg, Naumburg und Weißenfels, hat sich der vormals weit über das Land verbreitete Weinbau unter sonnigerem Himmel erhalten; und schlürfte heutigestags der zur Verunglimpfung des Thüringer Weines vielzitierte Dichter Matthias Claudius inmitten lustiger Zecher auf der Terrasse vor Freyburgs Sektkellerei angesichts der Rebengehänge der das freundliche Städtchen überragenden Neuenburg ein schäumendes Glas thüringischen Weines, so würde er ihn nicht dieses Namens für unwürdig erklären, weil man bei ihm „nicht fröhlich sein" könne. Im übrigen freilich ist das Thüringer Becken Ackerbauboden im Gegensatz zum Grenzgebirge in seinem Südwesten, wo noch Buchenhaine, Fichten- und Edeltannenwälder frische Bergwiesen umgeben, von denen wohlabgestimmt die Herdenglocken ertönen, wo das Saatland dagegen zurücktritt. Der Thüringerwald wetteifert nicht mit den Alpen an himmelstürmender Großartigkeit der Natur, er ist aber in der lieblichen Mannigfaltigkeit seiner Wälder und Auen, in der malerischen Wildheit seiner Talgründe, wo um niedergerollte Porphyr- oder Granitblöcke muntere Bergwasser unter Farnen im Waldesschatten rauschen, in der herrlichen Fernsicht seiner Gipfel über das Werratal bis zur Rhön wie über die Ackerfluren des Beckens bis zum fern aufblauenden Brocken, dazu in der Pracht der feinsinnig in seine Natur gleichstimmig hineingedichteten Schloßparke, wie des weltberühmten von Reinhardsbrunn, das wahre Ideal eines deutschen Mittelgebirges. Wir haben das vollgültige Zeugnis Goethes dafür, daß diese Gebirgsnatur wie dazu geschaffen sei, dichterische Stimmung zu nähren. Goethes poetische Landschaftsbilder, z. B. in den „Wahlverwandtschaften", erscheinen mehrfach als unmittelbare Spiegelungen der Thüringerwaldnatur. Und wohin paßte besser das Lied „Über allen Wipfeln ist Ruh'" als dahin, wo die schlichten Verse der Versenkung eines ernstgestimmten deutschen Gemütes in den stillen Abendfrieden des deutschen Gebirgswaldes entstanden sind: auf den einsamen Berggipfel bei Ilmenau mit dem Blick auf die schweigenden Wipfel der von den Strahlen der scheidenden Sonne verklärten fichtendunkeln Höhen ringsumher?

Thüringen und sein Waldgebirge empfangen ihren Reiz, wie er sich allsommerlich im zahllosen Hinströmen schaulustiger Reisender kundtut, vorzugsweise aus der Vermählung stimmungsvoller Naturbilder mit stolzen Erinnerungen an die vaterländische Geschichte. Dabei wirkte die bunte Kleinstaaterei Südthüringens, die man übrigens nicht dem Bodenbau, sondern hauptsächlich der jahrhundertelang im Ernestinischen Fürstenhause geübten Unsitte zuschreiben muß, an sich schon kleine Gebiete nach der Zahl mit Krönchen zu versorgender Prinzen weiter zu zerstückeln, gar nicht so ungünstig. Wo auf Erden gibt es wie in Jena eine von vier Staaten unterhaltene Universität, wo die Fülle schmucker Residenzen, die zugleich Pflegstätten deutschen Kunstlebens wurden, auf so engem Raume wie in Thüringen? Von Bergesspitzen grüßen auch im Flachland malerische Burgen, wie „an der Saale hellem Strande" so inmitten des Beckens die Drei Gleichen, am Nordrand des oasenhaft aus der Saatenflur sich erhebenden waldigen Kyffhäuserforstes das Getrümmer der alten Kaiserburg mit dem ragenden Denkmal des Gründers unseres neuen Reiches daneben. An den grünen Ilmwiesen liegt der Musensitz Weimar, unfern westwärts davon erhebt sich der doppelte Dreizack der hohen Türme jener ehrwürdigen Kirchenbauten auf dem Erfurter Keuperfelsen, wo Bonifatius die Mutterkirche für Thüringen gründete, dabei die uralte, nun jugendfrisch die Glieder über die gesunkenen Festungswerke ausreckende Stadt, aus der einst unter Führung Rudolfs von Habsburg reisige Bürgerscharen vorbrachen, um Thüringens Raubritterburgen zu schleifen; dann über den weit ins Land schauenden Gothaer Friedensstein hinaus die schroffe Muschelkalkwand des Hörselberges

mit Tannhäusers Venusgrotte, endlich die sagenumwobene Wartburg, wo Minnelieder erklangen und Luther seine deutsche Bibel schuf.

Sehen wir ab vom meiningischen Werratal und von der zum Main rinnenden Koburger Itz, wo schon süddeutsche Franken wohnen, so müssen wir im eigentlichen Thüringer Volk einen norddeutschen Schlag anerkennen. Indessen wenn der in seiner Anwendung auf alle Bewohner norddeutscher Gebirgsländer wenig besagende Ausdruck „Mitteldeutsche" auf irgend einen unserer Volksstämme in tieferem Sinne zutrifft, so ist das zweifellos der Fall beim thüringischen. Wie sich nur in Thüringen die großen Hauptstraßen Mitteleuropas von allen Seiten her unfern von dessen Zentrum strahlenförmig vereinigen — denn das Fichtelgebirge ist zwar die morphologische, aber bei der Hochlage seiner Umgebung nicht die Verkehrsmitte des Ganzen — wie sich also Thüringen seiner Lage gemäß zum alten Germanien ähnlich verhält wie dieses zu Gesamteuropa, so vermittelt auch der Thüringer in seinem Wesen zwischen Nord und Süd, Ost und West. Er versteht norddeutsche Energie ebenso zu würdigen wie süddeutsche Gemütlichkeit, fühlt sich dem Sachsen des grünweißen Königreiches und dem Schlesier verwandt, die ja beide thüringisches Blut in den Adern führen, nicht minder aber dem feurigen Rheinländer. Eine gewisse freundliche Duldung, eine daraus fließende ungekünstelte Herzlichkeit im Umgang mit jedermann schreibt man dem Thüringer zu; beide beruhen jedoch nicht auf charakterloser Schwäche, sondern auf einer harmonisch gemeindeutschen Ausbildung der thüringischen Eigenart, in der sich mithin Züge von Verwandtschaft mit Wesenselementen aller übrigen Spielarten des deutschen Volkes finden müssen. Ehrlich verhaßt ist dem Thüringer alles Undeutsche von Charakterhäßlichkeit: Bosheit gegen Mensch und Tier, eitle Selbstüberhebung, Streberei und Muckerei. Er selbst hat ein warmes Herz, einen offenen Kopf, Freude an der Arbeit, aber auch am Genuß. So harte, an entsagungsvolle Arbeit gewöhnte Naturen mit rotblondem Bart- und Haupthaar wie in Hessen findet man unter dem thüringischen Landvolk kaum, vielmehr etwas vierschrötige Männer und Weiber, blond oder braun von Haar, blau oder grau, nicht selten auch dunkelbraun von Auge, mit sorgloser Zufriedenheit im gesunden Antlitz. (S. Fig. 7—9 der farbigen Tafel bei S. 71.) Den Mutterwitz, die gemütvolle Herzlichkeit und den derben Sprachgenius des Thüringers hat Anton Sommer in den „Rudolstädter Klängen" vortrefflich wiedergegeben. Bei der Dorfkirmes kann sich die thüringische Lust am Schmausen und Trinken wohl zum Übermaß versteigen, für gewöhnlich aber wird nüchtern und mäßig gelebt, obschon sich die Neigung zu heiterer Geselligkeit, Musik und Tanz niemals verleugnet. Der Bauerngeiz und die Grobheit, die auch in anderen Landen als Schattenseite bäuerlicher Beschäftigung uns entgegentreten, verunzieren allerdings im ackerbauenden Flachland öfters den thüringischen Charakter. Feiner entfaltet sich dieser daher in der städtischen Bevölkerung und, in ersichtlicher Wechselbeziehung zur umgebenden Natur, am Thüringerwald. Wie rührend geringe Ansprüche macht der „Wäldler" ans Leben! Das Gebirge hat ihn an Entbehrung gewöhnt, seinen Fleiß, seine Handgeschicklichkeit gezüchtet, ihn aber belohnt mit frohsinniger Empfänglichkeit für die Schönheit seiner Heimat. Er braucht nicht mit Hab und Gut zu geizen, denn er hat davon gewöhnlich nur so viel, wie er eben unumgänglich bedarf; die meist zahlreichen Kinder verdienen sich frühzeitig schon ein wenig in der Fabrik oder helfen mit beim Hausgewerbe. Kartoffelkost herrscht eintönig vor, aber gleichwie reiche Leute halten sich die Thüringerwäldler ihre lieben Waldvögel zu fürsorglicher Pflege im Bauer, ja manche schlichte Hütte sieht man mit einer Vielzahl von Vogelbauern behängt. Mit dem Finken singt Bursche und Mädchen selbst um die Wette. Viel sangeslustiger und gesanglich begabter als das flache Vorland ist auch in Thüringen das

Gebirge: man vernimmt kunstgerechte mehrstimmige Gesänge, und wie gut steht es dem jungen Volk, wenn es nach Feierabend in Gruppen durch die Dorfgassen schlendert und frohgemut das aus dem Herzen kommende Lied aus hellen Kehlen hören läßt:

„'s ist m'r alles eins, 's ist m'r alles eins,
Ob ich Geld hab' oder keins!"

Das Thüringer Becken besitzt im Gegensatz zu Hessen sehr alte Marktorte, ein Beweis dafür, daß sich von jeher in diesem Zentralland die Straßen trafen. An den Handel schloß sich das städtische Handwerk, der Anbau von Gewächsen, die dem Gewerbe dienten, z. B. von Waid, einer rapsähnlichen Färberpflanze, die vor Einführung des Indigos der Blaufärberei diente und vornehmlich um Erfurt gebaut wurde. Zur maschinellen Großindustrie der Neuzeit gebrach es zwar dem ganzen Thüringer Land an Steinkohlen. Nur tertiäre Braunkohlen wurden in ansehnlichen Mengen neuerdings innerhalb der Grenzgegend von Zeitz über Weißenfels nach Eisleben erschürft und bedingen im Brennpunkt des dortigen Verkehrs den erst aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden industriellen Aufschwung der alten Salzstadt Halle über Erfurt. Allerhand Gewerbe hat freilich die innerthüringischen Städte mit emporbringen helfen, teils bodenständiges, wie die an den Getreidesegen der Goldenen Aue anknüpfende Nordhäuser Brennerei, die durch die Schafzucht des Eichsfeldes genährte Tuchfabrikation Mühlhausens oder die Wurstfabrikation von Waltershausen, teils auch frei entstandenes, wie die Schuhfabrikation von Erfurt und Weißenfels, die schwunghafte Strumpf- und Wolljackenwirkerei zu Apolda, die von Zeiß begründete Herstellung ausgezeichneter Mikroskope zu Jena. Verhältnismäßig weit betriebsamer betätigt sich jedoch der Thüringerwald gewerblich. Dazu führte einerseits Holz- und mineralischer Vorrat, anderseits der Zwang, den Hunger auch da zu stillen, wo der Gebirgsboden in höheren Lagen den Getreidebau kaum noch mit kümmerlichster Ernte von Sommerroggen lohnte. Schnitzware und Holzkohlen (für die Schmiede) brachten vor langen Zeiten schon die Waldleute auf Karren oder auf dem eigenen Rücken nach den Märkten des Vorlandes. Dort, wo sich der Thüringerwald im Südosten zu einer schieferreichen Plattform verbreitert, bricht man seit dem 13. Jahrhundert schon Tafel- und Griffelschiefer. Wie hier zur Zeit 2000 Menschen in den Schieferbrüchen bei Lehesten für das Schulgerät von Millionen von Kindern arbeiten, so ist Sonneberg am Südwestrand des Frankenwaldes, wohin die nach der Thüringischen Saale durchziehenden Nürnberger Händler vor alters Muster ihres „Nürnberger Tandes" brachten, mit noch mehr und mit noch kunstfertigeren Händen beflissen, Puppen wie sonstige Spielware für die Kinder aller Erdteile zu verfertigen. Am Südwestabhang des Thüringerwaldes im engeren Sinne des Wortes hat das Vorkommen von Eisenerz in der Schmalkalden-Suhler Gegend auch schon im Mittelalter das bis zur Stunde fleißig betriebene Handwerk der Nagelschmiede, Schlosser und Waffenfabrikanten hervorgerufen. Wenn man die Kleinfeuerarbeiter in diesen Gebirgsdörfern durch die offene Tür ihrer kleinen Werkstatt noch im Dämmerschein beim lodernden Feuer am Amboß schaffen sieht, so macht man sich ein Bild vom Schwertfeger der deutschen Vergangenheit. Die von so vielfältiger Eisenarbeit hoher Vollendung stammenden tausenderlei modernen Kurzwaren gehen aus den Niederlagen von Schmalkalden, Zella und Mehlis weit in Handel, bis nach Ostasien und Nordamerika. Aus Hausarbeit sind die berühmten Suhler Waffenfabriken allmählich erwachsen; Suhl schmiedete einst Ritterpanzer, lieferte die Gewehre des Dreißigjährigen Krieges und treibt nun Welthandel mit seinen trefflichen Jagdgewehren wie sein Nachbarort Mehlis mit Revolvern. Ruhla im langgezogenen Schluchtental unweit des Inselsberges bildet fast eine einzige große Werkstatt für Pfeifenköpfe und

Zigarrenspitzen aus Meerschaum wie ehedem für Panzerplatten und danach für Messer. Endlich ernährt die in neueren Jahrhunderten aus Schwaben und Böhmen eingeführte Glasfabrikation und die noch jüngere Porzellanbereitung eine große Zahl von Gebirgsbewohnern. Für beide Gewerbszweige liefert das Gebirge die nötigen Mineralstoffe und fördert den auch in Phantasieschöpfungen sich gefallenden Kunstsinn. Durch Herstellung wissenschaftlicher Glasinstrumente erwarb sich insbesondere Ilmenau nebst seinen Nachbarorten wohlverdienten Ruf.

Ganz anders bietet sich uns das nördliche Grenzgebirge Thüringens, der Harz, dar. Seine ungefähr elliptische Plattmasse senkt sich als „Unterharz" gen Südosten. Da treibt man Ackerbau auf dem längst gerodeten Waldboden neben weiten wiesengrünen Flächen, auf denen das Harzer Rindvieh, durch Kreuzung mit schweizerischem veredelt, sein melodisches Herdengeläute friedlich ertönen läßt. Die nur unbeträchtlich hoch gelegene Landschaft des Unterharzes gewinnt meistens erst gebirgsmäßigen Reiz, wenn wir in die von Buchenwald beschatteten, tief und mäandrisch eingeschnittenen Flußtäler hinabsteigen, etwa in das der Selke oder das großartigere der Bode, dessen im Ramberggranit verlaufender Schlußteil sich zwischen Roßtrappe und Hexentanzplatz wie zwischen zwei jähen Alpenpfeilern zur Ebene öffnet. Im „Oberharz" steigt nicht allein die aus uraltem Schichtgestein bestehende Platte höher an, sondern es türmt sich noch darüber die Granitmasse des Brockens auf, dessen sturmgepeitschte Flachkuppe mit Haufen verwitterter Felsentrümmer übersät ist, zwischen denen die Hexenbesen, d. h. die in Fruchtzustand gelangten Kräuter der Alpenanemone, im Winde hin und her schwanken, aber weder Baum noch Strauch gedeiht. Sonst bekleiden weite Wälder von Harztannen (Fichten) den Oberharz, außer wo der Mensch den Wald verdrängt hat. Das tat er weniger zum Zweck des Ackerbaues, der hier allzu kargen Ertrag bringt, als um die Bergwerke auszuzimmern, Pochwerke und Schmelzhütten zur Zerkleinerung und Verhüttung des Erzes anzulegen. Denn hier vor allem ist der Harz reich an Eisenerz und an silberhaltigem Bleiglanz.

Noch zur Zeit der Niederschrift des „Sachsenspiegels" war der Harz nichts als ein großer Urwald, bloß umgürtet mit kleinen Siedelungen dicht an seinem Fuße. Er war Bannforst des Kaisers, dem hier allein das Jagdrecht zustand; nur Raubwild, also Bären, Wölfe, Luchse und Wildkatzen, durfte jeder erlegen. Wie gern haben unsere Könige des sächsischen und des salischen Hauses der Weidmannslust im Harz gefrönt, im schlichten Jagdhaus von Bodfeld Obdach suchend, wo Kalte und Warme Bode zusammenrinnen! Noch heute nennt das Volk dort eine Menge Plätze Finkenherd, Kaisersteig oder Heinrichswinkel und bezieht das darauf, daß dort „Kaiser" Heinrich I. dem immer noch volkstümlichen Vergnügen des Vogelfanges nachgegangen sei. Die durch ihre kunstvolle Holzschnitzerei an Türen und Gebälk der Häuser gekennzeichneten Randstädte des Harzes, so das am kupferreichen Rammelsberg erwachsene Goslar mit seinem Kaiserhaus, die nunmehrige Gartenstadt Quedlinburg mit König Heinrichs Grabmal in der Schloßkirche, führen uns noch in ihrer altertümlichen Bauweise, ihren schiefergedeckten Mauer- und Tortürmen leibhaftig die Erinnerungen an die Tage unseres alten Reiches vor Augen. Ins Innere des Harzes dagegen schoben sich erst im späteren Mittelalter Ansiedelungen vor, bäuerliche in den Unterharz, solche für Montanbetrieb in den Oberharz. Noch heute unterscheidet man an der Sprache drei Volksstämme im Gebirge: von Südosten drangen Thüringer ein, von Nordwesten Niedersachsen, aber mitten in deren Gebiet niederdeutscher Zunge wurden die fränkisch redenden Bergmannskolonieen aus dem südwestlichen Erzgebirge heimisch; die sogenannten sechs Bergstädte bilden daher den fernsten nordwestlichen Vorposten oberdeutscher Sprache im inneren Deutschland. In auffälligem Gegensatz zu den an mittelalterliche Fehdezeit gemahnenden

Randstädten liegen diese Bergstädte mauerlos, ohne jedwede Spur von Verteidigungswerken mit ihren kleinen, nicht einmal immer zu zusammenhängenden Straßenzeilen verbundenen Häuschen gemächlich, wie ausgegossen auf der wiesengrünen Hochfläche — ein Bild des Friedens in der tiefen Stille des Gebirges, die nur dann und wann durch das Knarren oder Pfeifen der Wasserwerke unterbrochen wird, denn das Dröhnen der tausendfältigen Häuerarbeit unten im tiefen Erdenschoß bringt nicht an unser Ohr. Wie eine Friedensinsel ragte ja der Harz immer aus dem Getümmel der Kriegswirren hervor; Wodans wilde Jagd zieht oft genug heulend über das Gebirge, zumal beim Ringen des Frühlings mit dem Winter, aber auf seinem Felsenboden ist nie eine Schlacht geliefert worden, selbst Truppenmärsche haben das nur steinreiche, breitgelagerte Massengebirge stets lieber umgangen.

Das Montanwesen des Harzes liefert eine Jahreseinnahme von rund zehn Millionen Mark und ernährt viele Tausende von Familien. Bei Andreasberg und bei den auf Madrider Seehöhe gelegenen, jetzt miteinander verwachsenen Bergstädten Klausthal-Zellerfeld reichen die Erzschächte bis unter den fortgesetzt gedachten Meeresspiegel, Stollen bis zu 30 km Länge führen die Grubenwasser unterirdisch bis an den Gebirgsfuß hinaus. Selbst die Landschaft hat das Gepräge von der mühevollen Arbeit der Berg- und Hüttenleute empfangen. Wo beim Ausschmelzen der Metalle giftige Schwefel- und Arsenikdämpfe den Schmelzöfen entströmen, erstirbt die Pflanzendecke in deren Berührungsbereich. Umgekehrt hat die Flur Klausthal-Zellerfeld eine eigentümliche Belebung durch den umfänglichen Betrieb des Bergbaues erfahren: wiesengrün statt tannendunkel ist freilich die Fläche geworden, weil die Baumstämme in das nächtige Dunkel der Unterwelt gleichsam verpflanzt wurden, aber hell blitzen aus dem lichten Grün nicht weniger als fünfzig Weiher auf, lauter künstlich zur Wasserversorgung der Schächte hergerichtete Stauteiche. Mit der weiten Welt ist der Harz durch seine altberühmten Montanwerke verbunden: überseeische Erze werden in den Harzer Hütten mit verschmolzen, und Harzer Bergleute haben bis nach Mexiko, Peru und Australien die daheim erlernte Kunst den Fremden zugebracht, so daß gar mancher technische Ausdruck aus der deutschen Bergmannssprache unübersetzt im dort geredeten Spanisch oder Englisch fortlebt. Recht wohl läßt sich aber auch in diesen Harzer Bergorten die Einwirkung der berg- und hüttenmännischen Beschäftigung auf den Menschen, der sie betreibt, studieren, denn hier dreht sich, wie kaum anderswo, alles um diese saure Arbeit. Dem Leib ist sie wenig zuträglich, wie man sieht. Der Harzer Bergmann ist nur mittelgroß und nicht sehr kräftig gebaut, vielmehr schlank und schmächtig, obwohl man jeder seiner Bewegungen die in steter Übung gestählte Muskelkraft abmerkt. Fast das halbe Leben bringt er beim Grubenlicht hin, ohne die Sonne zu schauen, atmet in der unterirdischen Tiefe kühlfeuchte, mit Kohlensäure überladene Luft, genießt obendrein trotz seiner harten körperlichen Anstrengung unzulängliche Fleischnahrung. All das gibt ihm mit der Zeit ein fahles Aussehen, läßt ihn selten das fünfzigste Lebensjahr überschreiten. Blasse Gesichter mit eingefallenen Wangen bekommt man zu sehen, auch bei den Hüttenarbeitern, besonders denen, die in Höllenglut die Feuerung zu beschicken haben; bei der Harzerin im landesüblichen Kragenmantel (s. Fig. 32 der farbigen Tafel bei S. 71) tritt das natürlich weniger hervor. Vereinzelt bemerken wir beim Hüttenmann Lähmung der Hände und Füße durch Bleikolik, beim Bergmann infolge der ungesunden Grubenluft hochgradige Kurzatmigkeit, die sogenannte „Bergsucht“.

Trotzdem liebt der Bergmann seinen Beruf, und sein Sohn erwählt ihn in der Regel wieder. Mit gutem Humor setzt er sich über die Schattenseiten des halb unterirdischen Lebens hinweg, ja die gesicherte Aussicht auf festen Wochenlohn flößt ihm einen althergebrachten Leichtsinn ein:

am Lohntag, dem Sonnabend, gibt es in jedem rechtschaffenen Bergmannshaus einen Schmaus, wie er in so ständig rascher Aufeinanderfolge bei einer bäuerlichen Bevölkerung nicht möglich wäre; am Sonntag wird dann mit den Kameraden im Wirtshaus noch ein „Schluck“ (nämlich Branntwein) getrunken, der auch beim Familienschmaus am Löhnungstag natürlich nicht fehlen darf, dann aber ist die „Lohning“ gewöhnlich nahezu verausgabt, drum wird an den Folgetagen kümmerlich gelebt, und man kommt beim Kaufmann in die Kreide. Unverwüstlicher Frohsinn hilft indessen schon hinüber zum nächsten Lohntag. Wie herzlich klingt immer der trauliche Bergmannsgruß „Glück auf!“, und wie unübertrefflich schön malt Leben und Sinnesweise des Harzer Bergmannes sein goldener Spruch:

„Es grüne die Tanne, | Gott schenke uns allen
Es wachse das Erz, | Ein fröhliches Herz!“

Selbst der unterste Bergmann ist stolz auf seine Berufstätigkeit, die allerdings stets kluge Umsicht und Kraft erheischt. Er hält auf Standesehre; wird er beim Ehrgefühl gepackt, so unterzieht er sich den größten Anstrengungen, gilt daher auch als ein vorzüglicher Soldat. Was wir oben vom Sohn der Alpen sagten, daß ihn das Bewußtsein, ewig von Todesgefahr umlauert zu werden, gottesfürchtig gemacht habe, gilt auch von diesen Bergleuten. Neben harmloser Fröhlichkeit und neckischer Schalkhaftigkeit, die von rascher Auffassung wie von Schlagfertigkeit Zeugnis ablegen, wohnt in ihrer Brust aufrichtige Frömmigkeit. Wenn sie auf dunkelm Pfade in die finsteren Abgründe des Erdinnern zur Arbeit hinabsteigen, wenn sie sodann auf langer Stunden Dauer ein ungeheures überlastendes Gebirge von der Oberwelt abschließt, die ihnen, wenn der Einbruch einer Katastrophe den engen Rettungsausgang versperrt, nur zu oft unerreichbar wird, so durchschauert sie das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht. Nie fahren sie deshalb ein in den Schacht, ohne nach frommer Väterweise gemeinsam gebetet zu haben.

Das hat der Harzer mit dem Thüringerwäldler gemein, daß er die gefiederten Sänger seines Waldes liebt. Fast noch zu vier Fünfteln waldbedeckt, ist der Harz ein natürliches Ziel für den Durchflug der Zugvögel im Frühling und Herbst, soweit sie das Wäldergrün anzieht. Wer zählt die Tausende von Amseln und Drosseln, die in den „Sprenkeln“ oder „Dohnen“ des Harzes die Jahrhunderte hindurch gefangen und dann auf den Märkten der umliegenden Städte feilgeboten wurden? Den volkstümlichen „Kaiser Heinrich“, den Meister vom Vogelherd, verehrte der Harzer bei dieser mordlustigen Jagd wie seinen Schutzpatron. Ernste Durchführung amtlicher Verbote hat diese gewiß sehr alte Vogelfängerei zu schnödem Verdienst oder aus bloßer Lüsternheit nach einem winzigen Braten neuerdings mit Erfolg eingedämmt, jene andere, freundliche Beziehung des Harzbewohners zur Vogelwelt seiner Heimat erzeugte dafür eine unerwartet weitreichende Betriebsamkeit. Wer sein Ohr musikalisch geschult hat, lauscht mit feinerem Verständnis auf den Schlag der Waldvögel. Musikalische Neigung werden die aus dem fränkischen Böhmen auf dem Oberharz heimisch gewordenen Bergleute wohl mitgebracht haben, deren Nachkommen sich gegenwärtig durch die schönen Konzerte ihrer Vereine für Hornmusik auszeichnen. Und eben auf diese „Bergstädte“ führt die merkwürdige Entfaltung des Betriebszweiges, den wir meinen. Bald war der Freundschaftsbund des sangeslustigen Franken mit dem Fink und Zeisig des Fichtenwaldes seiner neuen Heimat geschlossen, doch es genügte jenem nicht, die Sänger nur auf dem Zweige zu hören, wenn ihn der Gang durch den Wald führte: er fing sie, setzte sie sich in den kleinen viereckigen Bauer, das „Vugelheisla“, und erfreute sich nun daheim beim Genuß der Mußestunden nach der Arbeit in der sangeslosen Unterwelt an den lieblichen Klängen seiner munteren Gefangenen. An solche Erholungsfreude reihte sich

dann geldwerbende Ausbildung der kleinen Sänger behufs ihres Verkaufes in die Fremde, endlich Aufnahme des zum Freund der deutschen Vogelliebhaber gewordenen Finken der kanarischen Inselgruppe unter die Harzer Lehrlinge, was sich gar bald weitaus am einträglichsten erwies. Es war wohl zeitweiliger Rückgang des bergmännischen Verdienstes zu Andreasberg, wodurch insonderheit diese Bergstadt Mittelpunkt der Abrichtung und des weltumspannenden Vertriebes der Harzer Kanarienvögel wurde. Man schätzt allein den Wert der das Jahr über aus Fichtenholzstäbchen zusammengefügten Harzer Kanarienbauer, die dem Verfertiger billig genug kommen, auf 20,000 Mark; der Reingewinn aus dem Verkauf der auf kühler Harzhöhe geschulten gelben Sprößlinge grünbefiederter subtropischer Stümper im Gezwitscher beläuft sich aber sogar auf mehr denn 100,000 Mark.

Ostwärts von der Thüringischen Saale gelangen wir in die nach der Völkerwanderung von tschechenverwandten Slawen besiedelten Gegenden, die dann während der zweiten Hälfte des Mittelalters durch das östliche Vordringen der Deutschen, namentlich der Thüringer, gründlich germanisiert wurden, zunächst nach **Sachsen**. Dieses Land besteht hauptsächlich aus der flachwelligen norddeutschen Abdachung des Erzgebirges mit den tief einschneidenden Flußtälern, die alle ihr Wasser zur Elbe entsenden, sodann aus dem durch seine reizenden Sandsteinfelsen zu beiden Seiten des Elbstroms landschaftlich viel anziehenderen Bergland der Sächsischen Schweiz nebst dem malerischen Talkessel von Dresden weiter stromabwärts, schließlich aus dem bei Sachsen verbliebenen Teil der Lausitz, wo von der Umgebung der längst schon deutschen Stadt Bautzen ab der schmale Landstreifen der Spreewenden beginnt, der außerhalb der Städte noch von wendisch redenden Nachkommen der Lausitzer Slawen bewohnt wird und weit ins Preußische, bis nach dem Spreewald jenseit Kottbus, gen Norden reicht. (Die Spreewälder Tracht siehe auf der farbigen Tafel bei S. 71, Fig. 29.)

Viele slawische Ortsnamen, zumal auf dem lößhaltigen fruchtbaren Niederungsboden, der sich längs der Nordgrenze des Königreichs Sachsen hinzieht, beweisen die slawische Grundschicht der dortigen Bevölkerung; seltener werden die slawischen Namensspuren ins Erzgebirge hinauf, und auf dessen Kammhöhe sind die Siedelungen alle deutsch benannt, ein Beweis, daß hier erst in späteren Jahrhunderten des Mittelalters der Fichtenwald von Deutschen gerodet wurde. Aus dem Mainlande zogen fränkische Kolonisten wie nach dem von ihnen den Namen tragenden Frankenwald so ins **Vogtland** an der oberen Elster, wo Plauen noch heute nach einer slawischen Wortwurzel den Namen trägt, der so viel bedeutet wie Fährplatz. In den Dörfern des Vogtlandes bemerkt man nichts von Slawentum; da haust der derbe, sangeslustige Frankenbauer mit seiner gedehnten Sprechweise, der dumpferen Aussprache der Vokale und seiner alten Tracht, die am Werktag aus rockartigem Kittel nebst Hose aus grober blauer Leinwand besteht, am Festtag aus langem Tuchrock altmodisch städtischen Schnittes, buntgemusterter Weste und runder Mütze oder steifem Filzzylinder. Die vogtländische Industrie hat allerdings ihren Hauptsitz in den Städten, und zwar beschäftigt sie sich vornehmlich mit der Herstellung feiner Webstoffe (Musselin und Mull) — besonders die in reichen Mustern prangenden vogtländischen Gardinenstoffe erfreuen sich eines Absatzes über die ganze Erde —; jedoch in der Nachbarschaft der gewerbfleißigen Industriezentren findet der weibliche Teil der vogtländischen Dorfbevölkerung nach der Sommerarbeit auf Feld und Wiese an den Wintertagen lohnende Beschäftigung am Stickrahmen oder durch Anfertigen von Kragen, Taschentüchern, Damengarderobe für die Großhandlungshäuser in der Stadt. Von jeher regte der Verkehr auf der großen Handelsstraße, die von Leipzig her das Vogtland durchzieht, um sich dann ums Fichtelgebirge zu spalten in

einen über Eger nach Böhmen gehenden Zweig und einen solchen über Nürnberg, die vogtländische Betriebsamkeit erfolgreich an, wie diese Straßen nunmehr als Schienenwege für billigen, daher umfassenden Absatz der Waren sorgen. Die vierschrötige Gestalt des vogtländischen Bauers zeigt sich nur an den Markttagen in der Stadt, besonders wenn er seine fetten Ochsen herdenweise auf die belebten Plauenschen Viehmärkte treibt. Denn auf den wiesenreichen Triften des Vogtlandes mit ihren würzigen Kräutern wird ein vortrefflicher Rinderschlag gezüchtet.

Im eigentlichen Erzgebirge verbreitet sich dagegen die vielfältige gewerbliche Beschäftigung nahezu gleichmäßig über Stadt und Land. Wir lernten sie schon auf der böhmischen Seite des Gebirges kennen, zugleich mit dem natürlich auch für die deutsche Seite geltenden Entwickelungsgang: erst Gründung von Bergmannskolonieen, dann nach Versiegen der Erzquellen Suchen nach irgend welchem hausgewerblichen Verdienst, weil der unergiebige Felsboden wohl treue Heimatsanhänglichkeit großgezogen hatte, aber die Steine nicht zu Brot werden wollten. Im 14. und 15. Jahrhundert war das sächsische Erzgebirge wirklich ein Dorado durch seine Ausbeute an Silber, Zinn, Blei, Kobalt und Wismut. Freiberg, Schneeberg, Annaberg zeigen mit ihren schönen gotischen Kirchenbauten auf diese Blütezeit zurück. Auch gegenwärtig enthebt man den erzgebirgischen, besonders den Freiberger, Gruben das Jahr über rund vier Millionen Mark an Silber. Weltberühmtheit jedoch erwarb der Bergbau um Freiberg gerade infolge des Aufhörens des Silbersegens in den oberen Teufen durch die Nötigung, die oft recht armen Silberadern in immer gewaltigere Tiefen zu verfolgen, einen immer heißeren Kampf mit dem Grundwasser zu bestehen durch Ausbau wahrer Labyrinthe von Schächten und Stollen; der tiefe Fürstenstollen ist zwanzig Stunden lang, der wegen seiner noch tieferen Lage für Ableitung der Grubenwasser noch wertvollere Rothschönberger Stollen mündet erst im Triebischtal unfern Meißen aus. So wurde Freiberg die hohe Schule des Bergbaues für In- und Ausland, hier begründete vor mehr denn hundert Jahren der ehrwürdige Abraham Werner die Geologie. Anderwärts, wo am Gebirge längst kein Bergknappe mehr anfährt, gräbt man wohl auch Stollen, aber solche im Schnee, um bei den argen Verwehungen, die der lange Winter mit sich bringt, von einem Haus zum Nachbarhaus gelangen zu können. Am Erzgebirgskamm, „im sächsischen Sibirien", wohnen ja die ausdauernden Menschen auf einer Seehöhe gleich derjenigen der Brockenkuppe. In den einförmigen Fichtenwäldern nistet kein Singvogel, kaum eine Biene summt zur Sommerzeit im Hausgarten, außer Kartoffeln kommt höchstens noch etwas Hafer fort und dürftiges Wiesengras für die Hauskuh. Auch wo das Klima den Menschen nicht so arg befehdet wie auf den alleroberſten Höhen, ringen die Bewohner hart um das Dasein mit ihrer Hände Arbeit. Die Behausungen sind dürftig, doch reinlich gehalten, ihre Bewohner anspruchslos und von harmloser Fröhlichkeit. Ihrer rastlosen Handwerkstätigkeit ist es zu verdanken, daß ähnlich wie am Thüringerwald gerade der arme Gebirgsboden so stark bewohnt wird; ist doch die Volksdichte am Erzgebirge nicht geringer als auf dem ertragsreichen Fruchtboden der nordsächsischen Ackerbauzone um die Städte Wurzen und Oschatz.

Den höchsten Verdichtungsgrad der Bevölkerung gewahren wir jedoch erst im Bereich der sächsischen Steinkohlenmulde, die sich unter einer Decke des Rotliegenden von Zwickau bis Chemnitz verfolgen läßt. Maschinenbau und Textilindustrie haben den Aufschwung der ebengenannten zwei Hauptorte begründet; Ackerbaudörfer auf der fruchtbaren Oberfläche der besagten Kohlenmulde sind in volkreiche Fabrikdörfer verwandelt worden, und in der Umgebung von Zwickau erhob sich eine ganze Reihe früher bedeutungsloser Kleinstädte, wie Glauchau, Meerane,

Krimmitschau, Reichenbach, zu wichtigen Sitzen der Fabrikation von Wollen- und Baumwollenwaren. Über Chemnitz, das maschinenrasselnde „deutsche Manchester“, hinaus kommen wir in das hügelige Übergangsland zur Ackerbauebene des Nordens. Hier treiben die Zwickauer und die Freiberger Mulde samt der munteren Zschopau und anderen Zuflüssen starken Gefälles zahlreiche Mühl- und Fabrikräder, ohne daß hohe Schornsteine die Luft mit Ruß erfüllen. Dicht aneinander reihen sich freundliche Städtchen, klimmen in malerischer Weise die Gehänge der Flußtäler hoch empor und bezeugen durch das bewegte Geschäftstreiben in ihren Straßen, daß der Sachse auch hier ein regsamer Mensch ist, der die Naturmitgift seines Landes zu verwerten weiß. Thüringische Gemütlichkeit ist nach dem ganzen Königreich Sachsen übergepflanzt, auch die vorherrschende Mundart geht auf den thüringischen Stamm zurück. Das gegenüber Thüringen geringere Höhenmaß der Mannschaft wird teils auf slawische Blutmischung, teils auf die viele hausgewerbliche und Fabrikbeschäftigung zurückzuführen sein. Urwüchsig thüringische Bauerngrobheit ist im gefälligen Sachsenvolk nicht eingewurzelt, dessen Umgangsformen vielmehr durch ein Übermaß von Entgegenkommen sich hervortun.

Gute Pflege des Schulunterrichts hat schon in früheren Zeiten Stadt- und Dorfbevölkerung in der Bildung einander angenähert, noch ehe das Fabrikwesen Dorf und Stadt einander auch wirtschaftlich nahebrachte. Nicht bloß in Höflichkeit, sondern auch in der gleichmäßig ausgebreiteten Schulung des Geistes, in ausdauerndem Fleiß und derjenigen Genügsamkeit, die erfordert wird, wo ein an Zahl sehr stark wachsendes Volk im engbegrenzten Raum einer nicht überreichen Heimat zu wohnen hat, wird Sachsens Volksstamm von keinem anderen unserer Nation überboten. Je nach der örtlichen Lage hat sich diese sächsische Eigenart in den beiden überragenden Großstädten verschieden entfaltet: Dresden in seinem lieblichen Naturrahmen, an dem einzigen Strom, mit dem Österreich Deutschland die Hand reicht, wurde eine Stadt internationalen Fremdenverkehrs, ein norddeutsches München, wo ein kunstsinniger Fürstenhof kostbare Kunstwerke in Museen sammelte, eine Stadt, die den stillvergnügt genießenden Sachsen erzog, beim Auswachsen sich aber auch gewerbstätige Vororte angliederte und namentlich in Luxusindustrie wie in Luxusgärtnerei Großes leistet; Leipzig dagegen wurde bei seiner bevorzugten Lage in der den Großverkehr Deutschlands aus Nordost und Südwest auf sich ziehenden Tieflandsbucht zwischen dem Harz und dem sächsischen Bergland nicht allein der ständige Marktort für Sachsens Industrie, sondern zugleich die Hauptstadt des geistigen wie des wirtschaftlichen Lebens von Innerdeutschland überhaupt, wo der Sachse, nicht ohne Anregung seitens zugewanderter Fremden, sich am allseitigsten betätigte in Gewerbfleiß, Handel, wissenschaftlicher und künstlerischer, ganz besonders musikalischer Leistung, bei allem modern großstädtischen Glanze doch den Sinn bewahrend für bürgerliche Schlichtheit, deutsche Treuherzigkeit.

Das letzte deutsche Mittelgebirgsland nach Osten hin sind die Sudeten. Schon innerhalb der Lausitzer Granitplatte mit ihren basaltischen Durchbrechungen, wie der Görlitzer Landskrone, tut sich im Gegensatze zur erzgebirgischen nahezu südöstliche Streichung kund, vorerst noch in niedrigeren, kürzeren Gebirgskämmen. Es folgen in geschlossener Masse die hohen Parallelkämme des Isergebirges und, dicht ihnen angereiht, die des Riesengebirges, dieser erhabensten Urgesteinsmasse ganz Deutschlands, über die Grenze des Fichtenwaldes emporragend mit gerundeten Kämmen, die nur Krummholz oder alpenhafte Matten tragen, die Geburtsstätte eiszeitlicher Gletscher, von denen man die Blockwälle alter Moränen noch gegenwärtig an dem dem Hirschberger Kessel zugekehrten Abhang verfolgen kann. Jenseit der wichtigen Paßsenke von Landeshut, durch welche die meistbegangene, weil am meisten mittelständige Verbindungsstraße

zwischen Schlesien und Böhmen vom Bober zur Aupa und weiterhin zur Elbe zieht, erhebt sich das durch seine Steinkohlenflöze für Schlesien so bedeutungsvolle Waldenburger Bergland, neben dem in genauer Südoststreckung das Rechteck des Glatzer Gebirgskessels das Schlußglied der deutschen Sudeten ausmacht, denn hinter der gewaltigen Erhebung des Schneeberges, an seiner südöstlichen Schmalseite, liegt die dem Harz ähnliche Platte des Gesenkes bereits auf österreichischem Gebiet. Wie ein Kleinböhmen wird die ehemals auch zur Krone Böhmen gehörige Grafschaft Glatz allein durch die Glatzer Neiße zur Oder entwässert, indessen ihre Westgegend, wo der beträchtlichste Zufluß der Neiße, die Steine, ihre Quelladern sammelt, ist von dem nämlichen Quadersandstein der unteren Kreideformation aufgebaut wie die Sächsische Schweiz und geradeso wie diese in steilwandige kleine Plattfelsen vom Zahn der Zeit zerschroten worden. Das hat die wunderhübsche Felsszenerie von Adersbach und Weckelsdorf erzeugt, durch die gleich wie durch einen offenen Rechen die Völkerbewegung frei ein- und ausfluten konnte. So greift hier noch heute österreichische Herrschaft von Westen her ins Glatzer Land, ja ein äußerster Nordostvorsprung tschechischen Volkes reicht dort noch über die Staatsgrenze von Böhmen hinüber auf preußischen Boden.

Welch ein herrliches Landschaftsgemälde entrollt sich vor uns, wenn wir den hohen Kegel des südwestlich von Breslau in einsamer Größe aufragenden Zobten besteigen! Da liegt vor uns am Ufer der Weistritz das vielumkämpfte Schweidnitz, die frühere Deckfestung der Sudetenpässe zwischen Breslau und Prag, dessen Wälle nun friedlich in schöne Schmuckanlagen umgewandelt sind, nicht weit davon der von Moltke mit feinem Sinn für landschaftliche Anmut geschaffene Park von Kreisau, unter dessen stillen Wipfeln der große Schlachtendenker sich die Ruhestatt erwählte; dahinter wölbt sich der hohe Rücken des Eulengebirges an der uns zugekehrten Langseite des Glatzer Kessels, und in dessen Südostrichtung schweift der Blick bis zum Riesendom des Altvaters auf dem Gesenke; wenden wir das Auge wieder nach rechts um, so erkennen wir hinter Schweidnitz die waldigen Kuppen des Waldenburger Kohlengebirges und jenseit des reichbestellten, mehr hügeligen Berglandes zu beiden Seiten der Katzbach mit seinen schmucken Bauerndörfern den aufblauenden Riesengebirgskamm mit der Koppe, ja als Horizontabschluß im fernen Westnordwest die Lausitzer Landskrone. Die alpenhafte Großartigkeit des R i e s e n g e b i r g e s mit seinem die Phantasie anregenden wunderbaren Wetterspiel, so jäh umschlagend von Sonnenglanz in heulenden Sturm und Blitze schleuderndes Gewitter, dessen Donner das Echo der Berge wecken, hat allein an dieser Stelle den Deutschen zur Erdichtung eines Berggeistes vermocht, der hier allmächtig über Natur und Menschen herrscht. Man sieht den Rübezahl, diesen Zeus der Sudeten, wohl bisweilen im grauen Wolkenmantel daherziehen, ganz wie sich die alten Germanen den Wodan dachten, meist aber ist er der unsichtbare Spender von wildem Wetter und Sonnenschein, der den Bösen mit seinem Wetterstrahl trifft, den Guten belohnt. Alte Wurzelsucher am Gebirge scheuen sich noch jetzt, den Gewaltigen Rübezahl zu nennen, was ihnen sträflicher Übermut dünkt; sie heißen ihn in frommer Scheu den Herrn Johannes, offenbar eine christliche Verkleidung des altheidnischen Gebirgsdämons.

Auch die christliche Kirche hat sich die Bedeutung erhebender Naturgemälde für Nährung religiöser Andachtsstimmung in den Sudeten nicht entgehen lassen. Dafür spricht die Anlage der Wallfahrtskapelle auf der Höhe des Kapellenberges im Wartha-Durchbruchstal der Glatzer Neiße, das dem Tempe-Tal Thessaliens landschaftlich sich verwandt zeigt, mehr noch Albendorfs weitberühmte heilige Stätte im westlichen Glatz. Eben dort, wo dicht am Gebirgsfuß das kleine Albendorf belegen ist, macht die über dem Dunkelgrün des Nadelwaldes licht und wandsteil

aufragende Kreidesandsteinmauer der Heuscheuer den hoheitvollsten Eindruck. Man wird an Lourdes in den französischen Pyrenäen erinnert, wenn man von den Wundern hört, die auch an dieser Örtlichkeit einem anmutigen Gebirgsidyll zum Ruf einer Gnadenstätte verhalfen: von dem blinden Mann, dem beim inbrünstigen Gebet an einer alten Linde die Mutter Gottes im Strahlenglanz erschien und ihn sehen machte, und von den Heilwirkungen des unweit davon entquellenden Marienbrünnleins. Die Albendorfer Kirche gewährt mit ihrer breiten Freitreppe ein ähnlich imposantes Bild wie die berühmte mainfränkische Wallfahrtskapelle von Vierzehnheiligen beim Staffelstein. Zu ihr und zu den zahlreichen Kapellen des Kalvarienberges ihr gegenüber wallen vom Anfang Mai bis tief in den Herbst hinein alljährlich an die hunderttausend Katholiken aus Mähren, Böhmen und Schlesien in großen Prozessionen mit Gesang und Posaunengeschmetter. Eine ganz andere Anziehung üben die Sudeten auf die idealen Regungen der Menschheit in Nähe und Ferne ohne Unterschied des Bekenntnisses aus: um Leib und Seele zu erfrischen, suchen nicht bloß die Schlesier ihr heimatliches Gebirge als Sommergäste oder rüstige Wanderer auf, nein, aus dem ganzen Nordosten Deutschlands bringen zur Reisezeit dichtbesetzte Eisenbahnzüge die Freunde deutscher Gebirgswelt, falls sie nicht den Harz, Thüringen oder die entlegeneren Alpen bevorzugen, zumeist an den Fuß der schönen schlesischen Berge.

Der das Innere Böhmens von der schlesischen Niederung trennende Gebirgswall ist, abgesehen von dem österreichisch gebliebenen Gesenke an der mährischen Pforte, durch die entscheidungsvollen Feldzüge Friedrichs des Großen innerhalb des zur Oder abwässernden Anteiles beinahe ganz preußisch geworden. Einstmals bildete er eine unwegsame neutrale Wälderzone zwischen den Tschechen auf der einen und den polnischen Slawen auf der anderen Seite. Als Kaiser Barbarossas Freund, der Piastenherzog Boleslaw, die deutsche Kolonisation des schlesischen Polenlandes begründete, im Jahre 1175 als Tochter der thüringischen Cistercienserabtei Pforta das Kloster Leubus an der Oder abwärts von Breslau gestiftet wurde und bald an Stelle der Eichwälder und Odersümpfe mit ihren Biberbauen unter dem Zauberschlag deutscher Arbeit Saatfelder, Obstgärten, selbst Weingelände ergrünten, da drangen die deutschen Siedler auch bald in den sudetischen Wall vor, wo bis dahin anscheinend nur im einladenderen Binnenraum des Glatzer Kessels ein paar tschechische Örtchen angelegt worden waren. Außer einer älteren Grundschicht niederdeutscher Zuwanderung empfing Schlesien seine die Wälder rodenden Mönche und freien Bauern, seine das städtische Gewerbs- und Marktleben nach deutschem Muster einrichtenden Bürger aus drei Stämmen oberdeutscher Zunge. Nicht stark beteiligt waren dabei die Hessen; sie pflanzten allem Anschein nach die nordschlesischen Reben, denn Grünberg im preußischen Regierungsbezirk Liegnitz erweist sich als Tochterstadt des kleinen Grünberg am Vogelsberg durch noch heute vorhandene Übereinstimmung von Familiennamen dort und hier. Hauptsächlich aber ist Schlesiens Deutschtum thüringischen und mainfränkischen Kolonisten zu verdanken. Der deutsche Schlesier führt mithin nord- und süddeutsches Blut in den Adern, wohl nur wenig versetzt mit etwas polnischem, so gewiß seine alten Städte ein bauliches Abzeichen des ehemaligen Polentums aufweisen: das frei inmitten des „Rings", d. h. des Marktes, stehende Rathaus.

Die Sudeten empfingen wohl fast bloß ostfränkische Zuwanderer, denn ihre Mundart (mit der Verkleinerungssilbe „le") steht der am Main gesprochenen sehr nahe. Die leichtlebige, sangesfrohe Natur des Schlesiers geht demnach im Gebirge, soweit sie von den frühesten Ansiedlern ererbt ist, auf den großen Volksstamm der Franken zurück, dessen weite Verbreitung

wir schon des öfteren zu erwähnen hatten. Im Gegensatz zu Schwaben und Bayern, die fast ausnahmslos Süddeutsche geblieben sind, ziehen die Franken, ohne je ihren Stammsitz am norddeutschen Rhein aufgegeben zu haben, einen breiten Gürtel durch das südliche Mitteleuropa bis etwa zum 49. Parallelkreis, dringen nach Westböhmen ein, durchschwärmen in vereinzelten Ansiedlerscharen auch andere Teile Böhmens und Mährens und bevölkern schließlich die sudetischen Wälder, im schlesischen Odergebiet wieder nach Norddeutschland herniedersteigend, aus dessen Westen ihre Vorfahren einst die Mosel, den Rhein und den Main hinaufgezogen waren auf süddeutsches Erdreich. Franken also sind es gewesen, die beim Roden der sudetischen Urwaldung entdeckten, wie hoch hinauf ins Gebirge daselbst, begünstigt durch eine schon etwas osteuropäische Sommerhitze, Getreide und Flachs zu bauen waren, wie hoch hinauf aus dem nämlichen Grunde Buchen mit Rüster und Ahorn, vollends aber Fichten noch vollwüchsig fortkommen; sie sind es gewesen, die oberhalb der Waldgrenze das Hirtenleben mit den „Bauden" des Riesengebirges schufen. Jetzt zählt man an die dreitausend solcher auf einer steinernen Grundlage stehenden, mit Schindeln gedeckten Holzhäuser. Das Schindeldach reicht bei den an Bergabhängen errichteten Bauden an der Hinterseite bis gegen den Boden vor; unter dieser Vorragung wird der Futtervorrat aufgehoben. Denn die Baudenhirten gleichen den Alpensennen nicht im Nomadismus. Leichter gebaute Sommerbauden auf den obersten Höhen werden freilich nur für die kurzbemessene Weidefrist des Sommers bewohnt, bei weitem die meisten dagegen zeigen durch ihren großen Kachelofen, der neben ein paar Tischen und Bänken das Wohnzimmer zum guten Teile füllt, daß man sich in diesen Bauden auch für den langen, harten Winter einrichtet: die Mehrzahl der 20,000 Rinder und 12,000 Ziegen erhält folglich in den Stallungen der Winterbauden, nachdem die schöne Zeit der sommerlichen Freiweide vorüber ist, ihre Stallfütterung. Naturgemäß herbergt auch der Wanderer innerhalb der grünen Mattenregion des Riesengebirges in den Bauden, ja einzelne auf dem Kamm selbst stehende Bauden sind als Berghotels allbekannt geworden. Ganze Baudendörfer gibt es, z. B. das 1664 von flüchtigen evangelischen Böhmen gegründete Baberhäuser mit seinen 42 regellos über die Bergwiesen verstreuten Bauden. Im Sommer beobachtet man auch bei den Hirten des Riesengebirges eine Art von Halbnomadismus: die Baudenbewohner wandern dann wohl mit ihrem Vieh hinab auf die Weideplätze im Wald, und umgekehrt brechen, sobald unter der Lenzessonne die Hochmatten, wie man hier ostfränkisch sagt, „aber", d. h. schneefrei, geworden sind, die Hirten der Walddörfer mit den glockenbehangenen Rindern unter Schalmeienklang auf, um über den Tannen- und Fichtenwäldern die Tiere auf der Gebirgsmatte milchreicher werden zu lassen und selbst zeitweise ein Sennenleben in der Sommerbaude zu führen, Butter und Käse zu bereiten, für weitere Ausfuhr namentlich die berühmten Koppenkäse.

Doch frühzeitig schon reichten Landbau samt Viehzucht auch auf den sudetischen Höhen nicht mehr aus, die anwachsende Bevölkerung zu ernähren. Da nun ergiebige Erzschätze sich nur an wenigen Stellen entdecken ließen — der gegenwärtig nicht unbedeutende Eisenbergbau von Schmiedeberg in der Südostnische des Hirschberger Kessels erlebte allerdings bereits eine Frühblüte im 14. Jahrhundert —, so wendete man sich wie auf der böhmischen Seite des Gebirges der Woll- und Leinweberei, außerdem der Glasfabrikation zu. Kaiser Karl IV. sorgte auch im lausitzischen und schlesischen Nebenland seiner Böhmenkrone durch Herbeiziehen flämischer Webmeister aus Flandern für Hebung des schon damals zu hoher Bedeutung für die sudetische Volkswohlfahrt gestiegenen Weberhandwerks. Görlitz, der wichtigste Verkehrsplatz der Lausitz, gründete seinen Bürgerreichtum namentlich auf die Herstellung und den Vertrieb von Tuchstoffen; in

Hirschberg heißen noch heute die „Lauben", d. h. der pfeilergetragene Umgang um den Markt unter dem vorspringenden ersten Stockwerk der Häuser, Stricker-, Garn- und Tuchlaube nach den Lagergewölben, die sich einst dahinter befanden. Friedrich der Große wandte gleich nach der preußischen Besitzergreifung von Schlesien der Glas- und Textilindustrie des Gebirges seine besondere Fürsorge zu. Der Flachs wuchs ja den Sudetenbewohnern vor der Tür, Spinnen und Weben der Leinfaser war altgewohnte Beschäftigung der Leute nach der sommerlichen Feldarbeit. Dank dem fördernden Einfluß des großen Königs erzielte der Flachsbau und die Leinweberei des schlesischen Gebirges einen solchen Aufschwung, daß schlesische Leinwand über Hamburg und Bremen nach England, über den von Fugger einst begründeten Leinwandstapel zu Augsburg nach Italien ging. Im 19. Jahrhundert kam dann der Rückschlag. Durch seine Maschinenindustrie eroberte sich nun umgekehrt England das Festland für seine Leinenwaren, und durch reichliches Einweben von Baumwolle erreichten die Stoffe eine Billigkeit, mit der die schlesischen Weber nicht wetteifern konnten. Die Not in den lang die Sudetentäler emporziehenden Weberdörfern erreichte eine bedenkliche Höhe, unheimlich ging zur Winterzeit der Hungertyphus um. Doch die Krisis ward glücklich überwunden. Heute darf sich Schlesiens Gebirge wieder einer ihren Mann nährenden Leinenindustrie rühmen infolge der Einbürgerung zeitgemäßer Herstellungsweise der Garne wie der Gewebe und infolge der Erschließung der Steinkohlenschätze von Waldenburg, die der maschinellen Textilindustrie im Ost- und Westflügel der preußischen Sudeten bei ihrer vorteilhaften Mittellage kräftige Nahrung darbot. Landeshut namentlich ist ein lebhafter Mittelpunkt der mechanischen Leinweberei geworden.

Auch die Glasfabriken, obwohl deren Zahl gemindert erscheint, haben sich im Gebirge wieder rüstig aufgeschwungen; das große Etablissement der Josephinenhütte bei dem weit über die grünen Riesengebirgshänge ausgebreiteten Dorf Schreiberhau genießt eines über Deutschlands Grenzen hinausgehenden Rufes seiner trefflichen Glaswaren. Im Waldenburger Bergland, wo die Kohlengruben über 17,000 Arbeitern Brot geben, hat sich bei der Wohlfeilheit des Feuerungsstoffes und dem Vorrat plastischer Tone eine Porzellanmanufaktur entfaltet, die reichlich 3000 Arbeitern Verdienst schafft. Die zeitweilige Sistierung der Eisenhämmer in Schmiedeberg im Laufe des 18. Jahrhunderts ließ die dortigen Einwohner auf anderweiten Broterwerb sinnen; die dauernde Rückwirkung davon liegt heute in der Schmiedeberger Herstellung jener farbenprächtigen „orientalischen" Teppiche vor, die sich einer europäischen Berühmtheit erfreuen und würdig befunden wurden zur Schmückung der Paläste des deutschen Kaisers.

Jenseit der oberen Oder, zwischen ihr und dem galizisch-russischen Weichselgebiet, liegt der fast schon der Tiefebene zugehörige oberschlesische Industriebezirk. Es ist kein sudetisches Gelände, sondern schon osteuropäischer Boden von ganz flacher Tafellagerung sehr alter Formationen, selbst der karbonischen, mit deren äußerst reichen Kohlenflözen sich früher kaum geahnte Erzschätze gleichfalls in seltenster Fülle nahe berühren. Der Bezirk kündigt sich dem Wanderer, der von der Sudetenseite naht, schon von weitem an durch die an seinem Westrand über dem Odertal kühn ansteigende östlichste Basalthöhe Mitteleuropas, die eine der heiligen Anna geweihte Kapelle trägt. Es ist altpolnisches Land. Polnisch redende Bewohnerschaft zieht sich ja am rechten Oderufer noch bis gegen die Einmündung der Glatzer Neiße. Ausgedehnte Waldungen bedeckten das Land, als es von Österreich an Preußen abgetreten wurde. Eine dünngesäte polnische Bevölkerung lebte dürftig von schlechtbestellten, daher wenig ergiebigen Feldern und vom Heranfahren des Holzes zu den flößbaren Gewässern. Zwischen den ärmlichen Dorfschaften erhoben sich nur wenige Kleinstädte, teilweise von Deutschen bewohnt. Vor den Schrecken der

Gegenreformation hatten sich die deutschen Bergleute verzogen, weshalb der früher betriebene Bergbau auf Kohlen, Zink- und Bleierz gänzlich daniederlag. Da kam es um die Mitte des 19. Jahrhunderts wie ein Zauber über das Land, indem man die zunächst für den schlesischen Eisenbahn- und Industriebedarf unschätzbaren Steinkohlenlager und bald auch die Erzlager in ungleich weiterem Umfang als früher von neuem anschürfte und nun mit den großartigen Mitteln der neueren Technik auszubeuten anfing. Das ergab einen amerikanisch raschen Aufschwung, allerdings mit einseitig montanistischem Gepräge. Wo noch vor kurzem magere Klepper polnischer Bauern mühsam ihre Holzladung auf elenden Sandwegen langsam dahinschleppten, durchzieht jetzt ein engmaschiges Schienennetz ein Gebiet von Berg- und Hüttenwerken mit zahllosen dampfenden Schloten; der Klodnitzkanal und die Oderregulierung bringen die Kohlen und die Metalle zum billigen Vertrieb auf die Oder, diese Stromachse Schlesiens mit der günstigen Nordwestrichtung auf das Zentrum der kohlen- und erzarmen Nordostniederung Deutschlands. Der ungeheure Ertrag an Galmei, silberhaltigem Bleiglanz, Brauneisenstein und Kohle hat so gut wie reindeutsche Städte im polnischen Sprachgebiet erblühen lassen; Königshütte, Kattowitz waren noch um 1850 Dörfer, jetzt sind sie wie aus dem Boden urplötzlich hervorgezauberte ansehnliche Fabrikstädte von raschestem Bevölkerungszuwachs. In seiner Steinkohlenförderung wird Oberschlesien innerhalb Deutschlands nur vom Ruhrbezirk übertroffen, in der Zinkerzeugung nimmt es die oberste Stelle ein. Das verdankt es deutscher Arbeit und deutschem Unternehmungsgeist seit kaum mehr als fünfzig Jahren.

VI. Die nördliche Niederung.

Zwischen den deutschen Mittelgebirgsländern und der Meeresküste breitet sich ein Flachland von geringfügiger Seehöhe aus. Es hat die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen Grundlinie sich nach Morgen wendet, das Weichselland durchschneidend, während seine Scheitelspitze an der äußersten Westgrenze Belgiens gegen Frankreich liegt. Abgerechnet einige felsige Durchragungen, so die der Rüdersdorfer Muschelkalkoase mitten im märkischen Sande östlich von Berlin oder die der Kreidefelsen auf Rügen, besteht das Erdreich aus mürben, tonigen oder sandigen Aufschüttungen des gegenwärtigen, also des quartären Erdalters. In der Ära jener gewaltigsten Vereisung während der Diluvialzeit, als sich die zu einem ungeheuern Eiskuchen verschmolzene Masse der skandinavischen Gletscher als „nordisches Inlandeis" bis gegen die Nordflanken unserer Gebirge und im Westen bis an den Niederrhein vordrängte, überdeckte sich der Boden mit einer Grundmoränenschicht, die nach dem Zurückweichen des Eises zahlreiche rötliche Felsgetrümmer aus skandinavischem Granit und Gneis eingebacken oder aufgelagert darbot; der Mensch, der dann auf den sonst so steinarmen Boden einwanderte, benutzte diese Irrblöcke als ersehnte „Findlinge" zum Umhegen der Gräber, nachmals auch zu den Grundmauern seiner Bauwerke, die er naturgemäß meistens aus Backstein aufführte. Bei einer der späteren diluvialen Vergletscherungen erreichte das Inlandeis den Fuß der Gebirge nicht, sondern verharrte ungefähr innerhalb der Breite von Magdeburg. Von dieser Eiszeit findet sich die Grundmoränenschicht samt massenhaftem nordischen Moränenschutt, auch zum Teil landschaftlich wirkungsvollen Hügelreihen als Resten der Randmoräne, namentlich in den baltischen Küstenländern. Dagegen überkleidete sich damals die nicht vom Gletschereis bedeckte Niederung zwischen dem Saume dieses jüngeren Inlandeises und den Gebirgen mit dem gelbbräunlichen Lößlehm; auf ihm beruht der hohe Fruchtbarkeitsgrad nicht bloß, wie wir schon erwähnten, im nördlichen

Sachsen, sondern ebenso in Niederschlesien, Anhalt, der Gegend um den Harz bis nach Braunschweig und Hannover, und diesen Fruchtbarkeitsgrad verwertet man neuerdings auch bestens für Zuckerrübenbau. Weiter nordwärts nehmen dürftige Lagen diluvialer Sande weite Strecken ein; sie sind großenteils der Kiefernwaldung überlassen geblieben, denn außer der Kartoffel, die sandigen Boden liebt, erbringen sie meist nur mäßige Ernten an Roggen, Gerste oder Hafer. Wo mit dem allzu dürren Sand bündiger, tonreicherer Boden wechselt, da wird freilich die Arbeit des Landmannes auch in den nördlichen Gegenden des Tieflandes besser gelohnt, da begegnen auch wieder schöne Eichen- und Buchenwälder, so in Vorpommern und Mecklenburg; und wo die oft stürmische Nordseeluft an den Gestaden der westelbischen Hälfte unserer Niederung keinen Waldwuchs aufkommen läßt, gerade da legt sich die Verbrämung des schweren Marschenbodens, der so nahrhafte Wiesengräser, so goldigen Weizen trägt, um das deutsche, niederländische und belgische Binnenland.

In beruhigtem Strome ziehen die Flüsse ihre nördlichen und nordwestlichen Querlinien durch das Land. Nach dem sehr flachen Westen hin wird der Abfluß der Regen- und Schmelzwasser dermaßen erschwert, daß weite Moore sich bis in die Niederlande hinein ausdehnen. Wegen zu geringen Gefälles verlieren die Flüsse die Triebkraft für Räderwerke. Das Lied vom Mühlrad im kühlen Grunde gehört ins Oberland; in der Niederung mahlte man noch lange das Getreide auf der Handmühle, bis diese von der Windmühle abgelöst wurde, die das Gebirgsland nirgends braucht. Von außerordentlichem Werte sind die großen schiffbaren Flüsse, weil sie mit dem nahen Meer verknüpfen. Eine Machtstellung zur See aber konnte Mitteleuropa selbstverständlich allein durch den Mut und die Tatkraft seiner Ost- und Nordseeküstenbewohner erringen. Wohl hat man ein Recht, zu behaupten, daß diese Niederung unseres Nordens gerade durch die Armut ihres Bodens die Bewohner heilsam erzogen hat: die deutschen Kerntugenden, ausdauernder Fleiß, Genügsamkeit und Sparsamkeit, die Kunst, aus wenigem viel zu machen, sie sind nebst körperlicher Abhärtung und jener Sinnestreue, die dem Ernst beharrlicher Tätigkeit entspricht, allerdings auf diesem Erdreich erwachsen, das nur harte Arbeit belohnt. Wo im Osten der Niederung dieser Pflanzgarten norddeutscher Nüchternheit, Treue und Tüchtigkeit seine weiteste Ausdehnung erreicht, die offenste Niederung sich einheitlich, folglich zu einer Staatsschöpfung wohlbegabt, zwischen Fels und Meer lagert, ist der Kern des preußischen Staates, mithin auch des heutigen Deutschen Reiches ausgebildet worden. Auch die weiten Flächen beträchtlicher Auflockerung der Volksdichte, die auf den Sand- und Moorstrichen der Niederung zu ebenso tiefen Graben wie auf den ödesten Zinnen der Hochalpen hinabsinkt, beweisen, wie sauer vielfach der Bewohner der Niederung ums Leben zu ringen hat. Dennoch ist dieser Niederung in ihrer Flachlandgeräumigkeit wie in ihrem Küstenanteil eine kostbare Doppelmitgift beschert worden: freigegeben war hiermit ganz anders als sonstwo in Mitteleuropa die Ortsbewegung der Menschen wie der Waren, Siedelung und Handel durften weit hemmnisloser sich betätigen und das Meer, diesen Verknüpfer der bewohnten Landmassen zu einem Ganzen, in der Nähe suchen.

Der mannigfaltige Erzeugungsgegensatz zwischen Gebirgsland und Ebene, wie er stets das städtische Marktleben nährt, brachte eine ganze Zone blühender Städte am Südrand der Niederung hervor, von Aachen bis zum Sudetenfuß. In der zentralen Verkehrsachse, die zugleich ein Glied der Hauptverkehrsachse Europas von Paris nach dem inneren Rußland ausmacht, erwuchsen Hauptzentren des Binnenhandels da, wo die Stromlinien gekreuzt werden: am Rhein das uralte und doch ewig junge Köln, von alters her die wichtigste Stadt im ganzen westlichen Deutschland, ferner als Brückenstädte Hannover, Braunschweig, Magdeburg,

Frankfurt a. O., Posen, wozu noch Breslau als schlesische Brückenstadt der Oder auf dem Wege von Prag her tritt, so gewiß Breslaus Bedeutung in der naturgegebenen Zentralisierung der schlesischen Interessen überhaupt begründet liegt. Die dritte Leitlinie von Siedelungsanlagen begreift die Seehandelsplätze von Antwerpen bis Memel mit der großen Seekönigin Hamburg in der Mitte, zurückgezogen vom offenen Meer wie manche der Genossen, um den Warenlasten den billigen Seetransport so weit wie möglich zu gestatten und zugleich die Schiffe vermehrten Hafenschutzes genießen zu lassen. Fügen wir noch hinzu, daß der Ausbau und Betrieb der Schienenwege Mitteleuropas nirgends so begünstigt war wie im nördlichen Tiefland, und daß die tat- und kapitalkräftig geschehene Ausnutzung dieses Vorteils Beschaffung von Rohstoff, Abfuhr von Fabrikaten, raschen Kapitalumsatz an der Hand von dampfbeflügeltem Güter- und Personenverkehr eben in diesem Norden auf viel größeren Flächen förderte, so haben wir die wesentlichsten Umrisse der wirtschaftlichen Vorrangstellung jener Gegenden angedeutet.

Fossile Werte birgt ja der Niederungsboden nur wenige, vor allem Torf, Braunkohlen, plastische Tertiärtone für Ziegelei und Tonwarenindustrie, wie sie z. B. in der Bitterfelder Gegend neuerdings in Schwung kam, an der ostpreußischen Küste den Bernstein, auf Rügen die Kreide, in größeren Tiefen ausgedehnte Lager von Steinsalz und Kalisalzen. Aber wie leicht ist auf Land- und Wasserwegen beschafft, was man an Betriebs- und Feuerungsstoff wie an Nahrungsmitteln nicht an Ort und Stelle vorfindet, und wie leicht gewinnt der Fabrikant unter den an Arbeit gewöhnten Bewohnern die nötigen Hilfskräfte! So kann es uns nicht wundernehmen, daß sich zumal seit Einführung von Eisenbahnen, Dampfschiffen und maschineller Großindustrie das flache Nordstück Mitteleuropas so glänzend entwickelte, daß innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches eine sichtliche Verschiebung des Schwerpunktes nach Nordosten erfolgt ist, keineswegs bloß aus politischen Gründen. Vielmehr hat der Mensch in diesen vordem so vernachlässigten Räumen des von den älteren Kulturzentren im Rhein- und Donaugebiet entlegensten Nordostens neuerdings besser gelernt, die Gaben der Heimatsnatur zu verwerten; er hat rüstiger und findiger die Hände geregt, die Landwirtschaft rationeller entfaltet, in früher rein ländlichen Bezirken Industrie und Handel in die Höhe gebracht, Armut in Wohlhabenheit verwandelt. Wieviel dichter ist heute der Raum der preußischen Nordostprovinzen auch abseits der hauptsächlichen Verkehrsadern mit frisch aufstrebenden Stadtgemeinden besetzt als vor hundert Jahren! Hier offenbart es sich handgreiflich: Arbeit schafft Macht.

Halten wir eine kurze Weile Umschau im ostelbischen Lande, so bietet sich uns nur stellenweise eine völlige Ebene dar, z. B. in der Provinz Posen zwischen dem südlichen, quer über die schlesische Oder setzenden Landrücken und dem baltischen, oder dort, wo die vorpommersche Niederung über letzteren hinaus ins Meer vorragt, vollends in den grünen Deltaflächen der Memel hinter dem Kurischen Haff oder der Weichsel, dem fruchtbaren „Werder". Sonst wechseln die Bodenformen sanftwellig ab; steilere Böschungen begegnen gewöhnlich nur, wo die Flüsse ihren Talweg in das wenig widerstandskräftige Diluvium kräftiger eingenagt haben, oder wo die Ostsee auf ähnliche Weise eine jähere Wand an der Küste ausgeformt hat. Hinter den Sanddünen der hinterpommerschen Küste und auch anderwärts wandert man wohl stundenlang durch eintönige Landschaft: weite Kiefernforsten mit vereinzelten Birken, sandige Triften, auf denen Schafherden grasen, magere Felder, mit Kartoffeln oder Getreide bestellt, hier und da zeitweilig mit goldgelb blühenden Lupinen bepflanzt, die der Landmann später unterpflügt, um die allzu sandige Erdkrume etwas ertragsfähiger zu machen. Wer indessen für bescheidenere Naturschönheit empfänglich ist, findet sich doch mitunter bei diesen einsamen Wanderungen freundlich angeregt. Eine

friedliche Ruhe lagert über der weiten Flur mit dem unverkümmerten Gesichtskreis, wenn am Sommerabend die Glocken vom fernen Dörfchen herüberklingen, die sinkende Sonne die Föhrenstämme des Waldsaumes rötet und unter den kaum sich regenden immergrünen Wipfeln die Bienen im blühenden Heidekraut des Waldbodens summen. Ein hoher Reiz ist namentlich den vom Landrücken durchzogenen baltischen Gestadeländern und der Mark Brandenburg in der Fülle von Seespiegeln beschieden. Bald lachen sie freundlich auf, in langausgestreckten Flächen oder in Zackengestalten die Landschaft schmückend, bald sind es melancholischer blickende Rundseen mit trichterartig vertieftem Grund. An letztere, in der Mark oft „Teufelsseen" genannt, knüpft das Volk gern seine Sagen von versunkenen Ortschaften oder von Prinzessinnen an, die in der Johannisnacht, Teichrosen im Haar, dem Wasser entsteigen. Man versteht diese Richtung der dichtenden Phantasie leicht. Gewöhnlich liegen die Trichterseen an Hügelabhängen im Waldesschatten; vom Modergrund der Tiefe erscheint das Wasser fast schwarz; selbst wenn ein Windstoß durch den Wald fährt, daß die Baumwipfel erschauern, bleibt der Seespiegel glatt, als würde das Gewässer durch unterirdische Mächte in Bann gehalten; Seerosen, gelbe Mummeln oder die größeren weißen Nymphäen, verzieren wie im Kranz den Umring, denn sie finden nach der Mitte hin nicht mehr die geringe Wassertiefe, in der allein sie zu wurzeln vermögen. Was die Kunst aus derartigen Wald- und Seeidyllen herauszubilden im stande ist, zeigen die Villenkolonieen im Berliner Grunewald, die vornehm stillen Landsitze an den Havelseen, vor allem aber Park und Schloß Babelsberg mit dem Blick auf Potsdam und seine seenreiche Umgebung, die klassische Schöpfung Lennés und Schlüters aus nichts als dürren märkischen Sandhügeln, jetzt ein Kleinod, das uns den nie nach Prunk strebenden, gemütvoll künstlerischen Sinn seines Schöpfers, Wilhelms I., verewigt, ein Heiligtum unserer Nation, weil in dem schlicht bürgerlich gehaltenen Arbeitszimmer des im normannischen Stil auf dem Babelsberggipfel erbauten Schlosses der Treubund geschlossen wurde zwischen jenem unvergeßlichen König und dem, um dessen Grabesstätte nun die Eichen des Sachsenwaldes in stolzer Trauer rauschen.

Der ganze Osten Norddeutschlands ist germanisiertes Slawenland. Polen bevölkern noch zur Zeit großenteils Oberschlesien, Posen und Westpreußen; in diesen früher zum Königreich Polen gehörigen Landesteilen, in denen daher auch im Gegensatz zum vorwaltenden Protestantismus Nordostdeutschlands der Katholizismus einen Hauptsitz hat, wirkt die Germanisierung erst seit Friedrich dem Großen, der diese Landstriche für Preußen erwarb. Eine Ausnahme von den übrigen Polen unseres Reiches machen die nach einigen Hunderttausenden zählenden Masuren im südöstlichen Ostpreußen entlang der russischen Grenze, die längst schon protestantisch geworden sind und als ein in Ackerbau und Viehzucht tüchtiger Bauernstamm ein zufriedenes Dasein in ihren strohgedeckten Hütten führen, zwar polnisch reden, alle aber, der deutschen Sprache durch die Schule kundig, dem Deutschtum freundlich gegenüberstehen, ähnlich wie die rund 120,000 Litauer des Memelgebietes; diese sind die einzigen Vertreter der den Slawen verwandtschaftlich beizuordnenden, obwohl selbständigen lettischen Völkergruppe in Deutschland, der auch die Pruzzen, die Eingeborenen Ostpreußens, angehörten. Den Polen nächstverwandt waren die Slawenstämme der Polaben, die durch die Mark, Pommern und Mecklenburg bis nach Ostholstein und ins Drawänland am linken Ufer der unteren Elbe wohnten. Der unter Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären einsetzende, Jahrhunderte hindurch währende Einwanderungsstrom niedersächsischen Volkes hat diesen Polaben deutsche Sprache und Gesittung gebracht. Eine durchgreifende Entnationalisierung erfolgte, teils mit, teils ohne Blutmischung. Zuerst in den Städten, dann auf dem platten Lande siegte das Deutschtum, denn auch an Kopfzahl ragte gar

bald die niedersächsische Bevölkerung in dem vorher nur dünn von Wenden besiedelten Raum hervor. Die hohenzollernsche Kolonisation setzte das Werk seit der fridericianischen Epoche nach dem fernen Osten hin fort, wo nun ins Posensche auch oberdeutsch redende Siedler aus Schlesien und der Lausitz eindrangen, so daß allein im Oder- und Warthegebiet oberdeutsche Sprache weit auf den 53. Breitengrad übertritt, während sonst in diesem Norden, hauptsächlich infolge der niedersächsischen Kolonisation, Plattdeutsch herrscht.

Eine Sonderstellung nimmt allerdings Ostpreußen ein, wo der das Land erobernde Deutschritterorden die allerverschiedensten deutschen Stämme ansiedelte, selbst Pfälzer und Schwaben neben Niedersachsen und Schlesiern. Daraus entstand jener kernige deutsche Volksschlag, der in dem buntscheckigen Gemisch, aus dem ein so gemeindeutscher Guß gelang, eine Parallele bietet zur großgriechischen Nationalität im alten Unteritalien und Sizilien. In harter, entsagungsvoller Arbeit, klarem Verstand, langsamem Entschluß, aber Zähigkeit bei der Ausführung des Beschlossenen, ist der Ostpreuße Norddeutscher, selbst wenn die Wiege seiner Vorfahren in der leichtlebigen Pfalz stand; auch norddeutsch herb gibt er sich in seiner breiten Königsberger Aussprache, zurückhaltend gegen den Fremden, jedoch vertraulich ohne Falsch auch ihm gegenüber, wenn er ihn des Vertrauens für würdig erkannt hat. In provinziellen Variationen zeigt indessen das ostpreußische Deutschtum sprachlich die Vielfältigkeit der Quellen, aus denen es floß, noch zur Stunde. Vom niederdeutschen und (im Süden) vom polnischen Sprachgebiet umgeben, breitet sich im ostpreußischen Binnenland eine Insel mitteldeutscher Mundart über Alle und Passarge aus, deren Umfang man bis vor kurzem unterschätzt hat: es ist die Gegend, wo man im Osten zu beiden Seiten der Alle „Breslausch", im Westen bis gegen Elbing hin „Oberländisch" redet.

Unsere Ostseeküsten standen immer in Wechselverkehr mit den baltischen Nachbarküsten, vor allem mit Schweden. Mit dem schwedischen Ruf „Julklapp!", in dem der Name des Jul, des höchsten altnordischen Winterfestes, fortlebt, wirft man in Pommern und Mecklenburg dem Freund nach skandinavischer Sitte heimlich ein Weihnachtsgeschenk ins Haus. Durch den Bezug geräucherter Fischware aus Schweden kamen Ausdrücke wie Spickaal, Spickgans (vom schwedischen spicka, räuchern) tief ins östliche Norddeutschland und darüber hinaus. Am bedeutungsvollsten entfaltete sich der naturgegebene Zusammenhang der Küstenländer um die Ostsee auf der Grundlage der deutschen Handelshegemonie in der großen Zeit des Hansebundes. Davon reden noch heute zu uns in Lübeck, Stralsund, Danzig die stattlichen Patrizierhäuser mit altertümlich schmaler Giebelfront, die prächtigen, hochtürmigen Kirchen, die stattlichen Rathausbauten und trutzigen Bastionen der nun meist in Parkanlagen verwandelten Stadtwälle, wie z. B. der wunderbare, von zwei schiefergedeckten Spitzkegeldächern überragte massive Rundbau des Lübecker Holstentores. Neueren Aufschwung beobachten wir im Kriegshafen von Kiel mit seinen Panzerkolossen und mit dem Holtenauer Eingang zum wichtigen Nordostseekanal, im Handelshafen der alten Pommernhauptstadt Stettin, die als südlichste Stelle, bis zu der Seeschiffe aus der Ostsee gelangen können, vor allem aber als nächster Hafenplatz von Berlin einer noch größeren Zukunft entgegengeht. Doch wir dürfen uns bei diesen Stadtansichten nicht aufhalten, auch nicht bei den Fischern und Schiffern unserer baltischen Gestade, deren wetterfeste Leiber mit dem in fester Ruhe ausspähenden Auge, deren kühner, doch bedächtiger Wagemut aus dem nämlichen Stamm erwuchsen, der die wackeren Bauernschaften unseres Nordostens lieferte, mithin auch die Kerntruppe der preußischen Heere, sowohl die „ollen Süpers" des alten Fritz als auch jene Pommern, an deren Spitze Moltke siegesgewiß am Abend von Gravelotte der lange schwankenden Entscheidung entgegenritt.

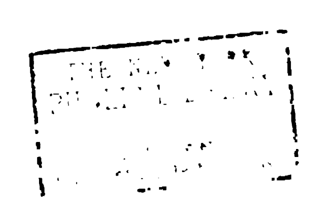
Nur noch unserer Reichshauptstadt Berlin gelte eine kurze Betrachtung. Sie fesselt uns hier als Ursprungsherd einer deutschen Volkstümlichkeit, die auffällig aus der Eigenart des umwohnenden märkischen Volksstammes heraustritt. So scheint sie gar nicht bodenständig zu sein und ist doch trotz des Hin- und Herwogens ihrer Träger durchaus an diesen einen Ort am Spreeufer gekettet. Als der Große Kurfürst 1640 den Thron bestieg, war Berlin durch die Kriegsnot zu einer Kleinstadt von 6000 Bewohnern gesunken; die Häuser, selbst das Schloß, waren baufällig, die Straßen nur teilweise gepflastert, so daß der Wind überall märkischen Sand aufwirbelte; Schindeln deckten die Dächer, auch die Schornsteine waren aus Holz; echte Dorfbrunnen, mit Schwengel und Kübel versehen, lieferten das Wasser, falls sie nicht, wie oft, verschlammt waren; in den Kehrichthaufen vor den Häusern wühlten die Schweine, deren Stall sich nach Landessitte häufig an der Straßenseite der Wohnhäuser befand, der Lustgarten vor dem kurfürstlichen Schloß war zu einem Busch verwildert, den man einige Jahre später klärte, um hier die ersten Kartoffeln anzupflanzen. Das war also noch ganz das stille märkische Örtchen, dessen Bewohner allen Fremden derb, plump und schwerfälligen Geistes erschienen. Da erfolgte der Umschwung durch die gastliche Aufnahme der französischen Reformierten vor und nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Der Große Kurfürst empfing die Schutz suchenden Flüchtlinge persönlich in der liebevollsten Weise, und je mehr sich die Berliner beeiferten, das entgegenkommende Beispiel ihres edeln Fürsten zu befolgen, um so mehr bedeutete es, daß nun beinahe genau jeder dritte Einwohner Berlins französischer Herkunft war. Nach der entsetzlichen Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen im Jahre 1689 kamen viele Pfälzer, dann auch Schweizer, angezogen durch den Ruf wohltuender Gastfreundlichkeit, den sich Berlin im Fluge erworben hatte. Sie bürgerten gleich den Refugiés verschiedene Arten von Manufakturen und Kunstgewerbe ein: Berlin war somit in ein paar Jahrzehnten aus einer märkischen Ackerbürgerstadt ein Industriezentrum geworden, eine Stadt von regsamem Geist und feineren Umgangsformen, wo sich französischer Esprit mit der Biederkeit des deutschen Bürgers vermählte.

Als es dann zum preußischen Königssitz geworden war, erlebte Berlin durch die Siegestaten Friedrichs des Großen seinen Aufschwung zur Großstadt, zu einer Hauptpflegestätte deutscher Kunst und Wissenschaft, zu einem Anziehungspunkt für immer weitere Kreise von Zuwanderern, die dort ihren Fleiß, ihre Talente, ihr Kapital besser als anderswo verzinst zu bekommen hofften. Dabei machte sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besonders das jüdische Element geltend, das neben dem französischen unzweifelhaft viel beigetragen hat zur raschen Entschiedenheit, schnellen Auffassungsgabe und Geistesgegenwart des Berliners, auch zu jenem mehr kaustischen Berliner Witz, der so stark absticht von dem treuherzigen Humor, wie er in den Witzen der „Fliegenden Blätter" lebt, selbst wenn sie satirische Färbung tragen. Bismarck, den die ungermanischen Züge im Berlinertum, vor allem die vorlaute Selbstüberhebung, wie sie uns gelegentlich auf Reisen unliebsam begegnet, nicht sympathisch berührten, hat es beim Bankett, das die Stadt Berlin den großen Führern im Feldzug von 1866 gab, in warmen Worten anerkannt, daß er doch zwei hohe, echt deutsche Tugenden in den eben erlebten heißen Entscheidungstagen bei den Berlinern achten gelernt habe: die schneidige Waffenführung und die selbstlose Opferwilligkeit der „offenen Hand". Vergessen wir aber nicht, daß der Berliner vor allem in rastloser Arbeitsamkeit sein Deutschtum auf allen Feldern idealen und materiellen Schaffens mit glänzendem Erfolg betätigt, zumal da, wo es gilt, mit Genie und künstlerischem Geschmack zu arbeiten. Auf diesem Wege ist Berlin als Kaisersitz und Millionenstadt Deutschlands vornehmste Bürgergemeinde geworden, ein Völklein für sich, von dem längst nicht die Hälfte mit

Spreewasser getauft ist; eine Gemeinde, die vielmehr im Zeitalter hemmnisloser Freizügigkeit aus allen deutschen Stämmen, seit 1871 auch aus den süddeutschen, sich rekrutiert, des internationalen Zuspruchs gleichfalls keineswegs ermangelt, ihres Werdens und Wachsens natürliche Grundlage indessen einfach darin findet, daß dort an der Spree der berufene Verkehrs-, folglich auch Wirtschaftsmittelpunkt für das nordostdeutsche Niederungsland liegt. Nirgends hätte der vielstrahlige Eisenbahnstern Berlin sich zu entwickeln vermocht als in dieser gebirgsfreien Fläche, wo sich mit der erwähnten westöstlichen Hauptschlagader des norddeutschen Verkehrs die Straßen von Süddeutschland über Thüringen nach Stettin oder Danzig sowie jene von Wien über Schlesien nach Hamburg kreuzen. Nie wird Deutschlands Hauptstadt diesen Ort aufgeben, der noch dazu als Mittelpunkt der Fluß- und Kanallinien des vereinigten Elbe-Odergebietes seinen Bewohnern die Versorgung mit Nahrung, Brenn- und Baustoff wesentlich erleichtert. Kaum je auch steht zu befürchten, daß das Berliner Volk ablassen könnte, bei aller Lebenslust in ernster Arbeit und nie pharisäisch gezeigter, daher vielen in ihrer Leistungsgröße unbekannten Nächstenliebe, nicht zum wenigsten auch in ehrlicher Vaterlandsliebe ein Muster deutscher Art zu liefern. Wohl ist Berlin nicht Deutschland in dem Sinne wie Paris Frankreich. München, Köln und Hamburg stehen weit selbständiger neben Berlin als Lyon, Marseille und Bordeaux neben Paris. Doch allezeit wird Berlin von sämtlichen Teilen des Deutschen Reiches wie keine andere Stadt desselben Zuzug empfangen, es wird folglich gemäß der Naturgerechtigkeit des Daseinskampfes stets eine gute Auslese aus unserer ganzen Nation vollziehen, und da es durch Beispiel wie Vererbung eine Seelenübertragung selbst in ewig ihre Glieder wechselnden Bürgerschaften gibt von Geschlecht zu Geschlecht, so wird Deutschland noch für ferne Zeiten auf Witz und Kunst, auf Herz und Hand seiner Berliner bauen dürfen.

Zum Schluß schweift unser Blick über die **Niederungen, an deren Küstenzug die Nordsee brandet.** Immer ebener wird dort im Weser- und Emsland die Gegend, Torfgeruch erfüllt die Luft, Windmühlen gehören zur regelrechten Landschaftsstaffage, schon ehe wir die Grenze der Niederlande überschreiten, außerdem frei auf der weiten Flur grasende Rinder, denn ozeanische Luft weht frisch bewegt herein, oft den Himmel wolkig verschleiernd, doch weich und mild, die Weideflächen nie auf lange Dauer mit Schnee bedeckend. Es ist altgermanischer Boden; nur von dem Land jenseit der Mündungsarme des Rheines wissen wir, daß dort Kelten siedelten, als die Römer ihre Feldzeichen siegreich bis zur Nordsee trugen. Als ihr Reich in Verfall geriet, eroberten sich die vom unteren Rhein nach Gallien vordringenden Franken den Wohnraum der inzwischen romanisierten Kelten. Diese behaupten ihre romanische Sprache, nämlich das Wallonische, eine nordfranzösische Mundart, noch gegenwärtig in der Südhälfte Belgiens. In Nordbelgien dagegen erklingt noch heute die Sprache der fränkischen Sieger, das Flämische, die westlichste der deutschen Mundarten, bis zu einer gar nicht von der Natur vorgezeichneten Linie, die von der Maas oberhalb Maastricht aus beinahe schnurstracks nach Westen, also südwärts von Brüssel hin bis auf nordfranzösisches Gebiet verläuft, wo in der Umgebung von Dünkirchen die letzten Flämendörfer liegen.

Von Schleswig bis zur Grenze der Rheinprovinz wohnt in unserer nordwestlichen Niederung der Stamm der **Niedersachsen**, den wir bereits im Sauerland und im Wesergebirgsland angetroffen haben. Er ist schon durch die große Ausdehnung dieses seines ursprünglichen Wohnraumes und durch die kolonisatorische Bedeutung, die er sich im ostelbischen Slawenland erwarb, der Hauptstamm Norddeutschlands. Darum verlohnt es sich, ihn einmal da kennen zu lernen, wo die Wurzeln seiner Kraft zu suchen sind: am häuslichen Herd. Das nebenstehende





Niederdeutsche Siedelung: Einzelhof bei Soltau in der Provinz Hannover.

Nach einer Tuschzeichnung von Franz Schreyer.

Bild (schwarze Tafel „Niederdeutsche Siedelung) führt uns in die Lüneburger Heide, wo im Westen des Eisenbahnknotenpunktes Ülzen abseits des Fremdenverkehrs in noch kaum veränderter altertümlicher Schlichtheit die Gehöfte der kleinen Dorfgemeinde Soltau über die Heidefläche zerstreut liegen. Eines dieser Bauerngehöfte sehen wir vor uns. Es besteht aus dem zugleich die Stallungen einschließenden Wohnhaus, auf dessen Dachfirste der Storch sein Nest gebaut hat, nebst ein paar Nebengebäuden, von denen der vordere Schuppen auf seiner Giebelspitze mit den nach innen hakig gekrümmten Enden der beiden Giebelbalken verziert ist, was die stilisierte Vereinfachung zweier einander zugekehrter Pferdeköpfe, dieses aus der Heidenzeit stammenden Abzeichens der Sachsen, bedeutet. Die sonst ganz schmucklose Häusergruppe des Gehöftes wird freundlich umgrünt von Eichen und Birken. Auf den bäuerlichen Beruf des Gehöftherrn weist der am Hause stehende Wagen, auf dem schon manche Kornernte eingefahren wurde; der Hirt, der die Schafe heimtreibt; die Magd, die ihre an der Schulter hängenden Eimer eben aus dem Ziehbrunnen vor der Torfahrt füllen will; auch der Wassertümpel, der zur Linken zwischen Schilfsicht und Gesträuch sichtbar wird, und zu dem ein Steg führt, damit man bequem aus ihm Wasser schöpfen kann zum Abtränken des Viehes. Im Hintergrund zur Linken blicken wir hinaus über die Heideflur. Da gibt es noch genug Stellen, die nie eine Pflugschar berührt hat; bemerken wir doch ganz deutlich dort den Rest einer vorgeschichtlichen Grabstätte, eines „Hünengrabes", wie das der Volksmund nennt, an den noch aufrechtstehenden Einfassungsblöcken und der wuchtigen Deckplatte darüber, die natürlich alle Findlinge skandinavischer Herkunft sind. So dicht grenzt dort in der Lüneburger Heide, die noch im früheren Mittelalter „Maget-Heide" hieß, weil sie einen großen Urwald darstellte, Wild- und Kulturland aneinander. Wie uns Tacitus von den alten Germanen überhaupt berichtet, legte in dem nachher so übermäßig gerodeten Wald ein jeder sein Gehöft da an, wo ihm der Platz gerade behagte, vor allem da, wo er genügend Wasser vorfand. Und so liegen noch heute gar regellos diese Sachsenhäuser samt ihren Roggen- und Buchweizenfeldern rings um sie her, höchstens zu kleineren Gruppen vereint, inmitten der Heide.

Treten wir durch das in seiner Breite für die Einfahrt des Erntewagens bestimmte Tor in das strohgedeckte Wohnhaus, so befinden wir uns alsbald auf der Tenne (der sogenannten Diele, plattdeutsch Dehle), von wo die eingefahrene Ernte oder das Heu gleich hinauf auf den Speicher, d. h. den Bodenraum unter dem Dach, gebracht wird. Rechts und links von der Einfahrt blicken uns gemütlich aus ihren Stallverschlägen die Kühe und Pferde an, die, den Kopf nicht nach der Außenwand, sondern nach innen gekehrt, beim niedersächsischen Bauer wirkliche Haustiere sind, als Hausgenossen gewissermaßen dem weiteren Kreis seiner Familie angehörig. Im Hintergrund des mittleren Raumes befindet sich die Herdstelle. In diesem Soltauer Haus wird der Rauch des Herdfeuers nach dem Schornstein abgeleitet, im Sachsenhaus altertümlichsten Stiles dagegen zieht der Rauch unter der Decke hin frei nach der offenen Torfahrt, die an den Balken der großen Diele hängenden Schinken, Würste und Speckseiten gehörig durchräuchernd, freilich auch das Gebälk mit Ruß schwärzend. Das offene Herdfeuer, dessen anheimelnde Flammenglut des Abends dem müden Wanderer wie ein freundlicher irdischer Stern in die Heide weit hinausglänzte, brachte den großen Vorzug mit sich, daß die Hausfrau, deren Sitz, man möchte sagen deren Thron, in urgermanischer Weise beim Herde war, ihr häusliches Reich beherrschte, ohne sich vom Sessel erheben zu müssen. Während sie kochte oder emsig das Spinnrad regte, behielt sie die rückwärts an die Diele grenzenden Wohnräume ebenso im Auge wie Gesinde, Kinder und Vieh. Selbst von ihrer Schlafstätte hinter dem Herd konnte sie alles

getreulich beobachten, sah Knechte und Mägde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anzünden, hatte jede Türe ringsum unter Aufsicht, blickte nach Keller und Kammer. Jetzt, wo meistens ein den Herd einschließender Küchenraum von der Diele abgesondert liegt, ist mancher dieser an Urzeiten erinnernden Vorteile geschwunden. Aber geblieben ist die schöne Sitte des Hausens von Herrschaft und Gesinde, Menschen und Haustieren unter dem nämlichen Dach. Zum nächsten Nachbar hat man einen weiten Weg, ins Wirtshaus vielleicht über eine Stunde; das führt schon von selbst zu innigerem Verkehr unter den Hausgenossen, und diese selbst werden einander durch stetes Beisammensein vertraut. Patriarchalische Art knüpft unlösbare Familienbande zwischen Eltern und Kindern, begünstigt ein väterliches Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienenden, schließt jegliche romanische Härte gegen das liebe Hausvieh aus. Ganz wie wir es in Oberösterreich trafen, ist der Eigentümer mit seinem Hof persönlich verwachsen. Hat er ihn erkauft, statt daß sein Geschlecht von unvordenklichen Zeiten her auf dieser Scholle sitzt, so nimmt er gewöhnlich sogar den Namen des früheren Hofbesitzers an. Er sagt dann z. B.: „Ich heiße Brägel, aber ich schreibe mich Wichel." Letzteres ist sein Geschlechtsname, ersteres sein Name nach dem erworbenen Gehöft. Das abgeschlossene Bauernleben dieser Niedersachsen hat zwar keine besondere körperliche oder geistige Gewandtheit erzeugt, aber einen köstlichen Schatz leiblicher Gesundheitsfrische und Kraft, ehrbarer Sitte und goldener Treue bewahrt. Der Bauer mag Zeug und Geräte Tag und Nacht auf dem Felde liegen lassen, es tastet niemand das fremde Gut an; der Diebe halber braucht er Haus und Hof nicht zu verschließen, denn der meist zwar nur mäßige, doch allgemeine Wohlstand läßt keine Diebsgelüste aufkommen. Es sind etwas plump in ihren dicken Holzschuhen einherschreitende Leute, diese unverfälschten Nachfahren der Mitkämpfer Armins und Widukinds, treu am Alten hängend auch noch in ihrem den Sprachklang der Vorzeit wiedergebenden Niederdeutsch, bedächtig in Rede wie Gebärde, fromm und gastfrei. Selbst der altgermanische Labetrunk aus gegorenem Honig, der Met, wird dank der hier nie in Vergessenheit geratenen uralten Bienenzucht, für welche die Millionen rosiger Heideblüten besten Nährstoff darbieten, dem Fremden vom westfälischen oder hannöverschen Bauer noch bisweilen zum Willkommen gereicht. So verschieden die Trachten unserer niedersächsischen Landbevölkerung sich ausnehmen, wie die rechte Seite unserer Trachtentafel (bei S. 71, Fig. 10—15, 30 u. 31, 33—38) einige veranschaulicht, so schlägt ihnen doch gleichartig ein treues Herz im Busen. Wer nicht selbst diesen blonden Männern und Frauen in das lichte Auge geschaut hat, aus dem Klugheit und Herzlichkeit in echt deutschem Bunde blicken, der sollte sie doch schon darum nicht ob ihres ungeschlacht-bäurischen Auftretens verachten, weil in ihrem unverdorbenen Lebensmark noch auf lange eine Zukunftsgewähr für die Stärke der deutschen Nation beschlossen liegt, und weil auf ihr Schaffen zumeist die Entfaltung des Deutschtums von der Elbe bis zur Memel zurückweist. Selbst das herrlich gediehene Reis der Kultur unserer Reichshauptstadt ist, wie wir sahen, auf den gesunden niedersächsischen Stamm gepfropft.

An die „Geest", wie man in unserem Nordwesten den Diluvialboden nennt, stößt die tafelebene weidegrüne und fruchtbare Marsch, so tief gelegen, daß sie gegen die andrängende Flut der Nordsee durch den „goldenen Reif" des breiten, festen Deichbaues beschirmt werden mußte. Immerdar fühlt sich der Mensch selbst hinter diesem festländischen Festungswall der Wut des Ozeans, wie sie sich bei Sturmfluten durch Deichbrüche furchtbar offenbart, bedenklich ausgesetzt. Es ist eben das Land, darin „zwar sicher nicht, doch tätig frei zu wohnen". Der Riesenkampf mit dem im Sturme tobenden Meer hat hier einen mutigen, unerschrockenen, freiheitsstolzen Volksstamm herangebildet, das große Werk des im Mittelalter begründeten

Deichbaues hat ihm Gemeinsinn verliehen, ja einen großen Anteil am Ausbau seiner Gemeindeverfassung genommen. Es ist der letzte Stamm unseres Volksganzen, den wir zu betrachten haben: die Friesen.

Wie Thüringer, Hessen, Niedersachsen nehmen sie bereits seit vorchristlicher Zeit ihren Wohnraum längs der Nordseeküste Mitteleuropas samt der ihr vorgelagerten Inselreihe ein; nur die westholsteinische Marsch ist von den Niedersachsen der Geest, dem tüchtigen Stamm der Dithmarschen, der Salzflut abgerungen, mithin von ihnen auch bewohnt. Die friesische Sprache, den „unverschobenen" Konsonantismus mit dem Sächsischen (folglich auch dem Englischen), dem Norwegisch-Dänischen und dem Schwedischen teilend, ist eigentlich keine deutsche Mundart, sondern eine selbständige Germanensprache, die allerdings unserer Muttersprache am nächsten kommt. Das zeige die Anfangsstrophe des Abschiedsliedes der treuen Schwester, gerichtet an ihren zur Seefahrt aufbrechenden Bruder:

„Fergeth me ei, min hertens liwe brouther,
wan dö der stillest am a wral;
wan dö der stonst an sjongest bei din routher,
Fergeth me ei!"
(„Vergiß mich nicht, mein herzenslieber Bruder,
wenn du da segelst um die Welt;
wenn du da stehst und singst bei deinem Ruder,
Vergiß mich nicht!")

Unter den Friesen der Niederlande lebt diese klangvolle Sprache noch frisch weiter, bei uns im Deutschen Reiche hört man sie noch auf manchen Inseln der nordfriesischen Gruppe vor Schleswigs Westküste und auf dem flachen Geestrücken des oldenburgischen Saterlandes mitten in den den Verkehr abwehrenden Moorflächen. Anderwärts ist sie längst vom Niedersächsischen verdrängt worden, aber man ermißt noch heute ihren vormaligen Bereich an den Ortsnamen auf -um (= heim), wie Borkum, Husum, bei völligem Ausschluß der sächsischen Ortsnamenausgänge auf -büttel und -hude; man hat noch heute die sauberen, soliden Friesenhäuser vor sich in rotem Backsteinbau mit Ziegeldach, wozu die Marschen Lehm genug liefern, man sieht die breitschulterigen, untersetzten Friesengestalten, die den höher aufgeschossenen Geestleuten aus dem Sachsenstamme meistens an Höhenwuchs nachstehen. Der musterhafte Feldbau der Marschen, das treffliche Melkvieh, sowohl Rinder als große, in tiefem Baß blökende Schafe, verraten uns schon landschaftlich die bäuerliche Tüchtigkeit der Friesen. Aber vor allem sind diese durch die Natur ihrer Heimat ein beherztes Fischer- und Schiffervolk geworden gleich den Norwegern und den Phönikern des Altertums. Was für ausgezeichnete Matrosen haben sich die Engländer und mehr noch die Niederländer aus dem deutschen Friesenland geholt! Besonders an Bord der niederländischen Kauffahrer zog es unsere Friesen, als in den letztverflossenen Jahrhunderten die niederländische Kauffahrtei ihre große Zeit durchlebte, die deutsche dagegen sich noch nicht zu ihrem neuen Aufschwung ermannt hatte. Jetzt sehen wir die echten Seemannsnaturen friesischen Blutes, wie billig, auf deutschen Schiffen die Weltmeere kreuzen; die Kriegsmarine unter schwarz-weiß-roter Flagge, deren Nordseezentrum Wilhelmshaven inmitten des Friesengestades erschaffen wurde, findet unter unseren Friesen ihre beste Bemannung, voll von angeerbter Lust und Geschicklichkeit zum seemännischen Beruf. Wer erproben will, wie das Meer das Sinnen und Treiben dieser Nordseeleute hinausgelenkt hat in die ozeanischen Fernen und sie trotz aller Heimatsanhänglichkeit an die eigene Wiegenstätte dem deutschen Vaterland, soweit es hinter den Marschen liegt, darüber fast entfremdete, der suche das Idyll einer kleinen

Halliginsel auf im nordfriesischen Wattenmeer. Aus fettestem Marschboden aufgeschlickt, überragen die Halligen kaum in Tischhöhe den Meeresspiegel bei dem mittleren Höhenstand der Flut; bei Ebbe sind sie vom feuchten Schlammgrund des Meeres umgeben, in dessen tieferen, von der Flutströmung ausgerissenen Furchen dann allein noch Salzwasser steht. Die Inseln sind zu klein, um den kostspieligen Deichbau zu lohnen, mithin sind sie schutzlos der allmählichen Vernichtung preisgegeben durch stetige Benagung ihres Küstensaumes seitens der gierigen Flut. Wütet vollends Weststurm, der das Nordseewasser in der schleswigschen Flachsee aufstaut und gegen Insel- wie Festlandküsten peitscht, so braust das Meer nur zu oft über die ganze Fläche der Halligen dahin. Deshalb ist hier kein Ackerbau möglich; bloß Rinder und Schafe weiden das saftige Gras ab, das in zusammenhängender Narbe die Eilande überzieht, und der Mensch baut seine kleinen Wohnhäuser dicht gedrängt auf „Warften", d. h. auf künstlich aufgeworfenen Platthügeln, die beim Ansegeln jede Hallig, ehe man ihre Oberfläche selbst wahrnimmt, wie eine Gruppe steiler Flachinselchen erscheinen lassen, eben hoch genug, daß kaum die schlimmste Sturmflut sie zu überspülen vermag. Wir bemerken fast nur Frauen oder Kinder oder Greise auf diesen Inseln: die rüstigen Halligmänner sind eben draußen auf dem Weltmeer. Bei der argen Seichtigkeit ihrer Inselküsten sehen die Bewohner der Halligen größere Schiffe zwar nur von weitem vorüberfahren, aber sie wissen durch hundertfältige Erzählungen ihrer Landsleute, die „draußen" waren, und aus dem Glück, das dabei viele der Ihren gemacht, wie das weite Meer ihr rechtes Element ist. In den kleinen Schmuckzimmern der Halligbewohner, deren Wände nach altniederländischer Mode mit weißen Porzellanfliesen ausgelegt sind, etwa das biblische Gleichnis vom Balken im eigenen, dem Splitter in des Nächsten Auge drastisch in Blau daraufgemalt, überraschen uns lauter Seltenheiten von ostasiatischen, indischen, amerikanischen Küsten und Meeren, an der Wand große Bilder holländischer „Fleuten", an deren Bord ein Vorfahr gesegelt ist, angehakt auch das lange Fernrohr, das er dann als „Kaptein" bei der Fahrt gebraucht hat. Die würdige Matrone in patrizierhaft schwarzer Kleidung schenkt uns besten Madeira ein und erzählt stolz und sorgenfrei von ihrem Sohne, der die schönen japanischen Lackwaren mit dem Fudschijamabild dort auf dem Nipptisch ihr mitgebracht habe und nun wieder mit den Taifunen kämpfe; Tränen aber füllen ihr Auge, indem sie auf ihren Jüngsten zu sprechen kommt, den sie nach Berlin genommen und in die Garde eingestellt haben; dem ginge es in dem wildfremden Lande gewiß entsetzlich, er müsse sogar — Kommißbrot essen! Wie anders wieder lautete die Antwort, die jener friesische Marschbauer seinem in die Fremde strebenden Sohn erteilte: „Hie is de Marsch, un buten [draußen] in de Welt is man Geest; wat willt du dumme Jung in de Welt?" So verschiedenartig spiegelt sich das Weltbild in der Seele von Gliedern desselben Volksstammes je nach der Sinnesrichtung, die bestimmt wird durch den erwählten Beruf.

Wo durch Geest und Marsch Weser und Elbe den Weg zur Nordsee finden, sind die beiden Weltmeerpforten Deutschlands entstanden: Bremen und Hamburg. Das Aussehen dieser Städte, das Wesen ihrer Bevölkerung läßt sie gar nicht als Zwillinge erscheinen, so gewiß sie, eine jede nach ihrer Art, rühmlich ihrer hohen Aufgabe gerecht werden, in vorderster Linie den Warenaustausch zwischen Deutschland und der überseeischen Welt zu leiten. Die Grundschicht ihrer Bewohnerschaft wird die niedersächsische gewesen sein; friesisch ist weder in Bremen noch in Hamburg jemals geredet worden, im blutigen Kampfe mit den Friesen rang sich zur Mittelalterzeit Bremen empor. B r e m e n gehörte zu den von Karl dem Großen zwecks Christianisierung der heidnischen Sachsen gegründeten Bischofsstädten. Bei seiner eigentlich noch binnenländischen

Lage hat es sich durch die eigene Tatkraft und zähe Ausdauer seiner Bürger erst die Macht zur See errungen. Und doch wie glänzend war diese schon im 12. Jahrhundert entfaltet, als Bremens Flagge von den jetzt russischen Ostseegestaden bis in die syrischen Häfen sich Ansehen erwarb! Damals erwuchs Riga als Tochterstadt Bremens, bremische Seefahrer halfen Lissabon den Händen der Sarazenen entwinden, bremische Kaufleute gründeten das Hospital vor Akkon, aus dem der Orden der Deutschritter hervorging. Seitdem die atlantischen Seestraßen erschlossen worden, hat Bremen seinen Handel namentlich nach Nordamerika und an die Oberguineaküste gelenkt, wo es der deutschen Kolonisation im Togolande Bahn brach. Aber noch viel weiter umspannte der unternehmende Geist bremischer Großhändler den Erdball; versorgte doch noch vor kurzem eine Bremer Firma China mit Zündhölzchen, wofür sie die Waldungen der Steiermark verwertete, bis die klugen Japaner von der Einsicht, daß sie und ihre Wälder doch eigentlich den Chinesen näher seien, praktischen Nutzen zogen. Durch die Austiefung der unteren Weser, die freilich dreißig Millionen Mark kostete, ist es neuerdings gelungen, Seeschiffen den Zugang bis nach Bremen zu ermöglichen. Dadurch erst ward die alte Hansestadt in unmittelbare Fühlung mit dem Weltmeer trotz dem verstärkten Tiefgang der modernen Kauffahrer gebracht. So hat Bremen, die Stadt weitblickender, solider Kaufmannsarbeit, die Stadt, die in ihren schmalen Giebelhäusern, mitunter seit vielen Jahrhunderten von derselben in Ehren groß gewordenen Familie bewohnt, so viel ehrlich erworbenen, obwohl nicht prunkvoll zur Schau getragenen Reichtum einschließt, für alle Zukunft seine Stellung fest begründet. Es ist für amerikanischen Tabak, für Baumwolle und amerikanisches Petroleum unser Hauptstapelplatz. Bremens Norddeutscher Lloyd nimmt an Zahl, Größe und vorzüglicher Einrichtung seiner Dampfer den ersten Rang ein unter den Gesellschaften für Vermittelung des Personenverkehrs zwischen Deutschland und überseeischen Landen. Die vom christlichen opferbereiten Sinn reicher Bremenser wesentlich getragene norddeutsche Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Bremen hat durch selbstlos stille Pflanzung höherer Gesittung den deutschen Namen unter den Negervölkern des tropischen Westafrika zu Ehren gebracht, und die Lüderitzbucht im fernen Deutsch-Südwestafrika bewahrt die Erinnerung an einen einfachen Bremer Kaufmann, dessen tatkräftige dortige Besitzergreifung Anlaß dafür gab, daß das Deutsche Reich ein erstes Mal als überseeische Territorialmacht der britischen selbstbewußt gegenübertrat. Großartiger freilich vermochte sich **Hamburg** zu entfalten, seit es zum Bewußtsein seiner an London erinnernden Vormachtstellung für Deutschlands transozeanische Handels- und Verkehrsbeziehungen gelangt war. Da brauchte nicht, wie bei Bremen, die Kunst nachzuhelfen, obwohl es erst der Ära des neuen Reiches nach Aufnahme Hamburgs in den deutschen Zollverband beschieden war, diesen gewaltigen Hafen auszubauen, dessen Mastenwald Ausdruck eines Schiffsverkehrs ist, wie er sich nirgends an europäischen Festlandküsten in gleichem Riesenmaße zeigt, wie er selbst von dem in Liverpool und London nur mäßig übertroffen wird. Unter den Ländern aller Erdteile, mit denen Hamburg durch etwa hundert Dampferlinien verknüpft ist, steht naturgemäß das nahe England allen voran. Die verbindende Kraft des Meeres, noch dazu eines solchen, das alltäglich in wenigen Stunden für den gegenwärtigen Schnellverkehr zu durchfahren ist wie die Nordsee zwischen Hamburg und England, bewährt sich an dieser Stelle recht deutlich. Bis auf kleine Lebenszüge hinab, wie Kostauswahl, Zeitansetzung der täglichen Mahlzeiten, ist Hamburg die am meisten englische Stadt Deutschlands geworden. In dem genialen Schwung, der sich im ganzen Kulturleben des Hamburger Volkes zu erkennen gibt, spürt man den freien internationalen Geist, der hervorgeht aus der unablässigen Vermittelungsleistung bei dem

immer riesigeren Umfang annehmenden Austausch der Waren des deutschen Fleißes gegen die der außerdeutschen Welt. Hamburger Großhandlungsfirmen haben uns den Weg nach Kamerun gewiesen. Und doch wie echt deutsch mutet uns das Tagestreiben in dieser zweitgrößten Stadt des Deutschen Reiches an! Dort am Hafen, dem eigentlichen Herzen Hamburgs, das ernste Geschäftsleben ohne Ruh' und Rast von Reedern und Kaufleuten, Seeleuten und Lastträgern, an den Fleeten die urdeutschen Giebelhäuser mit dem frei sichtbaren Gebälk, den mittelalterlichen „Überhängen", d. h. dem treppenartigen Vorgreifen jedes höheren Stockwerkes über das untere; im St. Pauli-Viertel das fröhliche Genießen, auch in der Derbheit des Matrosen, der sich für langes Entbehren schadlos halten will, und wiederum auf dem Jungfernstieg am prächtigen Spiegel des Alsterbassins das vornehme Hamburg, ein äußerer Abglanz der Vermählung deutschen Geschmacks für Kunst und Natur mit dem stets zu gunsten der gesamten Nation verdienten Hamburger Reichtum. Hamburg war es, das dem General v. Werder dafür, daß er durch seine heroische Gegenwehr vor Belfort den geplanten Einfall der Franzosen unter Bourbaki nach Südwestdeutschland zurückschlug, den Ehrendegen überreichte.

Das Königreich der Niederlande ist seiner Bevölkerung nach ein ganz deutscher Staat, ungleich reiner deutsch als das Deutsche Reich. Denn jene ist aus der Verbindung von drei deutschen Volksstämmen erwachsen: Friesen an der Küste, Sachsen in den geesterfüllten Ostprovinzen und Franken, die wie ihre Stammesgenossen am preußischen Niederrhein ihr Fränkisch noch in altertümlich unverschobener Form sprechen, mithin als fränkisches Niederdeutsch. Diese untersten Rheinfranken verbreiteten sich über die ausgedehnten Flußmarschen des Rheindeltas bis zur Südersee, verschmolzen in Holland, der Landschaft der Rheinmündungen, mit den Friesen, die dort ihre Sprache annahmen, und wurden als Inhaber eines freilich erst durch sie dem Wasser abgerungenen und gegen stets drohenden Meereseinbruch ruhmwürdig verteidigten, durch hohe Fruchtbarkeit ausgezeichneten Bodens der kopfreiche Kern des nachmaligen Königreichs. Ihnen also stehen als Stammesgenossen die schon erwähnten Flämen zur Seite, mit denen sie sich in Seeland vor der Scheldemündung berührten, die aber, im übrigen durch die Moor- und Sandgegend der Kampine im Süden der Rheinmündungsarme von ihnen abgeschlossen, schließlich mit den Wallonen zusammengeschweißt wurden zu der halb germanischen, halb romanischen Bevölkerung des Königreiches Belgien.

Wie ethnisch die Niederlande ganz, Belgien zur größeren Hälfte uns Deutschen gehören, so sind beide Reiche vollends nach ihrem Bodenbau aufs engste an das Deutsche Reich anschließende Gebiete, ja durch gar keine Naturgrenze von ihm getrennt. Der Rheinstrom flutet über die niederländische Grenze, ohne daß sich irgend etwas in der Natur seiner Ufer änderte; die Niederlande bilden samt Nordbelgien nichts weiter als das Westende unseres nördlichen Tieflandes, während Südbelgien dem Westflügel des rheinischen Schiefergebirges angehört. Der nämliche wasserblaue Himmel mit böenhaften Launen, frisch bewegter Luft, häufiger Verschleierung wie in Nordwestdeutschland wölbt sich auch über die Niederlande; wie dort ist hier das Land ein grünes Gefilde mit frei weidendem Vieh, voller Windmühlen und Torfgeruch, nur noch ebener, ja sogar großenteils tiefer gelegen als der angrenzende Meeresspiegel, so daß die Flüsse in künstlichen Einfassungswällen sanft zum Meere ziehen, Schleusentore durch den Deich als Mündungspforten benutzend, die Schiffe daher oft hoch über dem friedlich unten grasenden Weidevieh dahinsegeln. Dazu ganz wesentlich den nordwestdeutschen ähnlich sehende Dörfer und Städte, letztere mit schmalen Giebelhäusern, die in der Regel nur von einer Familie bewohnt werden; manches Amsterdamer Stadtviertel mit seinen Grachten sieht fast so aus

wie ältere Straßen von Hamburg mit ihren Fleeten. Diese alte Bauweise setzt sich auch ins Flamland fort nach Antwerpen, Gent, Brügge und nach der flämischen Unterstadt von Brüssel. Der reichgesegnete Boden Nordbelgiens entrollt uns zwar mannigfaltigere Landschaftsbilder als die Niederlande mit ihrem ewigen Felder- und Wiesengrün neben Mooren oder etwas Kiefernheide auf der Geest: man erfreut sich hier und da an einer hübschen Waldung, an Pflanzungen auch feinerer Obstarten neben prangenden Saaten oder Hopfengärten, in der Brüsseler Gegend begrüßt man die ersten Weinberge als liebe Zeichen einer sonnigeren Stimmung des schon dunkleres Blau zeigenden Himmels. Doch das alles berührt uns nicht unheimisch, sondern erinnert an ähnlich gesegnete Landstriche des deutschen Rheingebietes.

Wie vielseitig äußerten sich noch das Mittelalter hindurch die Kulturbeziehungen zwischen diesen gen Nordwest ausgewachsenen Zweigen unseres Volkes und dem Mutterstamm des inneren Deutschland! Das waren ja die Leute, die in ersehnten Kolonistenhäuflein uns die schwere Kunst lehrten, aus Sümpfen reichen Pflanzungsboden zu machen, die Flüsse einzudämmen und ihren Lauf nach menschlichem Nutzen zu regeln; mit gerechtem Stolz durften sie auf ihr Heimatsland als Muster eines durch sie erst so erschaffenen Gebildes hinweisen, ausrufend: „Deus mare, Batavus litora fecit!“ (Gott hat das Meer, der Niederländer die Küsten geschaffen). Das waren ferner die Lehrmeister, die wir bis nach Schlesien aus ihrem Flandern herbeiriefen, uns die dort altheimische Kunst besserer Weberei zu lehren. Die Kaufleute von Gent und Brügge konnten sich noch zur Blütezeit der Hanse in ihrer Sprache verständigen, wenn sie auf ihren Handelszügen mit denen von Lübeck oder Bremen zusammentrafen. Das klassische Tierepos von Reinaert de Vos ist von den niederrheinischen Franken und ihren Brüdern im Flamland gedichtet worden. Obwohl der Vertrag von Verdun widersinnig die westlichen Flämen zu Frankreich schlug und nur die östlichen bei Deutschland ließ, was für ein halbes Jahrtausend bewirkte, daß die Grafen von Flandern mit dem Sitz in Gent französische Vasallen waren, die Herzöge von Brabant auf ihrer Burg zu Löwen im deutschen Lehnsverband standen, blieb das Gefühl der engsten Zusammengehörigkeit der Flämen untereinander und zum deutschen Volke doch so stark, daß auf den Universitäten zu Paris und Bologna die flandrischen und brabantischen Studenten nur eine Sondergruppe der „germanischen Nation“ bildeten.

Der Bruch vollzog sich im 16. Jahrhundert. Eisern lastete die Hand Philipps II. auf dem spanisch gewordenen Land von der Schelde bis zum Bourtanger Moor. Unterstützt von der Inquisition, tilgte der spanische Habsburger die reformatorischen Regungen unter den Flämen, die fortan die treuen Anhänger der katholischen Kirche blieben, mit Stumpf und Stiel aus. Doch über die dem alten Glauben und der spanischen Botmäßigkeit abtrünnig gewordenen sieben Nordprovinzen wurden seine Heerführer nicht Herr. Antwerpen, dessen Handelshafen in den Schlußjahrhunderten des Mittelalters an Bedeutung sich mit dem von Venedig messen konnte, lag geknickt; die vornehmsten seiner Großhändler siedelten nach Amsterdam über und befruchteten mit ihrem kaufmännischen Talent wie mit ihrem ansehnlichen Kapital den merkantilen Aufschwung dieser Bürgergemeinde, die ihrem vormals kaum genannten Fischerörtchen in der innersten Nische der Südersee nun plötzlich zu Weltruf verhalfen. Der Sieg über das übermächtige Spanien kittete die Niederländer zu einem seiner Kraft fröhlich vertrauenden selbständigen Staat zusammen. Wir Deutsche verscherzten uns das Mündungsland des Rheins, gerade so wie ein Jahrhundert früher die Eidgenossenschaft, indem wir die Niederländer unbrüderlich im Stiche ließen in ihrem so deutschen Heldenkampf um Glaubens- und Nackenfreiheit. Wie Portugal auf der Grundlage litoraler Sonderinteressen sich seinen Nationalstaat abgesondert

von Spanien ausgebaut hatte, so zerschnitten nun die Niederlande die Verbindung mit dem deutschen Hinterland und hoben kühn ihr Haupt, jagten den überwundenen Spaniern nicht bloß ihre Silberflotten ab, die Mexikos Edelmetallschatz an Bord führten, sondern nahmen ihnen auch weit kostbareren Besitz im Malaienarchipel ab, sich für einige Zeit zur ersten Seemacht der Welt, für die Dauer aber zu einer angesehenen Kolonialmacht erhebend in der nämlichen Epoche, in der wir Deutsche nichts Besseres zu tun wußten, als uns im unseligsten Bruderkrieg zu zerfleischen und elend zu verarmen.

Noch gegenwärtig stehen die Niederlande da als ein festgefügter Staat, der seine selbständigen Aufgaben ehrenvoll erfüllt, dessen wohlhabende Bürger um keinen Preis aufgehen möchten in einem größeren Staatsverband, etwa dem des Deutschen Reiches. Es blühen die von der Landesnatur in erster Linie nahegelegten Beschäftigungen der Vorfahren rüstig weiter: die Fischerei, die Rinderzucht samt der trefflichsten Molkerei und der Landbau. Dazu aber schüttet Java und Sumatra den Niederländern seine kostbaren Erzeugnisse in den Schoß, so daß es ihnen nicht schwer fällt, die Industriewaren aus den ringsum gelagerten Staatsgebieten zu kaufen, aus England, Frankreich, Belgien und Deutschland. Die Niederlande sind ein „Hafenland der Tropen" geworden, mit den beiden großen Hafenstädten Amsterdam und Rotterdam als ihren wichtigsten Handelsorganen. Grundverschieden hat sich Belgien entfaltet zu einem Industriestaat ersten Ranges, der die Steinkohlen und Erze seines gebirgigen Südens in glücklichste Verbindung bringt mit der Menschenfülle und gewerblichen Betriebsamkeit seines ebenen Nordens, seinen förderlichen Staatszusammenhang trotz auch sprachlich durchaus zwiespältiger Untertanenschaft ähnlich wie die Schweiz gerade auf den in der Landesnatur vorgezeichneten Erzeugungsgegensatz seiner beiden Hauptteile gründend. Gewiß sind die zwei Königreiche am Gestade der Nordsee viel weniger natürlich abgegrenzt von Deutschland als Österreich und die Schweiz. Aber nur eine tiefblickend sich wähnende Pseudogeographie sieht das Wesen der Länder allein in ihrer physischen Mitgift. Staatsgrenzen können freilich machtlose Menschenwerke von nichts als Augenblickswert sein, unter Umständen jedoch auch Schicksalslinien, die von der Geschichte mit unsichtbarer Hand tief eingegraben werden in den Boden, selbst wo die Natur keine Grenzmarke zog. Solche Schicksalslinien trennen die Niederlande von Belgien, beide vom Deutschen Reich. Wer in Nationen nicht nach grauer Theorie genealogisch-ethnisch gegebene Einheiten wittert, sondern vielmehr in ihnen große Vereinigungen erblickt, die sich in scharfumrissenen Grenzen die Vertretung weitumfassender realer wie idealer Sonderinteressen zur berechtigten Aufgabe stellen und dieser auch in erfolgreichem Streben nachleben, der wird in den Niederlanden, in Belgien oder der Schweiz Nationalstaaten ebenso vollwertiger Berechtigung anerkennen wie im viel jüngeren Deutschen Reich der Gegenwart.

Manches hat das flämische Volk mit dem niederländischen gemein. Beide zeichnet ein emsiger Fleiß, Wahrheitsliebe, Gottesfurcht, Sinn für das Echte und Solide aus. Der Sonntag wird heilig gehalten, dem Prediger Hochachtung entgegengebracht vom reformierten Niederländer wie vom römisch-katholischen Flämen. Derselbe freiheitliche Geist wie in den Gemeindeverfassungen unserer Hansestädte weht auch in den niederländisch-belgischen, den Bürgergemeinden Belgiens und der Niederlande ist ein reiches Maß von Selbständigkeit gewährt, die konstitutionellen Monarchieen beider Staaten haben stark demokratische Elemente. Ein fester, ruhiger Sinn ist dem Niederländer eigen, wie er der althergebrachten Beschäftigung mit der Viehwirtschaft, dem unablässigen Gefaßtsein auf Kampf mit hereinbrechenden Fluten und dem neueren Seemannsberuf entspricht. Wohl mag man das Naturell des Niederländers phlegmatisch

nennen, indessen es liegt latente, stets zur Betätigung fertige gesammelte Kraft unter der Hülle augenblicklicher Tatlosigkeit. Der vierschrötige Fläme verleugnet seine phlegmatische Gemächlichkeit ebensowenig; noch immer lebt in Thüringen eine Erinnerung an die ungeschlachten Kolonisten aus dem fernen Westen fort, wenn man dort einen großen, etwas plumpen Menschen einen „flämischen Kerl" heißt. Aber wie nachhaltig segensreich waren die Werke der flämischen Kerle vorzeiten, und wie tatkräftig bewähren sich die Flämen noch heute daheim! Über alles Lob erhaben ist ihr treues Festhalten an ihrer deutschen Muttersprache, für deren Bewahrung und Weiterpflege nun freundlichere Sterne schimmern. Leider müssen sie im öffentlichen Leben, im Verkehr mit der Regierung, zumeist auch in der Gesellschaft französisch reden, aber dieser Zwang, der ja in Flandern bereits im Mittelalter obwaltete, hat sie ihrer schönen alten Sprache nicht zu entfremden vermocht: in ihr reden sie zu ihrem Gott und in ihrer Familie und verwerten sie neuerdings auch wieder mit bestem Erfolg als Literatursprache. Ohne mitunter spaßhafte Einschwärzungen von Französismen in die flämische Umgangssprache geht es freilich dabei nicht ab. Fragt man etwa in Gent einen Flämen: „Dauert es noch lange?", so erhält man wohl zur Antwort: „Noch en lit Eureken" (noch eine kleine Stunde; „Eureken" die Verkleinerung von heure und danach auch mit ö zu sprechen). Die Mutter treibt ihr Kind mit „Salütje! Salütje!" an, den Fremden zu grüßen. Statt „Entschuldigen Sie" hört man „Skise!" (excusez), und der Hotelbiener, dem man geklingelt hat, tritt mit dem mehr höflichen als logischen Ausspruch herein: „S'il vous plaît, monsieur!" Der gern Feste feiernde Fläme entfaltet bei diesen eine Pracht, die an den romanischen Süden gemahnt, mit dem er seit alters in ungleich engere Beziehung getreten als der Niederländer. Besonders bei den hohen katholischen Festtagen entrollt sich manch farbenfrisches, die Sinne fesselndes Schauspiel. Im grellen Gegensatz zur kahlen Nüchternheit des holländischen reformierten Kultus steht die künstlerisch reiche Ausstattung der flämischen Gotteshäuser mit Skulpturen und Gemälden. Die Kathedrale der lebensvollen Hafenstadt Antwerpen, die nun, wo die Fesseln der Scheldesperre gefallen, als Belgiens Seepforte wieder zu altem Glanze aufsteigt, kann sich an überwältigendem Eindruck ihres hoheitlichen Inneren mit dem Kölner Dom vergleichen, eines Bildes aber wie Rubens' „Kreuzabnahme Christi" kann nur sie sich rühmen. Neigung zur Malerei erbt überhaupt unter den Flämen seit den Tagen ihrer weltberühmten Farbenkünstler immer noch weiter, fast jede Stadt hat ihre Malerschule. In der soliden baulichen Schönheit flämischer Städte offenbart sich der Kunstsinn der Bevölkerung in Verbindung mit dem Besitz ausgezeichneter Bausteine Südbelgiens, die in dem Ton- und Sandboden der Niederlande gänzlich fehlen. Belgien übertrifft daher durch monumentale Erinnerungen an seine ja auch weit ältere Ruhmesgeschichte das Nachbarland. In Städten wie Brügge oder Gent sieht man noch heute die nämlichen Straßenfluchten vor sich mit den nämlichen, auf Jahrhundertdauer berechneten Palästen voll reicher Bildhauerarbeit, wie sie Kaiser Maximilian oder Karl V. schauten.

Blumenfreude verfolgen wir von den spiegelblanken Fenstern unserer friesischen Bauern durch die Niederlande bis unter die Flämen. Bei den Niederländern spricht sich in der fast leidenschaftlichen Neigung für die Zucht schönblühender Gewächse im Zimmer und im Garten gleichwie in der Beschüttung der Gartenwege mit verschiedenfarbigen Steinchen wohl eine gewisse Reaktion gegen den mürrischen Nebelhimmel der Heimat aus, der nur zu oft farbenneidisch die Landschaft grau verhüllt. In Belgien dagegen hat man es nicht nötig, den Kampf mit einer farbenfeindlichen Natur aufzunehmen; hier schmückt man sein Heim mit herrlichen Blattpflanzen und Blumen schon im Hausflur, um beim häuslichen Tagewerk die schöne Natur

draußen nicht zu schmerzlich zu vermissen, und läßt den wenn auch noch so eng umschränkten Hofraum gartenhold erscheinen durch einen plätschernden Springbrunnen, Mandel- und Aprikosenbäume oder Weinreben am Spalier, deren Laub Statuetten umschmücken. Das ist überhaupt nicht der bedeutungsloseste Verwandtschaftszug, der sich durch die Städte der Flämen wie der Niederländer in unser nordwestliches Deutschland hinein verfolgen läßt, daß man so hohen Wert auf gemütliche Ausstattung des Wohnhauses legt. Dazu führt die hier treu erhaltene Sitte des Wohnens nur je einer Familie unter einem Dach. Hierdurch erst empfängt das Wohnhaus die Weihe eines Familienheiligtums, von dessen Wänden Denkmale der Vorfahren auf die späten Enkel niederschauen; der Trieb, die Wohnräume so wohnlich wie irgend möglich einzurichten, wird durch das Bewußtsein genährt, nicht für Fremde sich zu bemühen, sondern für sich und seine Nachkommen. In einem wohlhabenden Flämenhaus umfängt uns gleich beim Eintritt ein geräumiger Hausflur mit Büsten und Ölgemälden älterer Familienglieder, die einst da gewohnt haben; gewöhnlich benutzen ihn die Kinder der Familie bei ungünstiger Witterung als Spielplatz. Der Eingangstür gegenüber erblicken wir im feinpolierten Mahagonikasten die Hausuhr, die mit wohltönendem Glockenschlag die Rolle der getreuen Zeitordnerin aller häuslichen Verrichtungen spielt. Abends spendet das gedämpfte Licht einer Ampel, ebenfalls meistens ein altes Erbstück von künstlerischem Wert, dem Flur seine Helligkeit. Auch beim Mittelstand finden wir Speise-, Wohn- und Arbeitsstube zweckmäßig voneinander abgesondert, den Fußboden mit Teppichen belegt, das Mobiliar von solider Arbeit, wohl auch geschmackvoll mit Schmuck versehen, indessen vor allem praktisch auf Bequemlichkeit berechnet. Es fehlt selten eine kleine Hausbibliothek; Schmucktische und Glasschränke weisen mitunter wahre Museumsstücke an Kunstwerken auf, etwa solche in getriebener Metallarbeit oder kostbare Glasbecher teils aus der spanischen, teils noch aus der burgundischen Zeit. Alles atmet familiäre Pietät, Anhänglichkeit an den häuslichen Herd, an dem die blonde Jugend in derselben Zucht aufwächst, die den Wohlstand und die Ehre des Geschlechtes begründet und erhalten hat.

*

So geleitet uns bis an dies Ende der deutschen Welt neben einer Mehrzahl anderer, allen Stämmen unseres Volkes gemeinsamen Wesenszüge ein Grundzug, der durch das unwirsche deutsche Wetter von jeher gepflegt ward, und der seinerseits so manche Vorzüge schützend hegte, um die uns andere Nationen beneiden: die Neigung zum trauten Verweilen im Kreis von Eltern und Geschwistern oder der eigenen Angehörigen, der deutsche Familiensinn.

Überhaupt haben unsere Betrachtungen, obwohl sie sich auf die Absonderungen des deutschen Volkes nach Landschaften und Stämmen zu richten hatten, unwillkürlich gar manches Gemeingut berührt, das im Wesen aller Bruchteile unseres Volkes wiederkehrt. Wir Deutsche vermochten zwar kein Volk „aus einem Guß" zu werden; dazu ist die mitteleuropäische Natur viel zu mannigfaltig, die Lage unseres Wohnraumes zu zentral innerhalb Europas, seine Abgrenzung gegen das Ausland zu lückenvoll. Uns ist vom Schicksal nicht die osteuropäische Ebene zu teil geworden, diese Grundlage für das Auswachsen der großartigen Nationaleinheit des Russentums. Wir können uns nicht einer allseitigen Meerumgürtung rühmen wie die Briten, nicht einer von Alpen und Mittelmeer scharf vorgezeichneten Grenze für die Entfaltung unseres Volkstums wie die Italiener. Wir Deutsche hatten immer vier Fronten: eine gegen die nordgermanischen Nachbarn, eine gegen Polen und Russen und Magyaren gerichtete östliche, eine Südfront gegen Italien, eine Westfront gegen Frankreich und England. Uns abschließend gegen

die Außenwelt auszuleben, waren wir also von vornherein nicht berufen. Und nicht bloß längs der Grenzzüge traten wir in Blutmischung mit Dänen, Letto-Slawen und Romanen wie kein anderes Volk der Erde, nein, wir schmolzen in der ganzen Osthälfte Mitteleuropas slawische Elemente, in der ganzen Südhälfte romanisiert-keltische in unseren Volkskörper ein.

Bei alledem gehen körperliche und Charaktermerkmale durch sämtliche deutschen Stämme mehr oder weniger gleichartig hindurch. Das ist uraltes Erbe mitteleuropäischen Germanentums, fortgezeugt von Geschlecht zu Geschlecht auf dem nämlichen Mutterboden, der trotz seines reizvollen Wechsels vom Firn der Alpen bis zum Seestrand doch auch durch Züge gleichartigen Wesens in sich verbunden ist. Das Maßvolle in der Landesnatur, eine gleichsam künstlerische Verknüpfung von Einheit und Mannigfaltigkeit — diese Adelsvorzüge Europas gegenüber den übrigen Erdteilen haben in dem germanischen Herzen unseres Erdteils naturgemäß ihren reinsten Ausdruck gefunden. Davon ist viel umgeprägt worden auf die Bewohner. Einen vollen Einheitsstaat, ein völlig gleichartiges Volkstum haben wir niemals ausgestaltet, aber wahlverwandt empfinden wir wie den Volksschlag, so die Naturumgebung allerwärts in Mitteleuropa. Man kann sagen: es gibt ein mitteleuropäisches Heimatsgefühl. Erst hinter Memel, erst jenseit der Alpen und des Wasgaues fühlen wir uns wirklich in der Fremde. Wo man den sanft wechselvollen Schritt der Horen nicht mehr gewahrt, wo der lange russische Winter das holde Maiengrün der ausschlagenden Buchenwaldung nicht aufkommen läßt, oder wo das Immergrün des Südens weder Winterschnee noch Frühlingserwachen kennt, da ist kein deutsches Land.

Keinerlei Stammesverschiedenheit trennt die im Deutschen Reich vereinte Hauptmacht des Deutschtums von den Volksgenossen in Österreich, der Schweiz, den Niederlanden und Belgien. Alle Deutschen Mitteleuropas sind miteinander verknüpft durch innigste Verwandtschaftsbande, durch eine mehr denn tausendjährige gemeinsame Geschichte und nicht zum wenigsten durch die gleiche Erziehung seitens einer Liebe mit Strenge paarenden Mutter Erde. Sie forderte ausdauernden Fleiß, um das Leben zu fristen, verlangte von den vielen, die allmählich ihre Familie bildeten, Genügsamkeit, Spar- und Ordnungssinn, trieb zur Schule und an den häuslichen Herd, um Zucht zu lernen und den Geist zu pflegen. Uns wächst die Brotfrucht nicht wie verzärtelten Tropenkindern am Baum; es steht aber auch nicht auf deutschem Boden am Saum von Oliven- und Orangenhainen ein unwohnliches Obdach wie in südlichen Ländern, vor dessen Türschwelle glutäugige, unsaubere Kinder sich tummeln, des Lesens und Schreibens unkundig, der elterlichen Aufsicht rasch entwachsend. Gerade die kärglichere Mitgift unserer nordischen Heimat, der gleichwohl arktische Härte seit der Eiszeit fremd blieb, schuf unseren größten Reichtum: deutschen Arbeitsfleiß, deutsche Treue, deutsche Kunst und Wissenschaft. Schriftwerke und Kunstschöpfungen deutschen Geistes sind über das ganze Erdenrund verbreitet; unsere Gewerbserzeugnisse haben ihrer Aufschrift „in Deutschland hergestellt", die ihnen anfangs von Neidern wie eine Verkleinerung angehängt ward, in sämtlichen dem Welthandel geöffneten Landen zum empfehlenden Klang verholfen. Und der Deutsche selbst ist bereits seit dem Kolumbuszeitalter mehr und mehr zum Weltbürger emporgestiegen. Als solcher zeigt er sich zwar auch in der Begrenztheit seiner überseeischen Ausbreitung als Sohn seiner mitteleuropäischen Heimat. Gesundheitlich gedeihen die Unsrigen, mögen sie nur zeitweilig oder dauernd in der Fremde sich niederlassen, am besten in den gemäßigten Erdgürteln. Virchows Meinung, Deutsche hielten das Tropenklima Generationen hindurch nicht aus, wird freilich schon durch unsere 38,000 Ansiedler im australischen Queensland widerlegt; indessen ärgeren Anfeindungen einer heißfeuchten Tropenluft samt ihren Mikroben, z. B. denen Westindiens, erliegen Deutsche doch

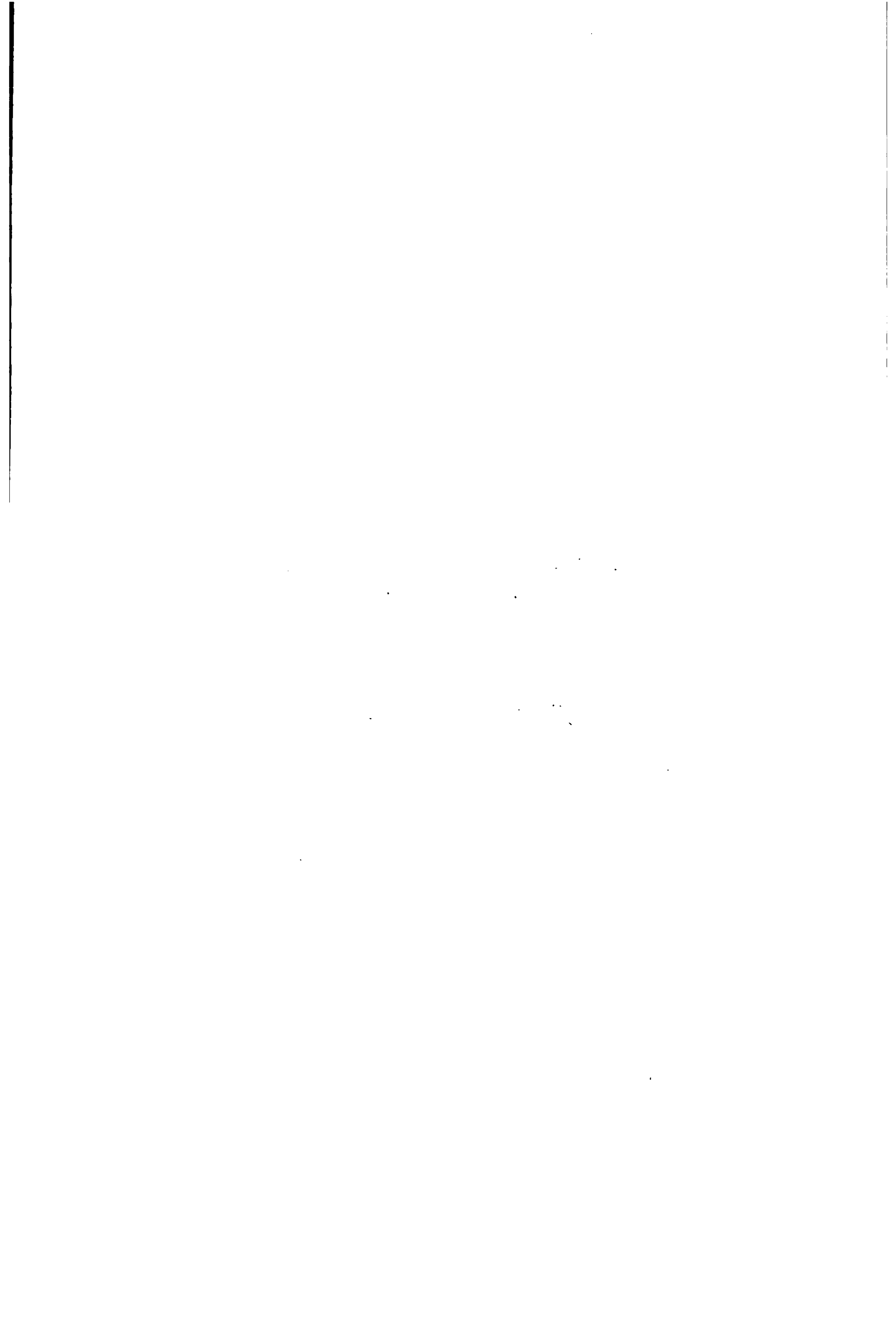
mehr als schon Südwesteuropäer. Wo immer sie aber auch auf fremdem Erdreich rüstig zu leben vermochten, da haben sie mit den daheim erworbenen Wirtschaftstugenden sich wacker bewährt im Wettkampf mit anderen Völkern, haben Treffliches geleistet als Landwirte, Gewerbtreibende und Kaufleute, als Bergleute und Techniker, als Lehrer und Beamte, auch als Heerführer oder Staatsmänner. Bezeichnend dünkt es, daß ein Berufszweig wie der pharmaceutische, der vornehmlich Pflichttreue, sorgsamste Gewissenhaftigkeit, verbunden mit gründlicher Sachkenntnis, fordert, in Amerika wie in Australien so häufig von Deutschen vertreten wird. Unsere Auswanderer dienen, wie es das Verhängnis unserer Geschichte mit sich bringt, leider überwiegend den Interessen der Fremden, unter denen sie eine neue Heimat gefunden haben, verschmelzen auch bald mit ihnen, falls sie von ihnen nicht so gesondert leben wie die in Südbrasilien oder Mittelchile. Doch der Menschheit geht ihre Arbeit nicht verloren. Seit den Zeiten, wo flandrische Weber die Tuch- und Seidenweberei nach England einführten, Niederländer die Steingutindustrie dorthin verpflanzten, ein Deutscher die erste englische Papiermühle gründete, bis in die jüngere Vergangenheit, wo rheinische Winzer englische Kolonisten Südaustraliens im Weinbau unterwiesen, der Thüringer Röbling die Riesenbrücke übers Meer baute, die heute Groß-New York zur Einheit verkettet, — wie viel Segensreiches ist auf der weiten Erde deutscher Arbeit entsprossen! Wie erkennen es die im heißesten Daseinskampf um materiellen Erwerb stehenden Amerikaner der Vereinigten Staaten freudig an, was sie den Deutschen unter ihnen verdanken an Veredelung ihres Lebens durch idealen Sinn, vor allem durch deutsche Musik! Beschirmt durch den starken Arm des Deutschen Reiches, durchmessen unsere Handelsschiffe Tag und Nacht zu Tausenden die Weltmeere mit gewaltigeren Warenlasten heimischer Erzeugung als je zuvor; in noch größerer Zahl ziehen deutsche Weisen, deutsche Gedanken gleich beflügelten Samenkörnchen über Land und Meer; deutscher Unternehmungsgeist beteiligt sich mit der wachsenden Kapitalkraft der neudeutschen Nation an großen Werken der Weltwirtschaft in allen Erdteilen. Unser Vaterland ist zur segensvollen Arbeitsstätte für die ganze Erde geworden.

3.

Die deutsche Geschichte.

Von

Hans Helmolt.



Die deutsche Geschichte.

Als Johann Gottlieb Fichte seine Reden an die deutsche Nation hielt, da war unserem Volke das Bewußtsein von seinem Wesen und Werte ganz entschwunden. In Zeiten, wo von Nationalstolz viel gesprochen und geschrieben werden muß, liegt das Vaterland entweder danieder oder krankt bedenklich. Thomas Carlyle hat die Beobachtung gemacht, daß die Vaterlandsliebe dann am stärksten ist, wenn man kaum ihren Namen kennt. Darum ist es an sich kein gutes Zeichen für die gegenwärtige Lage unseres Volkstums, wenn wir auf Schritt und Tritt Versuchen begegnen, das Nationalbewußtsein zu heben. Doch der Einfluß guter Schriftsteller ist ein wirksamer, wenn nicht der einzig wirksame Weg zur Besserung. Die Standreden, die Philipp Bogislaw von Chemnitz als Hippolithus a Lapide, Samuel Pufendorf als Severinus de Monzambano im 17. Jahrhundert dem ohnmächtigen Deutschland zugerufen haben, sind Keulenschlägen zu vergleichen, die es aus seiner Erstarrung lösen sollten. Eine schnelle Wirkung freilich darf man bei uns nicht erwarten. Aber das deutsche Volk hat Kraft genug gehabt und hat sie noch, um auf die Männer zu hören, die ihm einen Spiegel vorhalten.

Vor hundert Jahren fehlte bei uns jener Gemeinsinn, der sich sonst bei Völkern äußert, die sich zu Nationen zusammengeschlossen haben. Ausländer konnten die Beobachtung machen, in Deutschland seien keine Deutschen zu finden, sondern nur Österreicher, Brandenburger, Sachsen. Dies Urteil ist richtig, weil es dem Charakter der deutschen Geschichte entspricht. Zwar bildet auch der Werdegang unseres Volkes ein Ganzes, weil keine Entwickelung von Gliedern der Menschheit Lücken haben kann; aber dieses Ganze faltet sich in dauerndem Wechsel in unendlich viele Teile und Teilchen auseinander. Darum kennt unsere Geschichte nur wenige große Männer, die man schlechthin deutsche Helden nennen darf. Fast alle waren in das Gewirr der Gegensätze, in denen sich unser staatliches Leben abgespielt hat, dermaßen verflochten, daß sie meist nur als Vorkämpfer *eines* Stammes, *eines* Bekenntnisses gelten. Uns Deutschen fehlt ein großes Nationalgedicht, wie es die Hellenen in ihrem Doppelepos „Ilias“ und „Odyssee“ besaßen, das die Verschiedenheit der Stämme aufhob und um das griechische Volk ein unsichtbares, aber festes Band wob. In Friedrich dem Großen erblicken nicht Oberdeutsche allein in erster Linie den Preußenkönig; und wenn sich mehr als dreißig Millionen Deutscher anschicken, Luthers Tat zu feiern, stehen achtzehn Millionen grollend bei Seite.

Wie anders z. B. bei den Engländern, von denen Königin Elisabeth mit William Shakespeare — etwa in der Beleuchtung, wie sie ihr Mandell Creighton in seinem „Zeitalter Elisabeths“ hat zu teil werden lassen — stets als verkörpertes Volkstum anerkannt werden wird, oder bei den Dänen! Niemand wird widersprechen, stellt man Bertel Thorwaldsen als Vertreter

des Dänentums hin. Milde, bescheidene Ruhe, Selbstbewußtsein ohne Herabsetzung anderer, keine Überhebung, sondern eine ausgeprägte Abneigung, sich vorzudrängen, sich selbst anzupreisen: in dieser Schilderung erkennt man den Charakter der dänischen Nation und zugleich den ihres großen Sohnes wieder. Den Dänen eignet weder Kraftgefühl noch übermäßige Ehrliebe, ohne daß sie deshalb feige zu nennen wären; gutmütig, munter, friedlich und ordnungsliebend: so war Thorwaldsen. Kurz: das ganze Volk maßhaltend, ruhig und fest, eine mittlere Natur; im Grunde germanisch und deshalb deutschem Wesen verwandt.

Gegenüber dieser Geschlossenheit einer kleinen, auf einheitlich geformtem Boden gesichert wohnenden Bevölkerung welche Vielgestaltigkeit bei uns! Dem Schleswiger Theodor Storm stehen die Schwaben Eduard Mörike und Johann Georg Fischer mit ihrer sinnigen, zarten Innigkeit viel näher als der herbe Dithmarsche Friedrich Hebbel. Aus der engeren Heimat alle und jede Eigentümlichkeit erschließen zu wollen, führt auf Abwege. Eine glatte, zu bezaubernder Liebenswürdigkeit gesteigerte Feinheit und ein schroffer Wahrheitstrotz können unmöglich einen und denselben Volksstamm bezeichnen; die eine oder die andere Sinnesart wird als Ausnahme von der Regel eine untergeordnete Rolle spielen müssen. Wenn man trotzdem behauptet, in Leibniz und in Pufendorf verkörperten sich zwei Seiten des obersächsischen Charakters, so entsteht von diesem ein Zerrbild. In der angedeuteten Hinsicht kann allein Leibniz als Vertreter gelten; Pufendorfs Schroffheit daneben einen natürlichen Rückschlag nennen zu wollen, wäre Wortklauberei. Gewiß hat gerade die lange Zersplitterung es mit sich gebracht, daß sich der deutsche Charakter in tausend Strahlen brechen konnte. Das rein Menschliche hatte im Deutschen einen weiten Spielraum; und die deutsche Geschichte, die in der Zusammenfassung zerfahrener Bestandteile besteht, birgt eine große Mannigfaltigkeit an Erscheinungsformen. Um so mehr hat sich der Geschichtschreiber zu hüten, Charakterzüge, die mehr oder weniger scharf auf der ganzen Erde wiederkehren, als Besonderheiten einem der deutschen Stämme zuzuweisen. Der vollkommene Mann schließt den ganzen Menschen mitsamt seiner weiblichen Hälfte in sich. Und jede Nation ist eine Gesamtheit von Menschen, in der die nationalen Eigentümlichkeiten nur eine nähere Bestimmung des allgemein Menschlichen ausmachen und durchaus nicht übermächtig zu denken sind.

Indem man dem Bilde zu viel Eigenart aufprägt, verwischt man seine Grundzüge. Zu gern begeht der Deutsche den Leichtsinn, sich die Franzosen nur aus Leichtsinn zusammengesetzt vorzustellen. „Schlauheit im Reden" beim alten Cato, „beweglicher und leichter Sinn" und „Hang zu Veränderungen" bei Caesar, ähnlich lautende Urteile bei Trebellius Pollio und Flavius Vopiscus geben ein so bestimmtes und abgerundetes Bild von unseren gallischen Nachbarn, daß kein Zweifel mehr aufkommen kann: der Franzose ist leichtfertig. Anstatt von einer im Verhältnis zu schwerfälligeren Völkern größeren Beweglichkeit des Geistes zu sprechen, wählt man den schärferen Ausdruck, weil er der Selbstgefälligkeit schmeichelt; und die großen Denker, die Frankreich hervorgebracht hat, werden einfach als Ausnahmen von der allgemeinen Regel abgetan. Dabei vergißt man aber ganz, daß geistige Beweglichkeit auch eine gute Seite haben kann, ebenso wie eine bis zum Starrsinn gesteigerte Charakterfestigkeit keine Eigenschaft ist, womit sich ein Deutscher brüsten sollte. Ferner ist zu berücksichtigen, daß bei den Römern nicht bloß die Gallier im Rufe geringer Zuverlässigkeit gestanden haben, sondern auch unsere Altvordern. Das auch durch andere (von Otto Seeck gesammelte) Belege gestützte Urteil lautete: schlüpfrig ist die Treue von Barbaren, ein meineidiges Geschlecht sind sie insgesamt. Einer solchen Verurteilung ist jedes Volk ausgesetzt, das, noch in niederer Gesittung befangen, mit

einer höher stehenden Nation zusammentrifft. Aber die römischen Kaiser wußten sehr wohl, weshalb sie ihre Leibwache mit Vorliebe aus den Germanen wählten; Sueton spricht von der „vorzüglichen, oft erprobten Treue" dieser Leibtruppe.

Freilich, ehe nicht ein Volk zur Nation im Sinne des 19. Jahrhunderts geworden ist, kann es nur ein Volkstum haben, in dem die allgemein menschlichen Züge überwiegen müssen. Darum dürfen wir Deutschen uns auf die Tapferkeit als auf einen besonderen Vorzug unserer Vorfahren nicht zu viel einbilden, wenn auch die Tatsache nicht verschleiert werden soll, daß in deutschen Herzen ein Appell an die Furcht einen Widerhall niemals gefunden hat. Die Tapferkeit der Vorzeit, überliefert durch Geschichtschreiber des Altertums, durch wundervolle Heldenlieder und Sagen, diese urgermanische Tapferkeit, deren spätere Entfaltung in höherem Maße nationale Züge aufweist, sie war bis zu einem gewissen Grade weiter nichts als eine rein menschliche Kraftäußerung, wie sie manchen anderen Völkern auf gleicher Kulturstufe auch eigen zu sein pflegt. Wollen wir nun einen gerechten Anspruch darauf erheben, so bleibt weiter nichts übrig, als die Vorzüge der Alten immer wieder neu zu erringen: „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen". Das Alter verklärt; was vom Edelroste der Jahrhunderte überzogen ist, gewinnt in den Augen der Späteren an Wert. In seiner am 4. Februar 1836 gehaltenen Rede „Dänentum" hat Hans Christian Örsted gegen solche Landsleute geeifert, die sich das Dänentum als eine Herrlichkeit der Vorzeit vorstellten, von der nur wenige Spuren übrig seien. Wir Deutschen sind zu ähnlichen Unklarheiten und Irrtümern geneigt. Gern spricht man bei uns von der poetischen Religiosität des deutschen Mittelalters, von dem kräftigen Glauben der Reformationszeit, um davon die glaubenslose Gegenwart wirksam abzuheben. Um 1840 hat die oberste Kirchenbehörde des Leipziger Kreises in den einzelnen Ephorieen ihres Bezirks eine Umfrage veranstaltet, bei deren Beantwortung der Pfarrer von Baalsdorf über die ländliche Bevölkerung seiner Parochie keine erfreuliche Auskunft erteilt; denn auf die 16. Frage: „Welches sind die hervorragendsten Züge im Volkscharakter? Besondere Schilderung ... b) nach den schlechten Eigenschaften: Egoismus, Hartherzigkeit, Geiz, Unehrlichkeit bei Dummheit oder Schlauheit, Habsucht, Betrüglichkeit, Lügen, Starrsinn und Hartnäckigkeit u. s. w." antwortet der ehrliche Seelenhirte kurz und bündig: „In Frage b ist die ganze richtige Charakteristik des Landvolkes enthalten." Wer nun, diese Kennzeichnung zu einer Schilderung des damaligen Lebens auf dem platten Lande bei Leipzig verwertend, etwa von einem bösen Verfall der Sitten in Obersachsen reden wollte, würde sicher ungerecht handeln. Auch unsere Zeit hat ihre Tugenden, und Verallgemeinerungen sind nur dann am Platze, wenn man jene schönen Sitten der guten, alten Zeit nicht bloß Deutschland, sondern auch Mittel- und Nordeuropa, d. h. allen den Bewohnern unseres Erdteils zuweist, die zu der angegebenen Zeit etwa den gleichen Lebensbedingungen unterworfen waren und, wie wir das ja schon seit Philipp Clüvers Zeiten wissen, miteinander verwandt sind.

Dennoch gibt es sicherlich Eigenschaften, die das deutsche Volk dauernd besessen hat und vor allen anderen aufweist, Eigentümlichkeiten, die dem ihm allein gehörigen Gesamtbilde deutschen Volkstums das besondere, persönliche Gepräge gegeben haben. Ebenso wie es richtig ist, an einem deutschen Grundcharakter festzuhalten, der sich in verschiedenen Formen während verschiedener Entwickelungsalter und Beeinflussungen, die keinem Volk erspart werden, also zu allen Zeiten, geoffenbart und betätigt hat, ebenso sollte man sich daran gewöhnen, hinter dem allmählich Gewordenen das ursprüngliche Wesen, die Grundzüge unseres Volkes zu erkennen. Mag es auch schwer sein, sie herauszufinden, da man nach der einen Seite darin leicht zu viel,

nach der anderen zu wenig tun kann: möglich muß es doch sein, das deutsche Volkstum an der Hand der Geschichte ans Licht zu stellen. In den zwei Jahrtausenden, da Deutsche ein geschichtliches Dasein geführt, in den tausend Jahren, da uns staatliche Bande vereinigt haben, ist die Uhr zu oft auseinandergenommen worden, als daß der aufmerksame Beobachter ihre Zusammensetzung und ihre Triebfedern nicht sollte erspähen können.

Wir Deutschen gelten als das gelehrteste Volk der Erde. „Nie hat es ein lernbegierigeres, nie ein lehrhafteres Volk gegeben, als die Deutschen sind" (Wilhelm von Giesebrecht); Bulwers Wort von der „Nation der Denker" („the great German people, a nation of thinkers and of critics") hat Flügel bekommen. In der Tat darf man sich die Schicht, die für wissenschaftliche Arbeit Sinn und Verständnis hat, bei uns nicht zu dünn vorstellen. Schon eine ganze Reihe von Schriften und Briefen Jakob Wimphelings könnte man unter dem bekannten Wahlspruche zusammenfassen: Bildung macht frei! Darum erhoffte und beabsichtigte der eben genannte deutsch denkende und schreibende dänische Naturforscher Örsted von den Zusammenkünften der Gelehrten eine breite Wirkung auf den Geist des gesamten Volkes; darum weist Friedrich Paulsen die natürliche Vertretung Deutschlands den Männern der geistigen Arbeit zu. Es klingt anmaßend, wenn Karl Hillebrand sagt: „Nur die Gebildeten nennen wir die Nation"; und doch steckt viel Wahres darin.

Einen zuverlässigen Wertmesser für eine unvoreingenommene gerechte Beurteilung der Beobachtung, daß die große Masse des Volkes ein ganz anderes Fühlen und Denken durchlebe als die aus verhältnismäßig wenig Tausenden bestehende obere Schicht (vgl. die „two nations" in Benjamin Disraelis Roman „Sybil"), gibt die Erörterung der wichtigen Frage nach der Höhe der allgemeinen Bildung ab. Zu benutzen sind dafür die teilweise beschämend traurigen Ergebnisse von Untersuchungen wie der hinsichtlich der Vertrautheit des Volkes mit unseren großen Klassikern und seiner Bekanntschaft mit den Helden des 1870er Krieges oder von den in verschiedenen ländlichen und kleinstädtischen Kreisen angestellten Umfragen nach Weite und Tiefe des zur Zeit herrschenden Lesebedürfnisses. Jedenfalls ist noch ein weiter Weg bis dahin, daß die namentlich aus dem 1866er Kriege gewonnene Ansicht, zwischen der geistigen Kultur aller Schichten eines Volkes, seiner wirtschaftlichen Wohlfahrt und seiner militärischen Macht bestehe ein Zusammenhang (nach Friedrich Jodl „die wichtigste Erkenntnis des abgelaufenen Jahrhunderts"), aus dem unklaren Zustand einer Forderung an die Zukunft in den einer mit Händen zu greifenden Tatsache übergegangen sein wird; und die große deutsche Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung wird noch lange ihr verdienstvolles Wirken fortsetzen müssen, ehe behauptet werden kann, daß das von ihr und ähnlichen Bestrebungen (der Comeniusgesellschaft, dem Vereine „Volkswohl" in Dresden u. a.) gewünschte, allen ohne Unterschied eigene Mindestmaß von Kenntnissen auf einer wirklich erfreulichen Stufe angelangt sei. Bildung soll schlechterdings kein Vorrecht enger Kreise sein; tatsächlich ist sie es aber leider noch, und damit müssen wir uns vorderhand abfinden. Bei den Deutschen ist, wie Buckle nachgewiesen hat, der Abstand zwischen Bildung und Unbildung am größten, weil die deutsche Neigung zur Gelehrsamkeit einzelne in ihrer Bildung höher, in ihrem Wissen weiter bringe als bei irgend einem anderen Volke. Daher ist, wie Bruno Brukner mit vollem Rechte mahnt, gerade bei den Deutschen die fortwährende Neuerweckung des Gemeingefühls und eine sittliche Grundlegung ein unabweisbares Bedürfnis. Wird ihm Genüge getan, so ist anderseits unsere Hoffnung auf Besserung vollkommen begründet; die Bemerkung: „Noch nie wurde ein Buch entwendet oder mutwillig beschädigt!" in einem Berichte des Berliner Asyl-Vereins, der im Jahre 1899 an

Obdachlose 22,654 Bücher ausgeliehen hatte, spricht allein ganze Bände angesichts der Erfahrungen, die Bibliotheken und Gelehrte beim Verborgen von Büchern an „Gebildete" jahraus jahrein zu machen haben. Von der Bewegung, die in den 1840er Jahren das „junge England" entfesselt hatte, ist ohne Zweifel viel Segen ausgegangen; sollte das deutsche Volk an Erziehungsfähigkeit hinter dem englischen zurückstehen? Gerade in diesem Zusammenhange darf an eine treffliche Äußerung des Volksschriftstellers Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf) erinnert werden, die er 1843 in der Satire „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet" getan hat: „Das ist eben das große Unglück, daß man meint, unter anderem Tuche seien auch andere Herzen und unter verschiedenem Zuschnitt verschiedene Empfindungen. Um dieses Vorurteils willen mißverstehen die verschiedenen Stände sich so sehr; um deswillen beleidigen die oberen Stände die unteren so oft und müssen es oft schwer büßen. Denn die oberen Stände sind es zumeist, welche meinen, während sie zart wie Meerschaum seien, an welchem bekanntlich die leichteste Berührung einen Kritz gibt, so seien die unter ihnen ungefähr so wie ein Hausgang, auf welchem man hin und her wandeln kann mit allerlei Schuhen, ohne daß es ihm viel macht, und weil sie andere Namen hätten, so sei auch anderer Teig an ihnen, und während man den Weggliteig mit Zartheit behandle, könne man den von rauhem Mehle mit Füßen kneten, ohne daß man es ihm viel anmerke."

An den einzelnen Bestandteilen liegt nichts: nur das Ineinandergreifen der Räder und Rädchen belebt die tote Masse. Das Ganze der miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Deutschen ist das deutsche Volk. Die durch dieses Volk geschaffene Gedanken- und Gefühlswelt, das alle Deutschen umfassende Deutschtum, muß auch im Einzelnen bemerkbar und im Kleinen noch als Kraft tätig sein.

Alle, die zu einem Volk gehören, vergleicht Ernst von Lasaulx den Ästen, Zweigen, Blättern, Blüten und Früchten eines Baumes; wenn auch — hierin hinkt der Vergleich — durchaus nicht alle aus einer Wurzel entsprossen sein müssen, so leben doch alle im höheren Sinn ein Leben und haben eine gemeinsame Natur. Der Grundcharakter dieses Gesamtkörpers wird sich zwar entwickeln wie jedes andere menschliche Gebilde, aber in seinen wesentlichen Zügen sich so lange gleichbleiben, als sein Fleisch und Blut nicht ernstlich verändert wird. In der lateinischen Sprache, von der wir das fast unübersetzbare Wort „national" übernommen haben (vgl. S. 8), gibt es für das Gefühl der Stammverwandtschaft und Landsmannschaft kein bezeichnenderes Wort als natio: „natione Batavus, Phryx, Cappadox, Aegyptius bringen durchaus die tatsächlich bestehende volkstümliche Zusammengehörigkeit zum Ausdruck, einerlei, ob dieselbe auch in einer politischen Gemeinde (civitas) ihren Ausdruck findet, wie bei den Batavern, oder nicht, wie bei den Phrygern" (Theodor Mommsen). Ist Deutschlands Wesen und Kultur ein Baum, der seine Äste und Zweige nach allen Seiten hin ausstreckt und Früchte nach allen Teilen deutschen Gebietes spendet, so darf auch kein Zank noch Streit darüber herrschen, ob die eine Blüte im Osten, eine andere im Westen erblüht, ob eine Frucht im Süden gereift sei, eine andere nicht. König Ludwig II. von Bayern hat im Juli 1870 die Brücke über den Main fertig gebaut, deren Anfänge auf Friedrichs des Großen Bayern-Politik zurückzuführen sind. Kennen wir seit dreißig Jahren keinen Strich mehr, durch den man unser großes Vaterland politisch in zwei Hälften teilen könnte, so dürfen die Verschiedenheiten auf geistigem und gemütlichem Gebiete nicht mehr zu inneren Trennungslinien aufgebauscht werden. Es gibt zwar in manchen Dingen auch heute noch Norddeutschheit und Süddeutschheit, aber über beiden steht als höhere Einheit die einzige Deutschheit; und dem durch stammhafte Besonderheiten

belebten Wogen und Treiben gemeindeutscher Art entspringt unser Volkstum. Die Zeiten, wo man Haß erdichtete und den Verstand totschlug, um eine geschichtliche Kluft willkürlich zu vertiefen und zu verbreitern, wo man den deutschen Geist nach Breitegraden abmaß, das Reich der Gedanken durch Berge trennte und die Begabung nach Weltgegenden absteckte, diese Zeiten sind doch wohl vorüber. Und „wie dort ist hier dasselbe, ist mein großes, heißgeliebtes, keusches, heiliges Vaterland" (Detlev v. Liliencron). Nicht das Trennende macht den deutschen Nationalcharakter, sondern das Gemeinsame.

Selbst unsere Nachbarn und fremde Völker haben sich der Macht dieses Gedankens nicht entziehen können. Spricht sich schon in unseren ältesten geschichtlich bezeugten Stammesnamen die Neigung aus, auffallende Eigentümlichkeiten, die der unbefangene Beobachter bei einem Teile des Volkes bemerkte, dem ganzen zuzuschreiben, so brauchen wir nur an die merkwürdigen Verallgemeinerungen zu denken, die das Ausland mit deutschen Stammesbezeichnungen vorgenommen hat. Der Ungar und Südslawe nennt den Deutschen einen Schwaben (švaba), der mohammedanisch-slawische Guslare singt von Bayern (bavar oder bavarac), wenn er Deutsche meint, die Ahnen der Siebenbürger Sachsen hatten ihre Heimat an der Mosel, und dem Orientalen heißt jeder Deutsche ein Franke. Diese Gesamtbezeichnungen sind entstanden und haben sich eingebürgert zu Zeiten, wo der Ursprung des Geschlechts, das gerade Deutschland beherrschte, keine Veranlassung dazu geben konnte; politischen Machtgründen verdanken sie also ihre Entstehung nicht. Darum müssen Schwaben und Bayern, Sachsen und Franken trotz ihrer verschiedenen Anlagen eine Anzahl von Charakterzügen gemeinschaftlich besessen haben, die als gemeindeutsch von anderen Völkern empfunden, anerkannt oder verurteilt wurden.

I. Der Deutsche als Einzelner.

1. Der Deutsche an und für sich.

In seiner Geschichte der englischen Literatur entwirft Hippolyte Taine von den Angelsachsen, der germanischen Wurzel des Britentums, folgende Schilderung: „Der Germane besitzt weder fröhlichen Sinn noch die Gabe, sich mitzuteilen, noch das Gefühl für harmonische Schönheit. Aber dieser Geist, dem der Sinn für Schönheit verschlossen ist, öffnet sich nur um so mehr dem Gefühle für die Wahrheit. Die Herrschaft haben darin die männlichen und sittlichen Empfindungen, und darunter vor allem das Bedürfnis nach Unabhängigkeit, der Geschmack an ernsten und strengen Sitten, die Befähigung zur Hingabe und Verehrung, die Pflege des Heldentums. Darin beruhen die Anfänge und Keime einer zwar verspäteteren, aber gesünderen Entwickelung, die weniger auf das Angenehme und Feine, fester auf Gerechtigkeit und Wahrheit gegründet ist." Taine spricht dem Germanen damit Eigenschaften zu, die für Dauerhaftigkeit Gewähr bieten: „la race demeure saxonne" (die Rasse bleibt sächsisch). Das in allen Hauptpunkten richtige Charakterbild, das der geistreiche Franzose mit glücklicher Hand von den alten Sachsen entworfen hat, paßt deshalb ebenso auf die Germanen des Tacitus wie auf die heldenhaft trotzige Sachsenkraft und gemütvolle Sachsensinnigkeit der Gestalten Shakespeares.

Es gibt einen Schlüssel zum Verständnis dieses Wesens. Schon der römische Geschichtschreiber hat es deutlich bekundet, daß er ihn gefunden hatte: in seiner „Germania" schildert er L a n d u n d B o d e n mit derselben Liebe, demselben feinen Verständnisse wie die Bewohner. Das Leben und Weben in und mit der Natur, die Liebe zu ihr hat auch der unvergleichliche Menschenkenner Shakespeare als Grundwurzel germanischen Seins und Fühlens erkannt: auf

welchen Deutschen wirkte nicht die Sinnigkeit des „Sommernachtstraums" mit seinen Elfen im Mondschein; welcher Deutsche erquickte sich nicht an dem würzigen Waldesdufte, der aus „Wie es Euch gefällt" herausweht? Der gleiche Gedanke der Freiheit ist es, wenn vor zwei Jahrhunderten der Engländer Milton „pro populo anglico" dem Sklavensinne des Franzosen Saumaise entgegentritt, das gleiche Bedürfnis nach Unabhängigkeit, wenn 1848 Jakob Grimm für den ersten Artikel der Grundrechte folgenden Wortlaut beantragt: „Alle Deutschen sind frei, und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen, macht er frei."

Die germanische Natur hat mit ihrer Urwüchsigkeit die Jahrtausende überdauert. Nicht in allen Gliedern des deutschen Volkes tritt sie so greifbar zutage, wie das die Westfalen mit ihren Droste und Hermes gern für sich beanspruchen; aber vorhanden ist sie auch heute noch und überall lebendig. Das Urteil, das am 18. Oktober 1865 Ferdinand Freiligrath in einem Brief an Franz Kaulen über die Westfalen gefällt hat: „Etwas langsam sind sie; haben sie das Rechte aber einmal ergriffen, dann halten sie auch um so zäher und zuverlässiger daran fest", darf man unbesorgt auf alle anderen deutschen Stämme ausdehnen. Gesund und frisch, redlich und treu, verständig und ernsthaft, ausdauernd und beharrlich, trotzig und schwerfällig: das sind Eigenschaften, die, bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger ausgebildet, im ganzen genommen des Deutschen Art ausmachen. Wir haben kein Recht, auf eine davon alleinigen Anspruch zu erheben; gleichwohl fühlt selbst der Fremde, daß der Charakter des Durchschnittsdeutschen im wesentlichen jene Züge aufzuweisen pflegt. Es sind Eigenschaften, die einen nicht sonderlich beliebt machen; Taine deutete die Vorzüge an, die jedem anderen die Herzen öffnen, uns aber fehlen.

Eine gewisse Unbehilflichkeit hängt dem Deutschen in der Fremde an; er fühlt sich im Auslande nicht wohl, ihn ergreift das Heimweh.

„Herz, mys Herz, warum so trurig?
Und was soll des Ach und Weh?
's is so schön in fremde Lande.
Herz, mys Herz, was fehlt der meh?"
(„Schwyzer-Heimweh" von Wyß d. J.)

Dadurch kann die angeborene Liebe zum Boden, die Bodenständigkeit nur verstärkt werden. Im heißen Afrika haben sich die unternehmungslustigen Vandalen oft nach ihrem kühlen Schlesien zurückgesehnt. Rührend ist des gebannten Königs Heinrich IV. Liebe zu seinem Vaterlande: auch er kann aus seinem Innern den „dummen deutschen Schwamm" nicht reißen. Anhänglichkeit an den angestammten Frankenboden, inniges Naturgefühl und edelste Menschenliebe haben der Familie Heim zu Solz in Sachsen-Meiningen bei größter Bescheidenheit unsterblichen Ruhm gebracht. Auch Friedrich List hätte viel Gelegenheit gehabt, im Ausland glänzende Geschäfte zu machen; er brauchte nur zuzugreifen. Aber allen Anfeindungen der eigenen Stammesgenossen zum Trotze widmete er seine Kräfte Deutschland allein. Ihm hat er mit zum Zollverein verholfen, der die inwendigen Schranken niedergerissen hat; von Anfang an hat er der Wirksamkeit des Leipziger Eisenbahnausschusses jenes nationale Streben gegeben, das dann in ganz Deutschland so reiche Früchte tragen sollte. Nur das eine Ziel kannte er, seinem Vaterlande zu nützen; gern und oft hat er öffentlich bekannt, wann und wem er dabei Förderung zu verdanken hatte. Schließlich ist der deutscheste unserer Volkswirtschaftler an deutschem Undank und deutscher Mißgunst zu Grunde gegangen; nur im Tode hat er die verdiente Ruhe gefunden: die liebevolle Teilnahme der Katholiken Kufsteins gönnte dem unsteten Protestanten, den sein Schicksal übermannt hatte, eine ehrenvolle Bestattung und ein Grab in geweihter Erde. Am deutlichsten zeigt sich das treue Ausharren in deutschem Wesen auf Inseln

(Halligen, fries. Inseln) oder in bedrohten Grenzgebieten, die auf allen Seiten von Fremden umbrandet sind: berühmt ist der Unabhängigkeitssinn der deutschen Wallinger, der stolzen und charakterfesten, wohlhabenden und standesbewußten Bewohner des Städtchens Wallern, und der „Künischen" (königlichen Freibauern) zwischen Neuern und Innergefild; berühmt ist das deutsche Nationalbewußtsein der Siebenbürger Sachsen, bei denen tapfere Rufer im Streite, wie Stephan Ludwig Roth, nicht zu den seltenen Erscheinungen gehören.

Dieser Liebe zum teuern Vaterlande steht ein ausgesprochener Wandertrieb gegenüber. Beide anscheinend einander ausschließenden Gefühle haben Platz in demselben Gemüte. In jedem Deutschen lebt eine starke Teilnahme für seine Umwelt; es macht ihm keine Mühe, so vorurteilslos zu werden, daß er mit dem, das ihn gerade fesselt, förmlich verschmilzt. Daher seine Wanderlust, seine Forschbegier, sein Kolonisierungsgeschick und daher auch seine schnelle Einwurzelung in fremdem Boden. „Dem Germanen ist", so führt Houston S. Chamberlain in seinen echtgermanischen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" aus, „eine noch nie dagewesene Expansionskraft charakteristisch und zugleich eine Neigung zu einer vor ihm unbekannten Konzentration. Die Expansionskraft sehen wir am Werke: auf praktischem Gebiete in der allmählichen Besiedelung der ganzen Erdoberfläche, auf wissenschaftlichem in der Aufdeckung des unbegrenzten Kosmos, in dem Suchen nach immer fernern Ursachen, auf idealem in der Vorstellung des Transzendenten, in der Kühnheit der Hypothesen sowie in dem künstlerischen Adlerflug, der zu immer umfassenderen Ausdrucksmitteln führt. Zugleich aber erfolgt jene Rückkehr in immer enger gezogene Kreise, durch Wälle und Gräben von allem anderen sorglich abgegrenzt: das Stammverwandte, das Vaterland, den Gau, das eigene Dorf, das unverletzliche Heim, den engsten Familienkreis, zuletzt das Zurückgehen auf den innersten Mittelpunkt des Individuums." Der Hang zum Abenteuern, der unbezwingliche Drang zur Freiheit verträgt sich demnach sehr wohl mit einer unverlöschbaren Liebe zur Heimat. Ja, die Deutschen Amerikas behaupten sogar, bei ihnen in der Ferne sei die Vaterlandsliebe tiefer und inniger als bei den Zuhausegebliebenen.

Der Wandertrieb hat sich im Deutschen zu verschiedenen Malen und auf verschiedene Art geschichtlich betätigt: in der Völkerwanderung, in den Römer- und den Kreuzzügen, in der großartigen Kolonisierung der Lande zwischen Elbe und Oder, Weichsel und Donau, im Landsknechts- und Reisläuferwesen, in der neuzeitlichen Auswanderung, in den wissenschaftlichen Entdeckungen fremder Länder. Zunächst in der Völkerwanderung. Welches Drängen und Schieben, Kommen und Gehen, Siegen und Fallen in dem Jahrtausend seit dem Zuge der Bastarner nach dem südlichen Rußland! Von da an ist in die Stämme der Germanen keine Ruhe gekommen, ehe nicht die letzten Wehen des hunnischen Sturmes, der die fast seßhaft Gewordenen wieder von der Scholle riß und in neue Bahnen zwang, endgültig überwunden waren. Ob mehr die altgermanische Lust am Kampfe, die Aussicht auf Beute und Heldenruhm, ob mehr das im Verhältnis zum besetzten Boden zu schnelle Wachstum des Stammes oder die Feindseligkeit des stärkeren Nachbarn den eigentlichen Anstoß zum Verlassen der eroberten Sitze gegeben hat, das zu untersuchen, ist hier nicht der Ort und für uns von geringer Wichtigkeit; genug: die Germanen sind — nicht in der Weise der Nomaden, die in geregeltem Kreislauf in dieselben Gegenden zurückzukehren pflegen — jahrhundertelang gewandert von Fluß zu Fluß, von Tal zu Tal, von Wald zu Wald, von Land zu Land, vom Osten zum Westen, vom Norden zum Süden und haben damit der Welt ein Schauspiel geboten, wie sie es sonst nicht gesehen hat. Selbst das Meer, das einst die keltische Wanderung in eine rückläufige verwandelt hatte,

Erklärung des umstehenden Bildes.

(Auf Grund der Forschungen des Marienburger Dombaurates Dr. C. Steinbrecht.)

Die Abbildung zeigt uns die berühmte Hauptburg des Deutschen Ritterordens in ihrem gegenwärtigen Zustande nach einer 1897 aufgenommenen Photographie.

Die Burg, um 1280 errichtet und anfänglich Sitz eines Ordenskomturs, wurde 1309 die Residenz des Ordenshochmeisters. Um 1340 erhielt sie ihre endgültige Gestalt; doch wurde bis ans Ende des 14. Jahrhs., demnach in der Blütezeit des gotischen Stils, an ihr fortgebaut. Seit 1457 in polnischem Besitze, fiel sie dreihundertjähriger Verwahrlosung anheim. Als sie 1772 infolge der ersten Teilung Polens unter die Herrschaft Preußens kam, wurde sie Nützlichkeitszwecken angepaßt, bis 1803 dem Unwesen ein Ende gemacht und nach den Befreiungskriegen mit der Wiederherstellung begonnen ward. Die ersten Restaurationsarbeiten fielen nicht sehr glücklich aus; aber nach längerer Pause wird seit 1886 an dem Ausbau emsig und verständnisvoll weitergeschafft. So wird in nicht zu ferner Zeit die Restauration eines architektonischen Werkes vollendet sein, von dem Robert Dohme sagt: „Die Marienburg ist als die höchste Leistung des Profanbaues im deutschen Mittelalter überhaupt anzusprechen."

Auf der Abbildung müssen wir uns die unmittelbar am Nogat-Ufer gelegenen Häuser jüngeren Ursprungs hinwegdenken mit Ausnahme des **Brücktors**, eines erst in allerneuester Zeit wiederhergestellten Bauwerkes mit zwei Eingängen, die von zwei massigen, mit spitz zulaufenden Dächern versehenen Rundtürmen flankiert werden. Die ehemals über den Weichselarm führende Brücke müssen wir in Gedanken hinzufügen.

Haben wir uns die Hauptgebäude freigelegt, so fehlt allerdings der Blick auf die äußeren Befestigungen, die sie umgeben haben; doch die wichtigsten Teile der Marienburg stehen ungefähr so vor unseren Augen, wie sie vor 600 Jahren aussahen.

Das langgestreckte Gebäude links ist das **Mittelschloß**; vor diesem zog sich noch weiter nach links (Norden) die „Vorburg" hin, von der nur wenige vereinzelte Teile noch erhalten sind. In dem langen Flügel des Mittelschlosses liegt der Rittersaal, eine von Granitsäulen getragene, mit Sterngewölben versehene Halle; hier gab der Hochmeister seinen Gästen Feste und Prunkmahlzeiten. Gegen die Nogat zu springt ein mehrstöckiger Flügel vor mit wohlgegliederter Stirnseite: der berühmte **Hochmeisterpalast**. Von der Hofseite her gelangt man auf einer Treppe in die Vorhalle des Hauptgeschosses und von hier in die beiden herrlichen „Remter" (Sommer- und Winterremter), wie die Säle in den Ordensburgen gewöhnlich genannt werden. Gegen den Hof zu liegen die Wohngemächer des Hochmeisters. Die auf dem Bilde nicht sichtbare Ostseite des Mittelschlosses enthielt die Gastzimmer, der Nordflügel die Krankenzimmer.

Rechts (südlich) vom Mittelschlosse erhebt sich das ragende **Hochschloß**, eine von Graben und Mauer umgebene Burg für sich. In der Lücke zwischen den beiden Schlössern erblicken wir den „Pfaffenturm"; das Schloß selbst überragt der an der Ostseite befindliche Hauptturm, der auch als Wache diente. Das Hochschloß ruht auf dem „Parcham", einer künstlichen, aus dem Schloßgraben emporsteigenden Terrasse. Das nahezu quadratische, an den Ecken mit Giebeln geschmückte Schloß besteht aus Erd-, Haupt- und Obergeschoß. Besonders wirksam sind die zwei übereinander gestellten Kreuzgänge des Hofraumes. Im Erdgeschoß liegen Wachtstube, Küche und Keller, ferner die Sankt-Annen-Kapelle, die Gruft der Ordensgebietiger. Das Hauptgeschoß enthält im Nordflügel den imposanten Kapitelsaal und die Schloßkirche, deren Chor weit über die Baulinie bis an den Grabenrand vorspringt. Außen in der mittleren Chornische prangt die mit farbigem Mosaik inkrustierte Kolossalstatue der Ordenspatronin Maria. Ost- und Südflügel enthalten die Schlafsäle (Dormitorien) der Ritter; im Westen, am Flusse, befand sich die Wohnung des Komturs und des Treßlers (Schatzmeisters), des Hüters der Silberkammer, die den Ordensschatz barg.

Gegen den Fluß zu liegt ein viereckiger Turm, der durch einen auf Wölbungen ruhenden Gang mit dem Hochschloß verbunden ist. Sein Name ist „Herrendansk" (Dansker nannte man die Kloaken). Ein Bach lief unten hindurch.

Über den rechten Bildrand hinaus müssen wir uns das Städtchen Marienburg vorstellen, das weniger Raum beanspruchte als die weitläufige, dreigeteilte Ordensburg



Rittersaal: Mittelschloß: Hochmeisterpalast. Pfaffenturm. Hochschloß. Brücktor. Herrendansk.

Das Marienburger Schloß, von der Nogat-Seite (Westen) aus gesehen.

Nach einer Photographie von Ferd. Schwarz in Marienburg.

konnte ihnen keine Schranken setzen. Von Skandinavien her fuhren sie kühn in ihren gebrechlichen Fahrzeugen über das Baltische und über das Deutsche Meer, hinein in die Flußläufe der Elbe, der Ems und der Seine, nach England und Island, nach Portugal, Süditalien, Albanien und nach Byzanz; ja, um das Jahr 1000 haben Wikinger, ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus, Amerikas Ostküste entdeckt und besiedelt.

Von der zweiten und dritten Erscheinungsform, worin uns der deutsche Wandertrieb in großartiger Weise geschichtlich entgegentritt, den Römer- und den Kreuzzügen, ist besser an späterer Stelle die Rede. Ganz anderer Art, nutzbringender für das Deutschtum wie für die Menschheit war eine weitere Betätigung deutschen Wandertriebes, die Germanisierung der Slawengebiete. In den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts beginnt die Einwanderung deutscher Bauern in das alte Sorbenland. Begünstigt von der politischen Lage, gefördert und unterstützt von dem allgemeinen Aufschwung deutschen Lebens, der das 12. Jahrhundert auszeichnet, zogen Scharen tüchtiger Bauern aus dem Westen, vor allem aus dem Niederländischen, aber auch aus Thüringen, Franken und Sachsen, hinüber ins Wendenland und weiter, um deutscher Art mit deutscher Kraft neuen Boden zu gewinnen. Als unter dem großen Staufenkaiser Friedrich II. Abgesandte des Herzogs Konrad von Masovien vor dem siebenten Hochmeister des Deutschen Ordens, dem klugen und beharrlichen Hermann von Salza, erschienen, um ihn und seine Ritter zur Bekämpfung der Heiden im unteren Weichselland aufzufordern, da konnte niemand ahnen, daß die Farben dieser Kreuzfahrer — schwarzes Kreuz auf weißem Mantel, schwarzer Adler — nach einem halben Jahrtausend ein junges Königreich kennzeichnen würden, das noch später die Grundlage des neuen Deutschen Reiches bilden sollte. Nicht in der urwüchsigen, ja rohen Tapferkeit jener Deutschherren, die seit 1229 von den Burgen Vogelsang, Nessau und Thorn aus das Kulmer Land den heidnischen Pruzzen entrissen, in hartem Ringen nach und nach Pomesanien und Pogesanien, Ermland, Löbau und Galinden, Samland und Sudauen eroberten, erblicken wir jetzt das Hauptverdienst, sondern in der unermüdlichen Einimpfung deutschen Blutes, in der unverdrossenen Einpflanzung deutscher Sitte in bisher unzugängliche Gebiete. Das unvermeidlicherweise mit Schrecken und Entsetzen gepaarte kriegerische Auftreten der ersten Landmeister, Marschälle und Komture (Hermann Balk, Dietrich von Bernheim, Heinrich von Wida, Poppo von Osterna, Dietrich von Grüningen und Konrad von Thierberg im 13. Jahrhundert) wird an echtem Lob und Preis weit übertroffen von der stilleren Kulturarbeit eines Meinhard von Querfurt, der um 1290 die Weichsel- und Nogatufer regelte, eines Siegfried von Feuchtwangen, eines Werner von Orselen; und als Gründer deutscher Kolonieen auf fremdem Boden haben Burggraf Dietrich von Altenburg und Heinrich Dusemer von Arffberg den Verlust von Akka (1291) und das Verlassen Venedigs (1309) nicht nur vollkommen wettgemacht, sondern sich auch, selbst neben den großen Hochmeistern Winrich von Kniprode und Konrad von Jungingen, begründeten Anspruch auf dauernden Ruhm erworben. (S. die beigeheftete Tafel „Das Marienburger Schloß“.) Um 1400 umfaßte das Ordensgebiet 48 feste Schlösser, 55 Städte, 2000 Edelhöfe und 20,000 Dörfer; zahlreiche Kaufleute, Handwerker und Bauern aus dem Reiche breiteten im alten Preußenlande deutsches Volkstum aus.

Der im Laufe der Jahrhunderte sich kaum vermindernde, eher steigende Überschuß an urwüchsiger Kraft, die dem Wandertriebe zu Grunde liegt und nach Taten verlangte, fand um die Wende des Mittelalters einen fünften Ausweg im Landsknechtswesen. Allerdings bedeutet diese Stufe in der Entwickelung des deutschen Heeres nichts weniger als einen Fortschritt

gegenüber dem gemeindeweise geordneten, durch Bande des Blutes, der Ehre und der Nachbarschaft gehobenen, unabhängigen und nationalbegeisterten Schweizerheere. Aber mag auch das Aufkommen der Geldgier, der Niedergang der Sittlichkeit und bescheidener Wirtschaft dem Söldnertume des 15. Jahrhunderts jene Wendung aus dem Nationalen zum Internationalen gegeben haben: „ehrlich und fromm" heißt doch der deutsche Söldner, dem zu Hause keine, im Ausland lohnende Tätigkeit winkte, durchgehends noch im 15. und angehenden 16. Jahrhundert. Aus dieser Glanzzeit stammt der Feiergesang deutscher Tapferkeit, das Pavierlied von 1525 („Was wöll wir aber heben an"). Doch schon gegen Ende dieses und im ganzen Verlaufe des 17. Jahrhunderts ist aus dem biederen, frumben Landsknecht durch die verderbenden Einflüsse besonders des Dreißigjährigen Krieges ein verwilderter Mensch geworden, der sich entweder als Räuberhauptmann furchtbar macht oder als Bettler und Tagedieb zur Landplage wird.

Die neuzeitliche Erscheinungsform desselben deutschen Wandertriebes, der während des Mittelalters breite Ströme deutscher Kraft in den Osten Europas hatte fließen lassen, ist die **Auswanderung**, durch die Deutschland zu Gunsten anderer Völker, die früh es verstanden hatten, sich auswärts eigene Kolonieen zu gewinnen, lange Zeit Jahr für Jahr unersetzliche Verluste erlitten hat. Die heimischen Verhältnisse waren derart, daß man das Heil überall anders, nur nicht im Vaterlande suchte; unterstützt wurde dieser kostspielige Wandertrieb, der uns Millionen tüchtiger Kräfte entführt hat, durch die dem Deutschen eigene Sehnsucht nach dem Ideal und die kosmopolitische Ader, deren Wirkungen uns noch an einer anderen Stelle beschäftigen werden. Die verheerenden Kriege, die Zerrüttung der öffentlichen Zustände, die politischen und die religiösen Bedrängnisse, die Verarmung und Bedrückung des Volkes hatten schon im 17. und 18. Jahrhundert, wo man noch keine Auswanderungsstatistik kannte, eine Unzahl deutscher Familien veranlaßt, den Wanderstab zu ergreifen und der Heimat den Rücken zu kehren. In demselben Maße nun, wie die Gedanken der Staatseinheit Deutschlands und der staatsbürgerlichen Freiheit, die durch die Kriege gegen Napoleon verdient zu sein schienen, mehr und mehr in den Hintergrund traten, wuchs auch die Unzufriedenheit mit den vaterländischen Verhältnissen. Die Auswanderung des Mittelalters ist in erster Linie dem Deutschtum und erst in zweiter der gesamten Menschheit zu gute gekommen; dagegen ging der Strom des 19. Jahrhunderts, nur geringe Teile davon und die letzten Jahre ausgenommen, dem Deutschtum verloren. Während der auswandernde Engländer überall zu Hause ist, weil England „durch eine ungemein sinnreiche politische Weberei die Welt mit einem Netze von Machtlinien überzogen hat, die es an den günstigsten Punkten anzuheften wußte", während der Engländer wie auch der Franzose, Spanier und Italiener meist nach Hause zurückkehrt, nachdem er seinen Zweck erreicht hat, ward der Deutsche, hinter dem bis 1871 kein achtunggebietendes Vaterland stand, vermöge seines — in diesem Falle unglücklicherweise — großen Anpassungsvermögens in den allermeisten Fällen ein guter Bürger der neuen Heimat; den in ihm steckenden Teil des Volksvermögens, den ein anderes Land gewann, büßte Deutschland ein.

Freilich sagt man dies leichte Übergehen in ein fremdes Volkstum auch dem Iren, dem Welschen und dem Slawen genau so nach; ja man hat Beweise für die Tatsache, daß Glieder dieser Stämme ihr Volkstum vollständig aufgegeben haben und schon im nächsten Geschlechte „mit Haut und Haaren" dem neuen Volk anheimgefallen sind. Doch das ist ein schlimmer Trost. Von unserem Standpunkt aus bietet die Geschichte der deutschen Auswanderung trübe Blätter. Bezeichnend ist das Verhalten der Deutschen in Nordamerika. Vor dem Unabhängigkeitskriege machten sie zusammen mit den Holländern im Staate New York vier Fünftel, in Pennsylvanien

zwei Drittel, in New Jersey, Delaware und Maryland die Hälfte, in Virginia mehr als ein Viertel der weißen Bevölkerung aus; auch in Nord- und Südcarolina, in Georgia und Louisiana saßen sie in größerer Anzahl. Wo sie starke Haufen bildeten, hielten sie sich in Sprache und Sitte deutsch. Nach der Loslösung der Vereinigten Staaten von England hörte die Masseneinwanderung von Deutschen eine Weile auf; die Folge war, daß sich das geistige Band mit Deutschland lockerte und die amerikanisch-deutsche Bevölkerung, wenn sie auch noch nach Charakter und Sitte deutsch blieb, doch in Sprache und Beruf englisch-irischen Anstrich bekam. Vollkommene Niederlagen aber erlitt das deutsche Wesen im 19. Jahrhundert, als sich nach dem englischen Kriege die amerikanische Nation mit außerordentlicher Schnellkraft auf sich selber besann, Nationalbewußtsein und sehr bald Nationalstolz erlangte. Dem vermochten die Deutschen Amerikas nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen: Julius Falkensteins Werk, der Allgemeine Deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, ohne die Schöpfung des Kaiserreiches kaum denkbar, jedenfalls aber eine ihrer schönsten Früchte, ist erst am 15. August 1881 begründet worden; und so wurden jene ausgewanderten Deutschen Amerikaner.

Hauptsächlich aus der echt deutschen Wurzel des Lerneifers hat sich die siebente Erscheinungsform unseres Wandertriebes entwickelt, die, anfänglich gewissermaßen nur eine Veredelung des Abenteurertums darstellend, schließlich in den wissenschaftlichen, auf eigene Kosten und ohne Rücksicht auf Geldgewinn veranstalteten E n t d e c k u n g s r e i s e n eines Alexander von Humboldt gipfelt. Ursprünglich ohne Plan und Ziel nur aus reiner Lust am Ungewöhnlichen und einem mächtigen Zug in die rätselhafte Ferne hervorgegangen, haben sich diese Reisen allmählich zu Entdeckungsfahrten ausgebildet, die der Menschheit die allergrößten Dienste leisteten. Als einer der frühesten Deutschen, die in dem ersten Sinne tätig waren, darf Schildberger genannt werden, der, durch die unglückliche Schlacht von Nikopoli (1396) in die Gefangenschaft des Sultans geraten, Ägypten und Kleinasien bereiste, von den Mongolen gefangen genommen wurde, aber, von Heimweh gepeinigt, entfloh und über Konstantinopel durch Ungarn nach Hause zurückkehrte. Die im Druck erschienene Beschreibung von Schildbergers Fahrt erfreute sich im 15. Jahrhundert großer Beliebtheit und mußte mehrfach aufgelegt werden.

Dann kommt die Zeit der großen Entdeckungen; die Deutschen haben sich daran nicht in letzter Linie beteiligt und das „Plus ultra" ihres Kaisers Karl V. in die Tat übersetzt. In Gesellschaft des jungen Welser zogen außer Bergleuten aus Sachsen Ambrosius Ehinger (Dalfinger), Georg Hohermuth, Philipp von Hutten, Hieronymus Sailler und der Feldhauptmann Nikolaus Federmann nach Venezuela und von da aus weiter gen Süden und Westen; doch waren ihre Beweggründe mehr wirtschaftlicher und kriegerischer Natur. Über die erste deutsche, 1505 von den Handelshäusern Welser, Fugger u. s. w. ausgerüstete Fahrt nach dem „Gewürzlande" haben Balthasar Springer aus Vils bei Füssen und Hans Mayr, der Faktoreischreiber des Kauffahrteischiffes „Raphael", wertvolle Berichte und Aufzeichnungen hinterlassen. Reine Entdeckungslust hat den Studenten Hans Staden nach Brasilien und Ulrich Schmidl nach dem La Plata geführt. Der wissenschaftliche Drang, die Ursprungspflanzen verschiedener Heilmittel kennen zu lernen und neue Heilpflanzen zu entdecken, trieb den Augsburger Arzt Leonhard Rauwolf am Ende des 16. Jahrhunderts (1573—76) ins Morgenland; sein kostbares Herbar bildet noch heute einen der wertvollsten Bestandteile der Universitätsbibliothek zu Leiden. Im 17. Jahrhundert besiedeln zahlreiche Deutsche und Niederländer Java und Sumatra, Engelbert Kämpfer bereist Japan, Peter Kolb das Kapland: überall ist der Deutsche rege an der Arbeit, durch die Erschließung fremder Länder das Wissen von der Erde zu bereichern.

Auf demselben heißen afrikanischen Boden, der seit Friedrich Hornemanns Untergang (1801) so manchem deutschen Entdecker das Leben gekostet hat, sind die größten Erfolge wohl Heinrich Barth beschieden gewesen. Der Satz, daß die Bedeutung eines Afrikaforschers an seinem Reisewerke zu messen sei, bewahrheitet sich in vollkommenster Weise an Barths Leistung. Sie wird auf lange Jahre hinaus in vielen Punkten vorbildlich sein, obgleich seine Berichte keine schwungvollen Schilderungen sind, sondern als fast unerschöpfliche Stoffsammlungen mühsam studiert sein wollen. Nüchternste Wahrheit blickt aus seinem Buche, Zeile für Zeile; erst wer tiefer sieht, erkennt den darin niedergelegten Reichtum der wichtigsten Beobachtungen. Heinrich Barth haben wir es zu verdanken, daß deutsche Schilderungen aus dem dunkeln Erdteile den Ruf größerer Zuverlässigkeit genießen und die Reisen selbst damit nachhaltigeren Erfolg haben als die irgend eines anderen Volkes; freilich hat er sich und uns diesen durch angestrengteste Arbeit und Überwindung außergewöhnlicher Schwierigkeiten verdienten Ruhm nur unter heftiger Anfeindung erobern können: die Deutschen sind eben nicht schnell bereit, Großtaten ihrer Landsleute zu würdigen und anzuerkennen.

Im Mittelalter war durch die deutsche Kolonisation deutschem Wesen neues Gebiet in Mitteleuropa gewonnen worden; später verstärkten die unternehmenden Köpfe — die Untätigen bleiben ja doch hinterm Ofen sitzen — nur die überseeische Kolonialmacht unserer Vettern, Nachbarn oder auch Feinde. Verheißungsvoll muß darum jedem Deutschen, der sein Volkstum lieb hat, die Erwerbung von außereuropäischen Kolonieen und ihr Ausbau erscheinen. Diese Ausdehnung ist im letzten Grunde weniger auf Bismarck zurückzuführen, dem ja die Erkenntnis von der Berechtigung derartiger Forderungen eines neuen weltpolitischen Zeitalters schwer genug geworden ist, als vielmehr auf das unwiderstehliche Drängen des deutschen Volkes selbst. Die Erwerbung der ersten Kolonieen für Deutschland im Jahre 1884 ist die nach längerem Zögern, dann aber mit Bismarckscher Kraft erfolgte Antwort auf Friedrich Fabris Frage: „Bedarf Deutschland der Kolonieen?", ist die amtliche Beglaubigung und machtvolle Beschützung der Pioniertätigkeit von wagenden Kaufleuten, wie Johann Cesar Godeffroy, Franz und Eduard Hernsheim, Franz Adolf Eduard Lüderitz und Adolf Wörmann, ist die erwünschte Frucht von privaten Vorarbeiten kühner Kolonialpolitiker vom Schlage eines Karl Peters. Den allerersten Versuch einer deutschen Kolonialgründung hat wohl Johann Joachim Becher (1635—82) gemacht. Dieser merkwürdige Mann setzte sich, nachdem Verhandlungen mit Kaiser Leopold und dem Kurfürsten von Bayern gescheitert waren, im Jahre 1668 mit dem unternehmungslustigen Grafen Friedrich Kasimir von Hanau in Verbindung. Bechers Plan lief darauf hinaus, zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrome von der Holländisch-westindischen Kompagnie mehrere tausend Quadratmeilen zu Lehen zu nehmen, binnen zwölf Jahren zu kolonisieren und dafür an Holland jährlich eine bestimmte Entschädigung zu zahlen; die Voraussetzung dazu freilich war irrig: Guayana ist jetzt als schlimmes Fieberland bekannt. Um böse Spötter zum Schweigen zu bringen, verfaßte Becher, dessen Zuversicht nicht zu beugen war, eine Schrift, deren grundsätzliche Aufforderung auch heute noch gehört zu werden verdient: „Wohlan denn, tapfere Deutsche, machet, daß man in der Mappe neben Neuspanien, Neufrankreich, Neuengland auch zukünftig Neudeutschland finde!"

Überblicken wir die mannigfachen Äußerungen des deutschen Wandertriebes, wie er sich die verschiedensten Auswege zu öffnen wußte, so muß uns eins wundernehmen: daß es der Deutsche trotz seiner weltbürgerlichen Neigungen nicht verstanden hat, sich mehr Verdienste auf kosmopolitischem Gebiete zu erringen. Heinrich von Treitschke stellt fest, außer der

Begründung des Weltpostvereins und der Teilnahme an der Erbauung der Gotthardbahn gäbe es bei den Deutschen nichts, was sich neben den Taten der englischen Kolonialpolitik oder dem Wirken des Franzosen Lesseps am Suezkanal sehen lassen könne. Doch dürfen Leistungen wie die der internationalen Erdmessung oder der Berner Übereinkunft zum Schutze geistigen Eigentums, an denen Deutsche in hervorragender Weise beteiligt sind, nicht verschwiegen werden.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beantwortete der gelehrte Franzose Jean Bodin die Frage: „Was waren die Germanen zu Tacitus' Zeiten, und was sind sie heute?" dahin, daß man vor ihren Leistungen die größte Achtung haben müsse. „An Humanität übertreffen sie den Asiaten, an Kriegszucht den Römer, an Religion den Hebräer, an Philosophie den Griechen, an Geometrie und Arithmetik den Ägypter und Phöniker, an Astrologie den Chaldäer, an Handwerk aber alle Nationen." Das ist eine Lobpreisung, wie sie uns später von Angehörigen unseres westlichen Nachbarreiches freiwillig nicht wieder geworden ist. Etwas Wahres muß doch daran sein; tüchtig sind die Deutschen immer gewesen. Mögen sie auch nicht stets und überall es verstanden haben, die Früchte ihres Fleißes selber zu pflücken, Männer eigner Kraft hat es in großer Zahl bei ihnen gegeben. Auch heute sind sie noch nicht ausgestorben, deren ganzes Wesen durch Stephans Kernspruch gekennzeichnet wird: „Ziel erkannt, Kraft gespannt, Pflicht getan, Herz obenan!" Von Johannes Gensfleisch an bis auf Friedrich König und Andreas Bauer: keine Nation hat durch Vervollkommnung des Buchdruckes so mächtig auf die gesamte Menschheit eingewirkt wie die deutsche. In seiner „Épître au roi de Danemark" gesteht Voltaire ganz offen:

> „Avant qu'un Allemand trouvât l'imprimerie,
> dans quel cloaque affreux barbotait ma patrie!"
> (In welch entsetzlichem Kote watete mein Vaterland
> ehe ein Deutscher den Buchdruck erfand!)

Waren es vor Jahrhunderten Holländer und Engländer, Italiener und Franzosen, die aus der Erfindung größeren Ruhm zu ernten wußten als der vom Unglück verfolgte Erfinder, kam im beginnenden 19. Jahrhundert die Anwendung des Dampfes auf den Buchdruck zuerst den englischen „Times" zu gute: das Verdienstvolle der Leistung bleibt ungeschmälert. Ja, das ist gerade bewunderungswürdig, daß deutsche Köpfe durchgedrungen sind und ihre Gedanken in die Tat umsetzen konnten, obwohl es bei uns an Unternehmungsgeist und der nötigen Unterstützung durch äußere Mittel mangelt. Der Ungar Ludwig Hevesi hat, auf eine Rundfrage des „Echo de Paris" antwortend, dem 19. Jahrhundert den Ehrennamen des „deutschen" zuerkannt; und die Antworten, die Jacques Morland bei einer ähnlichen Gelegenheit erhalten und im „Mercure de France" (1902/3) veröffentlicht hat, bestätigen diesen Eindruck. Man vergegenwärtige sich die Lebensgeschichten des Zeugschmieds Richard Hartmann und des Maschinenschlossers Johann Zimmermann in Chemnitz, man lese die Lebensläufe von Aloys Senefelder, Joseph Meyer, Nikolaus Dreyse, August Borsig oder Alfred Krupp: ein einziges Gefühl der Hochachtung und des Dankes wird die Brust erfüllen. Ist es nötig, noch auf Männer wie Scharnhorst und Neithardt von Gneisenau hinzuweisen?

Trotz der großen Verschiedenheiten im Charakter dieser Männer der Tat gibt es doch etwas, das sämtlichen Genannten eigen war und sie erst hat zu denen werden lassen, als die wir sie verehren: das ist die hohe Auffassung von der Pflicht und ihre treue Erfüllung. Ohne einen einzelnen Stand auf Kosten der anderen ungerechtfertigterweise erheben zu wollen, darf man das Pflichtgefühl besonders deutlich im deutschen Gelehrten erkennen; hierfür genügt es

im allgemeinen, auf die Ausführungen im letzten Abschnitte dieses Werkes hinzuweisen. Nicht um des Vorteils, selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen tritt das Schöne und Edle in die Welt: so lautet die Lehre, die auch Richard Wagners deutsche Schriften immer von neuem predigen. Sich selber nichts, der Wissenschaft alles: das ist die Losung des deutschen Gelehrten, das ist die Weihe, die seine Arbeit verklärt; „solange es ein deutsches Volkstum gibt, wird es auch deutsche Professoren geben, Männer, denen das eigene Leben wenig bedeutet im Dienst ihrer Wissenschaft" (Gustav Freytag in der Antwort auf die von Heinrich von Treitschke verfaßte Adresse, die dem Dichter am 30. Juni 1888 mit dem erneuerten Doktordiplom überreicht worden war). Hoher Gedankenflug, ein Idealismus, dem die Güter der Erde nichts bedeuten gegenüber der Befriedigung, die allein die Arbeit und die Pflichttreue gewähren, haben von jeher den deutschen Gelehrten ausgezeichnet. In Tagen, wo am deutschen Namen fast in jeder anderen Beziehung eine verächtliche Schwäche klebte, wußte sich die deutsche Wissenschaft zeitlichen und ewigen Ruhm zu erringen.

Diesen Vorzügen stehen jedoch verschiedene Schwächen gegenüber. Der Forscher, der seiner besonderen Wissenschaft mit übertriebener Einseitigkeit huldigt, neigt dazu, vom Hauche seiner Umwelt und der Öffentlichkeit kaum berührt zu werden; in gewisser Hinsicht darf man hierfür an Reuchlin oder Erasmus erinnern. Gewissenlos bot Johann Peter von Ludewig seine staatsrechtlichen Kenntnisse erst den zu Ryswyk verhandelnden Parteien, dann dem Preußenkönig feil; und wie hat Hermann Conring Frankreich gegenüber den Untertänigen gespielt! Das 1832 erschienene „Wörterbuch der richtigen Aussprache ausländischer Eigennamen" von August Müller erteilt gebildeten Deutschen den freundlichen Aufschluß, daß man „Strasbuhr" zu sprechen habe, obgleich doch selbst der Straßburger den Namen seiner Vaterstadt auch damals meist deutsch aussprach. Das Streben, viel zu wissen, verfällt der Eitelkeit, alles wissen zu wollen oder mit seinem Wissen allem und jedem zu dienen. Und unpraktisch wird der deutsche Gelehrte wohl in alle Zeit bleiben; das ist eine liebenswürdige Schwäche, ohne die der deutsche Professor selbst in der Verklärung der „Verlorenen Handschrift" nicht gedacht werden kann. Wie im Kleinen unbeholfen, so ist er im Großen nicht aufs Eigene bedacht.

Eine andere Besonderheit entspringt aus dem faustischen zwîvel, sich selbst niemals genug tun zu können; „tiefgrabend, tiefschauend und hochschauend, endelich und gründlich", so hat Ernst Moritz Arndt 1847 den Deutschen gekennzeichnet. An sich ist Gründlichkeit gewiß kein Fehler; sie kann aber leicht zum Hemmschuh werden, sobald sie übertrieben wird. Ludwig Uhland schrieb nicht nur jeden Brief erst ins „Unreine", sondern arbeitete sogar einen wirtschaftlichen Verweis an die Köchin im Hause sorgfältig aus, ehe er ihn abgab; und das war ein Dichter, bei dem man doch eine so peinliche Gewissenhaftigkeit am allerletzten erwartet! Ungemein charakteristisch spricht sich Theodor Mommsen in einem der letzten Bände der „Ältesten Autoren", einer Abteilung des in seiner Großartigkeit unerreicht dastehenden Unternehmens der „Monumenta Germaniae historica", über die Schattenseite deutscher Gründlichkeit aus: „Die Monumenta haben unter einer Ausdehnung zu leiden, welche kein Ende finden kann." In dieser Hinsicht verdient auch das bedauerliche Überwuchern des Spezialistentums lebhaften Tadel.

Eine anziehende und teilweise belustigende Schilderung der Entwickelung, die die Gründlichkeit zur Pedanterei werden läßt, hat Wilhelm Wackernagel im dritten Bande seiner „Kleineren Schriften" gegeben. Diese Pedanterei ist früher schuld daran gewesen, daß einem einmal bestehenden alten Zopf zuliebe der Gebrauch der deutschen Sprache an der Hochschule nur nach schweren Geburtswehen aufkommen konnte. Rudolf Agricolas (1443—85)

Mahnung, man solle sich in der Muttersprache üben, ist fast ungehört verhallt, und das Beispiel Gregors von Heimburg, der sich als einer der ersten nicht scheute, auch in der deutschen Sprache Vollkommenes zu leisten, wurde nicht befolgt. Der Mut, Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten, den 1501 Tilemann Heverlingh in Rostock und 1526/28 Philipp Paracelsus Theophrastus in Basel an den Tag gelegt haben, hat zu keinem Siege geführt: Schmähung und Verhöhnung („Pöbelsprach, Unrat und Barbarei") waren der Lohn dafür. Vaterländisch gesinnte Leute wie die Humanisten um 1500 (Jakob Wimpheling und Jakob Locher, Heinrich Bebel und Desiderius Erasmus, Petrus Luder und Samuel Karoch von Lichtenberg) hielten das Deutsche für untauglich zu wissenschaftlichen Erörterungen. Dieser Ansicht stimmte noch Mosheim bei, und Leibniz schrieb am liebsten Französisch. Bekannt ist der Kampf, den seit 1694 Thomasius wegen seiner Rückkehr zur Muttersprache auszufechten hatte. Wie bezeichnend und zugleich wie beschämend für uns Deutsche ist es, daß noch 1830 Jakob Grimm, ein begnadeter Kenner der deutschen Volksseele, seine Laufbahn mit einer lateinischen Rede über das Heimweh („De desiderio patriae") hat eröffnen müssen! Und wie liebevoll hängt gerade der „freie" Deutsche an einem anderen Zopfe früherer Zeiten, an der gebührenden Betitelung seiner Person. In seinen zwei Deklamationen „de charlataneria eruditorum" bringt Johann Burkhard Mencken 1715 zur „titulomania", der eiteln Titelsucht, einen reizenden Beleg. Johann Seger (1582 bis 1637), durch pfalzgräflich Seltrechtsche Gnaden „poeta laureatus" und Rektor der Wittenberger Stadtschule, hatte sich folgendes Kruzifix aus Erz anfertigen lassen: Seger steht unter dem Kreuz und fragt: „Domine Jesu, amas me?" (Herr Jesu, liebst du mich?) Und der Heiland antwortet: „Clarissime, pereximie, nec non doctissime Domine Mag. Segere, Poeta laureate Caesaree, et Scholae Vitebergensis Rector dignissime, ego amo te" (Sehr berühmter, ganz hervorragender, auch sehr gelehrter Herr Magister Seger, kaiserlicher gekrönter Dichter und hochwürdiger Rektor der Wittenberger Schule, ich liebe dich). In dieselbe Kerbe schlägt auch die Weigerung des blinden Königs Georg V. von Hannover, Anfang 1860 den als Kunsthistoriker bekannten britischen Agenten Sir Joseph Crowe zu empfangen, weil er keinerlei Uniform aufzuweisen hatte. Darum hat Grimm den Nagel auf den Kopf getroffen, als er am 29. Mai 1848 bemerkte: „Wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, der Deutsche hätte es erfunden."

2. Der Deutsche und sein Nächster.

Hatten wir im Vorhergehenden die geschichtliche Gebarung des einzelnen Deutschen nach verschiedenen Seiten hin beleuchtet, ohne dabei gelegentliche Seitenblicke auf des Deutschen Verhalten gegen andere und gegen die Gesamtheit grundsätzlich ausschließen zu können, so wenden wir uns jetzt zu den deutschen Eigenschaften, in denen der Deutsche einem anderen gegenüber seine Tugenden und Fehler offenbart.

a) Der Deutsche und sein Feind.

Von Anbeginn an ist dem deutschen Blut ein nicht wegzuleugnender Bestandteil von Eisen beigemischt gewesen. Bis ins späte Mittelalter hinein hat eine Eigenschaft vor allen anderen unsere Altvordern berühmt und gefürchtet gemacht: der furor teutonicus, die deutsche Zornwut. Beide Wörter bedürfen einer Erklärung. Was heißt zunächst deutsch? Entstanden ist das Wort aus dem althochdeutschen diutisk (bei Ulfila thiudisko: Galater 2, 14 für ἐθνικῶς), das von diot (das Volk) abzuleiten ist und „volksmäßig", „volkstümlich" bedeutet. Zum ersten

Male stoßen wir auf das inhaltsschwere Wort theodisce („volkstümlich" im Gegensatze zum Latein der Geistlichen des ausgehenden 8. Jahrhunderts) im Jahr 786, also innerhalb der Regierungszeit Karls des Großen, der nicht bloß dem Zwange gehorchend mit seinen östlichen Untertanen in der Volkssprache zu reden verstand. Weniger zum Unterschiede von der romanisch gewordenen Sprache der Westfranken als vielmehr zur Bezeichnung der in Deutschland gebrauchten, dem Latein gegenüber rohen und schwerfälligen Sprache verwendet, konnte sich theodiscus keinen weiten Boden gewinnen; das Wort hatte im 9. Jahrhundert, um mit Paschasius Radbertus und Walahfrid Strabo zu reden, einen barbarischen Beigeschmack und ward um 1100 von Hariulf von Saint-Riquier zum letzten Male gebraucht. Nach einer passenden Bezeichnung zu suchen, war um so berechtigter, als nach dem Niedergange des karolingischen und dem Aufkommen des sächsischen Herrscherhauses der Name „Franken" nicht mehr wie vorher die Gesamtheit der deutschen Stämme umfassen konnte; nur Widukind von Korvei hat sich mit der umständlichen und schwerfälligen Doppelbezeichnung omnis populus Francorum atque Saxonum (gesamtes Volk der Franken und der Sachsen) beholfen. Die Bezeichnungen „Sugamber" oder „Alamannen", worunter welsche, englische, byzantinische und andere Geschichtschreiber späterer Geschlechter die Deutschen verstanden, haben sich innerhalb Deutschlands nirgends fest eingebürgert. Ebensowenig hat der von den Römern geprägte Name „Germanen" einen geeigneten Ersatz abgeben können, sondern nur ein Scheinleben in den höheren Kanzleien, den Schriften von Geographen und sonstigen Gelehrten geführt; beim deutschen Volke selbst ist er nie heimisch geworden. Ja, die Unklarheit, womit der Ausdruck Germania seit Friedrich II. jahrhundertelang namentlich in behördlichen Urkunden gebraucht wurde, hat es verschuldet, daß man die Grenzen Galliens auf unsere Kosten in rechtsrheinischem Gebiete zu ziehen sich unterfing; die saure Frucht davon ist der unselige Begriff der Rheingrenze, wie er uns im Baseler Frieden begegnet.

Dagegen hat sich ein anderer lateinischer Ausdruck weitester Anerkennung erfreuen dürfen: teutonicus. Abgeleitet von dem durch Marius einst vernichteten keltischen oder deutschen Stamme der Teutonen, findet sich das ob seines Gleichklangs mit theodiscus schnell zu allgemeiner Beliebtheit gelangende Wort zuerst vom Mönche Meginhard im Jahre 876 für unser Deutsch gebraucht. Aber es bedurfte erst der bescheidenen Anfänge eines deutschen Nationalbewußtseins, ehe sich der Name Teutonici zu dem entwickeln konnte, was die zweite Hälfte des Mittelalters allgemein darunter begreift. Die Zeiten der Sachsen mit ihrer kernigen Lebenshaltung sind es gewesen, die dem schemenhaften Worte vollen Inhalt gegeben haben; im 11. Jahrhundert weiß nun jeder, was er unter einem rex Teutonicorum, einem regnum teutonicum zu verstehen hat. Und das kenntlichste, gefürchtetste Merkmal dieser rings von Feinden bedrohten jungen Nation war seitdem die deutsche Zornwut, der furor teutonicus.

Darin ist zunächst kein Lob enthalten. Entlehnt ist der Ausdruck dem römischen Dichter Lucan, der an einer Stelle seines im Mittelalter viel gelesenen Gedichtes über den Bürgerkrieg den Anlauf der Teutonen zornwütend nennt, womit er ohne Zweifel dieselbe fürchterliche, schreckenerregende Tapferkeit meint, die Paul Ivanovits in seinem „Furor teutonicus" genannten Bilde von der Schlacht im Teutoburger Walde so überzeugend zu gestalten gewußt hat. Doch zu der Zeit, wo aus der Vergessenheit der Jahrhunderte jene römischen Dichterworte auftauchten und von den Geschichtschreibern zu neuem Leben erweckt wurden, wollte man neben der ungestümen und tollen Tapferkeit in tadelnder Absicht besonders den deutschen Starrsinn treffen. Vielleicht wurde gerade deshalb diese zweischneidige Bezeichnung vom kampfesfrohen

deutschen Volke begierig aufgegriffen und gern gebraucht. Wenn auch feindlich gesinnte Nachbarn gerade unseren furor zum Anlaß nahmen, um ihm gegenüber ihre Eigenart als feiner, gewandter und geschickter, ihr Leben als reicher, gesitteter und geistig höher stehend zu bezeichnen: die Tatsache bleibt unbestritten, daß vom 12. Jahrhundert an weit und breit, durch die Kreuzzüge bis ins Morgenland hinein, unsere Vorfahren als unwiderstehlich im Streite, besonders im Schwertkampfe, bekannt und gefürchtet waren.

So ist es auch geblieben. Selbst in den traurigsten Zeiten, wo Deutschland in politischer Machtlosigkeit und Ohnmacht daniederlag, galt der deutsche Krieger zwar nicht als besonders zartfühlend — in seinem Schwören, Fluchen und Schelten zeigt sich echt deutscher furor —, aber als unwiderstehlich im Männerkampfe. Begehrt und gesucht war der Deutsche als Söldner; und alle verständigen Leute des ausgehenden Mittelalters wie der darauf folgenden Jahrhunderte stimmen in dem Urteile, das uns über manches andere trösten kann, überein: Siege über Deutsche sind nie ohne deutsche Hilfe erfochten worden; laßt nur die Deutschen erst zur Einigkeit kommen, dann sind sie unüberwindlich! Begreiflich ist dieser schöne Glaube bei vaterlandsliebenden Deutschen wie Wimpheling und Irenicus, Sleidan und Rist; zu zwingendem Beweis aber wird er, wenn wir ihn bei Ausländern antreffen. Um 1470, also während der schwachen Regierung Friedrichs III., schrieb der Athener Laonikos Chalkondyles in seiner Türkengeschichte die ehrenden Worte nieder: „Wenn das deutsche Volk eines Sinnes wäre und von einem Herrscher geleitet würde, so wäre es unbesiegbar und bei weitem das stärkste."

Daß dies hehre Ziel erst in jüngster Zeit erreicht worden ist, daran ist kein Mangel an Mut und Tapferkeit schuld, sondern der Mangel an Zügelung und Selbstbeherrschung, dessentwegen schon der Westgote Athaulf einsichtig darauf verzichtet hat, an Stelle der römischen Weltherrschaft eine germanische zu setzen. Ein ungestümer, durch keine Vernunft geregelter Drang nach Freiheit und Selbständigkeit läßt sich von Anbeginn unseres geschichtlichen Werdens als preislicher Erbfehler und tadelnswerter Vorzug bis auf unsere Zeit verfolgen; in den Tagen höchsten Glanzes wie in denen tiefster Schmach taucht nur selten, allzu selten die auf ein einziges Ziel gerichtete, alle Nebenzwecke beiseite schiebende Einmütigkeit auf. Fremdartig zwar mutet es uns zunächst an, daß ein kaiserlich gesinnter Zeitgenosse Heinrichs VII., der mailändische Notar Johann von Cermenate, den Deutschen die militärische Disziplin abspricht („stolida gens Germaniae, disciplinae militaris ignara"); und doch ist dieser Mangel echt germanisch: das zeigte sich nirgends deutlicher als in dem von den Deutschen der Gegenwart anfänglich verständnislos verurteilten Verhalten der Buren namentlich in der ersten Hälfte ihres Freiheitskampfes (1899, 1900). Militärischer Gehorsam ist, wie weiter unten gezeigt werden wird, eine junge Errungenschaft, deren Keime auf Friedrich Wilhelm I. von Preußen und seinen Sohn zurückgehen. Schillers Mahnung „Immer strebe zum Ganzen!" hat der Deutsche nur im höchsten Drange der Not befolgt; „kannst du selber kein Ganzes werden": diese bescheidene Auffassung von seinem Werte hat er fast nie gehabt und darum den Anschluß an das Ganze dauernd vernachlässigt. Luden gegenüber nennt Goethe das deutsche Volk „so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen". Der Deutsche glaubt im Vertrauen auf seinen unverzagten Mut allen Anfeindungen gewachsen zu sein; seine anerkannte Begabung, die schwersten Fragen, die das Leben stellen mag, ganz zu ergründen, läßt ihn den Nutzen verachten, der aus dem Zusammenschluß aller Glieder entspringt. Nützlichkeitswesen ist undeutsch; deutsch ist, wie Richard Wagner es faßt, „die Sache, die man treibt um ihrer selbst und der Freude an ihr willen". Freiheit von allem Zwange, Lust am frischen, frohen Kampfe ohne alle Überlegung, was wohl

aus solcher Kraftvergeudung hervorgehen müsse (1870 Graf Zeppelin), das ist eins der sichersten Kennzeichen deutscher Art.

Einleitend war darauf hingewiesen worden, daß man Unrecht tue, dem Deutschen eine einzelne Eigenschaft so ausschließlich zuzusprechen, als ob andere Völker damit nicht im geringsten zu tun hätten. Verschiedene germanische Vorzüge sind auch anderswo in ausgeprägter Form zu finden. Man lese nur in Ernst Moritz Arndts völkergeschichtlichem Überblick „Pro populo germanico" den Abschnitt über Spanien. Wie jauchzt das Herz des Alten bei der Schilderung spanischer Ehre und Ritterlichkeit! Volkstümliche Bücher, die Ereignisse aus den Freiheitskriegen erzählen, berichten gern von deutschen Heldenmädchen und -frauen, die in den Tagen der Not und Gefahr dem Vaterland ihr Leben zu opfern bereit waren; dabei wollen wir aber nicht vergessen, daß die Franzosen neben einer Jeanne d'Arc eine Jeanne Hachette feiern, die im Jahre 1472 ihre von den Burgundern belagerte Vaterstadt Beauvais durch kühne Tat vor dem Verderben rettete. Prinz Eugen, das Muster eines deutschen Soldaten, ein Feldherr von deutschem Sinn und deutscher Art, ein Mann, der stets das gegebene Wort hielt, war geborener Franzose aus italienischem Stamm. Und wenn auch dem Franzosen eine überschwengliche, theatralische Anerkennung bewiesener Tapferkeit eigen zu sein pflegt — was den Deutschen auf den Gedanken bringt, als habe der Franzose alle Ursache, auf kriegerische Leistungen seiner Landsleute besonders aufmerksam zu machen —, so dürfen wir Deutschen uns nicht so gebärden, als ob wir die kriegerischen Tugenden für uns ganz allein hätten.

Trotz dieser Einschränkungen gebührt der deutschen Tapferkeit eine besondere Würdigung; sie ist nicht wie andere. So berichtet im 16. Jahrhundert der Gesandte Bernardo Navagero nach seiner Vaterstadt Venedig, daß die Deutschen den Tod nicht fürchten, aber es nicht verstehen, einen Vorteil zu ersehen und bei Belagerungen günstige Gelegenheiten zu benutzen. Im Vorwort zum dritten Bande des „Salons" urteilt Heinrich Heine überaus treffend: „Der Franzose schlägt sich gut, wenn sehr viele Zuschauer dabei sind — die Deutschen aber sind tapfer ohne Nebengedanken; sie schlagen sich, um sich zu schlagen, wie sie trinken, um zu trinken." Oder man vergegenwärtige sich die Gestalten eines Ezzelino IV. da Romano, eines Georg Jenatsch, eines Napoleon I. Darf man auch den letztgenannten als unvergleichbaren Übermenschen unberücksichtigt lassen, so bleiben an Ezzelin die kalte Berechnung und das Übermaß im Verbrechen ebenso undeutsch, wie aus dem starken, festen und unerschütterlichen „gewaltigen pundtsmann", dessen Verdienste um die Drei Bünde niemand leugnen wird, die Selbstsucht und der Ehrgeiz, die stürmischen Leidenschaften des Rätoromanen deutlich hervorleuchten. Der Unterschied vom deutschen Wesen beruht in der verschiedenen Höhe des Mischungsgrades, der die Vermählung des tapferen Sinnes mit anderen Eigenschaften anzeigt: beim Deutschen überwiegt jener so, daß das Ganze einen weit einfacheren, zuverlässigeren Eindruck macht als die schwer verständlichen Charaktere bedeutender Krieger aus anderen Nationen. Der König Christian I., das Bild eines blonden, hochgewachsenen Germanenkriegers von jener männlichen, kräftigen Schönheit, wie sie schon um 450 von dem Romanen Apollinaris Sidonius an dem Westgoten Theoderich II., um 800 vom Sankt Gallener Mönch an Karl dem Großen und seinen Franken, um 1300 von dem Zittauer Peter an den Germanen Böhmens und um 1430 von der Sienesin Lucrezia an Kaiser Sigismund und seinem Gefolge gerühmt worden ist, jener Däne wurde 1474 von Sixtus IV. als „bella bestia" (ein schönes Geschöpf und weiter nichts) bemitleidet: recht kennzeichnend für den Mangel eines Verständnisses für einfaches Wesen. Gewiß tauchen auch in unserer Geschichte rätselhafte Persönlichkeiten auf. Geheimnisvoll und bedächtig, unternehmend

und tatkräftig, vorschauenden Blickes und während der Ausführung vollkommen bei der Sache: so steht Albrecht von Wallenstein vor uns; in der Kühnheit der Pläne, in der Rücksichtslosigkeit bei ihrem Durchsetzen und im tragischen Ausgange gleicht ihm Moritz von Sachsen. Diese und ähnliche Erscheinungen sind aber so vereinzelt, daß sie als Ausnahmen die Einheitlichkeit des Gesamtbildes, wie es uns etwa aus den Erzählungen eines Gustav Freytag, eines Felix Dahn entgegenleuchtet, nicht stören.

Dem gleichwertigen Feinde bringt der Deutsche ungeheuchelte Hochachtung, dem minderwertigen Verachtung und Stolz entgegen. Als sich im Jahre 1504 die Feste Kufstein nach ruhmvoller Verteidigung dem Kaiser Max übergeben mußte, nahm zu Gunsten des tapferen Benzenauer der Fürst von Braunschweig selbst einen Backenstreich gut auf. Umgekehrt beklagt sich schon 1082 Markgraf Konrad von Mähren über den unerträglichen Stolz der Deutschen; mit Hohn überschüttet Friedrich der Streitbare von Österreich den slawischen König Wenzel I. von Böhmen, Herzog Albrecht I. von Österreich den ungarischen König Andreas III. Daneben sprechen die slawischen Quellen oft von der fürchterlichen Wucht des deutschen Angriffes, vor der die Polenheere wie Spreu im Winde auseinanderflattern.

Eine neuzeitliche Erscheinungsform des alten furor teutonicus, jenes kriegerische Feuer, das wir Reitergeist zu nennen lieben, verkörpern drei Helden aus unseren letzten größten Kriegen: Zieten im Siebenjährigen, Blücher im Freiheitskrieg, aus der reichen Zahl der Streiter von 1864—70 Prinz Friedrich Karl.

„Platz da, und Zieten aus dem Busch!
Mit Hurra drauf in Flusch und Husch!
Und vorgebeugten Leibes rasen,
In einem Strich die Pferdenasen,
Wir zwei weit voran den Husaren:
So sind wir in den Feind gefahren."
(Detlev v. Liliencron, „Adjutantenritte".)

Und den Germanen im Auslande kann der niederdeutsche Bur Hans Lange als leuchtendes Beispiel gelten, der am 6. Februar 1838 am Tugelaflusse viermal mitten durch Sulukaffern hindurch zum Pulverwagen ritt.

Vor allen anderen ist es Blüchers Persönlichkeit, an der die Deutschen die unverwüstliche, jugendliche Feurigkeit und den königlichen Freimut von jeher verehrt haben. Es will schon etwas heißen, wenn ein und derselbe Mann von seinen Soldaten mit „Vater Blücher" und „Marschall Vorwärts" angeredet werden konnte. Ein Schweidnitzer Schornsteinfeger wandte sich in einer persönlichen Sache mit folgenden Worten an ihn: „Allerunüberwindlichster Feldmarschall! Lieber Herr General von Blücher, genannt Vorwärts! Ew. Exzellenz werden es verzeihen, daß ich es wage, an Sie zu schreiben (als eine unzeitige Geburt). Aber zum Donnerwetter, Herr Feldmarschall von Vorwärts, was soll das heißen? Ich habe meinen Jungens schon viermal Geld geschickt, und die haben nichts erhalten. Daran ist das verdammte Feldpostamt schuld. Ich bitte Sie, coramieren Sie dasselbe, aber auf alte preußische Manier, Sie verstehen mich schon! Ich übersende hier einen Brief zur eigenen Bestellung. Halten Sie nur die Jungens scharf, und schenken Sie ihnen nichts um meinetwillen, damit sie so werden wie Sie und ich." Die Wildheit ist's eben nicht allein, in der deutsche Tapferkeit Krone und Preis erblickt; Rudolf von Habsburg hatte neben dem Streitkolben den Ölzweig im Wappen. Diese edle, sittliche Auffassung vom Kriegertume tritt vor allem in den drei Jahren 1813—15 hervor. Und mit gutem

Rechte dürfen wir daneben den bewaffneten Frieden der letzten drei Jahrzehnte stellen; im Bewußtsein seiner Kraft hütet der deutsche Michel den europäischen Frieden.

Der kriegerische Sinn des Deutschen macht sich auch dann geltend, wenn das laute Kampfgetöse schweigt. Selbst die Vorstellungen von einem Dasein im Jenseits richteten sich bei unseren Altvordern nach dieser Auffassung. Während sich die heitere Weltanschauung der griechischen Dichter das Leben der Seligen als ein fröhliches, harmonisches Genießen auf den Gefilden Elysions ausmalte, während der sinnliche Araber auf die Umarmungen der liebreizenden Huris rechnet und der zur religiösen Beschauung neigende Hindu eine Rückkehr in das Wesen Gottes selbst erhofft, wünscht der kriegerische Germane nichts weiter, als in Walhalla abwechselnd zu kämpfen und zu schmausen. Luther läßt in seinem Brief an sein verstorbenes „Hänsichen" die deutschen Jungen im Himmel mit silbernen Armbrüsten schießen. Sogar unter den altdeutschen Frauennamen herrschen die kriegerischen vor. Und tief sitzt im deutschen Gemüt die Liebe zum Heldenliede. Karl der Große sorgte dafür, daß die alten Gesänge von Tapferkeit und Heldenmut gesammelt wurden, Gunther von Bamberg liebte sie inniger als kirchliche Lieder, und die letzten Gedanken Heinrichs des Löwen haben der deutschen Heldendichtung gegolten. Wenn auch Wimpheling den Krieg selbst als etwas Unsittliches verworfen hat — die Tapferkeit galt diesem streitbaren, echt deutschen Gelehrten doch als eine der schönsten Tugenden. Bei dieser ausgesprochenen Vorliebe für Heldenhaftigkeit ist es kein Wunder, daß bei uns der Weltfriedensgedanke keinen Boden gewinnen kann. In den Schichten der Bevölkerung, die den kriegerischen Sinn der Vorzeit nicht weiter gepflegt hatten, hat man davon sehr bald den Schaden gespürt. Wenn der deutsche Bauer trotz der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auch heute noch hier und da träge, roh, liederlich, dumm und tückisch ist, den greifbaren Gewinn den mit dem Gemüt zu erfassenden Gütern vorzieht, so liegt das, abgesehen von wirtschaftlichen Ursachen, mit daran, daß er, einst der waffenfähige Germane, im Laufe der Zeiten den Kriegsdienst als Last empfunden und die Befreiung davon durch bloß wirtschaftliche Gegenleistungen — auch der feudale Ritterdienst ist ja nach und nach mit Geld abgelöst worden — zu erlangen gewußt hat. Damit aber geriet er sofort in Abhängigkeit; nun war er auf den Schutz derer angewiesen, die weiter die Waffe führten. Die Entwickelung seiner Lebenshaltung stieg die Stufen hinab anstatt hinauf: aus dem Heerbanngenossen wurde der waffenlose Freie und Unfreie, der Grundholde, der Hörige, der Leibeigene. Die Entwaffnung der wehrhaften Landleute ist eine der Folgen der Bauernkriege; die städtischen Schützengilden bieten dafür einen schwachen Ersatz. Erst seit zweiundeinhalb Jahrhunderten geht's mit dem deutschen Bauern allmählich wieder aufwärts: erst ward er frei, dann wehrpflichtig. Damit hat er die Gleichberechtigung mit den Angehörigen der anderen Stände wiedererobert; nun wird's auch mit ihm wieder besser werden. Die Militärfrage ist ihrem innersten Wesen nach nicht bloß eine Machtfrage, sondern hat im schönsten Sinn eine nationale Bedeutung. In den stehenden Heeren liegt die Kraft der Völker.

Mag auch Schäffle und manch anderer Geschichtsphilosoph im Krieg eine Barbarei, in der Ausgleichung, Verständigung und Anpassung eine höhere Stufe und darin allein das Ziel der Geschichte der Menschheit erblicken, vorderhand haben wir Lebenden die Pflicht, darauf zu achten, daß der kriegerische Geist unserer Altvordern nicht verloren gehe. Sieht die Politik des Aristoteles in der Tapferkeit eine Eigenschaft nicht der wildesten Menschen, sondern der ruhigen, löwenartigen Charaktere, so rühmt gegenüber den Versicherungen der Friedensfreunde Ernst von Lasaulx den Krieg, der durchaus kein ernstliches Kulturhemmnis sei, als belebend, erfrischend, reinigend (*πολεμος πατηρ παντων*). Der Krieg stärkt die Nerven, erschüttert die schlaffgewordenen

Gemüter, stellt die vergessenen Tugenden der Gottesfurcht, des Mutes, des Gehorsams, der Geradheit, Festigkeit und Treue, des männlichen Mitleidens wieder her. „Sobald der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein! da erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so groß und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermut. Die Millionen finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlands, in jenem gemeinsamen Gefühle der Liebe bis zum Tode, das, einmal genossen, nicht wieder vergessen wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weiht" (Heinrich v. Treitschke). Ein Deutscher wird nie vor der ehernen Großartigkeit dieser Tatsache erzittern.

Durchmustert man die alten Zeugnisse auf die Begleiterscheinungen des Furors hin, so könnte eine einseitige Betrachtung den Deutschen über Zornwut und Wildheit hinaus geradezu **Grausamkeit** vorwerfen. Von vornherein will uns das nicht glaubwürdig vorkommen; und wir haben ein Recht, zu zweifeln: Mißgunst ist immer ungerecht. Schon wenn Horaz vom mordlustigen Sugamber spricht, will uns das nicht gefallen. Weit fremdartiger muten die Bilder, die Gregor von Tours von den merowingischen Zuständen entwirft, die für Menschlichkeit eingenommene Gegenwart an; auf das kälteste Gemüt muß die behagliche Schilderung der Frevel und Greuel der Brunhild und Fredegunde abstoßend wirken. Und man mag sagen, was man will: auch Karls des Großen blutige Tat, die er zu Halsmühlen bei Verden an den gefangenen Sachsen vollzogen hat, ist und bleibt für heidnisch-germanisches wie für christliches Empfinden eine grauenhafte Abschlachtung. Aber damit sind wir schon auf dem Boden angelangt, wo uns die Beweggründe, wenn nicht entschuldbar, so doch erklärlich vorkommen: auf dem Boden des zur rücksichtslosesten Rache gereizten Rechtsbewußtseins.

Nichts anderes als das den Deutschen aller Zeiten innewohnende Streben, durch **Abschreckung** dem verletzten Rechte Geltung zu verschaffen, macht bis zu den letzten Ausläufern der Folter den innersten Kern deutscher Grausamkeiten aus. Das Töten der Wenden nach dem Siege von Lenzen (929) und das Morden der Magyaren nach der Schlacht auf dem Lechfelde (955), das Abschneiden der Nasen, womit Otto I. in Kalabrien 969 die Griechen bestrafte, die blutigen Auftritte des Sachsenkrieges unter Heinrich IV., die der „heilige" Anno von Köln im Jahre 1074 und der Gegenkönig Rudolf vier Jahre später verschuldeten, das Verhalten Friedrichs I. Barbarossas nach dem Falle Mailands (1162), das Strafgericht, das Heinrich VI. in Palermo über die Anhänger Tancreds von Lecce und Rogers von Sizilien verhängte, die merkwürdige Auffassung von der Behandlung unterliegender Helden, die uns aus der Nibelungenklage entgegenklingt: das ist zwar eine lange Reihe Zeugen, aber sie kann uns das Bild vom Charakter unserer Altvordern nicht trüben. Wir Menschen von heute müssen uns auf ein anderes Denken hinabschrauben, wenn wir lesen und mit Behagen gemalt sehen, wie Heinrich VII. am 20. Juni 1311 an dem tapferen Verteidiger Brescias, Thebaldo de' Brusati, gehandelt hat. Schimpflich wird der endlich Überwundene durchs Lager geschleift und am Galgen aufgeknüpft; dem Gehängten wird zur rächenden Strafe, die er für den Tod so vieler Deutschen verdiene, der Kopf abgeschlagen, die Eingeweide werden ins Feuer geworfen, der Körper gevierteilt und die einzelnen Glieder aufs Rad geflochten: zum abschreckenden Beispiele für alle, die es wagen sollten, dem Herrn der Christenheit Widerstand zu leisten. Das ist dieselbe germanische Auffassung von strafender Rache, wie sie bei verschiedenen Schreckenstaten der Bauern in den Aufständen des 15. und 16. Jahrhunderts (am bekanntesten das Weinsberger Blutgericht vom 16. April 1525) urplötzlich wieder hervorgebrochen ist. Fest und innig nebeneinander wurzeln Rache und Recht im Herzen des Deutschen.

b) Der Deutsche und sein bürgerlicher Gegner.

Friedrich Schlegel vergleicht einmal die Deutschen mit den Römern. Was den Deutschen vom Römer besonders unterscheide, das sei die größere Liebe zur Freiheit; nicht bloß ein Wort und eine Regel sei sie bei ihm, sondern angeborenes Gefühl. Zu groß gesinnt, seinen Charakter allen Nationen aufprägen zu wollen, schlug der Deutsche doch überall Wurzel, wo der Boden günstig war; und der Geist der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Diese ursprüngliche und unvergängliche Freiheit des deutschen Bodens habe eine fröhliche, kindliche, zwecklose Begeisterung entfacht. Der tiefste Zug aber im deutschen Charakter sei eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr sei als die Gerechtigkeit des Gesetzes und der Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerschütterliche Treue und Herzlichkeit der Gesinnung. Wort für Wort können wir diese Schilderung Schlegels unterschreiben. Lebhaftes Rechtsgefühl ist eine Empfindung, ohne die eine deutsche Welt- und Lebensanschauung gar nicht gedacht werden kann; es ist allen germanischen Völkern eigen. Der ungerechten Staatsgewalt trat ein John Hampden 1638 mit derselben Unerschrockenheit entgegen wie die dreizehn britischen Kolonieen Nordamerikas im Jahre 1776 ihrem das alte Recht verletzenden Mutterlande, wie Johann Ludwig Huber der Willkür seines Herzogs. Karl von Württemberg hatte, um die wachsenden Bedürfnisse seines ausschweifenden Hofes befriedigen zu können, eine allgemeine Veränderung der Besteuerung vorgeschlagen (1762). Unter den Oberamtleuten des Landes hatte der aus einem Pfarrhause stammende Tübinger Regierungsrat Huber allein den Mut, dem Minister von Montmartin zu widersprechen; als ihm dieser mit schimpflicher Entlassung drohte, blieb er nicht nur standhaft bei seiner Meinung, sondern drang auch in die Vorsteher der ihm untergebenen Körperschaft, ohne Rücksicht auf das eigene Wohl das Ansinnen des der Verfassung Hohn sprechenden Fürsten zurückzuweisen. Das taten diese, und durch ihr Beispiel ermuntert, zogen auch andere Ämter ihre Zustimmung wieder zurück. Tübingen wurde militärisch besetzt, und den an einem hitzigen Fieber krank daniederliegenden Huber schleppte man ohne Verhör, Urteil und Recht auf die Feste Asperg. Von allen Seiten aber erhielt der Gemaßregelte die rührendsten Beweise innigster Dankbarkeit seiner Mitbürger. Auf Verwendung des kaiserlichen Ministers und der Landstände nach sechs Monaten mit Verlust seines Amtes freigelassen, beharrte er, ehrenvollen Berufungen nach anderen Orten kein Gehör schenkend, in dem ihm auferlegten Privatleben, ruhte aber nicht, seinem Lande durch rechtliche Gutachten nach Kräften zu nützen; solange er lebte, galt er als Hort des Rechtes in Württemberg.

Und wieder in Tübingen war es, daß am 6. November 1871 Rümelin die schönen Worte sprach: „Das deutsche Volk ist seit den Römertagen das erste, in welchem das Rechtsgefühl einen neuen Ausdruck von eigentümlicher Kraft und Tiefe gefunden hat." Nachdem die letzten, allerdings kümmerlichen Reste der deutschen Feme 1811 verschwunden waren, ist erst in den fünfziger Jahren mit den letzten Freischöffen, die der heimlichen Losung mächtig waren, das Geheimnis ins Grab gesunken. Mit dem alten Spruche: „Eins manns redt ist eine halbe redt, man soll die thail verhören bedt" ist's nicht allein getan; zum Richten und Richtersein gehört „jener einfache Sinn, der nirgends hinauf als zum Gesetz und von da zur Tat herunter blickt, jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt, jene Stärke des Willens, welche mit festem, keinem Einflusse weichenden, durch keine Gewalt zu beugenden Arme die Wage der Gerechtigkeit stets in sicherem Gleichgewichte hält" (Anselm Feuerbach, 1817 in Ansbach).

Unrecht erdulden, ist nicht bloß an sich unmännlich und starker Naturen unwürdig — der so kluge, aber unbeugsame Italiener Hildebrand, als Papst Gregor VII., sah in der Geduld mehr eine Gefahr für den Menschen als eine Tugend —, sondern vor allem durchaus ungermanisch. Bis zum letzten Augenblicke des Lebens alles tun, was recht ist, und alles bekämpfen, was unrecht ist, das ist deutsch. Dazu gehört persönlicher und sittlicher Mut. Als großartig angelegte Persönlichkeit von hoher Sittlichkeit ragt aus dem 15. Jahrhundert namentlich Gregor von Heimburg hervor, der die Ansprüche des Papsttums auf weltliche Macht und die Übergriffe der Kirche in seiner gewaltigen „Widerlegung des päpstlichen Primats" (1441) knapp und scharf zurückgewiesen hat. Darin gleicht ihm, nur ein halbes Jahrhundert später vom Kampfplatz abgerufen, Ulrich von Hutten, einer der furchtlosesten und unerschrockensten Verteidiger von Freiheit und Recht. Am 16. April 1842 brachte die „Kölnische Zeitung" die ihr aus Kreuznach gemeldete Nachricht: „Wie man vernimmt, wird auf der Ebernburg, auf welcher es wenigstens wieder wohnlich ist, eine Spielbank errichtet." Da schrieb in hellem Zorne ein anderer deutscher Mann und auch ein Dichter, Ferdinand Freiligrath, jenes von grimmigem Hohn erfüllte Gedicht „Ein Denkmal", das Huttens Leben mit markigen Strichen schildert.

„Ein Spieler war, ein frecher,
Trug Koller und Barett,
Schwang stets den Würfelbecher,
Setzt' alles auf ein Brett;
Sein' einz'ge Lust das Spielen,
Sein Hort die Würfelei,
Und wenn die Knöchel fielen,
Dann war sein Wahlspruch frei:
‚Jacta est alea! Ich hab's gewagt!'

„Meist hatt' er's mit den Pfaffen —
Wie war die Kutte schwach!
Doch Rittern auch in Waffen
Mit Ehren bot er Schach;
Sah Fürsten in die Karte,
Trumpft' ab und stach genug;
In allem Ding beharrte
Er treulich bei dem Spruch:
‚Jacta est alea! Ich hab's gewagt!'

„Drum haben die Obskuren
Und Argen ihn gehaßt.
Sie folgten seinen Spuren,
Verhetzten ihm die Rast.
Sie hätten ihn gern geknechtet,
Den frei'sten Mann im Land;
Er aber floh, geächtet,
Und grollte noch verbannt:
‚Jacta est alea! Ich hab's gewagt!'

„O Deutschland, deine Großen
Zu ehren stets bereit,
Ihm, den die Welt verstoßen,
Ein Denkmal weihst du heut!
Die Zeit ist Mälern günstig,
Wen ehrt nicht seines Orts
Ein Denkmal? Du entsinnst dich
Zur rechten Zeit des Worts:
‚Jacta est alea! Ich hab's gewagt!'"

Ein edler Franke von Geburt, an fünf deutschen Schulen und Universitäten zum Humanisten herangebildet, mit achtzehn Jahren Magister, pflückte Hutten die ersten Lorbeeren als lateinischer Dichter, büßte aber in jugendlicher Torheit (1512/13) seine Gesundheit, seine Heiterkeit und den Rest der Liebe seiner Verwandten ein; erst das mannhafte Eintreten für den vom Württemberger Herzog vergewaltigten Hans von Hutten führte ihm den nun versöhnten Vater wieder zu. Unstet irrte Ulrich umher: die verschiedensten Städte Nord- und Mitteldeutschlands können ihn ebensowenig dauernd halten wie Olmütz und Wien; überall bleibt er nur kurze Wochen und Monate. Und weiter treibt ihn die Wanderlust und der Hang zum Abenteuern. Dreimal zieht er nach dem falschen Welschland. Hier war es im Jahre 1516 zu Viterbo, daß er fünf französische Edelleute, die in seiner Gegenwart den deutschen Kaiser schmähten, mit der Waffe dermaßen zurechtwies, daß sie nach weiterer Belehrung nicht lechzten, sondern unter Zurücklassung eines der Ihren die Flucht ergriffen. Und in Bologna hat er, da ihm die ersten Dunkelmännerepisteln in die Hände fielen, eine Reihe von offenen Briefen geschrieben, die sich

jenen würdig an die Seite stellen. In einem Mönchslatein, dessen nur dem Kenner der klassischen Sprache verständlichen Scherzen und Spitzen leider keine Übersetzung gerecht werden kann, sind darin die Feinde des Rechtes, der Gewissensfreiheit und Aufklärung mit einem Spott übergossen, der Jahrhunderte überdauert hat und überdauern wird. Wo sich Hutten im Rechte fühlte, sei es gegen den Württemberger Herzog, sei es gegenüber den Dunkelmännern oder den Übergriffen des Papsttums, da stählte ihn ein ausgeprägter Rechtssinn zu dem Kampfe, der jedem anderen aussichtslos erschienen wäre. Seine unleugbar große Begabung hat ihm die Anerkennung seines Kaisers Max gewonnen: eigenhändig krönte ihn der fürstliche Beschützer künstlerischen Strebens im Jahre 1517 zu Augsburg zum Dichter. Als er in einem seiner Stammburg Steckelberg benachbarten Kloster die berühmte Schrift des italienischen Humanisten Lorenzo Valla über die erdichtete Schenkung Konstantins entdeckt hatte, ließ er sie drucken und hatte die Kühnheit, sie dem Papste Leo zu widmen. Das war jene schöne Zeit, wo der deutsche Humanismus an deutscher Geschichte Gefallen fand und ihre ehrwürdigen Denkmäler durch den Druck, teilweise zum ersten Male, dem Volk bekannt machte: 1500 die „Germania" des Tacitus und 1501 Werke der Gandersheimer Nonne Hrotsvith durch Konrad Celtis und vierzehn Mitglieder seiner Rheinischen Gesellschaft, 1507 das Heldengedicht über die Taten Kaiser Friedrich Rotbarts (den sogenannten „Ligurinus") durch Peutinger und andere Augsburger Humanisten, 1508 die „Gesta Heinrici IV" durch Gervasius Soupher, 1515 die „Geschichte der Langobarden" des Paulus Diaconus und die „Geschichte der Geten" (Goten) des Jordanes durch den eben genannten Peutinger sowie das „Chronicon Urspergense" durch Johannes Mader, in demselben Jahre Ottos von Freising und Rahewins „Taten Kaiser Friedrichs" durch Cuspinian, 1521 Einhards „Leben Karls" durch den Grafen Hermann von Neuenar und Reginos „Chronik" durch Sebastian von Rotenhan, 1525 die „Annalen" Lamberts von Hersfeld durch Thurrer, 1532 die „Antapodosis" Liudprands und die „Sachsengeschichte" Widukinds durch Martin Frecht. Auf dem Augsburger Reichstag forderte Hutten, damals in der Begleitung seines Gönners Albrecht von Mainz, in kräftiger, zu Herzen dringender Sprache die deutschen Fürsten auf, dem gemeinsamen Feinde, den Türken, gegenüber einig zu sein.

Doch am Hofe wehte nicht die Luft, in der sich ein Hutten wohlfühlen konnte; seine Lust war der Kampf ums Recht. Zunächst zog er gegen den verhaßten Württemberger zu Felde; beim Schwäbischen Bunde wurde er mit Franz von Sickingen bekannt; solange dieser Freund lebte, war Hutten geborgen. Glücklich ward der Krieg gegen Ulrich von Württemberg beendigt. Danach wurde die Aufmerksamkeit Huttens durch Luther in Anspruch genommen. Sah Luther in der Wiederherstellung der einfachen christlichen Lehre seinen Hauptberuf, dem die Widerlegung des Papsttums unterzuordnen sei, so hatte Hutten den Sturz dieses falschen Baues und die Befreiung des Vaterlandes von schimpflichem Unrecht sich zum Hauptzwecke gesetzt. Bei aller Bewunderung für die höheren Beweggründe des fünf Jahre älteren Kämpfers ließ er sich von seiner näheren Aufgabe nicht abbringen. „Führ' du uns, du großer Evangelist", so schrieb er an den Gottesmann, „den gekränkten, zehnfach gekreuzigten und von den römischen Pfaffen mißhandelten Christus wieder in seiner Urschönheit und göttlichen Einfalt in unsere Kirchen zurück; inzwischen will ich unseren Landsleuten die Augen öffnen und den tückischen Päpstlern zeigen, daß es unter den barbarischen Deutschen auch Verstand und mehr Mut gibt, als sie sich träumen ließen. Es genügt nicht, daß wir nur Splitter aus ihrem stolzen, auf unsere Blindheit gegründeten Truggebäude herausreißen; unsere Kraft und Zahl reicht, so sollt' ich hoffen, hin, um Hand an die Hauptpfeiler zu legen und seine Grundfeste zu bewegen."

Was zu Huttens Charakterbild ergänzt werden müßte, ehe es an das Luthers heranreicht, das ist die Stetigkeit. Ihr Mangel hat die unleugbar großen Fehler verschuldet, die Hutten vorgeworfen werden können. Lassen wir uns aber ihretwegen nicht den ganzen Mann verleiden! Mit seiner rastlos arbeitenden, mutigen Feder hat er das schwere Reformationswerk so gefördert, daß ihm diese Tätigkeit allein den dauernden Dank aller nichtrömisch Denkenden erworben hat. Mit einer Schärfe, wie sie schneidender nicht gedacht werden kann, deckte er der römischen Kurie Sünden an Deutschland auf, warb unter seinen adligen Freunden dem neuen Glauben Anhänger und trotzte auf der Ebernburg dem höchlich beleidigten Papste. Sickingens frühzeitiger Untergang (im Mai 1523) stürzte auch Hutten ins Unglück. In Basel nicht sicher, fand er in Zürich bei Zwingli Zuflucht, doch keine Ruhe. Im 36. Lebensjahr erlöste zu Ufnau im Zürcher See den müden Streiter der Tod von allen Gebrechen des Leibes und der Seele.

Das Unrecht war Huttens persönlicher Feind, der Aberglaube ihm ein Greuel und die Knechtung seiner Nation eine Schmach; darum mußten die Römischen seine bittersten Gegner werden. Wir haben ein gutes Sprichwort: viel Feind' viel Ehr'. War Hutten der bestgehaßte Deutsche seiner Zeit, so war er mit allen seinen Fehlern ein braver, deutscher Mann.

Das Rechtsgefühl kann, so schöne Seiten es aufweisen, so edle Früchte es zeitigen mag, auch in Übertreibung ausarten. Wie deutsche Gründlichkeit leicht in Pedanterei übergeht (vgl. S. 138), so führt allzu empfindliches Rechtsgefühl zur R e c h t h a b e r e i. Sie ist im deutschen Leben so oft anzutreffen, daß man sie geradezu zum deutschen Erbfehler stempeln kann. In dem Bewußtsein, sein Arbeitsgebiet gründlich zu beherrschen, hält es der Durchschnittsdeutsche mit seiner „Ehre" für unvereinbar, eines Irrtums geziehen zu werden. Da er aber auf der anderen Seite meist eine starke kritische Ader hat, die ihn davon abhält, sich dem Wissen eines anderen blindlings zu unterwerfen, ihn vielmehr veranlaßt, dessen Schwächen aufzuspüren und bloßzulegen, so muß oft ein Kampf entstehen, der auf unbeteiligte Kreise nur peinlich wirken kann. Was hat dies rechthaberische Allesambestenwissenwollen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem evangelischen Glauben, in der zweiten Hälfte des neunzehnten dem Reichsgedanken für Abbruch getan! welch schwere Einbußen hat schon so häufig das Ansehen sonst recht bedeutender Leute durch gegenseitige gehässige Bekrittelung erfahren! Bis zur Lächerlichkeit hat sich die Sucht, dem Meinen und Denken eines anderen Licht und Luft zu rauben, oft genug verstiegen; im „Neuen Teutschen Merkur" von 1797 teilt Wieland die Tatsache mit, daß das Eislebener Konsistorium bei zehn Talern Strafe verboten hatte, fortan ein Buch über Kantische Philosophie einzubinden. Und doch war die wirkliche K r i t i k erst sehr lange nach Opitzens „deutscher Poeterei" entstanden. Der Mann, der ein Jahrhundert nach den verheißungsvollen, freilich noch auf einem begrenzten Gebiete sich bewegenden Anfängen des Danzigers Philipp Clüver in seiner „Germania antiqua" (1616) wissenschaftlichem Denken und Forschen Bahn gebrochen, in Deutschland eine öffentliche Meinung erst erweckt, der die Kritik, die „nicht nur versteht auszumisten, sondern auch aufzubauen", geschaffen hat, ist Christian Thomasius, der Luther der deutschen Wissenschaft. Seitdem hat sich die gelehrte Kritik in Deutschland zu einem mehr breiten als tiefen Strom entwickelt, der leider heutzutage die Gefahr heraufbeschworen hat, mit seiner Verwässerung mehr zu schaden als zu nützen.

Der Kritik sehr nahe, doch auch nahe dem Humor verwandt und darum liebenswürdigerer Natur ist die S a t i r e; und einer weiter unten (S. 151) angeführten Beobachtung entspricht die Erscheinung, daß Satiriker von dem Rang eines Geiler von Kaisersberg, eines Thomas Murner zugleich Prediger gewesen sind. Die Satire entspringt einer Weltanschauung,

der mehr an dem Betonen der Unterschiede, am Festnageln der Unvollkommenheiten liegt als am liebevollen Anstreben einer Vermittelung, die der Humorist im Auge hat. Aber bei aller Schärfe des Urteils hängt der deutschen Satire ein gut Teil Romantik und unpraktischer Schwärmerei für ein verschwommenes Besseres und Bestes an. So wundervoll auch 1819 Karl Heinrich Ritter von Lang in seinem „Hammelburger Konversations-Lexikon" das Wörtchen „zurück!" verhöhnend verherrlicht, so schlagend auch 1849 Johann Hermann Detmold und Adolf Schrödter durch die „Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer" die Unfruchtbarkeit der Frankfurter Nationalversammlung treffen, so köstlich auch Wilhelm von Ploennies unter dem Namen Ludwig Siegrist in der Satire „Leberecht vom Knopf" die kurhessischen Militärverhältnisse vor 1866 mitnimmt, die bessere Einsicht erstreckt sich doch nicht so weit, mit dem Alten gründlich aufzuräumen und ein klarumschriebenes Andere an seine Stelle zu setzen. Solche Charaktere, denen leicht etwas Verschrobenheit anhaftet, können nie zufriedengestellt werden. Der Deutsche hat ein lebhaftes Gefühl dafür, daß und wenn etwas nicht richtig gehandhabt wird; aber den Tadel dadurch wertvoll zu machen, daß dem Niederreißen der Aufbau eines Neuen auf dem Fuße folgt, dazu kann er sich nur selten aufschwingen.

Neckerei und Schelmerei haben in früheren Zeiten kindlicherer Anschauung größeren Raum im Leben beansprucht und bekommen als heute; ja, die in harmlosen Grenzen sich bewegende List muß geradezu als eine germanische Eigentümlichkeit bezeichnet werden. Das wird manchem, der für sein Deutschtum eingenommen ist, nicht angenehm klingen. Auf Treue und Ehrlichkeit liebt der Deutsche dermaßen als auf Hauptzüge seines Wesens Beschlag zu legen, daß es ihm schwer ankommt, zu glauben, es könne früher anders gewesen sein. Nicht, daß es in alten Zeiten gar keine Treue gegeben habe: wir haben gesehen (S. 127) und werden sehen (vgl. S. 155), daß das Gegenteil davon wahr ist; aber die Lust, zu necken, die Neigung, sich durch List dem anderen überlegen zu zeigen, überwog die Scheu vor Vorwürfen. Im „Heldenbuche" spielt die List eine große Rolle; und daß Schelmerei wirklich ein germanisches Erbteil ist, geht aus der keine Moral, sondern heiteren Humor predigenden Weltbibel „Reineke Fuchs", aus Till Eulenspiegels Bauernlisten, aus Fritz Reuters lustiger „Franzosentid" unwiderleglich hervor. Nicht immer kommt dabei eine anerkennenswerte Tat heraus wie damals, als in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges der Kuhhirt Hans Warsch sein Oggersheim dadurch rettete, daß er die Spanier über den wahren Zustand des Städtchens zu täuschen und ihnen die Flucht sämtlicher Einwohner zu verheimlichen wußte; oft genug, vor allem in der älteren „Helden"-Zeit, stoßen wir bei Betätigungen von List und Schlauheit auf eine Auffassung, zu deren Würdigung uns Menschen von heute der Humor ausgegangen ist. Wir freuen uns wohl daran, wenn wir lesen, wie gefangene Sachsen ihr Lösegeld an den burgundischen Patricius Mummolus in falschem Golde zahlen; wir lachen vielleicht noch über die derben Scherze, die uns die Langobardengeschichte und Gregor von Tours vermelden. Aber wie Helden zur Lüge greifen können, um ihren Zweck zu erreichen, dafür fehlt uns heute fast das Verständnis; und doch ist auf die Täuschung Brunhildens durch Gunther und Siegfried die tragische Schuld des erhabensten unserer Heldenlieder aufgebaut. Man sollte darum nicht gleich spotten, wenn man in einem Nachschlagebuche von 1830 unter dem Stichwort „Nibelungenlied" auf folgende Erklärung stößt: „Nibelungenlied, ein altes deutsches Heldengedicht . . ., eine Nachahmung grauser arabischer Märchen. Über den Wert desselben hat unsere Zeit mit einiger Vorliebe des Altertümlichen geurteilt." Und Goethe urteilte am 3. Oktober 1828, daß in der altdeutschen „düstern" Zeit ebensowenig für uns zu holen sei wie aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesieen.

Man lese sie und interessiere sich wohl eine Zeitlang dafür, „aber bloß um es abzutun und sodann hinter sich liegen zu lassen". Aus diesen absprechenden Worten klingt ein an sich gesunder Sinn für das Unverfälschte, das Wahre, das Gerade, für das Lichte, Klare, Heitere; so recht deutsch ist das Nibelungenlied eigentlich erst in der Jordanschen Bearbeitung wieder geworden. Ebenso wie man Goethes „Reineke Fuchs" nicht neben eine Gellertsche Fabel stellen darf, weil er keine Nutzanwendung für Kinder, dafür aber eine um so wirksamere Lebensschule für den erwachsenen Deutschen bietet, dem er einen Spiegel der Wirklichkeit vorhält, ebenso muß man sich, will man der Sittlichkeit unserer Vorväter gegenüber gerecht sein, auf eine höhere Warte stellen als die einer verfeinerten Moral.

Berücksichtigen wir, daß im Gemüt unserer Ahnen dem Sinn für Hohes und Schönes Härte und Derbheit beigemischt waren, so haben wir den Schlüssel zum Verständnis altdeutschen **Humors** gefunden; eine Hausinschrift in Basel lautete:

„Auf Gott alleine ich vertrau'
Und wohne in der alten Sau."

Wenn uns in den Universitätsmatrikeln vom ausgehenden 14. Jahrhundert an Namen aus besseren Kreisen begegnen wie Hans Forchdynicht (1384), Hinrik Sprinkindearke (1461), Heinrich Porgenicht (1471), Johann Lupsedich (1477), Christian Springinshus (1477) und Wolfgang Springinhafen (1481), Hans Kissenpfennig (1502) und Georg Schlaginhauffen (1541), so spricht aus diesen Befehlsformen sicher alles andere als eine griesgrämige Auffassung vom Leben. Doch Leichtfertigkeit ist auch nicht das Charakteristische am deutschen Humor. Man nehme den ersten besten deutschen Humoristen zur Hand, und man wird sich überzeugen, daß einem nicht bloß Belustigendes, Lächerliches und Sonderbares darin begegnen, sondern daß vielmehr das Ernste, das Wehmütige, das Erhabene, selbst Feierliche und die kunstvolle Art fesseln, wie sich die Mischung zwischen beidem vollzieht. Etwas anderes also als die bloße Vorführung von Launen, Ein- und Ausfällen macht solch ein Werk zu einem humoristischen. Maßgebend ist vor allem die Weltanschauung des Dichters. Bei den Angelsachsen unterscheiden sich die Späße William Shakespeares deutlich von dem Witze Samuel Johnsons; und während Lawrence Sterne vielfach an unseren Jean Paul erinnert, ähneln beider gemütvollen Wunderlichkeiten die Launen Theodor Gottlieb von Hippels oder die lustigen, aber auch bissigen Einfälle Friedrich Theodor Vischers nicht im entferntesten. Der wahre Humorist vermag nichts ohne Menschenliebe: man hat die Beobachtung gemacht, daß viele hervorragende Humoristen Pfarrer gewesen sind oder aus Pfarrhäusern stammen. Er sieht die menschliche Natur als eine eigene Mischung guter und schlimmer Eigenschaften an; dabei überwiegt ihm die Schwachheit das Verbrechen, die Torheit das Laster. Wie Jean Paul sagt, gibt es für den Humor keine einzelne Torheit, keine Toren, sondern nur Torheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menschen weder lächerlich noch abscheulich, sondern bedauernswert. Daraus erklärt sich jene milde Empfindsamkeit, die der Stimmung bald einen Zug ins Weiche hinab, bald ins Erhabene hinauf zuweist, und jene Abgeklärtheit des Urteils, die unsere ersten Humoristen auszeichnet. Ihre Lustigkeit lacht mit Tränen im Auge, scherzt mit zitternder Stimme und schützt, um den Schmerz der Seele zu betäuben, Ausgelassenheit vor.

Aus dieser Natur des deutschen Humors geht hervor, daß er nicht frivol werden kann, ohne das Beste seines Wesens einzubüßen. Auch hier unterscheidet sich die Anlage der Gegenwart von dem Verständnis, das man in früheren Zeiten dem Humor entgegenbrachte; mit einem Worte: der Begriff Humor hat seine Entwickelungsgeschichte so gut wie jedes andere

Stück deutschen Kulturlebens. Man lese einmal die derben, aber charaktervollen Briefe eines Albrecht Achilles, eines Luther, man erinnere sich des Briefwechsels der gegen den Zopf ankämpfenden Samuel Pufendorf und Christian Thomasius. Und wenn in den lustigsten Einfällen der Kunst, den tollsten Stücken und Fastnachtsschwänken des Mittelalters und der Reformationszeit der Teufel, selbst der Tod eine große Rolle spielen konnten, ohne die Stimmung ernstlich zu beeinträchtigen, so müssen wir uns erst besondere Mühe geben, ehe es uns gelingt, so grausigem Humor Geschmack abzugewinnen; die neueren Künstler, die ihre Gefühle in der Darstellung von Totentänzen ausgeströmt haben, können das bestätigen. Aber das ist ja gerade ein Beweis für die urwüchsige Kraft deutschen Empfindens, daß die ernste Lehre von der Vergänglichkeit alles Irdischen die alten Deutschen nicht zur weibischen Klage gestimmt, sondern zu Humoristen im besten Sinne gemacht hat. Den meisterhaften Holzschnitten, die Hans Holbein von seinem Totentanz angefertigt hat, gebührt ebensowenig die Bewertung „fratzenhaft-gräßlich", wie man die derben Späße, die uns Liselotte von der Pfalz in ihren köstlichen Briefen auftischt, mit einem verurteilenden „unweiblich" abtun darf.

Ist der Humor eine wesentlich deutsche Gabe, so muß sich in dem Humoristen bei allem Sinn für die gemeine Menschheit ein gut Teil echter Vaterlandsliebe finden lassen. In der Tat stoßen wir nicht selten in den Werken unserer ersten Schriftsteller, die den Humor pflegen, auf Äußerungen wärmster Hingabe ans Vaterland; schon der sechsundzwanzigjährige Wilhelm Raabe flicht in seine „Chronik der Sperlingsgasse" die schönen Worte ein: „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen!" Auch aus unserem politischen Witze spricht echter Humor, der Unmut, der tränenden Auges über die bestehenden Verhältnisse lacht, ohne Zagen offen sagt, wo der Schuh drückt, und damit die Aussicht auf Besserung gewährleistet. Wenn sich jetzt in Deutschland Blätter breitmachen, die unter der Maske des Humors alles Höhere herabziehen und das deutsche Empfinden auf den denkbar niedrigsten Stand herabwürdigen, so ist damit noch kein Gegenbeweis erbracht: so weit sind wir denn doch nicht gelangt, daß alles und jedes verspottet und lächerlich gemacht werden müßte; vielmehr spricht eine solche Haltung nur für die aus anderem zu erschließende Beobachtung, daß diese Blätter kaum von einem Funken deutschen Humors berührt sind. Kaum daß sie das aufweisen, was man auf Französisch esprit zu nennen pflegt. Geistreicheres mögen ja die französischen Witzblätter bringen. Ihre Stärke beruht im tändelnden Wortspiel, im frostigen Scherz, im verletzenden Hohn oder im unpassenden Spaß; Peter Schott, ein Glied des Straßburger Humanistenkreises um 1500, rühmt die Anständigkeit der Deutschen gegenüber den Italienern: die Unflätigkeit gehöre den Welschen; möge es dabei sein Bewenden haben! Wer nicht über Menschenliebe, Seelenharmonie und Gemüt verfügt, dessen Aussichten stehen beim Wettkampf in diesen Dingen von vornherein hoffnungslos. Wessen Leidenschaften aber abgeklärt sind, wessen Gemüt eine treue, milde und freundliche Art hat, wer, wie Heinrich Seidel, zu dem gemütlichen Philistertum in seiner ansprechenden Gestalt hinneigt, dem ist auch echter, harmloser und herzerquickender Humor beschieden.

c) Deutscher Dienst.

Ausländer haben den Deutschen Unmäßigkeit, Streitsucht, Plumpheit, Gesetzlosigkeit, Faulheit, Raubgier und andere häßliche Eigenschaften, oft mit Recht, vorgeworfen, doch zweierlei unangetastet gelassen: erstens die deutsche Tapferkeit (vgl. S. 141) und zweitens, mit seltener Einmütigkeit, die deutsche Treue. Die sprichwörtlich gewordene deutsche Treue verträgt sich

anscheinend nicht mit dem oben erwähnten Freiheitsdrange. Beide haben sich auch manchmal nicht recht miteinander vertragen. Dann hat der zwîvel zu bitteren Kämpfen geführt und jene Fälle hervorgerufen, wo sich das Banner der deutschen Treue beschämt verhüllen mußte; wir brauchen nur an Heinrichs des Löwen Trotz gegenüber seinem Kaiser Friedrich zu erinnern.

Je nach der Kulturstufe, die das Volk einnimmt, wandelt sich seine Auffassung vom Leben und seinen Pflichten; das Gefühlsleben vergangener Zeiten ist von dem unsrigen in manchen Punkten ganz verschieden. Deutlich zeigt sich dies in dem unserem Denken oft entgegengesetzten, ja unverständlichen Verhalten während eines Kampfes von Pflichten gegeneinander. Unbedenklich verurteilen wir die Handlungsweise Theoderichs des Großen gegen Odovakar, die Hagens gegen Siegfried als Verrätereien; das Fortleben aber gerade dieser beiden Gestalten in der volkstümlichen Heldendichtung beweist, daß unsere alten Deutschen von einer Verworfenheit der beiden gar nichts haben wissen wollen. Ein eisenhartes Herz, eine dem einmal höher geglaubten Ideal rücksichts- und reuelos gehaltene Treue, unter Verletzung einer Treupflicht, die wir als die bessere ansehen würden (des Gastrechts, der Kameradschaft gegenüber der Pflicht des Mannen gegen seine Herrin): das trug dem Helden die Liebe des Volkes ein.

„Alles wägen nach Gewicht
Nimmt dem Mann die Zuversicht.
Wenn mein Bestes widerspricht,
Heil'ger Haß, verlaß' mich nicht!"
(Theodor Renaud.)

Und wir wollen nicht leugnen, daß auch unserem im Laufe der Zeiten weicher gewordenen Fühlen noch ein Rest jener Achtung vor kraftvollem, mit den Forderungen anderer Pflichten brechenden Auftreten innewohnt; der deutscheste Held der jüngsten Vergangenheit, Otto von Bismarck, hat im innersten Grunde viel Ähnliches mit jenen beiden treuen, klugen und gewaltigen Volkshelden. Das ist nicht bloß Lust am Ungehorsam, am Trotz, sondern auch die Freude an deutscher Männlichkeit. Harte Zeit verlangt harten Sinn. Unbewußt hat Felix Dahn Bismarcks besten Kern getroffen, indem er Hagen in seinem letzten Liede singen läßt:

„Die Reue ist des Narren!
Nur das ist Atmens wert,
Zum Tode auszuharren
Beim Groll, beim Stolz, beim Schwert!"

Im Kampfe der Pflichten siegte manchmal eine, die mit den Forderungen modernen Christentums in schroffem Widerspruche steht. Die alten Helden aber waren, das sollte man nicht vergessen, zu einem guten, vielleicht zu ihrem besten Teil vollkommene Heiden.

In den ersten Zeiten geschichtlichen Auftretens haben sich deutsche Stämme nach römischer Ansicht durchaus nicht durch Treue ausgezeichnet (vgl. S. 126). Dabei haben aber diese Römer lediglich die Treue nach außen, die **Vertragstreue**, im Auge. Selbst auf der römischen Säule Mark Aurels, deren erhaben ausgeführte Völkerbilder den Unterschied zwischen den gefaßten und ruhigen, niemals knieenden Germanen und den zappeligen, dem Römer fremdartig, ja komisch vorkommenden Sarmaten deutlich erkennen lassen, findet sich die Aufopferung der Geringen für ihre Herren mehrere Male dargestellt. Wenn wir besonderes Gewicht auf einseitig nebeneinandergeordnete Zeugnisse legen wollten, so ergäbe sich ein recht trübes Bild von dem Charakter unserer Altvordern. An einem anderen Orte (vgl. S. 145) haben wir dargetan, daß man bei einiger Geschicklichkeit im Gruppieren von Zeugnissen die alten Deutschen zu furchtbar grausamen Menschen stempeln könnte. Wie sich auf diesem Feld eine durch die vergleichende Völkerkunde geläuterte Geschichtsauffassung als unentbehrlich bewährt, so tritt sie besonders auf dem Gebiet der äußeren Treue in ihr Recht. Solange eine Gemeinschaft von

Menschen kein Bedürfnis hat, sich in feste Formen zusammenzufügen, solange der Zusammenschluß zu einem Staate noch aussteht, so lange wird auch die Empfindung von Pflichten gegen andere Gemeinschaften fehlen. Das Gefühl politischer Ohnmacht wird das Seine tun, um jedes Mittel, das dem Gegner schaden kann, für erlaubt zu halten; Treu' und Glauben darf Kultur von Unkultur nicht beanspruchen. Der Wilde, der noch nicht oder wenig mit Kultur in Berührung gekommen ist, fühlt bei öfterem Zusammentreffen mit ihr deutlich ihre Überlegenheit. Da ihm eine Bewertung der erst vom Völkerrecht geprägten Begriffe „recht, gut, vertragsmäßig" unter allen Umständen noch abgeht, so macht sich der Naturmensch kein Gewissen daraus, Verträge zu brechen, wenn ihm das vorteilhaft dünkt; er wird sie nur so lange halten, wie ihm eine andere Handlungsweise gefährlich erscheint. Wer sich die Wandlungen vergegenwärtigt, die im Laufe der Geschichte die Vorstellung der Deutschen von ihrer eigenen Art erfahren hat, wird dieser Folgerung rückhaltlos beipflichten.

Die verschiedene Beanlagung wird freilich auch hier Unterschiede zeitigen: ein Volk tritt auch auf niederer Kulturstufe durch eine Zähigkeit im Einhalten von Abmachungen hervor, die einem anderen fremd ist. Bezeichnend aber für das allgemeine Gebaren halbwilder, knapp unterjochter Grenzstämme ist das römische Wort von der trügerischen Zuverlässigkeit der Barbaren (fallax fides barbarorum). Wenn von diesem Gesamttadel auch germanische Völkerschaften — um nur eine zu nennen: die Vandalen unter Geiserich in Afrika (429—477) — getroffen worden sind, so ist das ganz natürlich. Ein Grund zum Tadel läge erst dann für uns und andere vor, wenn sich auf höherer Kulturstufe dieser Vorwurf nicht verlöre, sondern allen sonstigen Errungenschaften zum Trotz dauernd erhielte, und wenn er sich auch auf die innere Treue, auf den Herrendienst, erstreckte. Davon kann bei uns Deutschen gar keine Rede sein; schon Salvian (450 n. Chr.) bezeugt dies, wenn er sagt, daß sich fast alle Barbaren gegenseitig lieben, sofern sie nur zu demselben Stamm und Könige gehörten. Anderseits darf aus der auffallenden Erscheinung, daß die Treulosigkeit unserer nahen oder entfernteren Nachbarn von den eigenen Geschichtschreibern oft ohne Bedauern erwähnt wird, der Schluß gezogen werden, daß eigentlich nur der Deutsche hohen Wert darauf legt, als treu anerkannt zu werden; diesen Eindruck gewinnt man schon aus der prächtigen Geschichte von den beiden Friesenhäuptlingen Verritus und Malorix, die uns am genausten Cornelius Tacitus in seinen „Annalen" überliefert hat („nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse": niemand unter den Sterblichen übertreffe die Germanen mit den Waffen oder in der Treue).

Selbst bei Seecks kühler Schilderung der alten germanischen Völker bleibt die Treue und die Ehre des Einzelnen unangetastet bestehen; selbst dem mißtrauischen, trotzköpfigen, stumpfsinnigen friesischen Bauern sieht man vieles nach, weil ihm Treue in hohem Maße eigen ist. Aber wir finden, daß später auch der Gesamtheit der Ruhm, in jedem Betrachte treu zu sein, von allen Seiten reichlich und gern gespendet wird. Nicht als ob wir die Treue für uns allein in Anspruch nähmen: man sagt es nicht bloß den stammverwandten Balten nach, daß sie treu und zuverlässig seien; und auf der anderen Seite stoßen wir, besonders in Tagen des allgemeinen Niederganges, auf Zeugnisse, wo von deutscher Treue nichts zu spüren ist. Kaiser Friedrichs II. Gewaltbote, Graf Eberstein, fand im Jahre 1237 in Österreich überall Treulosigkeit. Enea Silvio de' Piccolomini schmäht die Deutschen derselben Ostmark zwei Jahrhunderte später mit folgenden, für einen Italiener besonders scharfen Worten: „Ihre Treue gleicht dem Winde, ist morscher und gebrechlicher als Binsen; über nichts empfinden sie Scham: Beeidetes oder nicht Beeidetes gilt ihnen gleich wenig."

Das hat alles seine Richtigkeit und soll weder vertuscht noch bemäntelt werden. Aber diesen herabziehenden Stimmen steht doch eine erdrückende Zahl von günstigen Zeugnissen gegenüber. Wie herrlich ist z. B. in Wolframs „Parzival" die Treue als sittlicher Grundgedanke durchgeführt! Dies will um so mehr bedeuten, als er in dem Vorbild Wolframs nicht enthalten ist; der Dichter, ganz unser in der Fähigkeit, fremde Stoffe zu verdeutschen, hat dem französischen Ritterroman erst deutschen Inhalt eingeflößt und ihn persönlich vertieft. Streng dachte man in Deutschland über Treue und Dienstpflicht. Als sich Herzog Ernst in unbeugsamer Freundschaft zu seinem Werner trotzig gegen seinen König empörte, hielten seine Vasallen treu zu Konrad. Als aber der von Gregor VII. über den auf seine deutsche Königswürde stolzen Heinrich IV. verhängte Kirchenbann die Gemüter verwirrte, in geistliche Fesseln schlug und Eigennutz hervorrief, da wurde die Untertanentreue zu schanden: zu Tribur ward Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig erwählt. Er unterlag bald. Und da ist es nun recht bezeichnend, daß die mit Miniaturen geschmückten Handschriften der „Sächsischen Weltchronik" bei der Stelle, wo sie von den Folgen der Merseburger Schlacht erzählen, sämtlich ein Bildchen einschalten, das den Vorwurf Rudolfs an die Bischöfe veranschaulicht: „Dit is de hant, mit dere ic mineme herren, deme koninge Heinrike, hulde swor. Mit iuweme rade satte ic mic an sinen koninglihen stol; nu sêd, wo je mic hebbet gelêt." (Dies ist die Hand, mit der ich meinem Herrn, dem König Heinrich, Treue geschworen habe. Mit euerm Rate setzte ich mich auf seinen königlichen Stuhl; nun seht, wohin ihr mich geleitet habt.) Vortrefflich auch zeugt für grundgermanische Treue das angelsächsische Gedicht auf den Heldentod des Earl Byrchtnoth im Kampfe bei Maldon in Essex. Hier sind es die Herdgenossen, die den Tod ihres bis zuletzt tapfer aushaltenden Führers an den übermächtigen Dänen rächen. Es ist ein schöner Zufall, daß die Heldendichtung der noch nicht mit normännisch-französischem Wesen durchtränkten Angelsachsen am Ende des 10. Jahrhunderts gerade mit dieser Verherrlichung der Mannentreue abschließt.

Das schlagendste Zeugnis aber dafür, daß ohne Treue fremdes Volkstum ganz gut, germanische Art nicht denkbar ist, bietet uns ein unparteiischer Ausländer, ein Italiener. Wie in den Tagen Kaiser Karls V. der Venetianer Federigo Badoero berichtet, daß die deutsche Nation freiwilligen Verträgen pünktlich nachkomme, wie sein Landsmann Gasparo Contarini die Deutschen fern von aller Hinterlist nennt, wie in unseren Tagen Guglielmo Ferrero in erziehlicher Absicht ausführlich begründet hat, daß Zuverlässigkeit, die Sittlichkeit in der Auffassung von Pflichten beim Germanen tiefer sitze und verbreiteter sei als beim Romanen, genau so unabsichtlich hat der Italiener Marzio de' Galeotti an einer Stelle seiner „Geschichte Ungarns zur Zeit des Matthias Corvinus" den Unterschied zwischen ungarischer Schlauheit und deutscher Untreue bewiesen. Er sagt, die Ungarn seien durch ihre geistige Befähigung und durch die Annahme der Sitten der ehemaligen Pannonier, deren Gebiet sie überkommen hätten, sowohl listig als auch tapfer zu nennen. Schon Tibull habe die Pannonier trügerisch genannt, indem er die Klugheit des Volkes, das die Römer haßte, Hinterlist nannte. Er aber halte dies Volk für ebenso tapfer wie schlau. Wir wundern uns nicht, daß gerade Marzio so urteilt: dem Italiener und dem Ungarn, beiden ist die Lust am Betrügen, das Schlauersein Lebensbedingung. Naive Gutmütigkeit ist ihnen Beschränktheit. Während der Deutsche aus Drang zur Selbständigkeit, und dann meist erst nach hartem inneren Kampf und in dem Glauben, sich nicht unterwerfen zu können, einen Treubruch begeht, bricht der Romane und der Ungar die Treue aus Freude am Klügersein. Seifried Helbling sagt: „Aller Ungarn Treue wiegt gar

leicht; ein einjährig Kind trägt sie." Und ein Sprichwort, das um 1500 von Deutschen, die in Europas Osten geweilt hatten, dem Tübinger Humanisten Heinrich Bebel mitgeteilt worden ist, lautete: „Der Pole ein Dieb wie der Ruthene der Verräter seines Herrn, der Böhme ein Ketzer, der Schwab ein Schwätzer". Lassen wir ruhig den Fremden ein größeres Maß an Schlauheit: der „dumme deutsche Michel" ist und bleibt ein Ehrenname.

Gewiß hat Lauterkeit und Biederkeit mehr als einmal Deutschlands Söhne ins Verderben gebracht. Unter falschen Vorspiegelungen bediente sich Napoleon des württembergischen Generals Grafen Normann zur Ausführung des feigen Bubenstücks, die das feindliche Gebiet verlassenden Freischaren am 17. Juni 1813 bei Kitzen vor Erreichung der festgesetzten Linie zu überfallen. Normann warnte zwar die Lützower früh genug, wurde aber leider von ihrem ebenso lauteren wie schwerfälligen Führer nicht verstanden. Politisch war es unklug gehandelt, als Friedrich August I. von Sachsen selbst nach der entschieden ungünstigen Wendung, die Anfang Oktober 1813 die Kriegslage für die Franzosen genommen hatte, bei Napoleon I. aushielt. Doch den Anspruch, zu den Treuesten der Treuen gezählt zu werden, hat er mit ins Grab genommen. „Nur wen sein Gewissen völlig freispricht, der werfe den ersten Stein auf Friedrich August und sein Volk!" so verteidigte mit vollem Rechte die im August 1814 erschienene „Stimme Teutscher Patrioten" Sachsens König, freilich nur mit halbem Erfolge. Ungeteilt aber blieb ihm gerade im Unglück die Anhänglichkeit seiner Sachsen erhalten. Allerdings ist in politischen Dingen, die sich oft zu dem gemeinen Fühlen und Bewußtsein in schroffsten Widerspruch stellen, nicht immer mit Edelmut und vornehmer Gesinnung durchzukommen. Wenn Bayern noch vor der Leipziger Völkerschlacht von Napoleon abfiel, so war das vom sittlichen Standpunkt aus keine Heldentat, vom nationalen aus aber ebenso richtig, wie es die Befreiung förderte, als Jahn im Frühjahr 1813 von der drohenden Aufhebung des Königs eine falsche Nachricht aussprengte. Während die Person des Staatsmannes niemals außerhalb des Sittengesetzes treten darf, steht seine Politik anderen Staaten gegenüber nicht immer darunter. Des großen Staufers Friedrich Rotbart Wahlspruch hieß: „Qui nescit dissimulare, nescit imperare" (Wer nicht versteht, sich zu verstellen, versteht nicht, zu herrschen). Ein Rechtsbruch wie die Auflösung des auf ewig abgeschlossenen, unkündbaren, nur bei Einstimmigkeit der Glieder zu verändernden Deutschen Bundes mußte für den Einzelnen schmerzlich und konnte doch für das Ganze voll Segen sein. Aber eine solche Rechtsverletzung auf sich zu nehmen, dazu sind nicht alle Deutschen geschaffen; die Bismarcke sind seltene Naturen.

Es liegt im Charakter des Deutschen, daß er sich gern in den Dienst eines Höheren stellt, weil er das Verhältnis zwischen Herrn und Diener sittlich auffaßt; hierfür sei an das ehrenwerte Verhalten des 1866 gegen seinen Willen zum Oberbefehlshaber des österreichischen Nordheers ernannten Feldzeugmeisters Ludwig von Benedek nach der verhängnisvollen Schlacht von Königgrätz erinnert: das ihm von höherer Stelle unter schweren Kränkungen auferlegte Schweigen hat er bis ins Grab unverbrüchlich gehalten. Die ausgleichende Gerechtigkeit hat ihm zwei Jahrzehnte nach dem Tod in Heinrich Friedjung den Rächer seiner Ehre nicht vorenthalten. Ein erhebenderer Anblick ist's jedoch, wenn der befehlende Teil ebenfalls seine Pflicht tut. General Graf Haeseler konnte von dem ihm unterstellten 16. Armeekorps jahrelang außergewöhnliche Leistungen im Marschieren, Schießen und in jeder anderen Kriegsbereitschaft verlangen, weil der letzte Musketier genau wußte, daß sich sein Befehlshaber selber keinerlei Schonung erlaubte. Wie oft haben wir gelesen, daß bei dem Untergange eines Schiffes — sei es der Kriegs-, sei es der Handelsmarine — der Kapitän, dem das Wohl der Mannschaft

anvertraut war, alles tat, um diese zu retten, und, bis zum letzten Augenblick auf seinem Posten ausharrend, zum Tode getreu unterging. Und wie edel, wie groß war gerade in Hinsicht auf gegenseitige Pflichterfüllung das Verhältnis Kaiser Wilhelms I. zu Bismarck und Moltke. „Er schenkte seinen großen Beratern unbegrenztes Vertrauen und ließ ihnen auf ihren Gebieten den vollen Spielraum zur geistigen Tat in der Erkenntnis, daß ein König nicht alle Kräfte und Begabungen in sich vereinigen kann, die zur Leitung des gewaltigen Staatsschiffs durch sturmbewegte See gleichzeitig einzusetzen sind. Beide Männer bauten infolgedessen nur für ihn und in seinem Sinne. Mit solchen Mitteln wahrte und erhöhte er seine eigne souveräne Bedeutung über Heer und Volk, wurde der mächtigste Herrscher seiner Zeit und der von seinem Volk angebetete Kaiser der Deutschen, der nicht bloß regierte, sondern auch persönlich herrschte, zumal auch über das tiefe Gemüt der Volksseele" (General der Infanterie v. Schlichting).

Daß der deutsche Dienst auf gegenseitiger Pflichterfüllung beruht, geht schon aus der bekannten Stelle der „Germania" hervor, wo Tacitus von der Gefolgschaft spricht. Und dasselbe Treueverhältnis hat sich bis in die Blütezeit des Mittelalters hinein ungestört erhalten. Steigt man vom Städtchen Münzenberg in der Wetterau auf den benachbarten Basaltberg hinauf, so liegen vor einem die romantischen Ruinen einer echt mittelalterlichen Burg. Durch drei Tore und die gewölbte Durchfahrt gelangt man in den geräumigen Schloßhof; die günstige Anlage der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erbauten Burg ermöglicht von den beiden hohen Türmen aus eine weite Umsicht. Hier geht uns das Herz auf. Und wir denken uns in jene Vorzeit zurück, wo der Schloßherr, der Ritter Friedrichs des Rotbärtigen, auf der Burg hauste, geliebt und schlicht verehrt von seinen Untergebenen. Wie diese in Treue zu ihrem Herrn standen, so hielt er selbst zu seinem Kaiser; und rief der gewaltige Beherrscher der Christenheit zum Kampfe gegen die falschen Welschen im sonnigen Italien, so zog der Burgherr mit seinen Dienstmannen hinaus, das Seine und die Seinen sorglos zurücklassend.

Solange der deutsche Adel so dachte und handelte, so lange war es auch um die Kleinen und Niederen gut bestellt. Als aber über den Herrn, hauptsächlich infolge der grundstürzenden Änderungen im Wirtschaftsleben, die Not hereinbrach, der er verständnis- und machtlos gegenüberstand, da änderte sich und lockerte sich auch das Treueverhältnis. Nach obenhin kein Gehorsam mehr, nach untenhin Bedrückung. Mitten unter den Lobsprüchen, die um 1215 einem tapferen und ritterlichen Adel aus dem Munde Thomasins von Zirkläre gespendet werden („die deutsche Ritterschaft ist die würdigste von allen"), ertönen leider schon Klagen über Verwüstung, Raubzüge und Verwilderung; erst ganz vereinzelt, bald aber zahlreicher und immer vernehmlicher. Die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage verführt den Adel zum Geiz; Herrengeiz läßt den Diener darben. Die Verweltlichung der reich gewordenen Kirche, die Schwere des Abgabendrucks und die Erpressungsversuche der Landesherren erwecken im Bauern des 15. Jahrhunderts bitteren Haß, zähen Trotz und führen schließlich zu heißen Aufständen und schlimmen Ausschreitungen. In dem törichten Streben, den höheren Stand durch Schwelgen und Prassen zu kennzeichnen, tritt den Untergebenen gegenüber Kargheit an die Stelle väterlicher Behandlung; und die übermütig gewordenen Bauern wollen es den Rittern gleichtun, äffen ihnen nach, spielen die großen Herren und trinken.

Ein gegebenes Wort genügt schon beim geringsten Abkommen nicht mehr: „triuw unde wârheit sind vil gar bescholten", klagt Walther von der Vogelweide; „man wil ein bezzer phant dan [Pfand als] sîn triuwe von im hân", klagt Heinrich der Teichner. Das schlechte Gewissen verleitet öfter als je zuvor zu eigenwilligem Auftreten, zu offenem Abfall. In sportmäßigem

Turnierbetrieb, Abenteuerei und Stegreif sucht das ebenso verschwenderische wie geldgierige Rittertum des 14. Jahrhunderts seine Befriedigung. In vieler Beziehung nicht besser sind die folgenden Zeiten. Daß solche Zustände, wenn sie auch das empfindliche Ehrgefühl, das den deutschen Edelmann stets ausgezeichnet hat, nie haben ganz vernichten können, den allgemeinen Stand der Sittlichkeit sehr tief herabdrücken mußten, liegt auf der Hand. Im Herrendienste des ausgehenden 16. Jahrhunderts begegnen uns in großer Zahl die häßlichsten Bilder von unmäßigen Trinkgelagen und von leichtsinnigstem Schuldenmachen. Als freundliches Bild taucht in diesem Lotterleben die sparsame Hofwirtschaft Wilhelms IV. von Hessen-Kassel (1575) auf. Im Liegen vor Gericht nahm es der Adlige von damals selbst mit dem Bauern auf, der durch die Schuld der eigentümlichen Bodenbesitzverhältnisse von alters her auf endloses Suchen und Finden des Rechts förmlich angewiesen war. In deutschen Landen war von Treue, Recht und Glauben längst keine Rede mehr. Der rohe und verlotterte Herzog von Liegnitz fälscht seines Mannen Siegel, ohrfeigt seine eigene Gemahlin, schmarotzt in fremden Städten, ohne einen roten Heller in der Tasche zu haben. Der ehrenwerte Ritter Hans von Schweinichen macht zwar wiederholt Versuche der Einsprache, unterwirft sich aber immer wieder untertänigst und betrinkt sich einen Tag um den anderen; dasselbe Bild von der weiten Verbreitung der Trunksucht in Deutschland entwerfen einhellig die venetianischen Gesandten, die nacheinander am Hofe Karls V. und Ferdinands I. geweilt haben.

Auch nach einer anderen Seite hin bietet jene Zeit keinen erhebenden Anblick. Von einem Spanier gegründet, von einem zeitlebens spanisch gebliebenen deutschen Kaiser begünstigt, erhebt sich der dem deutschen Glaubensleben todfeindliche Jesuitenorden. Mißtrauen ist das Kennzeichen der letzten Regierungsjahre Karls V., Mißtrauen beherrscht die ganze Zeit. Des kranken Kaisers Gewissen verwirft den Passauer Vertrag; befangen in fremder, undeutscher Moral, glaubt er seiner Pflicht zu genügen, indem er seine Handlungsweise aus seiner Notlage entschuldigt und die Verantwortung dafür durch eine feierliche Reueerklärung von sich abweist. Man begreift, wie solch einem schwer zu fassenden Kaiser gegenüber äußerste Vorsicht und Klugheit am Platze war, und hat, rückwärts schließend, darin einen Schlüssel zum Verständnis von Kurfürst Moritzens Verhalten.

Wir Deutschen haben andere Ansichten von Treu' und Redlichkeit. „Wie deine Rede ist, so soll auch deine Tat sein." Mit Recht hob in der schon oben berührten Festrede vom 9. Januar 1897 Karl Schurz hervor, daß „der beste Teil des amerikanischen Publikums stets auf die Deutsch-Amerikaner rechnet, wenn es sich um solche Dinge wie ehrliche Regierung oder ehrliches Geld handelt". Ein Volk aber, das seine Geschicklichkeit im Übervorteilen der anderen sucht, nennen wir doppelzüngig; Erfahrungen dieser Art waren es, die der englischen Regierung den begründeten Haß Friedrichs des Großen zugezogen haben. Eine Veränderlichkeit, wie sie sich in den wankelmütigen Rufen kundgibt: „Es lebe der König!" (1788), „Nieder mit ihm, hoch die Verfassung!" (1792), „Hoch Robespierre!" (1793), „Nieder mit ihm!" (1794), „Es lebe das Direktorium, der Konsul, der Kaiser!" (1795, 1799, 1804), „Nieder mit dem Kaiser, es lebe der König!" (1814), „Es lebe der Kaiser!" (1814), „Nieder mit ihm, es lebe der König!" (1815) u. s. w., vereint sich schwer mit der beharrlichen Anhänglichkeit, die gerade dem Durchschnittsdeutschen eigen zu sein pflegt.

Vollkommen falsch wäre es indes, wollte man deutschen Dienst mit blinder Unterwürfigkeit verwechseln; vom „syrupus majoris obedientiae et venerationis erga Caesarem" (Sirup der größeren Fügsamkeit und Verehrung gegenüber dem Kaiser), den um 1624 eine „politische

Arzney" verschreibt, hat Deutschland nie viel wissen wollen. Im 16. Jahrhundert ereifern sich Lorenzo Contarini und Marino Giustiniano in ihren Gesandtschaftsberichten des öftern, wie weit doch die Deutschen von dem strengen Gehorsam entfernt seien, den Venedigs Regierung von ihren Untertanen heischte. Jenes oströmische Gewebe „von phantastischer Kaiserpracht, von hochtönenden Titeln, verschnörkelten Formen, von silbergepanzerten Leibwachen, verlogenen Palastbeamten und ränkesüchtigen Sklaven, von Schmeichelei, Haß und Eifersucht, das die geheiligte Person des Kaisers umgab und sie dem Volke wie ein Götzenbildnis auf rätselhaftem goldfunkelnden Hintergrund erscheinen ließ" (Max Haushofer), kurz: jene Verfallserscheinung, die spätere Zeiten Byzantinismus getauft haben, ist uns nicht nur als Wort, sondern viel mehr noch als Gesinnung fremd, oder — da die Gegenwart einen gewissen „Dividendenpatriotismus" leider nicht ganz verleugnen kann — sollte uns doch fremd sein. Die Tage, wo dies nicht so ganz der Fall war, gehören innerlich zu den trübsten deutscher Geschichte: einen Kriecher wie den preußischen Regierungsrat Schmalz wird niemand als einen vollgültigen Vertreter deutscher Denkart hinstellen, obgleich seine schamlose Angeberei von 1815 durch die Könige von Württemberg und Preußen mit Ordensauszeichnungen belohnt worden ist. Und man mag über den Charakter Heinrich Heines denken, wie man will: wie er 1837 im Vorwort zum 3. Bande des „Salons" die Erbärmlichkeit eines untreuen, schamlosen und feigen Denunzianten bloßstellt, das entspricht unserem Empfinden durchaus.

Eine der schönsten Blüten deutschen Dienstes hat der erste Friedrich Wilhelm von Preußen erstehen lassen: das Beamtentum. Der Beamtenstand Deutschlands ist eine Schöpfung, ebenso einzig in ihrer Art wie das deutsche Studententum, der deutsche Buchhandel, das deutsche Heer; weder England noch Frankreich und die übrigen romanischen Völker noch irgend ein slawischer Stamm besitzen etwas Ähnliches. Bei aller Sehnsucht nach persönlicher Freiheit sind Gewissenhaftigkeit, Gesetztheit und das Streben, ein Amt zu haben und es auszufüllen, im Grunde dem Deutschen eigentümlich: „Es ist nicht gut, daß dieser Mensch auf sich stehe; drum will ich ihm eine Anstellung schaffen. So sprach Gott der Herr, als er den deutschen Menschen gemacht hatte" (Berthold Auerbach im „Lorle"). Deutschland verdankt sein Beamtentum demselben Manne, den man lange als den polternden, pedantischen Exerziermeister der großen Potsdamer Wachtparade nicht genug erniedrigen konnte; man lese nur Macaulays Schilderung, die sich aus Wörtern wie Tiger, Hölle, Teufel, Tabaksqualm, Pfeife, Bier in angenehmem Wechsel zusammensetzt. Wohldurchdachte Verordnungen dieses Soldatenkönigs waren die ersten Gesetze, die für den Staatsdienst eine gewisse Bildung verlangten und ihn nach einem gewissen Vorwärtskommen regelten. Der als geizig verschrieene Fürst war der erste, der seinen Beamten genügende, in bestimmten Zeiträumen auszuzahlende Gehälter zusicherte. Der preußische Beamte ist mit seiner Bescheidenheit und Pflichttreue, Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit — Tugenden, die teilweise auch ihre Kehrseite haben können — das Vorbild für den staatlichen und den privaten Beamtenstand ganz Deutschlands geworden. Durch seine Gerechtigkeit und Ehrlichkeit zwingt er auch der Mißgunst höchste Achtung ab. Liebedienerei ist nicht sein Beruf; ein charaktervoller Fürst sieht es gern, wenn man ihm beweist, daß man Rückgrat hat. Die wahre Unabhängigkeit des hervorragenden Beamten besteht „darin, daß er bei allem Gehorsam gegen Gesetz und höhere Anordnung zu widersprechen wagt, daß er nicht berichtet, wie man es wünscht, sondern wie es der Wahrheit und seiner Überzeugung entspricht": so lautet ein in unserer Zeit doppelt erfreuliches Bekenntnis Gustav Schmollers, das geradezu als Richtschnur für das Verhalten in heikeln Lagen hingestellt werden darf; als musterhaftes Beispiel dafür

hebt er die gute Verwaltung des Oberpräsidenten Eduard von Möller im Elsaß hervor, der durch Nichtausführen mancher Befehle aus Berlin „in der Regel große Fehlgriffe verhindert" habe.

Nicht selten sind in der deutschen Geschichte die Fälle, wo der Diener, der das Wohl des Ganzen besser im Auge hatte oder zu haben glaubte, in mannhafter Weise seinem Herrn widerstand, wenn dieser Dinge von ihm verlangte, die er mit seinem Gewissen nicht in Einklang zu bringen vermochte. Als das brandenburgisch-preußische Heer noch in den Anfängen seiner Entwickelung stand, in der Zeit des Übergangs aus der Räuberbande des Dreißigjährigen Krieges zum stehenden Heere, ist neben mancher Gehorsamsverweigerung von kurfürstlichen Obersten besonders der Ungehorsam Derfflingers von 1672 der Anlaß geworden, daß in die Verträge mit neuen Befehlshabern die Bedingung aufgenommen wurde: sich zu verhalten, „wie es Unsere ergangenen Verordnungen, oder die Wir noch ferner ergehen lassen möchten, erfordern". Fehlerhaft ist das Verhältnis zwischen dem Fürsten und seinem Kriegsmann, diesem lutherschen Bauernsohne, der sich durch eigene Tüchtigkeit emporgeschwungen hatte, ohne Zweifel; aber es ist deutsch. Offen widersprach er dem demütigenden Vossemschen Vertrage von 1673; und Frankreich fand auch nach 1679 in Derfflinger einen seiner heftigsten Hasser. Weder ließ er sich 1680 durch französisches Gold blenden noch 1685 durch französische Liebenswürdigkeit bestechen; lieber will er sich „in Stücke zerhauen lassen". Eine solche Gesinnung erwirbt dem Diener nach deutscher Gepflogenheit das Recht, seinem Herrn, und wär's auch ein Großer Kurfürst, die Wahrheit unverhüllt zu sagen und, wenn's not tut, ihm zum Trotz, aber zum Wohl des Ganzen den Vorwurf des Ungehorsams auf sich zu nehmen.

Aus der bei aller Ehrerbietung höchst kühnen Rede, die Heinrich von Kleist im „Prinzen Friedrich von Homburg" dem greisen Obersten Kottwitz in den Mund legt, klingt es heraus wie eine Ahnung von Yorcks Tat. Schon im Jahre 1777 hatte sich Yorck gegen den militärischen Gehorsam vergangen; aber was er im Jahre 1812 an selbständiger Auffassung der Lage verantwortet hat, überschritt das gewöhnliche Maß im Krieg erlaubter Eigenmächtigkeit so sehr, daß König Friedrich Wilhelm III. das Verhalten Yorcks zwar verstanden, aber niemals ganz verwunden hat. Selbst für das Wartenburger Treffen, das in der fesselnden Schilderung Ludwig Häussers den Charakter des genialen Mannes förmlich widerspiegelt, ist ihm die Anerkennung nur teilweise gewährt worden: im Schlachtbericht ist Yorck nicht einmal erwähnt. Auf den Beifall der launenhaften oder neidischen Mitwelt kann der wahrhaft Große oft weniger zählen als auf die Gerechtigkeit der Nachwelt.

Der Soldat von heute muß, wenn man von absonderlichen Zwangslagen (vgl. die hinterher als berechtigt anerkannten Eigenmächtigkeiten der Generale von Kirchbach und von Starkloff am 6. August 1870 bei Wörth und ähnliche unvorhergesehene Zwischenfälle) absieht, das Auflehnen gegen den Befehl des obersten Kriegsherrn verwerfen. Das ist nicht immer so gewesen. Was man jetzt militärischen Gehorsam nennt, stammt zwar nicht von gestern (z. B. rühmt der venetianische Gesandte Aloisio Mocenigo, ein Zeitgenosse Kaiser Karls V., der deutschen Soldaten strenge Unterordnung unter die militärischen Gesetze), ist aber seinem Ursprung nach kaum germanisch. Dem Gallier Tutor legt Tacitus die Worte in den Mund: „Die Germanen lassen sich nicht befehlen, nicht leiten, sondern handeln stets nach eigener Lust"; „Die Germanen brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, die diesem Volke vor allem eigen war", so lautet das bemerkenswerte Bekenntnis des unvoreingenommenen Franzosen Guizot; und Bismarck hat die preußische Disziplin aus der reichlichen Beimischung von Slawenblut erklärt. Der Deutsche ist hart, fest, eigensinnig im Behaupten seines Rechtes und liebt die

persönliche Freiheit: alles Neigungen, denen die Heeresdisziplin kein Ausleben verstattet. Durch inselhafte Vereinsamung sind diese Eigenschaften im Engländer besonders stark ausgeprägt; daher weist der englische Soldat wenig von dem militärischen Gehorsam auf, wie wir ihn uns denken. Auch wir besäßen ihn nicht, hätte Deutschland und sein Lehrmeister Preußen nicht die Männer von Eisen gehabt, die in weiser Vorausahnung dessen, was künftig am meisten not tun werde, durch harte Arbeit dem Heere den Geist der Disziplin eingeimpft haben. Im 17. Jahrhundert noch scheuen sich alle anständigen Bestandteile der Bevölkerung vor dem rohen und gewalttätigen Soldaten; aber bereits unter Friedrich Wilhelm I. ist die Zucht derart vorgeschritten, daß sich die Städte bemühen, Garnisonen zu erhalten. Seit 1720 zwang dieser „jähzornige, harte und launenhafte" Soldatenkönig seinen Adel zum Dienst beim Heere; eisern forderte er diese Pflicht gegen einen Sturm von Unwillen und Trotz. Dadurch veredelte er das Junkertum seines Landes: waren die Ahnen der Bismarck, Schulenburg, Alvensleben die schlimmsten Quälgeister des Kurfürsten gewesen, so wurden die Geschlechter nunmehr die sichersten Stützen des Königs. Von 1725 an legte Friedrich Wilhelm die Uniform nicht mehr ab, um den Wert, den sie in seinen Augen hatte, jedem zu offenbaren.

Während in Österreich bis zum Jahre 1737 jeder Oberst seine eigenen Übungen veranstaltete und mit den Leuten nach eigenem Gutdünken verfuhr, wurde in Preußen bereits 1733 durch das Kantonreglement vom 15. September und den Grundsatz: alle Einwohner des Landes sind für die Waffen geboren, der erste Keim zur allgemeinen Wehrpflicht gelegt. Hatte Brandenburg-Preußen im Jahre 1713 erst 38,000 Mann auf den Beinen gehabt, so verfügte es im Jahre 1740 über 80,000 und blieb damit in der Reihe der europäischen Kriegsvölker nur hinter Frankreich, Rußland und Österreich zurück, während es der Bodenfläche nach an zehnter, der Bevölkerungszahl nach gar an dreizehnter Stelle stand. Daß diese Leistungen nur durch große Strenge erreicht werden konnten, ist zuzugeben; von Liebe zum Soldatenstande, vom Stolz auf den bunten Rock war damals keine Rede. Noch vor hundert Jahren hat der Offizier nicht im entferntesten das Ansehen in Bürgerkreisen genossen, das ihm heute zu teil wird.

Diese merkwürdige Änderung könnte man als Rückkehr zum alten kriegerischen Geiste der Germanen erklärlich machen. Eine angeborene Vorliebe zum Kriegsdienst muß vorhanden sein, bevor man es erreicht, daß jeder mit Freude und Stolz auf die unter Anstrengung und Plackerei verbrachte Dienstzeit zurückblickt. Bald nach dem siegreichen Kriege gegen Frankreich hat Karl Hillebrand unser Heer für den eigentlichen, den bestimmenden Träger der deutschnationalen Kultur gehalten; das Gefühl des eigenen Wertes, die Anerkennung des Auslandes, das sichere Auftreten seien seine Kennzeichen. Hillebrands Beobachtung darf auch heute noch auf Gültigkeit berechtigten Anspruch erheben: die Schule, die jeder wehrfähige Deutsche im Dienste mit der Waffe durchmacht, drückt seinem ganzen späteren Gehaben und Gebaren ihren Stempel auf; und selbst dem Widerwilligen dämmert die Einsicht, daß er erzogen wird und dafür dankbar zu sein hat. Unsere Felddienstordnung vom 23. Mai 1887 enthält die inhaltschweren Sätze: „Ohne Scheu vor Verantwortung soll jeder Offizier in allen Lagen, auch den außergewöhnlichsten, seine ganze Persönlichkeit einsetzen. Es genügt nicht, daß man befiehlt; vielmehr hat die Art, wie man befiehlt, einen großen Einfluß auf den Untergebenen. Haltung und Beispiel stählen das Vertrauen und reißen die Truppen zu Taten fort, die den Erfolg verbürgen. Ein jeder, der höchste Führer wie der jüngste Soldat, muß sich stets bewußt sein, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel." Das ist eine Erziehung, die zum Manne macht. Ordnungssinn, Gehorsam,

Ehrgefühl und kriegerischer Geist: das waren die Eigenschaften, die der Hannoveraner Gerhard von Scharnhorst durch richtige Behandlung im stehenden Heere zu erzeugen sich vornahm; das Weitere, namentlich die Ausbildung der Führer im Großen Generalstabe, hat dann ein halbes Jahrhundert später der Mecklenburger Helmuth von Moltke besorgt. So wenig war jener ein Fürsprecher der sogenannten Miliz, daß er im Gegenteil besondere Kriegsanstalten zur Erweckung und Wahrung kriegerischer Formen und Gesinnungen für das wesentlichste Mittel hielt, wodurch der Staat in Zeiten der Verweichlichung selbständig erhalten werden könne. Obwohl er, der Not gehorchend, seine Pläne in einer Form durchführte, die seinem Ziele nur zum Teil entsprach, vertrat er nicht die allgemeine Volksbewaffnung, die allenfalls zu einer schwächlichen Verteidigung genügt, sondern ist der Schöpfer der wirklichen allgemeinen, auch den Angriffskrieg ermöglichenden Wehrpflicht geworden; „wenn es genügte, einem Bürger ein Gewehr in die Hand zu geben, um einen Soldaten daraus zu machen, so wäre es eine große Dummheit, das Mark der öffentlichen Reichtümer aufzuopfern für Bildung und Unterhalt stehender Heere" (Bismarck zu Favre am Abend des 24. Januar 1871). Scharnhorst und Moltke haben damit den kriegerischen Sinn der Germanen, den alten furor teutonicus, und den deutschen Dienst in glücklichster Weise miteinander verschmolzen und in der Verbindung beider eine Einrichtung geschaffen, die eine jahrhundertelange Dauer verbürgt.

d) Der deutsche Kamerad.

Kaiser Albrechts II. Spruch, das beste Lebensgut sei ein Freund, ist eine Weisheit, die allen Völkern gemeinsam ist; und haben wir unsern Hagen und Volker, so haben die Griechen ihren Orestes und Pylades. Aber wie wir es bei anderen Erscheinungen schon bemerken konnten, so erhält bei uns Deutschen auch die Freundschaft einen germanischen Zusatz, der ihr eine eigentümliche Färbung verleiht. Wir können diese besondere Art am besten mit **Kameradschaft** bezeichnen. In einer Hinsicht bietet sie weniger, in einer anderen mehr als bloße Freundschaft. Obwohl es ein deutscher Zug ist, sich innig einem Freunde (dem „Herzbruder") zu erschließen, so geht doch auch so mancher von uns seine eigenen Wege, wandert ein Stück mit gleichgesinnten Gesellen und schließt sich, was innerlich weniger verpflichtet, lieber einem größeren Kreise an: der Deutsche bewegt sich entsprechend seinen genossenschaftlichen Neigungen gern in Vereinen und Gesellschaften. Was ihm damit gegenüber der Freundschaft an Tiefe und Innigkeit verloren geht, das gewinnt er an Unabhängigkeit und Selbständigkeit; daneben befördert die größere Zahl der Kameraden die Möglichkeit, sich auszusprechen, Ansichten auszutauschen und dadurch innerlich Fortschritte zu machen.

„Kamerad" ist also eine Mehrzahl; das Wort bedeutet eine gewisse Menge von Nebenmenschen, die einem durch das Band gleicher Rechte und Pflichten wert, im günstigen Falle durch gleiche Weltanschauung vertraut sind. Dieser Begriff hat — und das ist echt deutsch — seinen Ursprung im Soldatenstande: „Ich hatt' einen Kameraden". Gleiche Mühen, gleicher Lohn; gleiche Aufgaben, gleiche Ziele: die schaffen eine mehr oder weniger große Zahl von Freunden im minder erhabenen Sinn. Und auch nach der Dienstzeit bleibt wenigstens ein lockerer Zusammenhang; in keinem anderen Lande der Erde gibt es eine Einrichtung wie die deutschen Militärvereine, die außer der selbstverständlichen Treue zum Könige besonders auch — hierin ähnlich dem Freimaurerbunde — die gegenseitige Unterstützung auf ihre Fahne geschrieben haben. Daneben schließt der Deutsche nach und nach eine ganze Reihe anderer Kameradschaften: eine Beobachtung, die man übrigens beim Erforschen des chinesischen Volkstums genau

so machen kann. Sei es irgend ein Spiel, sei es das Turnen, sei es eine Liebhaberei (Sport): alles wird zur Veranlassung, Vereine zu gründen, Genossen und Kameraden zu finden. Freilich hat es der wundersamen Regsamkeit des deutschen Vereinswesens bis vor kurzem, d. h. bis zum Ausbau der sozialdemokratischen Organisation, die ihre Fühler bis in die kleinsten Betätigungen des täglichen Lebens hineinstreckt (Boykottieren, Streikwesen), nie recht gelingen wollen, einen wirklichen Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Geistes zu gewinnen: die Verbindungen der studierenden Jugend, die auf Volksbewaffnung zielenden Turn- und die zahlreichen Schützenvereine sind in Deutschland zur politischen Ohnmacht verurteilt, wenn sich auch die geschmeichelte Einbildung dies nicht gern eingestehen mag. Nicht zu verschweigen ist ferner, daß gerade dabei fast in allen Ständen Deutschlands — auch hierin zeigt sich die Gleichmacherei der Jahrhunderte — einer Unsitte gehuldigt wird, dem Trinken. Unsummen Geldes legt die deutsche Gegenwart jahraus jahrein in Bier an; und es ist ein schlechter Trost, daß gewisse Zeiträume der Vergangenheit den traurigen Vorzug genießen, in Trunksucht, Schwelgerei und Völlerei noch mehr geleistet zu haben.

Kleinere Einheiten zu schaffen, dazu war von je der Deutsche ganz besonders befähigt; und gerade das hat ihn immer wieder gehindert, für das Ganze den Zusammenschluß zu finden. Vor allen anderen Alters- und Gesellschaftsklassen ist dem deutschen Studenten Gelegenheit geboten, Kameradschaft zu schließen. Alles, was von anscheinender Ausartung dem Verbindungswesen anhaftet, wird gemildert durch das Vorrecht des Humors. Der deutsche Student darf nicht nur, er soll sich in lustigen Schelmereien und harmlosen Späßen gütlich tun und mit jugendlichem Übermute dem Ernst des Lebens begegnen: „eins der lebenskräftigsten und regsten Vermögen war und ist noch das Talent, sich recht von Herzen freuen zu können" (Wilhelm Wachsmuth). Jeder, der einmal Student gewesen ist, wird es bestätigen, daß man sich in den vertollten Wochen und Monaten einen Schatz fürs ganze spätere Leben gewinnt, um den uns alle anderen Nationen beneiden. Der deutsche Student ist seinem ganzen Wesen nach ebenso eine nurdeutsche Erscheinung wie der deutsche Soldat, der deutsche Beamte, der deutsche Buchhändler. Nicht immer hat das deutsche Studententum so humanem Zwecke gehuldigt; was wir von ihm aus den Zeiten des 16. Jahrhunderts, des Dreißigjährigen Krieges wissen, trägt so sehr den Charakter bloßer Verwilderung, daß die guten Seiten kaum mehr zum Vorschein kommen:

„Von Jena und Leipzig ohne Weib,
Von Wittenberg mit gesundem Leib,
Von Helmstedt ungeschlagen,
Weiß wohl von Glück zu sagen."

Politischem Treiben in unreifen Jahren viel Platz einzuräumen, ist nicht deutsche Art. Trotzdem wird niemand den Wert dessen, was 1813—15 der deutsche Student seinem Vaterlande zuliebe geleistet und nachher — das schöne Wartburgfest im Jahre 1817 war die erste große volkstümliche Feier nach den Freiheitskriegen — in der „Burschenschaft" erstrebt hat, verkennen wollen.

„Was wir gehalten in der Jugend Tagen:
Die Treue, die dem Freund ihr Alles weiht,
Ein männlich Wort, ein frisches, keckes Wagen,
Ein Herz für unser Volk in seinem Leid,
Die Lieb' zur Freiheit und den deutschen Glauben,
Das Ideal soll uns kein Teufel rauben!" (Theodor Renaud, 1865.)

Aber ebensowenig wird man für die Jahrzehnte nach 1871 Worte des Bedauerns dafür haben, daß sich der Student in Deutschland nicht mehr dermaßen an der Politik beteiligt und unter Umständen Einfluß auf sie ausübt wie in südlicheren Ländern. Es ist eine alte Wahrheit:

wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. In gewisser Hinsicht ist unser Studententum eine Ausartung von Eigenschaften, die, in sonstigen Richtungen angewendet, uns Ehre machen; bei anderen würde es zur jämmerlichen Renommisterei herabsinken. Es ist bei uns eine wesentliche Zutat zu wenigen Jahren. Auch die Deutschen verabscheuen seine vorzeitige Nachäfferei in den Schülerverbindungen und seine übergroße Ausdehnung im „bemoosten Haupte", dem auch ein Benedix nicht alles Abstoßende hat nehmen können. Doch ein in Grenzen gehaltenes Burschentum, das gesunde Gegengewicht gegen einen neunjährigen Schulzwang, verschafft dem jugendlichen Körper und Geist die willkommene Gelegenheit, sich auszutoben.

„Abgeschüttelt von den Sohlen
ist der Schulstaub; hohe Wogen
tragen jetzt das Schiff des Jünglings.
Alle Anker sind gelichtet,
alle Segel aufgezogen,
und der Burschenfreiheit Flagge,
lustig flatternd, zeigt die Inschrift:
‚Nitimur in vetitum!'

Schöne Tage wilder Freiheit! ...
Hört ihr dort den Schall der Waffen?
Hört ihr dort des Kampfes Tosen?
Hei, wie blitzen scharfe Klingen!
hei, wie pfeifen Terz und Quarten,
wie so mancher haut so manchem
übers Maul und wird gehau'n!"
(Gustav Schwetschke, „Bismarckias".)

Bald lächeln wir selbst über den Überschwang und die Leidenschaft, womit wir unter Einsetzung unserer ganzen Person Verbindungsbrüder verteidigt und Anschauungen verfochten haben, die uns schon nach wenigen Jahren nicht mehr in Wallung bringen können. Und doch war's eine köstliche Zeit voll Jugendlust, Übermut und Frohsinn, an Sorgen so arm und an Kameradschaft so reich!

Das Gottesgeschenk, im Liederklange Freude und Lust hinauszujubeln, im Sange Leid und Tod die Bitternis zu nehmen, ist allen deutschen Stämmen eigen, dem einen mehr, dem anderen weniger. Von den Alemannen und Schwaben sagt man, sie hätten eine singende Sprache, die auf eine weichere, nicht zum Herrschen geschaffene Gemütsart schließen lasse; man sollte sich vor solchen Folgerungen hüten: ist dem Schwabenlande nicht das stolze Staufergeschlecht entsprossen? Das Lied vom Sieg Chlotars über die Sachsen (622) wurde zum Tanz gesungen, das vom Sieg des Sachsenherzogs Otto des Erlauchten über König Konrad I. und seine Franken von fahrenden Sängern (mimi) vorgetragen. Wandernde Geistliche und Spielleute waren es, die in der Zeit Friedrich Barbarossas den kirchlichen Gesang der gregorianischen Sequenzen verweltlichten und volkstümlich machten; man vergleiche die Sprüche eines Spervogel. Um 1200 blühte dann die Kunst des ritterlichen Minnesanges. Was des Deutschen Herz bewegte, strömte der liederfrohe Mund in unvergänglich schönen Weisen aus. Von Freundschaft und Vaterlandsliebe, Herren-, Frauen- und Gottesdienst singen Heinrich und Hartmann, vor allen aber Walther. Mit kindlicher Innigkeit klagt über das Enteilen der unschuldigen Jugend das Lied des wilden Alexander; den Mai und die Minne preist Wizlaws von Rügen Frühlingslied. Bald wird die Kunst des Einzelsanges vom Meistersange abgelöst. Daß im ausgehenden 14. Jahrhundert gern und viel gesungen wurde, belegt an zahlreichen Stellen die Limburger Chronik, deren Verfasser, der kaiserliche Notar Tilmann Elhem von Wolfhagen, den volkstümlichen Sprüchen und Singweisen seiner Zeit liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt hat; Lessing, Herder und Mone vor allen haben diese sangbaren Liedchen beachtet. Meister Hans Sachs steht mit einem Fuße noch im Mittelalter, mit dem anderen aber schon in einer neuen Zeit. Die Reformation hat dem deutschen Liede neue Wege zur Weiterentwickelung und Vervollkommnung gewiesen: zuerst im Rahmen des kirchlichen Gesanges, dessen Höhepunkt hinsichtlich der Innigkeit der Empfindung und des religiösen, weihevollen Gehaltes die

Bachsche Kantate darstellt, dann im weltlich-bürgerlichen Liede. „Anke von Tharaw", das unsterbliche Liedchen des Norddeutschen Heinrich Albert aus Königsberg, bedeutet den ersten Schritt zur volkstümlichen Auffassung und Verinnerlichung des deutschen Einzelsanges; heute ist uns das deutsche Lied in Franz Schuberts und Robert Schumanns Tondichtungen verkörpert. Und welchen Schatz an gemütvollen Liedern hat die Kunst des mehrstimmigen Gesanges gehoben! Erst drei-, dann vierstimmig erklangen die Weisen so schlicht und so fröhlich, so innig und kraftvoll in der herrlichen Natur, im Wald und auf der Wanderschaft („Innsbruck, ich muß dich lassen", um 1500; Silchers Volkslieder im 19. Jahrhundert).

Dem Durchschnitts-Deutschen ist nicht der Charakter, sondern das Gemüt das Höchste. Ebensowenig wie sich „perfide" ins Deutsche übersetzen läßt (vergleiche Goethe im „Wilhelm Meister"), ebenso nurdeutsch sind Wort und Begriff „Gemüt"; was dem Herzen frommt, ist uns mehr wert als das, was den Kopf für den Kampf des Lebens härtet. Zeichnen wir dies Bild im Negativ, dann haben wir den Yankee vor uns: keine zu hohen Ziele setzen, sondern einem mit Aussicht auf großen Erfolg zu erreichenden Zwecke rasch und rücksichtslos nachjagen, das ist Yankee-Art; sie läßt das Lied nicht gedeihen. Uns Deutschen konnte das Lied lange Zeit hindurch leicht einen Ersatz für die mangelnde politische Befriedigung bieten und tut das noch heute. Man blättere einmal in der Geschichte der „Liedertafeln", jener Vereinigungen zur Pflege des Männergesanges, die in den trüben Zeiten im Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden, in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren für unzählige Deutsche Stätten des Trostes und neuer Erhebung gewesen sind; auch bei solchen Gelegenheiten, wo das Lied an sich nicht im Mittelpunkte stand, wie beim Turnerfeste des Jahres 1863, hat es mächtig gewirkt. Es läßt sich keine größere deutsche Feier denken, wo nicht gesungen würde. Und welchen Wert das Lied für die im Auslande lebenden Deutschen hat, das ist am 9. Januar 1897 von Karl Schurz in New York bekundet worden: „Die Beantwortung des Trinkspruches auf die deutsche Muttersprache sollte eigentlich gesungen werden. Wir feiern hier in erster Linie die deutsche Muttersprache, wie sie im deutschen Lied erklingt. Es ist wohl wahr, daß es andere Sprachen gibt, die sich durch die Volltönigkeit ihrer Vokale und die Weichheit ihrer Konsonanten besser für den Gesang zu eignen scheinen. Aber in keiner Zunge wird doch so viel gesungen wie in der deutschen; und keine hat in so reicher Fülle und in so schöner Innigkeit und Kraft das hervorgebracht, was das Volk singt: das Lied. Mit der deutschen Muttersprache ist das deutsche Lied dem Herzen entsprungen und hat seinen Weg um die Welt gemacht. Dem deutschen Geist und dem deutschen Streben mag manches widerstehen — dem deutschen Liede widersteht nichts."

e) Die deutsche Frau.

Des Deutschen Verhältnis zum weiblichen Geschlechte darzustellen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Deutsche Minne läßt sich nur singen; und die deutsche Frau in der Geschichte hat Karl Weinhold in seinem bekannten Buch „Die deutschen Frauen im Mittelalter" geschildert. Schon Thukydides läßt Perikles die Frau als die beste rühmen, von der man am wenigsten spreche. Gern wird bei der Erörterung der Frage, wie das Eheleben unserer Altvordern bei ihrem Eintreten in die Geschichte beschaffen gewesen sei, auf das Lob des Tacitus hingewiesen; dem Kenner römischer Entsittlichung nötigte die aus keuscher Ehe entspringende unverwüstliche Kraft der Volksvermehrung Hochachtung vor den Germanen ab. Der erste Deutsche, der die deutsche Frau in nationaler Begeisterung über die Frauen des Auslandes stellte und zum erstenmal ihre nationalen Vorzüge verherrlichte, Walther von der Vogelweide, findet nicht in vergänglicher

Schönheit, sondern im Innenleben ihren Preis: Wer Tugend und reine Minne suchen will, der mag kommen in unser Land — da ist viel Wonne. Deutsche Züchtigkeit, deutsche Sittenreinheit, deutsche Treue: das sind die Perlen im Strahlenkranze, den die Geschichte um das Haupt der deutschen Frau gewoben hat. Ihre Liebe zum angetrauten Mann und ihre Treue kann nur durch ein Gefühl überboten werden: durch die Vaterlandsliebe in Zeiten der Not. Das haben schon die Römer erkannt, als sie auf Triumphsäulen und anderen Siegesmälern den Schmerz der über ihre zertretene Heimat trauernden „Barbaren"-Frauen künstlerisch darstellten; eine der hehrsten von diesen frühen deutschen Frauengestalten war wohl jenes Standbild aus parischem Marmor, von dessen herber Schönheit der allein erhaltene Kopf mit seinen prächtigen Locken, dem vollen Gesicht und den ruhigen Zügen (jetzt im Britischen Museum zu London) noch heute beredt zeugt. Klopstock ist es gewesen, der damals, wo man Deutschland nur dem Namen nach kannte, diese Innigkeit des Gemütes einer Deutschen besungen und die Taten einer Anna Stegen, Eleonore Prochaska, Ferdinande (Nanny) von Schmettau vorausgeahnt hat. Innigen Anteil haben an dem Wirken und Schaffen ihrer Gatten die Frauen Bismarcks, Moltkes und Benedeks genommen; jener hat es in seinen Tischgesprächen, diese haben es in ihren Briefen unumwunden anerkannt, wie viel das Streben des Mannes dem stillen und geduldigen Mittragen der Frau zu verdanken hat.

Dies geistige Miteinander-, nicht bloß Nebeneinanderleben von Mann und Frau soll, so sagt man, unserem Volk in höherem Grade eigen sein als anderen Völkern, selbst als anderen germanischen. Daher mag es wohl kommen, daß wir die vollendetste lyrische Schilderung des Entwickelungsganges im Seelenleben einer deutschen Frau einem Ausländer verdanken. Es ist eine alte Wahrheit, daß man den kostbarsten Schatz als etwas selbstverständlich Gegebenes behandelt, wenn man ihn täglich genießt, während man nur das in seinem ganzen Werte zu schätzen weiß, was man nicht mehr oder nie ganz besessen hat. Insofern wäre es nicht verwunderlich und beschämend für uns, daß ein Franzose das Lob der deutschen Frau besang; aber er hat mit einem so begnadeten Auge gesehen, mit einer so glücklichen Feder seine Empfindungen in Verse gegossen, daß ihn hierin nur ein Goethe übertroffen hat, dessen Frauengestalten echt deutsch und zugleich schön im hehrsten Sinne des Wortes sind („Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen": Tischgespräch am 22. Oktober 1828). Und wir dürfen nicht vergessen, daß Adalbert von Chamisso zwar von Geburt ein Franzose war, in seinem späteren Leben jedoch ganz der Unsere geworden ist. Er bietet damit neben dem Prinzen Eugen und Charles de Villers ein schlagendes Beispiel dafür, daß auch Gliedern anderer Nationen eine große Anpassungsfähigkeit zu eigen sein kann.

Vielleicht ist es kein Zusammentreffen ohne inneren Zusammenhang, daß der kindlich einfältige und herzensreine Mann, der uns die romantisch-innigen Gedichte über „Frauenliebe und -leben" geschenkt hat, dem Zeitalter der edelsten Frau angehört, die den deutschen Boden geziert hat, der Königin Luise. Es kann auch kein Zufall sein, daß dies Zeitalter dasselbe war, dem wir das Auferstehen eines neuen Geistes verdanken. Gewiß kennt auch die Vergangenheit Frauennamen von gutem Klang; um nur eine zu erwähnen, so wollen wir uns der ehrenden Worte erinnern, die Schiller der Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602—51) gewidmet hat. Aber im ganzen sind doch im alten Deutschland hehre Frauengestalten recht selten. Mit gutem Grunde. „Wollen wir uns einen weiblichen Charakter vom Ende des 15. Jahrhunderts klar und wahr vor Augen führen, so müssen wir entfernen, was unsere Romantiker von den altdeutschen Jungfrauen, von Goldschmieds Töchterlein u. s. w. gedichtet und

gefabelt haben; wir müssen alles davon wegtun, was in unserer Zeit Schule, Bildung von Herz und Gemüt, die Anschauung einer unendlich reicheren und verfeinerten Welt dem Weib an Veredlung und Erhöhung des Empfindens und Wollens zulegen. Die Töchter des 15. und 16. Jahrhunderts haben wir im allgemeinen uns nur als ziemlich derbe Kinder der Natur vorzustellen, gesund am Leib und nicht so reizbar wie manche Verbildungen unserer Zeit, aber geistig fast ohne alle Schule, im engsten Kreise des gewöhnlichsten Bewußtseins aufgewachsen, mit Vorurteilen noch etwas mehr erfüllt als wir, auch durchaus nicht um so viel tugendhafter und ehrbarer, als wir anzunehmen gewöhnt sind." (Christian Meyer im Vorwort zur „Chronik der Familie Dürer".) Eine seltene Ausnahme von dieser Regel macht um 1500 die deutsche Zitherspielerin Anna, die um ihrer Kunst willen von Humanisten wie Konrad Celtis, Theophilus Sincerus und anderen verherrlicht worden ist. Das deutsche Gefühlsleben hat, das sehen wir nun auch hier, einen Werdegang über Berge und Täler durchgemacht, der uns die Unterschiede zwischen einst und jetzt erklären hilft. Man höre nur, wie im angehenden 17. Jahrhundert eine Frau von Quitzow die Erziehung zur höheren Tochter ins Praktische übersetzt. Sie hinterläßt ihren Töchtern Anne Kunecke und Gödecke Christine ein Testament, worin sich unter anderen folgende Verordnungen finden: „Wenn dey junckgesellen sau sehr tau jück [so sehr zu euch] dренget un nich von jück willt [von euch wollen], sau stahet up un lopet hen, wo juwe frue is, darinne jy by im huse sied, un gahet darhinner sitten un kehret den junckgesellen den rüggen tau un seihet öhne [seht sie] by live nich an. Wenn sey mit jück dantzet, sau seihet by live nich up un röget [redet] by live den kopp nich un holet [haltet] juwe hänne vor jück nedder oder an der siete; sau segget denn dey lüe [so sagen dann die Leute]: ‚dat sind êrbare mäkens'." Die „Ehrbarkeit" der deutschen Frauen rühmen einstimmig schon die venetianischen Gesandten am Kaiserhofe des 16. Jahrhunderts.

Niemand wird etwas dagegen haben, Elisabeth Charlotte von der Pfalz sowohl wie Frau Rat Goethe für echte deutsche Frauen zu erklären; aber welch tiefe Kluft gähnt, bei aller Berücksichtigung der Standesunterschiede, zwischen den Anschauungen, die sich diese beiden tüchtigen, braven Frauen über Wohlanständigkeit und gute Sitte gebildet hatten! Würde sich „das arme Fräulein" der Marie von Nathusius in dem Bilde des Mädchens „aus guter Familie" wiedererkennen, wie es mit Unbarmherzigkeit Gabriele Reuter gezeichnet hat? Die beschränkte Häuslichkeit der guten alten Zeit hat nichts zu tun mit der im Gefolge der gegenwärtigen Lebenshaltung einherschreitenden „Befreiung des Weibes". Dennoch sind beides Ergüsse der deutschen Frauenseele, die ebensogut von der Zeitströmung beeinflußt wird wie das Denken des Mannes. Während aber das in vielen Strahlen auseinandergehende Gefühlsleben des Mannes zweimal innerhalb der Geschichte des deutschen Volkes: in Luther und in Bismarck, zusammenfassende Verkörperung erfahren hat, wird es schwerlich gelingen, eine deutsche Frau namhaft zu machen, die das Ideal erreicht. Selbst Königin Luise oder Annette von Droste-Hülshoff erfüllen diese Forderung nur zu einem, allerdings großen Teile.

Daheim bleiben, nicht an den Hof gehen, das Haus in Ehren halten, das Vaterunser beten, auch ohne Schläge gehorsam sein, den Putz verschmähen: das waren die bescheidenen Tugenden, die Heinrich der Teichner (1330—75) von der Frau forderte: „dâ lît niht an, daz ein vrou vil reden kan. Waz bedarf si reden mêr? Wan si schaft ir hûses êr und den paternoster kan und ouch strâft ir undertân und die wîst ûf rehte fuog, dar an kan sie reden genuog, dazs niht disputierens darf ûz den siben künsten scharf" (Daran liegt nichts, daß eine Frau viel reden kann. Was braucht sie noch zu reden? Wenn sie für ihres Hauses

Ehre sorgt, das Vaterunser kann, auch ihre Untergebenen vermahnt und sie auf rechte Sitte hinweist, daran hat sie genug zu reden, daß es nicht eines scharfen Disputierens aus den sieben Künsten bedarf). Heute verlangen wir etwas mehr. Wir fassen die Ehe als einen zu zweit unternommenen und kameradschaftlich durchgeführten Gang durchs Leben auf. Das Weib der treue Kamerad: der einzige Fall, wo dem Worte Kamerad nicht die Bedeutung einer Mehrzahl innewohnt, wo sich der Begriff Freundschaft zum denkbar höchsten Werte steigert.

f) Der Deutsche und Gott.

In der Geschichte des deutschen Volkes nimmt das auf den reinen Gedanken gerichtete Geistesleben einen breiten Raum ein; seine reifste Blüte ist über die Philosophie hinaus der deutsche Glaube. Gewiß hat es Zeiten gegeben, wo man bei uns „im Namen der unendlichen Urgüte" taufte und von „einem edeln Weisen von Nazareth, der so manches Gute gefördert habe", predigte; aber der Deutsche hat den wässerigen Rationalismus von 1820 als eine ihm innerlich fremde Auffassung schnell und gründlich überwunden.

Von späten Sprossen des alten Kadmos singt Sophokles im „König Oidipus". Aus der tiefsten Wurzel des nationalen Lebens heraufgeholt, entfalten große Männer, die auch ein alter Stamm noch erzeugt, oft die ganze Fülle eines halbverborgenen, halbvergessenen Wachstums, einer Frische, wie sie von dem alternden Volke niemand mehr erwartet hätte. Es ist ja nicht wahr, daß das ausgehende deutsche Mittelalter überall und ausschließlich Verfall, Verkümmerung, Absterben erkennen lasse. Zeiten, die noch die Innigkeit des Gebets besitzen, innere Umkehr und aufrichtige Herzensreue fordern, Zeiten, die in dichterischen Äußerungen noch die Frömmigkeit des Kindes atmen, können nicht bloß „dunkel" gewesen sein.

„Wenn Wasser auf zu Berge fließt,
Noch Rat wohl für den Sünder ist.
Ich mein', wenn's im geheimen Lauf
Vom Herzen fließt zum Aug' hinauf.
Wie leise auch des Wassers Fluß:
Gott hört im Himmel den Erguß."
(Frîdanks „Bescheidenheit".)

Aber alle Ansätze, die zu verschiedenen Malen und von verschiedenen Seiten zu einer Abwehr römisch-pfäffischer Sittenverderbnis, einer Erneuerung des deutschen Geistes gemacht worden waren (Walther von der Vogelweide und Thomasin von Zirkläre, David von Augsburg und Berthold von Regensburg), sie hatten keinen Bestand gehabt. Endlich vereinigen sich Kraft, Größe und Einfalt des deutschen Wesens in einer einzigen Erscheinung: in Martin Luther (s. die beigeheftete Tafel „Martin Luther"). Sleidan hatte nicht unrecht, als er in den zwei Reden von 1544, worin er den Entwickelungsgang der Deutschen schildert, seine Zeit als den Höhepunkt hinstellte. Wie man auch sonst über das, was Martin Luther erstrebt und erreicht hat, denken mag: das steht fest, daß alle Deutschen ihm Dank schulden für die Art, wie er gekämpft und gestritten hat. Da ist alles deutsch. Vor allem hat Luther ein warmes Herz für sein Vaterland gehabt. Ein gut Teil der Kraft eines Volkes wurzelt in einem gesunden Bauernstande: „Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest", so kennzeichnet Luther seine Abstammung. Daher die Ursprünglichkeit, womit er zu seinem Volke redet; und das zu einer Zeit, wo Nationalsinn nur in beschränktem Maße vorhanden war. Luthers Schriften lassen, denen seiner altkirchlichen Vorgänger gegenübergehalten, bei aller Strenggläubigkeit überall den gemütvollen Deutschen ebenso erkennen, wie sie deutsches Feuer und deutsche Kraft atmen. Luther war eben, rein als Mensch betrachtet, ein echter Sohn seines Volkes. Wie er gelehrt hat, so hat er auch gelebt.



Martin Luther.

Nach dem Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar (begonnen 1552 von Lukas Cranach, vollendet 1555 von seinem Sohne; Originalaufnahme von K. Schwier in Weimar).

Der Grundzug in Luthers Wesen war die Treue. Treu im Amt, treu in Haus und Familie, treu gegen sich und sein Volk: darin ist sein Leben beschlossen; die Wurzel dazu liegt in seiner Treue gegen Gott, seinen Gott. Durch die schwersten Zweifel und Anfechtungen hindurch hat er sich ein Gottvertrauen errungen, das ihn wappnete, den grimmigsten Feinden und Nöten zu widerstehen. Auf der eigenmächtigen Rückreise von der Wartburg nach Wittenberg hat er von Borna aus an seinen Beschützer, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, folgende Worte gerichtet: „Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutze denn des Kurfürsten; ich hab's auch nicht im Sinne, von E. K. F. G. [Euer Kurfürstlichen Gnaden] Schutz begehren. Ja ich halte, ich wollte E. K. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte; dazu wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen: Gott muß hier allein schaffen ohne alles menschliche Raten oder Helfen; darum wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. K. F. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerlei Wege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte." Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt: so hat Luthers Gegenbild aus der jüngsten Zeit, Otto von Bismarck, das Verhältnis des Deutschen zu seinem Gott ausgedrückt. Daher auch nimmt Luther das Vorrecht deutschen Dienstes in Anspruch, seinem irdischen Herrn zu jeder Frist die Wahrheit vorzuhalten. Das gibt ihm ferner den Mut, ja legt ihm als heilige Pflicht auf, sein Volk aufzurütteln und ihm durch Rat und Tat seine Treue zu beweisen.

Mit Ingrimm hatte er einsehen lernen, daß in Deutschland, wo das Volk in Treuherzigkeit die Religion immer sehr ernst genommen hatte, frecher Unglaube frevle Spiele mit dessen Einfalt treibe. „Wir sind leider lange genug in Finsternis verfaulet und verdorben. Wir sind allzulange genug deutsche Bestien gewesen. Lasset uns auch einmal die Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter und andere Leute sehen, daß wir auch Menschen und Leute sind, die etwas Nützliches entweder von ihnen lernen oder sie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde": so vermahnt er in seinem Sendschreiben die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutschen Landes. Dann würden sie wohl zu Rom merken, daß die Deutschen nicht allezeit toll und voll seien, sondern auch einmal Christen geworden wären, „als die den Spott und Schmach des heiligen Namens Christi, unter welchem solche Büberei und Seelverderben geschieht, nicht mehr zu leiden gedenken, Gott und Gottes Ehre mehr achten denn der Menschen Gewalt". Das war eine Sprache, so kühn und unerschrocken, wie sie selten zuvor in deutschen Landen gegen die öffentlichen und kirchlichen Satzungen gerichtet worden war; aber sie hatte die Wahrheit für sich und darum die Kraft der Überzeugung. Nicht in der Zustimmung einzelner an sich hervorragenden Köpfe, sondern in der Aufnahme durch das Volk liegt das Wahrzeichen für das Echte und Wesentliche. Das Volk hat dafür einen untrüglichen Maßstab, das Volksgewissen.

Die neue Lehre ging von einem Manne aus, der in seinem häuslichen Leben, als Gatte, Vater und Hausherr, wohl heute noch allen zum Vorbild dienen kann. Wie sich Luther seinem Weib und seinen Kindern, seinem Gesinde, seinen Freunden und Gästen gegenüber gegeben hat, das ist jedem, der die „Tischreden" gelesen hat, vertraut. Wo Luther selbst Erquickung seiner Seele gefunden hat, davon versteht er so zu reden, daß sich auch andere daran erfrischen können; er war ein großer Menschenkenner und hatte Gewalt über die deutsche Sprache. Das Beste aber schöpfte er aus seinem tiefen deutschen Gemüte. Sein glückliches Familienleben im großen wie im kleinen Kreise gab ihm stets die Ruhe wieder nach den Aufregungen und Stürmen des

religiösen und kirchlichen Kampfes, den er als treuer Seelsorger seiner Wittenberger Gemeinde heraufbeschworen und in seiner ganzen schweren Folge zu verantworten hatte. Und Luther war die Gnade widerfahren, einem Zeitalter anzugehören, dessen Gefühlsleben vom Fürsten bis zum Bauern herab einheitlich war. Innig und ungekünstelt war das Empfinden in allen Ständen; man hatte einen fröhlichen, auf Scherz und Humor gerichteten Sinn und vertrug eine kernige Grobheit. Luther mit seinem einfachen Gemüt war ganz das Kind seiner Zeit; allen verständlich, wirkte seine volkstümliche Rede unmittelbar und tief.

Durchaus deutsch ist, wie die deutschen Mariensänger, die deutsche Mystik (bis auf die Abart der neuzeitlichen Visionsschwärmerei hinab) und der Durchbruch der Gnade beim Pietismus deutlich erkennen lassen, das Erringen eines persönlichen Verhältnisses zu dem angebeteten höchsten Wesen. So ist auch die Angel, um die sich die Reformation Luthers dreht: das Erringen und das überzeugte Behaupten eines persönlichen Verhältnisses zu Gott und zu Christus, und zwar auf dem Grunde der Bibel allein, urdeutsch. Die Sehnsucht, das Gotteswort in der Muttersprache zu lesen und zu verstehen, hat sich schon früh im christlichen Deutschland gemeldet. Das 14. Jahrhundert mit seinen vielfachen Nöten war besonders dazu angetan, das Verlangen nach einer deutschen Bibel erstarken zu lassen; die babylonische Gefangenschaft der Kirche, die wiederholten Heuschrecken- und Hungersnöte, Erdbeben, die fürchterliche Pest und endlich die Kirchenspaltung: alles das hatte ein unabweisbares Bedürfnis nach Trost erzeugt. Die Kirche und der blindlings gehorchende Staat versagten den Trost: 1369 verbot Karl IV. die deutschen Bücher über die Heilige Schrift; und noch 1485/86 verhängte Erzbischof Berthold von Mainz die Zensur darüber, so daß sich sogar Sebastian Brant und Johannes Geiler von Kaisersberg gegen die deutsche Bibel aussprechen mußten.

So half sich der Deutsche selber; erst der Laie, dann der niedere Geistliche. Allmählich entstanden die zahlreichen hoch- und die niederdeutschen Übertragungen der Heiligen Schrift und einzelner Teile: in der Verborgenheit geschrieben, in der Verborgenheit gelesen, sind ihrer nicht allzu viele erhalten geblieben. Ernst war man bei der Arbeit. Trotz der Verbreitung aber, die die verschiedenen Ausgaben (14 hoch- und 4 niederdeutsche Drucke sind von den 71 zwischen 1466 und 1522 nachweisbaren mehr oder weniger selbständigen Übertragungen erhalten) gehabt haben, kann man vor 1522 von einer allgemein gültigen, überall verständlichen deutschen Bibel nicht reden. Sicher hat die feste Haltung der braven Drucker in Augsburg, Straßburg und in anderen deutschen Städten, die sich dem Verbote nicht beugten, sondern die Heilige Schrift deutsch herausgaben, der Reformation vorgearbeitet. Wer damals ein deutsches Neues Testament besaß, der kannte es ordentlich.

Aber wie hoch man auch diese Hilfe einschätzen mag: die deutsche Bibel hat doch erst Martin Luther geschaffen. Das hat schon die Mitwelt freudig anerkannt: in dem kurzen Zeitraume von 1522—33 hat sein Neues Testament 85 Auflagen erlebt; neben so vielen anderen protestantischen Übersetzungen und den katholischen von Emser und Dietenberger! Luther legte in allem, was er sagte, schrieb und tat, sein echt deutsches Wesen greifbar nieder. Immer haben wir den ganzen Mann vor uns; nichts ist ausgeklügelt, erkünstelt. Es gibt kaum einen Deutschen, der die Summe deutschen Volkstums so verkörperte wie Luther. Wenn der deutschfeindliche Tscheche Hus in Deutschland laute und heimliche Zustimmung gefunden hat, so geschah dies, weil religiöse und wirtschaftliche Gründe davon überzeugten, daß der Mann recht hatte. Dessen brauchte es bei Luther gar nicht erst. Wie die holländische Malerei in ihrer besten Zeit den deutschen Glauben dargestellt, wie ihn Johann Sebastian Bach in Töne gesetzt hat, so ist

er vor diesen allen von Luther innerlich **erlebt** worden. Im „Heliand" war der Versuch gelungen, das deutschem Wesen ursprünglich fremde Christentum volkstümlich umzuschmelzen; doch im späteren Mittelalter waren diese Keime durch die Übermacht der römischen Kirche erstickt und fast vernichtet worden. Die deutschen Mystiker, Männer des Volkes, deren Lehren und Handeln in dem einen Satze gipfelten: Gott von ganzem Herzen lieb haben und den Armen das Evangelium predigen! hatten gewiß mit ihrem reinen und starken Herzen, ihrer deutschen Sprache und ihrem tiefen Gemüt wie Priester im edelsten Sinne des Wortes gewirkt; aber sie waren vereinzelte Erscheinungen geblieben und stehen zu Luther nur in dem Verhältnis von Vorläufern. Ihr örtlich und zeitlich beschränkter Einfluß läßt sich nicht entfernt mit dem vergleichen, den von Beginn des Kampfes gegen die Ablaßkrämerei an Luther ausgeübt hat. Jetzt handelte es sich nicht mehr um Betätigung evangelischer Religionsübung in heimlichen, vor dem Lichte ängstlich sich hütenden Bruderschaften: offen vor Kaiser und Reich, vor Papst und Kirche bekannte dieser unerschrockene Mönch das in allgemein verständlicher Rede, was längst aller Herzen heftig bewegt hatte.

Besonders die Schriften aus den Jahren 1520 und 1521 sind so recht geeignet, tiefe Einblicke in Luthers Innerstes tun zu lassen: es sind ja in der Hauptsache Streitschriften, die im ersten Zorn, in deutscher Zornwut mit Herzblut geschrieben sind. Ein starkes Gefühl für die Berechtigung, den seichten und feilen, aber um so lauter schreienden Gegnern den Mund gehörig zu stopfen, führte ihm die Feder; und dieser entflossen Worte, die nicht auf der Goldwage gewogen werden wollen, sondern nur von seinem felsenfesten Glauben beredt Zeugnis ablegen. Mit volkstümlichen Ausdrücken sparte Luther nie; ein grober Klotz gehört auf einen groben Keil. Er war eine von den Naturen, die über ihren eigenen treuherzigen Eifer hinstürzen und bis zur Grobheit göttlich sein können. Ein neuer Heiliger war auferstanden, Sankt Grobian geheißen. Den alten Kaiser Tiberius könne man mit den Worten: ein abgefeimter, erloser, znichtiger Bösewicht, besser zeichnen, als dies auf lateinisch möglich sei, hat der Humanist Heinrich Loriti aus Glarus gemeint; und Johann Balthasar Schupp erinnert in seinem „Teutschen Lehrmeister" an das Wort Karls V.: wenn er mit seinen Feinden reden wolle, spreche er „teutsch". Emser, der „Bock von Leipzig", wird von Luther als Bestie, als Lügner, als Esel gebrandmarkt; nicht besser ergeht es den anderen Widersachern, Thomas Murner, Eck, Alveldt, und wie sie alle heißen mögen. Für diese Art, sich zu wehren, fehlt uns heute das rechte Verständnis; verzärtelte Anschauungen, wie sie seit dem Überwiegen des Franzosentums im 18. Jahrhundert Westeuropa eigen sind, vertragen starke Ausfälle nicht. Läßt man sich aber die Mühe nicht verdrießen, einige Schriften dieser Gattung ohne die Voreingenommenheiten neuzeitlicher Gesittung zu lesen, so wird sich das Gemüt wie von einem kalten Bade wohltätig erfrischt fühlen. Dem deutschen Volke hat Luther aus und zu dem Herzen gesprochen; wer kennt nicht Hans Sachsens Gruß an die wittenbergisch Nachtigall? Selbst den gebildeten Kreisen klang seine Sprache wie Musik. Das ist das Erbteil, das Luther seiner evangelischen Kirche hinterlassen hat: nüchtern, ehrlich und herb sind bei aller ihrer Innigkeit auch die erbaulichen Gesänge. Klopstocks „Messias" gibt ein tiefes und starkes Empfinden wieder und ist deshalb, wenn er auch niemals zu einem Volksgedicht hat werden können, ein durch und durch deutsches Erzeugnis. Beschränkte sich das Erbauliche der katholischen Kirche Deutschlands auf die Anbetung der Mutter Jesu, sie würde dadurch mit deutschem Empfinden nicht in Zwiespalt geraten: noch während der Monate, die seinem Auftreten in Worms unmittelbar vorausgingen, hat Luther an einer Erbauungsschrift zum Preise Mariens gearbeitet. Süßlich-sinnliche Frömmelei ist undeutsch; Andächtelei

und Oberflächlichkeit hängen innerlich zusammen. Ehrliche Nüchternheit und Tiefe der Auffassung, das ist deutsche, das war Luthers Art. Sein ganzes Gebaren hat viel vom Kinde, dessen Sinn rein und unbefleckt der Welt gegenübersteht. Trotzig lehnt er sich gegen Übelwollen und Ungerechtigkeit auf; demütig und bescheiden bekennt er sich und seinen Freunden sein menschliches Schwachsein und Irren. „Was wir gelitten, getan und dran gewandt, das soll niemand erkennen, denn des die Gaben sind, und der durch uns unwürdige, elende, arme Werkzeuge solches gewirkt hat."

Die Reformation hat das germanische Christentum gerettet. Vor fünfzig Jahren rief Rudolf von Raumer aus: „Man gebe unserer Zeit einen politischen Charakter von Luthers feuriger Tatkraft und großartiger Besonnenheit, und er stellt unser Vaterland auf eine neue politische Grundlage!" In der Tat: was für unsere Geschichte in politischer Fassung Otto von Bismarck bedeutet, das hat in religiöser Martin Luther geschaffen. „Wenn man nicht fertig wird mit dem Christentume, die Deutschen werden daran schuld sein": so hat, von seinem Gott leugnenden Standpunkt aus ganz folgerichtig, Friedrich Nietzsche prophezeit, der den Protestantismus die unheilbarste und unwiderlegbarste Art Christentum schilt. In Luthers Religiosität steckt die ganze Gewalt nationalen Empfindens. Ernst Lieber, einst Führer der Zentrumspartei, hat bekannt, daß die deutschen Katholiken nach der Ansicht aller übrigen im ganzen Laufe der Geschichte niemals vollgültige Katholiken gewesen und gar nicht im stande seien, es ihrer Natur- und Volksveranlagung nach überhaupt zu sein; daher das „tedeschi protestanti" der Italiener, daher auch Ignaz von Döllingers Wort: „Hätte es keinen Luther gegeben, Deutschland wäre doch nicht katholisch geblieben". Unserem römischen Katholizismus eine nationale Richtung zu geben, das haben der Mainzer Erzbischof Diether von Isenburg-Büdingen, der Altmeister Freiherr von Wessenberg, der von einer volkstümlichen germanisch-katholischen Kirche schwärmende Schenkendorf und andere Deutsche für möglich gehalten; und wieder andere: Christoph von Carlowitz, Grotius und Kalixt, Innocenz XI. und der Landgraf Ernst von Hessen, Leibniz und Hontheim, Nikolaus Krell und Spener, Thomasius und Pufendorf, haben in edelster Absicht zwischen den beiden Bekenntnissen Brücken bauen wollen. Aber ehe nicht dem Volke der Star gestochen sein wird, kann auch nicht die getrübte Sehkraft wiederhergestellt werden; die deutlichsten Lehren hierfür gewährt die Geschichte der Emser Punktation und ihrer kläglichen Versandung, von der deutsch- und der altkatholischen Bewegung (1844 und 1871), der Unterwerfung Hermann Schells in Würzburg (1899) und dem von den eigenen Glaubensgenossen verfemten Reformkatholizismus der Gegenwart ganz zu schweigen.

So werden noch lange Jahre im Strom der Zeiten dahinrauschen, ehe der Tag erscheint, wo alles, was deutsch fühlt, in Luther den deutschesten Mann erblicken wird. Das soll uns aber nicht die Freude daran verkümmern, daß uns Luthers Protestantismus, der seinem innersten Wesen nach gar keine bessere Bezeichnung als diese negative gebrauchen kann, die Gewissensfreiheit errungen hat. In schweren Kämpfen mit Opfern an Gut und Blut verteidigt, hat er sich entwickelt zur klaren Quelle vernünftiger bürgerlicher Freiheit; Volksaufklärung und Beförderung des Staatswohles sind seine segensreichen Folgen. Das undeutsche Wesen im gegenwärtigen Ultramontanismus erkennt man am besten aus eingehender Beschäftigung mit Werken wie Franz Heinrich Reuschs „Index der verbotenen Bücher" (1883—85). Daß die Geisteshelden, die die ganze Welt erleuchtet haben: Klopstock und Lessing, Herder und Winckelmann, Schiller und Goethe, dessen Werke in der ersten Ausgabe (1787) in dem katholischen München einen einzigen Subskribenten fanden und von verbissenen Katholiken heute noch verketzert werden,

Leibniz und Kant, Fichte und Schleiermacher, Arndt und Stein, Schlosser und Jakob Grimm, Friedrich August Wolf, Savigny und Wilhelm von Humboldt, deutsche Protestanten gewesen sind, ist im Wesen unserer geschichtlichen Entwickelung tiefinnerlich begründet; Helmholtz und Mommsen, Bismarck und Moltke sind als romgläubige Katholiken undenkbar.

II. Der Deutsche als Glied eines Ganzen.

In den „Deutschen Charakteren" schildert Richard M. Meyer das deutsche Wesen treffend mit folgenden Worten: „Der Germane ist Individualist durch und durch, gedrängt, sich selbst zu isolieren, wie er die Worte seiner Sprache isoliert, genötigt, ein persönliches Verhältnis zu seinem Gott zu suchen, das aus ihm und seinem Gott eine Gemeinde innerhalb der Gemeinde macht, gezwungen, aus sich heraus eine neue Lösung uralter und ewiger Probleme zu suchen. Hand in Hand aber mit dieser inneren Notwendigkeit der Isolierung geht, weil jede Gemeinschaft Abhängigkeit bedeutet, ein tiefwurzelndes Gefühl der strengen Gliederung, der genauen Unterordnung, der peinlichen Abgrenzung. Wie die Sprache antithetische, beide Teile sorgfältig abwägende Gliederung und Gruppierung liebt, wie die Mythologie die göttlichen Wesen in scharf bestimmte Klassen scheidet, so ist dem Deutschen nicht behaglich in seiner Gemeinsamkeit: er verlangt zu dem Ganzen ein genau definiertes Verhältnis; er erkennt das Ganze — den Stand, die Nation, die Menschheit — als das Höhere an, zu dem er in das dienende, aber herzerwärmende Verhältnis des treuen Vasallen zum guten Herrn zu treten wünscht." Neben das Unabhängigkeitsbedürfnis, das Ausleben im Einzelnen und das in verschiedener Richtung sich betätigende Verhalten dem Nächsten gegenüber stellt sich die Einordnung in ein größeres Ganze. Das Erfassen des angeborenen oder erwählten Vorbildes (im Ritter- und Minnedienst) durch die gesamte Persönlichkeit ist deutsch; selbst der Eintritt in eine Innung, eine Zunft geschieht nicht bloß aus wirtschaftlichen Absichten, sondern ist ein Bund fürs ganze Leben und für die ganze Person. Trotz seines starken Freiheitsdranges hat der Deutsche die ausgesprochene Neigung, sich zu binden (vgl. S. 159 und 162); und zunächst: je geringer die Grenze, je enger der Gesichtskreis, desto lieber. Daher ist er eher dem Stadtrat untertan als einem Fürsten, eher einem Landesherrn als dem Kaiser, eher der Partei als dem Reiche. In der deutschen Geschichte hat also die Eingliederung des Einzelnen nicht immer dasselbe Ziel vor Augen gehabt: bald war es der Stand, bald der Stamm. Und je fester und bestimmter sich das Verhältnis zu dem einen Höheren ausgestaltete, desto schwankender ward allmählich die Stellung der anderen Einheit gegenüber. So gelangte der Deutsche schließlich dahin, sich als Glied des denkbar größten Ganzen, der Menschheit, wohler zu fühlen, als den Wert der Nation zu erkennen. Gerade das Verhältnis zur Nation aber ist der springende Punkt; das Bewußtsein davon, einer großen Nation anzugehören, und der Stolz darauf ist des Deutschtums Vollendung.

Wollen wir das Werden dieser allmählichen Vervollkommnung kennen lernen, so müssen wir die Geschichte befragen. Das ist nicht ganz einfach. Selbst aus dem die alten Germanen behandelnden Abschnitt in Seecks „Untergang der antiken Welt" ist die Auffassung unserer Väter vom Staate schwer zu erkennen, obwohl darin die Zeugnisse der Alten geschickt zusammengestellt sind. Ein fortgeschrittener Römer wie Tacitus, der in den Germanen nur Barbaren sieht, kann nicht bloß in der Würdigung ihrer einzelnen Vorzüge und Fehler, sondern auch in der Beurteilung ihrer politischen Weltanschauung unmöglich den Maßstab der Gerechtigkeit anlegen. Ebensowenig gewinnen wir aus den Geschichtschreibern der Slawen, die damals noch

zum Deutschen emporblickten, ein richtiges Bild vom alten Deutschtum. Ferner erheischen die gleichzeitigen Berichte über die Jugend unseres Volkes Vorsicht auch deshalb, weil der Unterschied unserer Kultur von der damaligen in jeder Hinsicht zu gewaltig ist, als daß er nicht Einflüsse äußern müßte. Zum Beweise dafür kann die Schilderung dienen, die der mit römischer Bildung durchtränkte gallische Bischof Apollinaris Sidonius (430—479) dem Westgotenkönige Theoderich II. (453—466) gewidmet hat. Welch ungeheure Kluft trennt den durch ihn verkörperten Staatsgedanken von dem der heutigen Zeit! Wie töricht wäre es also, selbst von den hellsten Köpfen, die den Anfängen unserer Geschichte die Wege gewiesen haben, politische Anschauungen fordern zu wollen, die wir heute von unseren Führern verlangen!

Tief vergraben im Innern schlummerte den Germanen das Gefühl von der Zugehörigkeit zu einer deutschen Nation (vgl. das Zeugnis Salvians, S. 154); und wenn sie nationale Taten vollbrachten, so geschah es halb unbewußt. Segensreich war der ebenso tapfere wie zähe Widerstand, den sie den in ihren Bereich vordringenden Römern jahrhundertelang geleistet haben; aber überschwenglich ist die Auffassung, die Deutschen hätten sich aus Begeisterung für ihr Volkstum so gehalten, um ihm die Ewigkeit zu gewährleisten: über dem ersten Abschnitte der „Geschichte des deutschen Nationalgefühls" von Franz Guntram Schultheiß steht ganz mit Recht „Die Zersetzung des Germanentums". Das erste geschichtliche Aufflammen vollen deutschen Nationalbewußtseins im Gegensatz zu einem anderen knüpft sich, bezeichnend für unsere ganze Geschichte, an die Niederlage von Bouvines. Der 27. Juli des Jahres 1214 hat den Nationalhaß gegen unsere westlichen Nachbarn gezeugt; aber es mußten sechs Jahrhunderte vergehen, ehe ein neuer Geist seinen Einzug in die deutschen Lande hielt und den Nationalstolz gebar.

Der Schauplatz.

„In die deutschen Lande": inhaltsschweres Wort! „Deutschland? aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden: Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf", so fragt und klagt Schiller in den „Xenien"; so fragen auch wir: wo liegt Deutschland?

Als Kaiser Heinrich VI., Rotbarts Sohn, am 1. Mai 1195 sein Königreich Sizilien verlassen hatte, schrieb der dichterisch veranlagte Peter von Eboli, der die kurze Regierung des Staufers in Unteritalien verherrlicht hat, zu seinem „liber in honorem Augusti" einen Nachtrag und malte in das Pergament folgendes Bild dazu. In der Mitte eines von Säulenhallen umgebenen Hofes des kaiserlichen Palastes sitzt an der Quelle Arethusa, beschützt durch einen das Schwert hochhaltenden Bewaffneten, der Kanzler Heinrichs, Bischof Konrad von Hildesheim, und empfängt als Vertreter des deutschen Kaisers die vom Araber und Inder dargebrachten kostbaren Geschenke. In die Bogen der Säulenhalle aber sind folgende Ländernamen, die den Besitzstand und Umfang des damaligen Reiches veranschaulichen, eingetragen: Frisia, Bavaria, Austria, Turingia, Saxonia, Boemia, Olsatia, Scavia, Pomarania, Polenia, Mestfalia (ein gelungener Schreibfehler!), Brabancia, Tuscia, Lombardia, Marchia, Burgundia, Liguria, Suevia, Francia, Lothoringia, Alsacia, Belgia, Anglia, Flandria. Darin könnte als offenbare Übertreibung der Name Anglia auffallen; blättern wir jedoch ein paar Seiten zurück, so sehen wir, wie Richard Löwenherz seine Freilassung nur dadurch erlangte, daß er sein Land vom Kaiser zu Lehen nahm: auf der zu dieser Erzählung gehörigen Zeichnung küßt der gefangene König von England knieend den Fuß Kaiser Heinrichs. Das waren Zeiten! Oder ein anderes Bild. Im Jahre 1521 wurde Karl V. von den deutschen Fürsten das sogenannte „Reichsregiment" aufgedrängt; dieser Behörde sollten nach der Absicht des Kaisers — die Sache

scheiterte aber schon im nächsten Jahr am Widerstand der städtischen Kaufmannschaften — Einnahmen zugute kommen, die er aus dem Reichszoll ziehen wollte. Für diesen 1522 vorgeschlagenen Reichszoll nun war folgende Grenze vorgesehen: Nikolsburg, Wien, Graz, Villach, Treviso; Trient, Chur; Habsheim, Thann, Metz; Luxemburg; Brügge, Antwerpen, Bergen op Zoom, Dordrecht, Utrecht, Wesel; Hamburg, Lübeck, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Kolberg, Danzig, Königsberg, Frankfurt a. d. Oder, Vetschau. Welch gewaltige Ausdehnung! Das darin umschriebene Gebiet hieß damals Deutschland; heute würde man es Mitteleuropa nennen: wir haben gelernt, uns einzuschränken. Oder hätten Bewegungen wie die niederländische, die für die Wiederherstellung eines engeren (zunächst zollpolitischen) Anschlusses der Rhein- und Scheldemündungsgebiete an das Reich mit Begeisterung eintritt, am Ende doch begründeten Anspruch auf freundliches Gehör?

„En Duitsch is Duitsch, 't zy [es sei] hoog of [oder] neder,
Dat klinkt van Scheld tot Donau weder."

Im Jahre 1785 berechnete man die österreichischen Erblande auf 10,320 Quadratmeilen mit 19½ Millionen Menschen; heute noch sind in Österreich nicht die schlechtesten Staatsbürger unserem Reichsschöpfer Bismarck weniger deswegen gram, daß er ein 1866 herbeigeführt, sondern daß er es 1871 unterlassen habe, jene Lande wieder dem Deutschen Reiche anzugliedern. Otto von Freising nennt Zürich „nobilissimum Suevae oppidum" (die „vornehmste Stadt Schwabens"): die Schweizerische Eidgenossenschaft, die vor 1798 eigentlich kaum ein Staat war, hat lange Jahrhunderte, selbst nach ihrem Ausscheiden aus dem Reichsverband (1499 und 1648) unbestritten als Anhängsel Deutschlands gegolten. Will man sich ein deutliches Bild von des alten deutschen Reiches Größe machen, so greife man nur zu einer der Listen, worin die Teilnehmer an den Römerzügen verzeichnet stehen. Daraus wird man zugleich den Eindruck gewinnen, daß die Schwerkraft des Reiches damals anderswohin gerichtet war als heute. Es ist kein blinder Zufall, daß gerade unter den schwäbischen Staufern Friedrich I. und Heinrich VI. die Römerzüge an der Tagesordnung waren: Süddeutschland suchte, und das war kein unpraktischer Größenwahn, die gesunde Anlehnung an das Mittelländische Meer, das nicht bloß für jene Zeiten die Bedeutung eines Ozeans hatte. Während gegenwärtig, hauptsächlich durch die Kolonisation des deutschen Ostens (vgl. S. 133) und das Aufkommen der echten Kolonialmacht Brandenburg-Preußen, die Hauptrichtung unserer Entwickelung westöstlich verläuft, hatte die ehemalige Macht einen ausgeprägt nordsüdlichen Zug, dessen Stärke die Flußlinie des Rheines ausmachte.

Seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Die unglückliche Auffassung vom deutschen Grenzstrom, die seit dem Baseler Frieden von 1795 durch Preußens Schuld neu aufgelebt ist, datiert aus sehr früher Zeit: von dem Gebrauch des römischen Wortes „Germania", dessen Begriff sich mit einer durch Rhein und Donau begrenzten Provinz deckte, obwohl Germanen auch diesseits wohnten (vgl. S. 140). Seitdem man nun den Begriff „Deutschland" mit dem Worte „Germania" vertauschen zu dürfen glaubte, ist es leider geschehen, daß gute Deutsche Trier und andere linksrheinische Gebiete nicht etwa, was noch entschuldbar wäre, zu der früher als Zwischenland betrachteten Lotharingia, sondern zu Gallia, will sagen: zu Frankreich rechneten. So wird 1444 der Dauphin Louis, der spätere König Ludwig XI. von Frankreich, als Wiederhersteller der Grenzen Galliens gepriesen; so behauptet im angehenden 16. Jahrhundert Thomas Murner dem vaterlandsfreudigen Wimpheling gegenüber, der 1501 bereits Straßburgs drohenden Fall prophezeit hatte, dreist: Straßburg sei gar nicht deutsch; so sieht 1535 Sebastian Franck

in seinem „Weltbuche“ den Rhein als deutsche Grenze an; so beschreibt der Kosmograph Sebastian Münster (trotz des Bewußtseins, die Sache verhalte sich gerade umgekehrt) Trier, Metz, Lothringen, Brabant, Flandern, Lützelburg, Limburg und Holland nicht im Abschnitt „Germania“, sondern unter „Gallia“. Während 1604 noch in Mümpelgardt deutsch und französisch gepredigt wurde, hörte man um 1630 allenthalben zwischen Straßburg und Nanzig nur die alten Leute deutsch sprechen: die jungen redeten ein verdorbenes Französisch. Um dieselbe Zeit (1623) hieß die Gegend zwischen Selz, Germersheim, Altripp, Oppenheim, Ingelheim und Bacharach das „kleine Frankreich“. Hatte um 1400 Ludwig von Orléans den südwestdeutschen Städten als ein Vertreter der Anschauung, Deutschland sei nichts als ein Teil des ehemaligen französischen Karolingerreiches, gegolten, so wagte 1680 Ludwig XIV. als elsässischer Landvogt und im Namen der Bischöfe von Metz, Toul und Verdun dem macht- und kraftlosen Reiche sogar die berüchtigten Reunionen zu bieten. Denn war auch jener Herzog viel zu sehr aufstrebender Standesherr gewesen, als daß er bewußt seinem König treue Untertanendienste hätte tun wollen, so hat er doch zum nationalen Zusammenschlusse Frankreichs beigetragen: der Sonnenkönig brauchte nur auf diesem Grunde weiterzubauen. Und nach einem Geständnis Goethes (in seiner Besprechung des „Pfingstmontags“) bewahrte sich „in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigentümlicher Geist; die Vorteile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt, und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstückelung“.

Ein merkwürdiger Fehler deutscher Auffassung vom Staat und seinem Boden wie überhaupt von politischer Betätigung ist große Verschwommenheit der Begriffe. Wie nach 1815 jeder ein einiges Deutschland wünschte, ohne sich klar zu machen, wie es aussehen solle, und auf welchem Wege es zu schaffen sei, wie unser Kaisertum von heute zu den verwickeltsten Einrichtungen gehört und zu den schwierigsten Rechtsuntersuchungen Veranlassung bietet, so steht es auch mit dem Inhalte des Wortes, daß den Kern unserer Erörterungen bildet, mit dem staatlichen Inhalte des Wörtchens „deutsch“. Wir hatten schon oben (S. 140 u. 175) gesehen, daß das römische Gebilde Germania als gleichwertig mit Deutschland verwendet wurde, obwohl Germania nur bis zum Rhein und zur Donau reichte; wenn Bonifatius „universalis ecclesiae legatus germanicus“ heißt, so bedeutet das also noch nicht Apostel der Deutschen. Unter „Theotisci“ aber faßte man seit Walahfrid Strabo ursprünglich nur die eine gemeinsame Sprache, die theodisca lingua, redenden Stämme zusammen; als Volksname tauchen „Teutisci“ einmal, in einer Trientiner Urkunde von 845, auf. Als dann in der Volkssprache der Gebrauch des Hauptwortes „Deutsche“ den des Beiwortes „deutsch“ allmählich überwucherte, bürgerte sich der begrifflich engere Name „Teutonici“ ein. Um das Land zu bezeichnen, wo diese Deutschen wohnten, gebrauchte man nun Ausdrücke wie „terra Teutonica“ (nach 983), „Teutonum tellus“ (1020), „partes Teutonicae“ (1077) oder, vereinzelt, „Teutonica patria“ (1079); als „diutschiu lant“ (Mehrzahl) kommt es im „Annoliede“ (1080), als „diutisk land“ in der „Kaiserchronik“ vor. Diese Lande aber hatten nach der Vorstellung der Zeitgenossen den Rhein nicht zur Grenze, sondern besaßen ihn als Strom; nach dem Vertrag von Mersen, geschlossen ein Jahrtausend vor unserer jüngsten Grenzberichtigung, gehörte das ganze Moseltal noch zum (deutschen) Ostfranken. Darum spricht Heinrich der Löwe im Mai 1157 in einem Brief an Friedrich I. von dem gesamten teutonischen Lande, das der Rhein zerteile; darum rechnet der Kolmarer Dominikaner (um 1210) Alsatia zur Teutonia; darum schreibt Reinbot von Turn in der Legende vom heiligen Georg (um 1250) das deutsche Gebiet in ein Viereck Bremen–Tirol, Metz–Preßburg ein; darum umfaßt nach einem Zeugnis vom Ende des 13. Jahrhunderts

Teutonia die Länder zwischen Utrecht—Lübeck und den Alpen, zwischen Freiburg nächst Burgund und Wien. Sebastian Münster (1544), dessen undeutsche Gelehrsamkeit bereits gekennzeichnet worden ist, gibt als Grenzen die Maas und Flandern, Ungarn und Polen, das Meer und die Alpen an. Ja, selbst in den fünf Jahrzehnten des seligen Deutschen Bundes war eine kurze Strecke bei Eupen das einzige Stück zwischen Nordsee und Piemont, wo die deutsche Stamm- und Sprachgrenze nicht außerhalb, sondern innerhalb des politischen Deutschland lag. Dagegen werden die Lombardei und Italien von den älteren Geschichtschreibern, z. B. Thietmar, nicht mehr zum deutschen Gebiet gezählt; darin haben erst die späteren zahlreichen Römerfahrten vorübergehend Wandlung geschaffen. Die Deutschen genossen demnach (vgl. hierzu Fritz Vigeners „Bezeichnungen für Volk und Land der Deutschen") den zweifelhaften Vorzug, kein klar umschriebenes Ländergebiet zu bewohnen; geschickt und kühn haben namentlich unsere Nachbarn im Westen, deren Staatsgebiet nach drei Seiten hin durch Meer und Hochgebirge scharf begrenzt ist, auf Grund dieser Unsicherheit unberechtigte Ansprüche erhoben.

1. Die alte Zeit.

Wie die alten Deutschen hinter dem Vorwurf, allzu furiosi zu sein, nur eine preisliche Tugend sahen, in deren Betätigung sich auszuleben sie als höchste Lust empfanden, so halten wir es für keinen drückenden Tadel, dem Volke anzugehören, als dessen Sinnbild höhnisch lächelnden Nachbarn der deutsche Michel gilt. Wir halten es für keine Schmach, sondern suchen etwas darin, daß wir nicht so schlau sind wie die anderen, weil dieser Mangel an Schlauheit Geradheit und Ehrlichkeit ist. Deutsche Art tritt dem mitfühlenden Herzen oft gerade dort rein und unberührt entgegen, wo der Verstand unglückliche Seiten der vaterländischen Geschichte aufschlägt, wo er unnütze Verzettelung der Kräfte, Keime zum Nieder- und Untergang bemerkt. Nur zweimal in unserer Geschichte haben sich Gemüt und Verstand beisammengefunden. Das erste Mal überwog das tiefe, deutsche Herz: und es wurde die Reformation geboren; das andere Mal überwog der kühle, abwägende Kopf: seitdem haben wir ein einiges Reich. Es gibt Völker auf der Erde, die in ihrem Auftreten als Gesamtheit niemals den Nutzen aus dem Auge lassen; Namen von solchen zu nennen, ist überflüssig. Wenn sich Karl IV. zeitlebens nach der Beobachtung richtete, das beste sei es, von der Torheit anderer Nutzen zu ziehen, so beweist der Kaufmann auf dem deutschen Kaiserthrone damit nur sein trotz allem undeutsches Wesen. Adolf von Nassau dagegen hat seinen Wahlspruch: „Besser ein Mann ohne Geld, als Geld ohne Mannhaftigkeit", noch im frischen, fröhlichen Reitertode bekannt. Im Bewußtsein eigener Kraft die kleinen Seelen ringsum in ihrem Streben, uns Abbruch zu tun, belächeln, das entspricht deutschem Wesen besser, als gespannt lauern, ob nicht etwa der klügere Nachbar einen Vorteil ergattere. Der an Klugheit seine Zeit weit übertreffende Staufer Friedrich II. hatte sich zur Lebensregel den Spruch erkoren: „Sapientis est, cum maxime possit, nocere nolle" (Weise ist es, dann dem andern nicht schaden zu wollen, wenn man's am besten tun könnte). Politisch klüger zu sein, durch Schlauheit die dummen Deutschen zu übervorteilen, dessen haben sich vorzeiten die Nachbarn und Feinde laut gerühmt; selbst aus der Prahlerei italienischer Humanisten über das Geschick, womit sie deutsche Klosterbibliotheken um wertvolle Handschriften geprellt hatten, spricht dieser Zug. Wir dagegen „glauben nicht dem Marktgetöse, wo Krämergeist der Völker Größe nach Banden und nach Ellen mißt" (Johann Georg Fischer, 1852). Auf den Ruhm, den Nutzen immer im Auge behalten zu haben, verzichten wir gern, weil uns die Treue, die dem deutschen Herzen ihr Dasein verdankt, kostbarer dünkt.

Solche Art besteht schlecht vor dem rein politischen Denken. Wer aber der deutschen Volksseele in ihren geheimsten Regungen nachgeht, wird aufjauchzen bei dem Anblicke recht unpraktischer Taten und Versuche. Eine stolze Reihe von Römerzügen haben wir aufzuweisen: sind sie etwa die zahlreichen Opfer an Gut und an deutschem Blute wert gewesen? Schwerlich. Und doch weitet sich unser Herz, wenn wir jene Zeiten vor unserem geistigen Auge wieder erstehen lassen, wo man noch an die Verwirklichung von Idealen sein Leben setzte. Die Römerzüge haben in den deutschen Stämmen des nicht mehr von der gewaltigen Faust Karls des Großen zusammengehaltenen Ostfrankens überhaupt erst das entschlummerte Bewußtsein von einer Gemeinsamkeit deutschen Volkstums neu entfacht. Und wer nur einen Funken von Sinn für deutsches Rittertum in sich spürt, wer noch Freude hat an kraftvollen Naturen, hieran wird und muß er sich erheben.

Der nüchtern rechnende Verstand freilich wird dennoch die Romfahrten verurteilen: weniger wegen der damit verbundenen nutzlosen Aufwendung von Opfern jeglicher Art, als vielmehr wegen der darin sich zeigenden unheilvollen Verquickung der deutschen Geschichte mit der überlegenen Entfaltung des römischen Papsttums. Als das fränkische Königshaus der Merowinger abgewirtschaftet hatte, ließ sich der Major domus Pippin durch Papst Stephan II. zum König salben; der damit beschrittenen verhängnisreichen Entwickelung hat dann die Kaiserkrönung seines Sohnes Karl zu Rom die entscheidende Richtung gegeben. Sicher hat Karl an Glaubenskraft und Kriegsmut, an Klugheit und Seelengröße alle Könige seiner Zeit übertroffen; aus den lebendigen Schilderungen des Mönches von Sankt Gallen geht deutlich hervor, daß dieser Herrscher schon zeitig zur Idealgestalt ausgewachsen ist. Redlich hat er sich den Ehrennamen des „Großen", womit man ihn bald und allgemein bezeichnete, verdient; weniger vielleicht durch seine kurzlebige Weltreichsgründung, als vielmehr durch die kraftvolle Arbeit am inneren Ausbau seines Frankenreiches. Klassisch-römische und byzantinische Einflüsse, irisch-schottische, selbst syrische und andere orientalische Anregungen hat er in Germanenart zur Vervollkommnung seiner Schöpfungen verwertet. Karl zeichnet sich besonders auf dem Gebiet der Baukunst und der Malerei durch die Fähigkeit aus, das Mittelmäßige von dem Guten zu sondern und nur das Bessere planvoll zu verwenden. Aber Neuschöpfungen sind seine Werke nicht. Den Eindruck einer durch und durch germanischen Persönlichkeit erhält man nicht von Karl. An das Sammeln der alten Heldenlieder, an die Bezeichnung der Winde und Monate mit deutschen Namen ist zwar mit aufrichtigem Danke zu erinnern; dennoch bleiben diese politisch begründeten Handlungen gelegentliche Äußerungen, die dem Charakter des Mannes keinen wesentlichen Zug verleihen. Karl der Große war in dem Gedankenkreise befangen, den Augustinus in seinen Büchern vom Gottesstaat entwickelt hat; sein Wahlspruch lautete: „Christus regnat, vincit, triumphat" (Christus herrscht, siegt, triumphiert). Der dem Germanentume seiner Zeit fremde kirchliche Gedanke beherrscht Karl vor allen anderen; er hat die Verbindung des germanischen Reiches mit der römischen Weltherrschaft hervorgerufen.

Karl hat damit dem Deutschtum keinen Dienst getan. In ihm haben wir nicht den ersten König des deutschen Reiches, das er sich erobert hat, zu erblicken, sondern zunächst den westfränkischen König und dann den römischen Kaiser. Charlemagne gehört in erster Linie den Franzosen. Soweit in seiner Regierung nationale Bestandteile in Betracht kommen, sind sie westfränkisch, also deutscher Art entfremdet. Uns bedeutet er den Gründer eines Kaiserreiches, dessen deutschere Auffassung Otto der Große und Friedrich Rotbart, ja selbst noch Friedrich II. — mindestens in ihren Persönlichkeiten, wenn auch nicht in allen Erscheinungsformen ihrer

Zeit — verkörpern. Karl der Große hat durch die Betonung des Kirchlich-Römischen dem Germanentum Gedanken eingeflößt, die zwar bald von einzelnen erleuchteten Geistern als fremd gefühlt und bekämpft worden sind, dem Wesen des Volkes in seiner Gesamtheit aber eine undeutsche Richtung gegeben haben; der von Otto I. in einer italienischen Urkunde vom 11. Januar 967 zunächst in geographischem Sinne für Deutschland gebrauchte Ausdruck ultramontanum regnum (Reich jenseit der Berge) mutet uns fast wie eine Vorahnung eines „ultramontanen" Deutschland an. Der in sich widerspruchsvolle Gedanke von der im deutschen Kaiserreiche gebotenen Fortsetzung des römischen hat nicht bloß in den Köpfen der Gebildeten des Mittelalters (Hrotsvith von Gandersheim, Wipo, Adam von Bremen, Ekkehard, Otto von Freising) unverrückbare Gestalt gewonnen, sondern selbst nachlutherische Denker, wie Melanchthon und Sleidan, haben in seinem Bann gestanden. Die innere Entwickelung des Verhältnisses Deutschlands zu Rom hebt an mit Karls Kaiserkrönung. Im Investiturstreite gewinnt die deutsche Auslegung keinen Sieg, vielmehr schlägt, von der Lehre von den zwei Schwertern an bis zu der von Sonne und Mond, der Kampf zu gunsten des undeutschen Papsttums aus.

In Karls des Großen Wesen ist der Fürst vom Christen nicht zu trennen. Wollte er fremde Völkerschaften beherrschen, so durfte er sie nicht im heidnischen Stande lassen. Alemannen, Bayern, Burgunder, Franken und Thüringer fügten sich dem neuen Glauben ohne harten Zwang, weil die Völkerwanderung in das Ansehen der Ortsgötter der alten Heimat mächtige Breschen gelegt hatte. Dagegen konnten die bodenständig gebliebenen Friesen und Sachsen nur mit Gewalt dem Christentum unterworfen werden. Dabei mußte ein gut Teil germanischen Lebens in Stücke gehen. Das Christentum, das die persönliche äußerliche Ehre als Anerkennung bei Menschen nur bedingterweise als Ideal gelten läßt, enthält mancherlei, was aus Frömmigkeit und innerlicher Auffassung leicht Andächtelei und äußerliche Betätigungen erzeugt, die germanischem Wesen fremd sind. Merkwürdige Blüten hat die mittelalterliche Askese auch in Deutschland hervorgezaubert. Der brave Sachse Thietmar ist davon angesteckt, des großen Otto Bruder Bruno gibt aus mönchischem Sinn das Baden auf, Gunther von Bamberg verschmäht es 1064, sich seinen Widersachern gegenüber zu verteidigen: alles Anzeichen des Wirkens einer undeutschen Weltanschauung. Für die Verheerungen, die übertriebene Frömmigkeit und ein allzu heftig aufgenommenes Christentum im Denken eines Deutschen hervorbringen konnten, spricht deutlich auch das Urteil, das in seiner Beschreibung des Aachener Reiterstandbildes Walahfrid über Theoderich den Großen gefällt hat. Daß Theoderichs Arianismus dem Rechtgläubigen von vornherein als Makel vorkommen mußte, entschuldigt nicht alles. In der innerlichen Erfassung der christlichen Kerngedanken und in der Andacht stehen wir den Zeitgenossen eines Karl und eines Ludwig nicht nach; aber Tat, Mut und Kraftentfaltung scheinen uns heute mehr als je hehre Vorzüge der alten Helden zu sein. Der Ostgote, von dem selbst der Byzantiner Prokop anerkennt, daß er zwar dem Namen nach ein unrechtmäßiger Herrscher, in der Tat aber ein wirklicher König gewesen sei, steht uns, die wir über die Erlaubtheit der List strenger denken, trotz seiner schlimmen Seiten viel höher als Ludwig der Fromme. Vor die Wahl gestellt, ob er dem Arianer Theoderich, der, duldsam aus Staatsklugheit, das Papsttum zu vereinzeln und von Byzanz zu lösen versucht, oder dem der rechten Kirche treu ergebenen, über den Wechsel alles Irdischen klagenden Ludwig den Preis zuerkennen solle, wird sich kein Deutscher auch nur einen Augenblick bedenken.

Ein kampffrohes Christentum, wie es Luther und Philipp von Hessen, Christian von Dänemark und Gustav Adolf, Ernst von Mansfeld und Bernhard von Weimar betätigt haben,

mutet uns heimisch an. „Frisch auf in Gottes Namen, du werte deutsche Nation!" das waren die Töne, die vor 375 Jahren die Lutherischen angestimmt haben; und der Soldat des Dreißigjährigen Krieges hat aus dem internationalen Gebet des Herrn ein deutsch-nationales Vaterunser gemacht, das wert ist, in Soltaus Liedersammlung nachgelesen zu werden. Stolz erfüllte uns, als wir hörten, daß Kapitän und Mannschaft des Kanonenbootes „Iltis" nicht unter Klageliedern, sondern mit einem Hurra auf den Kaiser in den Tod gegangen seien. Auch in Gewissenssachen keinem Zwang untertan sein, Gewissensfreiheit zu genießen: das ist germanisch. Von ihrem Standpunkt aus hatten die alten Sachsen vollkommen recht, der Mission Karls dreißig Jahre lang den äußersten Widerstand zu leisten. Konnten sie selbst auch nicht ahnen, welche Veränderung das Aufgeben der alten Götter und das Annehmen des Christenglaubens mit sich bringen würde: die Seltenheit germanischen Christentums in der Folgezeit beweist, wie gewaltig die Umwälzung gewesen sein muß. Der zweite Teil des „Ludwigsliedes", der prächtige „Heliand" sind vereinzelte Erscheinungen; und die Stimmen Theodulfs, der sich gegen die Romfahrten, Agobards von Tours, der sich gegen den Bilderdienst wendet, und Walthers von der Vogelweide, der in dem lügenden Rom und seinen Gottes Wort fälschenden Pfaffen die schlimmsten Feinde der törichten deutschen Laien wittert, sind die von Predigern in der Wüste. Nur schüchtern wagt sich in Sankt Gallen der Widerwille gegen die Bestrebungen Clunys hervor. Und welche Verheerungen hat der Reliquiendienst mit seinem unseligen Gefolge von Neid, Habgier, Raub und Betrug einst innerhalb religiös gesinnter Kreise angerichtet!

Vom streng deutschen Standpunkt aus ist Karls des Großen Zeitalter kein Abschnitt unserer Geschichte, der deutsches Wesen klar erkennen läßt oder gefördert hat. Sein Reich war eine hier feste, dort lockere Verbindung romanischer und germanischer Bestandteile, die nicht von langer Dauer sein konnte, weil sie nur durch seine Herrscherfaust zusammengehalten wurde. „Die Herstellung des Kaisertums durch Karl den Großen war ein Griff ins Blaue, ein Phantasiestück. Es war ein roher Versuch; das Kaisertum schwebte über nationalen Differenzen gleich dem Gipfel eines Baumes ohne Wurzel" (Wilhelm Wachsmuth). Der Versuch, die den West- wie den Ostfranken in gleicher Weise fernstehenden Sachsen dem gemeinsamen Reiche einzugliedern, und die zu gunsten der Bayern verlaufende Vernichtung der Avaren im Osten haben später die Möglichkeit geboten, daß sich ein germanisches Deutschland im Gegensatze zu dem schon gefestigten romanischen Frankreich entwickeln konnte. Für diese unbeabsichtigte, dem Geist seines Reiches entgegengesetzte Stärkung des Gedankens einer deutschen Gemeinsamkeit dürfen wir dem großen Karl immerhin dankbar sein.

Konrad I. hat es nicht gelingen können, das schon vor dem Aussterben der Karolinger in Deutschland in seine Stämme sich auflösende Ostfranken neu zu einen. Konrad, der seine Lage, die einer gegen die Herzoge gerichteten Politik ungünstig war, gänzlich verkannte, war ein Franke; damit war schon gegenüber dem westlichen Nachbarn nicht der Gegensatz zu erwarten, der für eine klare nationale Sonderung notwendig gewesen wäre. Es ist ein Glück für unser altes Reich gewesen, daß dem viel schrofferen, in diesem Sinne germanischeren Sachsentum die Aufgabe ward, die einander widerstrebenden Stämme der Schwaben, Bayern, Franken und Sachsen zu einem Ganzen zu verschmelzen. Das mittelalterliche Kaiserreich mit seiner Herrlichkeit ist aus der Schöpfung der beiden ersten Sachsenkönige hervorgegangen.

In einer Zeit, wo nicht nur der Reichs- und Staatsbegriff aufs tödlichste verletzt war, sondern wo auch die fremden Slawen und die wilden Magyaren miteinander wetteiferten, Deutschland zu verkleinern, hat Heinrich I. seine zähe, geduldige, ausdauernde Arbeitskraft

darangesetzt, dem kranken Volkskörper frisches Blut einzuimpfen. Die romanische Auffassung vom Staate, wie sie von Karl dem Großen durchgeführt worden und seinen Nachkommen über den Kopf gewachsen war, der Gedanke, daß alles öffentliche Leben vom Staate ausgehe und darum jede Forderung an den Staat gestellt werden dürfe, hatte den germanischen Drang zur Unabhängigkeit nicht zerstören können. In den Stammesherzogen und Grafen, die es verstanden hatten, Lehen und Ämter in Familienbesitz zu verwandeln, erwuchsen der Einheit lästige Gegner. Zwietracht, Selbstsucht und Habgier, Zerrüttung im Inneren, Hilflosigkeit gegen schleichende und stürmische Angriffe von außen kennzeichnen den Stand des ostfränkischen Reiches während des letzten Jahrzehnts des karolingischen Hauses. Bei dem Streben, durch eine hohe Auffassung von seinem Beruf dem Unheil ein Ende zu bereiten, ist der edle Franke Konrad an der Lösung der schwierigen Frage gescheitert. Praktischer und darum erfolgreicher griff sein Widersacher und Erbe, der Sachse Heinrich, die Aufgabe an. Er stand nicht mehr auf dem eingebildeten Rechtsboden einer ununterbrochenen Fortsetzung der karolingischen Herrschaft: Heinrich baute sein Reich auf dem festen Grund der nationalen Einigung auf. Den anderen deutschen Stämmen klarzumachen, daß jetzt der von den Sachsen gekürte König auch über sie herrschen müsse, wenn das Ganze, von dessen Wert sie keine große Meinung hegten, gedeihen solle, war nicht leicht: der bayrische Arnulf war lieber ins Elend zu den Magyaren gegangen, als sich dem Franken Konrad zu unterwerfen. Niemand sprach damals von einem Deutschland, weil man sich neben dem karolingischen Weltreich und den einzelnen Stämmen etwas Drittes gar nicht vorstellen konnte. Heinrich hat überhaupt erst den Begriff des deutschen Staates geschaffen. Schon damit, daß er die romanisch-geistliche Königssalbung zurückwies, ließ er durchblicken, welche Ziele er sich im Gegensatz zur öffentlichen Meinung gesteckt habe.

Seine einfache und für jeden verständliche Reichsordnung wurde auf die Herzoge gegründet. Diese für den Plan zu gewinnen, kostete allerdings Unterhandlungen, die manchmal den Glanz der Krone in zweifelhaftem Licht erscheinen lassen; aber Heinrichs Politik schuf die Möglichkeit einer Einung auf unblutigem Wege. Von jedem Herzog forderte und erhielt der König die Übergabe seines Gebietes; dann bestätigte er es ihm als erblichen Besitz mit der Beschränkung, daß zu allen Zeiten der König der Oberherr blieb. Was sich im Laufe der letzten Jahrzehnte an Gewohnheiten herausgebildet hatte, das erhielt nun die Weihe, vom König anerkannt zu sein. Auf echt germanischen Anschauungen beruhte das Verhältnis der Lehnsleute zu ihrem Lehnsherrn: die Führer der Stämme leisten lediglich zufolge einer auf Treu' und Glauben beruhenden Verpflichtung dem Könige die Heeres- und Gerichtsfolge. Innerhalb des engeren Vaterlandes ist der Herzog immer noch der einzige, dem der Stamm den Treueid zu leisten hat; er aber hat für seinen Stamm dem obersten Feldherrn, Richter und Schirmherrn gegenüber die Pflichten des Lehnsmannes zu erfüllen.

Meisterlich hat Heinrich I. den Grund zum Deutschen Reich gelegt. Neben Sachsen und Franken erhielten auch Lothringen, Schwaben und Bayern die gleiche Stellung in staatsrechtlichen Fragen, so daß sich auf allen fünf Stämmen ein allgemeines Reichsrecht aufbaute. Dieser Verzicht auf alte Vorrechte zeitigte die schönsten Früchte: fünf Wochen nach dem Tode Heinrichs haben sämtliche deutschen Stämme seinen Sohn Otto zum Könige gekoren. So hatte sich die Staatsklugheit des ersten wirklich deutschen Königs, die geschichtlich berechtigten Eigenheiten der einzelnen Glieder des Reichsverbandes zu schonen, diese aber zu gemeinsamen Taten heranzuziehen, glänzend bewährt. Indem Heinrich von seinen Hoheitsrechten: der Bestätigung der Herzoge, der Berufung zu Reichstagen, der kräftigen Handhabung des Landfriedens und

der Einsetzung von königlichen Pfalzgrafen, ernsten Gebrauch machte, beugte er auch Widerwillige unter seine Herrschaft. Ein reicher Schatz an Königsgut, den erst die Verschleuderung der Späteren gemindert und aufgezehrt hat, ermöglichte königliche Belohnung der Getreuen und ein machtvolles Auftreten im Lande. Besonders trug zur Erhöhung des Ansehens die Stellung des sächsischen Königtums zur Kirche Deutschlands bei. Heinrichs großer Sohn, der mit der Ersetzung des vom Vater bewahrten Stammesherzogtums durch Beamtenherzoge bald schlimme Erfahrungen gemacht hatte, ernannte die Äbte und Bischöfe, handhabte die Kirchenzucht, zog vom Kirchengute Steuern ein und wachte über Kirche wie Schule stets als oberster Schirmherr. Wenn Bildung Macht verleiht, so war die Kirche, in der Auffassung ihrer Zeit die alleinige Hüterin geistiger Güter, das mächtigste Glied des Staatswesens. In der Kirche Deutschlands, die damals national wirkte, war dem sächsischen Königtum eine kraftvolle Stütze erstanden; es ist kein Zufall, daß Ruotger, der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts das Leben des Erzbischofs Bruno von Köln, seines Lehrers, beschrieb, der erste Deutsche ist, der die Notwendigkeit der Einheit scharf erkannt und beredt dargestellt hat.

Das Deutschland Heinrichs bedeutet einen echt deutsch gedachten Staatenbund, das Ottos I. einen echt deutsch ausgebildeten Bundesstaat: ein königliches Haupt, und die Glieder mit dem Haupte durch eine Verfassung verbunden, die Rechte und Pflichten ebenmäßig verteilt. Nach den Wirren vorher hatte man nun ein festgegründetes und bis zum letzten Dorf beruhigtes Reich; die Zeitgenossen bewunderten schon diesen inneren Frieden wie ein Geschenk vom Himmel. Dadurch aber war die Kraft gewonnen, den gefährlichen äußeren Feinden durchgreifend Widerstand zu leisten. Heinrich hat nicht das Städte- und das Ritterwesen geschaffen; aber er war, hierin den größten Männern der Geschichte gleichend, ausgerüstet mit dem feinen Gehöre, kommende Zeiten in den Volkstiefen ahnend zu vernehmen. Seine Ordnungen und Einrichtungen waren Wohltaten. Einer neuen Kriegskunst hat er mit soldatischem Scharfblick die Wege geebnet; und durch Rat und Beispiel hat er planmäßig und rasch darauf hingewirkt, befestigte Städte anzulegen.

Einen reichen Kranz von Sagen hat die dankbare Nachwelt um die Gestalt unseres ersten deutschen Königs gewunden. Heinrich habe sich die Krone auf einer Stange vortragen lassen; das will sagen: auf dem Haupte saß ihm die Krone wohl nicht, besessen hat er sie doch. Die Finken, die er fangen wollte, bekam er sicher in sein Netz: den Finkler oder den Vogelsteller nennt ihn noch heute der Volksmund. Der erste Turnierkönig sei er gewesen, so kündeten die Herolde; das bedeutet: im letzten Grunde wurzelt das deutsche Rittertum in dem Boden der sächsischen Reichsgründung. Und Chroniken des ausgehenden Mittelalters leiten das urgermanische Recht, wonach zur Sühne für Verletzungen oder Tötungen ein Friedegeld, das „Gewette“, an den König als den Wirker des Friedens entrichtet werden mußte, auf Heinrich zurück. So tief lebte im Volke das Bewußtsein von dem treuen und machtvollen Walten dieses deutschen Königs.

Vieles, was Heinrich gewollt und Otto I. großartig ausgeführt hat, ist in höherem Sinne nur Ansatz geblieben. Zu der nationalen Politik des Sohnes gesellte sich allmählich eine Weltpolitik, die jene zarten Keime überwucherte oder vernichtete. Dies zweite Weltreich war keine einfache Wiederholung des Gebäudes, das Karl der Große auf dem Grunde seines Frankenreiches errichtet hatte, sondern ein Kunstwerk, in dem mit manchen fremden Bestandteilen viel Deutsches verquickt war. Und Otto I., der Große, war ganz ein Mann, seine Schöpfung zu bemeistern. Doch der hohe Gedankenflug des zweiten Sachsenkönigs hat dem Deutschen Reiche keinen Segen gebracht. Am Ende desselben Jahrhunderts, dessen Mitte herrliche Blüten

deutschen Volkstums gezeitigt hatte, steht dem Reich ein Fürst vor, der, obwohl vom Vater und Großvater her grundsächsischer Abstammung, dank dem byzantinischen Einfluß seiner Mutter, dem italienischen der Großmutter, dem französischen des Lehrers, seine saxonica rusticitas, die sächsische Bäurischkeit ablegt, deren er sich schämt. Derartige das Vaterland verleugnende Neigungen spiegeln in der gesamten Lebenshaltung der Gebildeten der damaligen Zeit wider. Die Geistlichkeit vor allem war undeutsch geworden: ihr höchstes Ziel war eine Verquickung des klassischen Altertums mit dem Christentum in einer sehr niedrigen Auffassung. Trotzdem wäre es falsch, in allem und jedem, auch in der Kunst Bernwards von Hildesheim, fremde Bestandteile wittern zu wollen, nur deshalb, weil diese Kunst einem Manne ihre Blüte verdankt, der, entsprossen einem sächsischen Grafengeschlechte, wegen seines engen Verkehrs mit dem der Nation entfremdeten Kaiser die ausländischen Einflüsse gefördert haben könnte. Die Nachbarn der Deutschen, die näheren und die ferneren, die Franzosen und die Byzantiner, sind ebenfalls nicht unbeeinflußt geblieben; anderseits ist es töricht, dem Deutschen jede selbständige Regung auch in Zeiten nationaler Dürre abzusprechen. Anklänge an Leistungen des Auslands brauchen nicht immer Entlehnungen zu sein: bei gleichem geistigen Zustand können zwei Völker der Erde dasselbe Ding unabhängig voneinander erzeugen. Bei Kunstschöpfungen auf Eigenlob zu verzichten und dafür sklavische Nachahmung des Fremden anzunehmen, sind wir Deutschen so gern bereit, daß wir oft für selbsterworbene Güter Völkern Dank abstatten, die ihn gar nicht verdienen. Liegt aber wirklich Entlehnung vor, so hat unser Volk in den allermeisten Fällen aus dem fremden Gut etwas Neues entwickelt; als eins der frühesten Beispiele dieser germanischen Art, frei nach- und umzubilden, wird Theoderichs des Großen Grabmal bei Ravenna heute noch angestaunt. Das deutsche Volkstum ist vor vielen anderen im stande gewesen, sich Menschen der verschiedensten Abstammung und ihre Leistungen einzuverleiben. Deutschland hat zwar Zeiten durchgemacht, wo sich das Fremde bei uns Bürgerrechte erworben hatte, die einer Unterdrückung deutschen Wesens gleichkamen; aber immer wieder hat es aus dem Inneren die Kraft geschöpft, das Fremde durch Verschmelzung zu überwinden und deutsch zu bleiben.

Kein politisches Gebilde vermag die gesamte Weltgeschichte aufzuweisen, das an Tiefe und Großartigkeit, an Würde und Schönheit mit dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation verglichen werden kann: international, wie es nur eine umfassende Einrichtung des Mittelalters überhaupt sein kann, und dennoch im innersten Grunde deutsch. Unter Karl dem Großen zur einen Hälfte germanisch, zur anderen romanisch verwirklicht, ist der Gedanke: das römische Kaisertum unter dem Segen der von ihm beschirmten Kirche zu erneuern und wieder zur größten Macht der westlichen Länder erstarken zu lassen, durch die Herrscher aus den Häusern der Sachsen, Salier und Staufer in mannigfaltigem Wechsel und mit echt deutschem Idealismus unter großen Opfern an Gut und Blut in die Tat und das Leben übertragen worden. Heilig in seinem christlichen Ziele, römisch in seinen geschichtlichen Voraussetzungen und deutsch in seinen kraftvollen Trägern, ist dieses Weltreich des Mittelalters ebenso eine greifbare Macht gewesen wie eine für die Fortbildung der europäischen Menschheit heilsame Entwickelungsstufe. In dem einen Jahre 1032 lagen Mieczislaw von Polen und Odo von Burgund besiegt vor den Füßen Konrads II. In dem einen Jahre 1046 hat Heinrich III. drei Päpste verjagt und dann bis 1055 jedesmal, wenn der päpstliche Stuhl wieder frei wurde, sein Ernennungsrecht ausgeübt. Zwischen Römer- und Kreuzzügen hat Walther von der Vogelweide seine schönsten Vaterlandslieder gesungen. Frische, fröhliche, deutsche Hiebe prasselten auf die falschen Welschen, die oberitalienischen Welfen, nieder; man blättere nur in der wertvollen Handschrift,

die den Romzug Heinrichs VII., des letzten, der die alte Kaiserherrlichkeit auf kurze Zeit wieder aufleben ließ, in zahlreichen farbenprächtigen Bildern schildert. Wenn nach siegreichem Kampf der Kaiser über die Aufständischen zu Gericht saß, so verhängte er nach den Anschauungen seiner Zeit harte Strafen, und alles stand unter dem Bann der deutschen Herrschermacht (s. die beigeheftete farbige Tafel „Kampf und Gericht beim Romzug Heinrichs VII.“). In seiner Streitschrift „De iure regni et imperii Romani“ (Über das Recht des römischen König- und Kaisertums) hat um 1340 Lupold von Bebenburg den Papst Johann XXII. heftig angegriffen, weil er, Ludwig dem Bayern die Kaiserkrone mißgönnend, Frankreich bevorzuge; im Jahre 1508 hat Wimpheling, ihren Wert erkennend, diese Flugschrift zum Druck befördert. Und voll Stolz auf die deutsche Kaiserherrlichkeit wies Heinrich Bebel den daran rüttelnden Venetianer Leonardo Giustiniani zurück. Noch an der Schwelle einer neuen Zeit haben die Franzosen die größten Anstrengungen gemacht, dies angeblich schemenhafte, wesenlose Gebilde für sich zu gewinnen: im bayrisch-französischen Bündnisvertrag von 1670 setzte Frankreich mit vieler Mühe Bayerns Unterstützung beim Aussterben der Habsburger in Deutschland und Spanien durch. Die Erwerbung der römischen Kaiserkrone galt also auch dem Ausland als ein erstrebenswertes Ziel. Sehen wir einmal vom Papsttume, der großartigsten aller mittelalterlichen Mächte, und von dem Gebiete seiner unmittelbaren Herrschaft ab, so ist es Deutschland gewesen, das die inhaltsreichsten Schöpfungen hervorgebracht hat. Nirgends hat es mächtigere Fürsten, geistliche und weltliche, gegeben, die sich ihren Herrschern, dem Papst und dem Kaiser, oft mindestens ebenbürtig zeigten, als in Deutschland. Der klug gegliederte Lehnsstaat mit seinen verschiedenen Abstufungen, das streitbare Rittertum mit seiner herrlichen Blüte, dem Deutschherrenorden im Preußenlande (vgl. S. 133), das Städtewesen mit seinen stolzen Gilden und ehrbaren Zünften: welch eine Fülle von Leben und Mut, Tatkraft und Selbständigkeit mitten im „trüben, traurigen, dunkeln Mittelalter“! Bei aller Zersplitterung wahrte man doch eine wenigstens gedachte Einheit unter dem kaiserlichen Oberhaupte; und wo dies versagte, war man bestrebt, der Schwachheit der Vereinzelung durch Bünde abzuhelfen. Die ritterlichen Einungen und die Städtebünde, deren Krone bei aller Neigung zur Sonderbündelei, die gerade ihr anhaftet, die deutsche Hanse ist, zeigen, daß der Deutsche des Mittelalters kein blöder Schläfer gewesen ist.

Das deutsche Kaisertum der vergangenen Zeit ist nur sich selbst vergleichbar. Auch der preußische Aar hätte seine Schwingen nie so kräftig entfalten können, wenn sein Horst nicht im Reiche der Kaiser Friedrich II. und Sigismund gestanden hätte. Heute freilich hat nur das Reich Anspruch auf Dauer und Macht, das in allererster Linie, ja ausschließlich Staatszwecken huldigt. Früher war das anders. Staat im heutigen Sinne war das heilige römische Reich deutscher Nation lediglich nebenbei, zufällig, unbewußt; seine vornehmste Lebensbetätigung lag auf anderem Gebiete. Als ein nur locker gefügtes Ganzes, als ein Gemeinwesen beschränkter und doch höherer Art hat es die Möglichkeit geboten, daß sich die verschiedensten Kräfte uneingeschnürt, unbeengt in fröhlichem Wettstreit entfalten konnten (vgl. S. 191). Politisch kann dabei nur dann etwas Großes erreicht werden, wenn ein eiserner Wille die Widerstrebenden zusammenfaßt und dem von ihm gewollten Ziele zuführt; aber in allen übrigen Dingen wird ein so eigenartiges Wesen vermöge der ihm innewohnenden Lebensfülle bei günstiger geographischer Lage im stande sein, Jahrhunderte hindurch den Durchgangs- und Mittelpunkt für die gesamte gleichzeitige Kultur zu bilden. Diesen Beruf hat Deutschland auch dann noch erfüllt, als die äußeren Umstände sich schon so sehr geändert hatten, daß das Reich nur noch als Gedanke in den Köpfen lebte. Wie hätte es sonst so lange sterben können?

Kampf und Gericht beim Romzug Heinrichs VII.;
ein Blatt aus dem Codex Balduineus.

---

1. Bild: König Heinrich schlägt am 12. Februar 1311 den Aufstand der Mailänder unter Guido della Torre nieder.

Bellum [darüber von anderer, wahrscheinlich Erzbischof Balduins Hand: melant], ibi Gwido de Turri evasit.

Schlacht [in Mailand]; dabei entwich Guido della Torre.

Graf Werner von Homberg (2 schwarze Adler übereinander in gelbem Felde), einer der tapfersten Kämpen des deutschen Heeres und ein Schrecken der Gegner in der Feldschlacht, auch Minnesänger, spaltet einem guelfischen Anführer (2 gekreuzte silberne Lilienzepter in rotem Grunde) mit gewaltigem Schwertstreich Helm und Haupt. Rechts im Hintergrunde kämpft der kühne Führer der Deutschen Ordensritter, der Landeskomtur in Franken Konrad von Gundolfingen (schwarzes Kreuz in silbernem Felde), gegen einen Italiener (blau mit silbernen Sternen). Herzog Leopold von Österreich (rot mit silbernem Balken), die Blume der deutschen Ritterschaft, greift daneben einen Torre (rot) an. Von links eilen herbei: Friedrich von Burtscheid aus der alten, heute noch blühenden lützelburgischen Dynastenfamilie (3 rote Rebenblätter oder Herzen in Silber), der schöne und ritterliche Graf Walram von Lützelburg (im Sturmhut), der Bruder des Königs, dann Heinrichs Schwager Graf Amadeus von Savoyen (silbernes Kreuz in rotem Grunde) und der lützelburgische Vasall Ritter Gottfried von dem Bongart mit dem Sparren (silberner Sparren in rotem Felde) aus dem Herzogtum Limburg. — Die ritterlichen Kämpfer sind im vollen kriegerischen Schmucke. Schilder, Wappenröcke und Pferdedecken tragen dasselbe heraldische Abzeichen. Unter dem Wappenrock erscheint das an den Beinen durch Schienen und Platten, auf der Brust durch einen Stahlharnisch verstärkte Panzerkleid. Lederne Stulphandschuhe schützen die Hände. Die Sättel aus buntem Leder haben hohe Vorder- und Rücklehnen. Außer dem Lützelburger tragen alle Kämpen Stechhelme mit geschlossenem Visier. Die Schwerter des von Bongart und des blauen Italieners sind durch eine leichte Kette mit dem Brustharnisch verbunden.

2. Bild: König Heinrich sitzt zu Gericht über das aufständische Mailand und die flüchtigen della Torre.

Rex sedet in iudicio, turres destruxit in Melant.

Der König saß zu Gericht und zerstörte die Zwingburgen [Wortspiel: die della Torre] in Mailand.

Der König, das Lilienzepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, sitzt auf einem teppichbehangenen Goldsessel, dessen Armlehnen in Hundeköpfen enden. Das Gewand ist Goldbrokat, der Mantel, in dessen Schleife die linke Hand greift, rot und mit Fehpelz gefüttert. Bischöfe in roten, pelzverbrämten Talaren, Fürsten und Herren in Festgewändern und Panzern stehen zu beiden Seiten. Im Vordergrunde links kniet oder sitzt das Volk von Mailand in bunten, oft geteilten Kleidern und schwört Gehorsam; rechts streckt der Rat dem Könige die Stadtschlüssel entgegen. — Das Urteil über Guido della Torre und die schuldigen Glieder seines Geschlechts, die nach Cremona geflohen waren, lautete auf Verlust des Lebens und der Güter; Guidos Oheim, der Bischof Cassone, mußte auf einige Zeit in die Verbannung gehen.

(Nach G. Irmer, „Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. im Bildercyklus des Codex Balduini Trevirensis", herausg. von der Direktion der K. Preuß. Staatsarchive, Berlin 1881. Die daraus hier wiedergegebene Tafel ist die einzige des aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammenden kostbaren Kodex, die mit Deckfarben ausgeführt ist.)

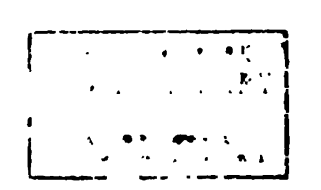






Kampf und Gericht beim Romzug Heinrichs VII.; ein Blatt aus dem Codex Balduineus.

(Nach G. Irmer, „Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII.“)



An der Vereinigung von geistigen Errungenschaften verschiedener Völker zu einem Gesamtbild ist das Kaisertum des Mittelalters und sein Reich deutlich als deutsches Erzeugnis zu erkennen. Nichts Menschliches ist dem Deutschen fremd; und selten hat eine politische Form die Fähigkeit besessen, den jeweiligen Stand der Menschheit so klar darzustellen wie das alte Deutschland. Betont man den Standpunkt reinen, unverfälschten Deutschtums, so ist diese Eigenschaft kein Vorzug. Einen Teil der Schuld daran trägt die oben (S. 175) geschilderte geographische Lage. Ungestraft bewohnt kein Volk ein Gebiet, das sich mitten zwischen anderen ausbreitet und über weite Strecken hin mit flüssigen Grenzen ausgestattet ist. Die Alpen sind kein Himalaya, die Ostsee ist kein Ozean; weder Rhein noch Elbe oder Weichsel haben herüber- und hinüberflutende Scharen ernstlich aufhalten können, und mitten ins Herz der Fremden hinein führt die Wasserstraße der Donau. Deutschland ist ein Boden, wo immer wieder die verschiedenartigsten Eindringlinge zusammentreffen, miteinander kämpfen und sich vertragen werden. Normännische Wikinger haben die nördlichen Küsten heimgesucht, magyarische Horden den Osten und Süden verwüstet; slawische Siedelungen haben sich bis nach Bayern hinein ausgedehnt, und in hartnäckigem Ringen ist deutsche Kolonisation im Osten vorgedrungen, wo sie noch heute ehrenvoll, wenn auch nicht ohne Verluste, das Feld behauptet. Die Reformation ist ein deutsches Werk, das von seiner Wiege aus nach allen Seiten um sich griff, besonders aber den stammverwandten Norden erfaßte; England hatte seinen Wiclif, Böhmen seinen Hus gehabt: den Weltreformator konnte nur Deutschland gebären. Für den großen Religionskrieg des 17. Jahrhunderts war Deutschland der gegebene Schauplatz. Die politische Form war im Laufe der Jahrhunderte schwach und schwächer geworden, die Pforten standen überall den Fremden offen; ungestraft konnten sich Spanier, Franzosen und Schweden auf deutschem Gebiete tummeln. Aber nach todähnlichem Schlummer gab es ein neues Erwachen in Deutschland: die Welt wird immerdar bewundernd zu den Höhen emporblicken, auf denen unsere Herder und Lessing, unsere Goethe und Schiller, unsere Kant und Hegel thronen. Und europäische Angelegenheiten wurden, nachdem durch Bismarcks unvergleichliche Staatskunst ein neues Reich in straffferer Einheit erstanden war, 1878 zu Berlin geordnet und erledigt, als dem politischen Mittelpunkt Europas.

Von allen Herrschern der deutschen Kaiserzeit steht uns menschlich am nächsten Heinrich IV.; die mächtigste Erscheinung ist Friedrich Rotbart, dessen Wahl allein schon scharf absticht z. B. von der zum größten Teil aus Jakob Fuggers Tasche bezahlten Mache, der Karl V. den Thron verdankt; die interessanteste Persönlichkeit aber ist des ersten Friedrichs Enkel Friedrich II. Heinrichs IV. Charakter, den uns Ernst v. Wildenbruch mit zwingender Gewalt gezeichnet hat, ist gerade in seinen Fehlern, Ecken und Kanten deutsch und uns vertraut. Wirkt Barbarossa durch seine Einsicht und Macht, durch das kraftvolle Durchsetzen seiner Pläne, so beruht Heinrichs Deutschtum wesentlich im Wollen allein: er hatte zu viel Gemüt. Mag er auch den Schwamm im deutschen Herzen anderer noch so bitter verhöhnen, ihm selber sitzt er unausrottbar im Inneren. Keines deutschen Kaisers Tod ist so rührend beklagt worden wie 1106 der Heimgang Heinrichs IV. Man ist versucht, neben die im Ausdruck hier und da etwas überschwengliche, aber tief ergreifende „Vita Heinrici IV." jene mit verhaltenen Tränen gesprochene, mit Tränen aufgenommene Botschaft zu stellen, die Bismarck nach dem Tode seines kaiserlichen Herrn am 9. März 1888 an den Reichstag gerichtet hat. Trotz aller Verschiedenheit des Charakters hatten Heinrich IV. und Wilhelm I. das eine gemein: vom Volke wie ein Vater geliebt zu werden.

Ganz anders geartet war die Herrschaft des zweiten Friedrich. Wenigen wurde wie ihm eine solche Kette der wechselvollsten Schicksale, eine so eigentümliche Stellung nach Zeit

und Ort zu teil. Der schönste und merkwürdigste Ausschnitt aus dem Mittelalter knüpft sich in mehr als einer Beziehung an seinen Namen; kaum eine der größeren Erscheinungen seiner Zeit ist spurlos, ohne Einfluß auf seine Regierung auszuüben oder von ihr zu erfahren, vorübergegangen. Es waren jene Jahre, wo nach dem großen Gegner Heinrichs IV., Gregor VII., durch dessen glücklicheren Nachfolger Innocenz III. die päpstliche Herrschsucht und Anmaßung auf einen fast nicht mehr zu überbietenden Grad gesteigert worden war; wo in den Ritterorden, den Bettelorden und der Inquisition furchtbare und feste Säulen und Stützen des geistlichen Baues aufgerichtet wurden; jene Jahrzehnte, wo eine in umgekehrter Richtung wiederholte Völkerwanderung nach und nach zehn Millionen Menschen, die Auslese der von einem allgemeinen Gedanken ergriffenen europäischen Menschheit, nach dem Heiligen Land entführte und als schönste Blüte mittelalterlichen Christentums die Kreuzzüge zeitigte; wo in den Waldensern und Albigensern, nachdem mancher Einzelne schon vorher ohnmächtig, doch unvergessen seinen mahnenden Ruf zur Ein- und Umkehr hatte ertönen lassen, Vorläufer des Protestantentums laut wurden; wo das Rittertum durch die Religion geadelt wurde und eine planmäßige Ordnung und Gestalt bekam. Während Friedrichs Regierung begann der Stand des freien Bürgers seine Entwickelung und wenn auch einseitige, so doch glückliche Ausbildung; in Deutschland vom Kaiser gegenüber den Herren begünstigt, in Italien als Genosse und Werkzeug des Papstes bekämpft, fand er in großen Verbindungen nach außen und im Inneren Kraft und den Stützpunkt zu mächtigem Aufschwung. Unter Friedrich II. wurde zum erstenmal in deutscher Sprache gegen das Faustrecht, das Unrecht des Stärkeren, ein Landfriede geboten, fing in seinen frühesten Ansätzen das geheime Gericht der Feme zu arbeiten an; unter Friedrich fand der Provenzalen Gesang eine neue Heimat in Deutschland und Italien, Ehre und Übung bei Kaiser und Fürst. In diese Zeit zeichne man die Gestalt des großen Staufers hinein, und man wird erkennen, wieviel er von ihr, wieviel sie von ihm hat, um wieviel er sie überragt. In dem Staatenbunde Deutschlands, das mehr der Zersplitterung als der Einung zuneigte, hatte er einen übermächtigen Adel, im oberen Italien ein übermächtiges Bürgertum, im mittleren eine übermächtige Papstherrschaft zu Gegnern, während es in Unteritalien galt, die einander feindlichen Reste von sechs Völkern zu versöhnen und durch innere Bande zu vereinigen. Von weltlichen wie geistlichen Waffen, von Gegenkönigen, Bann und Interdikt bekämpft, hat Friedrich II., siegreich und besiegt, nahe an vierzig Jahre ausgedauert; er hat die Empörung eines Sohnes, den Verrat des Freundes, den Verlust des Lieblingskindes überstanden. Dem großen Staufer den ein halbes Jahrtausend später die Welt mit seinem Ruhm erfüllenden großen Zoller an die Seite zu stellen, ist mehr als bloße Spielerei mit Namen.

Friedrich der Rotbart und sein Enkel haben nicht umsonst gelebt. Das Schönste, was einem Fürsten zu teil werden kann, ist die in Dichtung und Sage von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebende Liebe der Nation. Weil unser Volk nach dem Untergang der Hohenstaufen sein Sehnen nach dem Erstehen eines neuen, mächtigen Kaisergeschlechtes nicht erfüllt sah, tröstete es sich, in deutscher Glaubenszähigkeit niemals ganz verzweifelnd, mit der Erinnerung an eine herrliche Vergangenheit, mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Läßt man das erste Auftauchen, Bekannt- und Heimischwerden der Kaisersage in Deutschland und ihre Wandlungen im späteren Mittelalter an sich vorübergleiten, so lernt man ein gut Teil der Geschichte unseres Nationalgefühls kennen. Denn tief und schnell hat sie, der unsere nationale Einigung nicht wenig verdankt, im gesamten Volke Wurzel geschlagen und von alters zu seinen Lieblingsdichtungen gehört; „auf den alten Kaiser warten“ war in Schwaben eine sprichwörtlich gebrauchte Redensart.

Im letzten Grunde ist auch unsere Kaisersage Keimen entsprossen, die der gesamten Menschheit angehören. Der babylonische Drachenmythus und der Glaube an Zeiten besonderer Verwirrung vor dem Herrscher der letzten Tage und seinem Kampfe mit dem Fürsten der Finsternis sind semitischen Ursprungs; weitere Zutaten lieferten die sibyllinischen Bücher. Diese sich kreuzenden Weissagungen wurden durch den Einfluß des Christentums leicht verändert und traten so zum erstenmal unter dem Sohne Konstantins des Großen im 4. Jahrhundert zu Byzanz hervor. Das germanische Abendland griff die Sage mit großer Schnelligkeit auf; da sich in der „Edda" unverkennbare Anklänge an die christliche Überlieferung von Weltuntergang und Welterneuerung wiederfinden, so erklärt sich die sonst merkwürdige Aufnahme und Aneignung fremder Gebilde leicht. Gestalt gewinnt die nunmehr stark christlich gefärbte und dem politischen Denken jener Zeit angepaßte Sage in den trüben Tagen, die über das der Auflösung anheimfallende Frankenreich Karls des Großen am Ausgange des 9. Jahrhunderts hereingebrochen waren. Aber während bis dahin die Hoffnung auf einen mächtigen, das römische Reich erneuernden Friedenskaiser keine nationalen Sondergelüste gezeitigt hatte, tauchen jetzt, wo sich zum ersten Male schüchtern die Knospen nationaler Sinnesart hervorwagen, je nach dem Volk verschieden lautende Prophezeiungen auf.

Doch Deutschlands Geist war noch nicht stark genug, die ihm und seiner Zukunft feindlich gesinnten Bildungen zu verdrängen. Erst das glänzende Auftreten Friedrich Barbarossas hat der deutschen Kaisersage neue Nahrung verliehen. Dennoch knüpft nicht an ihn die Sage von der Wiederkunft eines großen Kaisers an. Sicher mußte die erschütternde Kunde vom jähen Tode Friedrich Rotbarts zusammen mit den trüben Befürchtungen, die nach glänzender Wiedererweckung der staufischen Weltherrschaft das plötzliche Ende Heinrichs VI. in jedem vaterlandsliebenden Deutschen heraufbeschwor, die baldige Erfüllung der alten Kaiserhoffnung zu einer brennenden Frage machen. Sicher hat sich der unerschütterliche Glaube an die endlich einmal kommende, mit einem fürchterlichen Strafgericht über das Böse einsetzende Welterneuerung damals, um 1200, in den Herzen der Deutschen festgesetzt: „ich hoere des die wîsen jehen, daz ein gerihte sül geschehen, daz nie deheinez nîe wart alsô strenge" (Ich höre davon die Weisen sprechen, daß ein Gericht geschehen soll, wie niemals ein so strenges ward: Walther von der Vogelweide). Aber die Sage von dem im Kyffhäuser schlummernden und des schönen Tages der erfüllten Hoffnung harrenden Kaiser geht ursprünglich auf den **zweiten Friedrich** zurück. Diesem uns heute Lebenden gleichgearteten Fürsten, dem letzten großen Staufer, war es vorbehalten, der deutschen Kaisersage unverwelkliches Leben einzuhauchen. Seine ganze Persönlichkeit war dazu angetan, zu fesseln, anzuziehen oder abzustoßen. Gleichgültigkeit ihm gegenüber war nicht möglich; hier Bewunderung und Anbetung, dort grimmer Haß und unerbittliche Verurteilung. Solch ein Herrscher mußte die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen beschäftigen und aufrühren. Den vom Papste mehrfach gebannten und mit dem Fluch des Antichrists belegten Kaiser verdammten die geistlichen Kreise als den verkörperten Bösen, den Teufel in Person; die weltlichen, freiheitlich und national denkenden Deutschen priesen in ihm den Vorkämpfer für eine geläuterte Weltordnung. Bald nach Friedrichs Tode und lange vor Luther verlangten vaterländisch Gesinnte eine Besserung der Kirche nach Haupt und Gliedern und eine Linderung der wirtschaftlichen Verarmung: in Friedrich II. fanden sie den „guten" Kaiser, dessen Wiederkommen die Zeit von ihren Gebrechen heilen werde.

Seitdem ist die Kaisersage **deutsch geworden**. Sie haftet am deutschen Boden; besonders in Thüringen hat man ihr gehuldigt. In Mitteldeutschland zur volkstümlichen Überzeugung

geworden, hat sie das Gedankenleben auch der anderen deutschen Stämme so befruchtet, daß sie von dem Augenblicke an, wo sich der germanische Götterglaube an Wodans geheimnisvolles Wirken unlösbar mit ihr verschmolz, zur deutschen Nationalsage ward. Ein mächtiger, guter und weiser Friedrich III. war der ersehnte Gegenstand der niemals verzweifelnden Hoffnungen. Als Friedrich Wilhelm von Preußen todwund auf den jungen deutschen Kaiserthron, nach seiner Anschauung den unveränderten Sitz der alten Kaiserherrlichkeit, berufen wurde, hat er sich, wohl nicht bloß als Nachfolger des Siegers von Roßbach und Leuthen, Friedrich III. genannt. Spät erst verblaßte die merkwürdige Staufergestalt des zweiten Friedrich; und an ihre Stelle trat allmählich, immer fester werdend, die neu heraufgeholte Erinnerung an die volkstümliche Persönlichkeit Friedrich Rotbarts. In den düsteren Tagen der kaiserlosen, schrecklichen Zeit hatte sich die Hoffnung auf die Wiederkunft eines starken Kaisers natürlich an den letzten aus der Reihe des letzten Hauses, an den kürzlich verstorbenen, aber nicht totgeglaubten Friedrich II., kurz darauf an dessen Enkel, den Wettiner Friedrich den Freidigen, geknüpft; als aber Jahrhunderte darüber hinweggerauscht waren, hob sich der dem Volk vertrauter gewesene Barbarossa nach und nach hervor und verdrängte schließlich seinen Enkel. Seit dem Wiederaufleben deutschen Nationalgefühls in den Jahren 1809 und 1813 ist der erste Friedrich der Kaiser des Kyffhäusers; nur der gelehrten Forschung ist es gelungen, hinter seinen wetterharten Zügen andere zu entdecken. Das machtvolle Auftreten Napoleons I. hatte nicht nur einzelne Köpfe, sondern ganze Stämme Deutschlands so gefangen genommen und verwirrt, daß man sich in Thüringen zuraunte, Napoleon habe den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser abgelöst; an die Kunde vom Tode des Gewaltigen wollte der kleine Mann, der an dem Kaiser gehangen hatte, der Soldat wie der Bauer, nicht glauben. Keine geringe Arbeit hat es gekostet, gegenüber dieser undeutschen Sagenbildung, die der Hoffnungsfreudigkeit unseres Volkes ein glänzendes, seinem politischen Sinn und Nationalstolz ein trauriges Zeugnis ausstellt, die deutsche wieder zu Ehren zu bringen. Diese hat, neu belebt, die Begeisterung der Freiheitskriege günstig beeinflußt, die trüben Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts überdauert und endlich in der Gründung des zweiten Kaiserreiches die von Geschlecht zu Geschlecht vergeblich herbeigesehnte Verwirklichung erlebt.

Nach Konrads Tod und Konradins Fall gibt es in der deutschen Geschichte nicht viel, was man als staatlich verkörpertes Deutschtum hinstellen dürfte. Rudolfs I. Persönlichkeit hat gewiß manche brave Seite aufzuweisen. Er hat das Bild des stolzen Adlers als Reichswappen eingeführt; und nicht vergessen soll's dem ersten Habsburger werden, „daß er wiederverband dem Reiche die blühende Ostmark" (Collin, 1809). Aber erwärmen kann Rudolfs Gestalt nicht: sie ist zu nüchtern; mit gutem Grunde ist er ein „tüchtiger Durchschnittsmensch" genannt worden. Den in seiner Romantik mit Julian dem Abtrünnigen vergleichbaren Heinrich VII., der den von Dante freudig begrüßten Versuch macht, die alte Kaiserherrlichkeit neu erstehen zu lassen, ereilt das traurige Geschick, mitten im Planen und Taten abgerufen zu werden. Ludwig den Bayern, den eine schwärmerische Geschichtsbetrachtung vergangener Jahrzehnte um seiner römischen Kämpfe willen und dem Rensischen Kurverein zuliebe auf eine Stufe mit dem Staufer Friedrich II. zu stellen wagte, dürfen wir mit Gustav Roethe als „einen Dilettanten des Kaisertums" unberücksichtigt lassen; merkwürdig ist er höchstens als ein mittelalterlicher Vorläufer des Biedermeiertums, der deutschen Philisterhaftigkeit des 18. Jahrhunderts. Maximilian, der in seiner Ritterlichkeit Friedrich III., dem zweiten Kaiser unseres neuen Reiches, gleicht, ist der Held manches Landsknechtsliedes und der Stolz von Humanisten gewesen, die

wie Hartman Schedel und Johannes Nauclerus, Heinrich Bebel und besonders der von einem Hutten besungene Jakob Wimpheling ihr Vaterland liebgehabt haben. Als Karl VIII. von Frankreich 1491 gewagt hatte, seine Braut Margarete, des deutschen Kaisers Tochter, dem Vater zurückzuschicken und statt ihrer die Herzogin Anna von Bretagne, die durch einen Gesandten 1490 angetraute Gemahlin Maximilians, heimzuführen, da flammte in ganz Deutschland hell die Entrüstung darob und die Beschämung über die angetane Schmach auf. Und dann wieder nach dem Kostnitzer Reichstage von 1507 war die Stimmung der Deutschen kriegerisch und hoffnungsvoll. Aber kläglich endete der italienische Feldzug von 1508.

Unberechtigt war der Stolz gewesen, und die Hoffnung trog. Wohl nimmt man immer wieder frischen Anlauf und macht vielversprechende Ansätze; niemals aber und nirgends folgt die rechte Vollendung. Bei uns gibt es nur Geschehnisse, keine Geschichte (Platen). Vortrefflichen Geist atmet oft das Streben des Einzelnen; es bleibt Sondergeist. Die Sehnsucht nach einer die Gegensätze überbrückenden Vereinigung, nach einer kräftig zugreifenden Zusammenfassung versiegt nicht; doch nirgends begegnen wir einer Neigung, dafür Opfer zu bringen, den Eigenwillen aufzugeben. Im Mittelpunkte kein gewaltiger, zwingender Wille, im Kreise herum eine Menge größerer und kleinerer Gewalten: woher sollte da die straffe Einung kommen? Deutschlands Geschichte von 1250—1800 ist ein die Eigenliebe selten unterdrückendes, die Selbstsucht mühsam verbergendes S i c h e i n r i c h t e n v e r s c h i e d e n e r M ä c h t e n e b e n -, nicht i n e i n a n d e r. Dort der Kaiser, hier der Landesherr; hier der Adel, dort der Fürst; dort der Bischof, hier die Stadt; hier der Bürger, dort der Bauer; dort der Erzbischof, hier der rheinische Städtebund; hier der Graf von Württemberg, dort der schwäbische Städtebund; dort der Herzog, hier die norddeutsche Hanse.

Die deutsche H a n s e, von der schönfärbende Geschichtschreiber ein Bild vorgezaubert haben, das in den maßgebenden Zügen durchaus verzeichnet ist, war eine äußerst locker zusammenhängende, nur von Fall zu Fall, d. h. in der Not sich enger zusammenschließende Vereinigung von sieben oder acht Gruppen, kleineren Sonderbünden, deren Zwecke und Lebensbedingungen voneinander mehr oder weniger verschieden waren, ja zuzeiten sich ganz und gar entgegenstanden. Das müßten keine deutschen Städte gewesen sein, die sich dauernd unter das Joch einer bestimmten Vormacht gebeugt hätten! Der von so vielen geglaubte Bund von 90 Städten, die um eines gemeinsamen Zieles willen gemeinsame Tage beschickt, dort gefaßte Beschlüsse einhellig gehalten, auf Grund einer Matrikel regelmäßig Beiträge in eine Bundeskasse gezahlt hätten und laut allgemein anerkannter Verordnungen in einheitlicher Wehrverfassung in den Kampf gezogen wären, ein solcher Bund ist die deutsche Hanse niemals gewesen. Trotz seines anerkennenswerten Strebens, als Vorort über die anderen zu herrschen, hat Lübeck als Führerin nie die Rolle gespielt wie einst Athen gegenüber dem Attischen Seebunde. Trotzdem hat, das soll nicht geleugnet werden, diese lockere Vereinigung von niederdeutschen Handelsstädten verhältnismäßig Großes erreicht: die Nachbarn waren ihr damals noch nicht gewachsen. Als Polen noch nicht mit Litauen vereinigt, als der Deutsche Orden noch nicht vernichtet war, als der russische Zar die Deutschen noch nicht aus Nowgorod vertrieben hatte, als die auch in Handel und Verkehr national denkenden Tudors noch nicht auf dem englischen Throne saßen, da hat es im europäischen Norden tatsächlich keine Macht gegeben, die dem Unternehmungsgeiste, der zähen und mürbe machenden Tatkraft der Deutschen hätte ernstlich widerstehen können. Als kurz nach dem Aufhören des Hundertjährigen Krieges England, halb ohnmächtig, in den inneren Krieg der beiden Rosen verstrickt war, da hat Lübeck englische

Schiffe im Sund angehalten und mit Beschlag belegt. Das war eine große Zeit. Und doch dürfen einen selbst solche Erfolge nicht über den eigentlichen Stand des Bundes hinwegtäuschen. Denn gerade damals, nicht etwa erst in der Niedergangszeit, hat es Hansestädte und ganze Gruppen gegeben, die trotz Lübecks Eifer nichts von einer Gemeinsamkeit wissen wollten oder, von emporstrebenden Landesfürsten beherrscht, nichts davon wissen durften. So hat sich Köln zuzeiten losgesagt und selbstsüchtige Politik getrieben, so haben sich die Osterlinge und die Westerlinge, und zwar nicht bloß wegen des von Schonens Küste nach der Nordsee übersiedelnden Herings, gegenseitig bitter bekämpft. Dazu kam dann das echt deutsch eigensinnige, törichte und schließlich gefährliche Verharren auf dem einmal eingenommenen Standpunkte: hartnäckig blieb die Hanse in Brügge, als Antwerpen aufkam, und blieb in Antwerpen, als Amsterdam aufblühte. Zu spät: das ist das Kennzeichen ihrer auf Pergamente pochenden Politik, Rückständigkeit steht ihr aufs Gesicht geschrieben. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation verdient und verträgt viele Vorwürfe; aber darin tut man ihm sicherlich unrecht, wenn man es schilt, weil es versäumt habe, dem deutschen Kaufmann den Rücken zu decken, und so am Untergange der Hanse die Hauptschuld trage. Nein, den Rück- und Niedergang haben sich die Hansen selbst zuzuschreiben: ihre Kraft hatte mit dem Erstarken der Feinde nicht gleichen Schritt gehalten. Das Anklopfen beim Reich und seinem Oberhaupt, um 1400 unter Ruprecht und Sigismund nur aus innerstädtischen Beweggründen geschehen, war um 1600 unter Rudolf II. an sich schon ein deutliches Zeichen eigener Ohnmacht. Das Heilige Römische Reich und die deutsche Hanse haben einander nichts vorzuwerfen; eins ist das Abbild des anderen, und beide sind einander wert.

Außer ihrer Gleichgültigkeit gegen die erneuten Vorstöße der Slawen hat man es den Staufern zum Vorwurfe gemacht, daß sie nicht verstanden hätten, die aufstrebende Macht der deutschen Städte in den Staat straff einzugliedern. Ein Kaisertum, das seinen Herrscherberuf in Deutschland allein suchte, hätte das gekonnt; jedenfalls hat das Verhalten der Friedriche, das vom Nützlichkeitsstandpunkt aus fehlerhaft ist, schlimme Folgen gehabt. Der deutsche Sondergeist fand die Tür offen und die Wege eben; diese Gunst des Schicksals hat er gründlichst zu benutzen verstanden, das Königtum geschwächt und das im Unusquisque principum von 1232 geborene Landesfürstentum ungewollt wachsen lassen. Und mit dem Landesfürsten ringt die Stadt um die Palme des Sieges. Im 13. Jahrhundert wirkt das selbstbewußte Aufkommen der Geldwirtschaft noch nicht abstoßend; dann verflacht auch diese Bewegung an der zu starken Betonung des Gegenständlichen: nicht lange, und wir haben die Anfänge des Unternehmertums vor uns, zugleich aber auch den um die Besserung seiner bedrückten Lage ringenden Arbeiter. Früher, in den Jahrhunderten der Naturalwirtschaft, hatte es die goldlockigen Recken gegeben, deren sich die Heldensage mit unverkennbarer Vorliebe bemächtigt hat; jetzt spielen sich Liebe und Leid, Treue und Verrat innerhalb des begrenzten Kampfes zwischen dem Herrn und dem Rate der Stadt ab. Auf der Suche nach Blüten deutschen Volkstums im ausgehenden Mittelalter und weiterhin haben wir uns an die Sondergewalten zu halten. Nicht in der Betätigung nationalen Sinnes haben die verflossenen Jahrhunderte Nachahmenswertes geleistet, sondern in der Bewahrung deutschen Geistes trotz drohenden und tatsächlichen politischen Auseinanderfallens. „Wir sind lauter Partikuliers, an Übereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen" (Goethe am 3. Oktober 1828). Die Nation geriet in den Hintergrund. An ihre Stelle trat das engere Vaterland mit seinen kleinbürgerlichen Verhältnissen. Kam aber dessen Horizont

dem weiteren Blick zu klein vor, konnten seine Zustände den politischen Sinn nicht befriedigen, so verhalf sich das in jedem Deutschen schlummernde Gefühl der Zugehörigkeit zur allgemeinen Menschheit zum Durchbruch: und der deutsche Weltbürger war fertig.

Das engere Vaterland und das Weltbürgertum sind Begriffe, die beide ihren Ursprung in der Zersplitterung haben. Gemeinhin ist man schnell fertig mit dem Urteil über den in viele Teile und Teilchen aufgelösten Zustand des alten Reiches. Doch hat auch die Zersplitterung Segen gebracht. Karl Ernst von Baer hat an ihr von seinem hohen, die gesamte Menschheit überblickenden Standpunkt aus folgende gute Seite entdeckt: „Der Genius der Menschheit scheint die Zersplitterung Deutschlands, über die man so viel geklagt hat, eingeleitet zu haben, um viele Regentenfamilien zu gewinnen, durch diese alle [europäischen] Throne allmählich mit germanischen Fürsten zu besetzen und so in Deutschland den Impfstoff für die Verbreitung germanischer Bildung zu sammeln." Greifbareres als diese immerhin anfechtbare geschichtsphilosophische Meinung bieten Erörterungen anderer Art. Ohne weiteres ist einzusehen, daß die Zersplitterung die Verteilung der Kenntnisse, Wissenschaften und Künste, die allgemeine Bildung und Erziehung von verschiedenen Punkten aus schneller ermöglicht und gleichmäßiger durchführt, als dies von einer Mitte aus möglich wäre. Eins lernt vom anderen, eins strebt dem anderen nach und wetteifert, es ihm in Gesittung und Kultur gleichzutun. Gerade ein Staatengebilde, dessen einzelne Bestandteile nur locker miteinander zusammenhängen, befördert auch bei mangelnder Freizügigkeit die Verbreitung des Volkes und die Ausnutzung des Bodens, die Ausgleichung der Vermögen und der Lebenshaltungen. Der nationale Zug geht deshalb noch nicht verloren. In seinem Liederkranz auf die deutschen Städte singt Max von Schenkendorf das Lob von einigen zwanzig deutschen Gemeinwesen. Und Fichte sagt in der achten Rede an die deutsche Nation: „Eine Wahrheit, die an einem Orte nicht laut werden durfte, durfte es an einem anderen, an welchem vielleicht im Gegenteile diejenigen verboten waren, die dort erlaubt wurden; und so fand denn, bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besonderen Staaten, dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mitteilung statt, die jemals ein Volk besessen; und die höhere Bildung war und blieb allenthalben der Erfolg aus der Wechselwirkung der Bürger aller deutschen Staaten; und diese höhere Bildung kam denn in dieser Gestalt auch allmählich herab zum größeren Volke, das somit immer fortfuhr, sich selber durch sich selbst im großen und ganzen zu erziehen." Daß die Zersplitterung den Wissenschaften, der Denkfreiheit, der Aufopferung für das gemeine Beste mindestens keine Hindernisse in den Weg legt, beweist schon die Zahl der deutschen Universitäten seit der Gründung der Prager Hochschule, verglichen mit der im übrigen Europa.

Trotzdem überwiegen die Nachteile. Mit Händen zu greifen war der Schade zu der Zeit, wo Deutschland in etliche hundert Stücke dauernd auseinanderfiel. Was halfen die beweglichsten Klagen? Eine 1572 gedruckte „Warnung an das Teutschland" läßt uns einen tiefen Blick in die Seele eines Mannes tun, der sein Vaterland liebt und dahinsiechen sieht:

„Seid einig, secht das Vaterlandt,
Und den elenden, bloßen standt:
Die zeit ist da, schlummert doch nicht!"

Zu jeder Zeit bietet Deutschland dasselbe Bild: viel Reden, kein Handeln. Mag es sich um 1572, 1832 oder 1848 handeln: der Deutsche ist und bleibt der Schwärmer, der vor lauter Idealen nicht zu praktischen Taten durchdringt. Politisch unbehilflich, langsam und machtlos, ohne Entschließung, schwer zum Angriff, schwach zur Verteidigung: das sind die Merkmale des

alten Reiches nach dem Ausgange der Staufer. Laßt uns hübsch in Frieden; wir Deutschen wollen euch gewiß nichts tun: das ist der Gedanke, der seine Staatsmänner beseelt. In den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, worin sich Herzog Bernhard von Weimar und sein Bruder Ernst der Fromme von Gotha fast allein des Namens eines deutschen Fürsten würdig gezeigt haben, scheint alle Tugend und Kraft verloren zu sein; und dem Satze zuliebe, daß kein Mensch besser sein dürfe als seine Zeit, wird selbst das Herrlichste unter der allgemeinen Nichtigkeit begraben.

Anders hat sich Frankreich gebildet. Schlau und rücksichtslos war dort der Kampf des erblichen Königtums gegen die Feudalherren geführt und zum Vorteil der Krone entschieden worden. Hatte schon im Jahre 978 Lothar (954—986) den Versuch gewagt, Lothringen zu gewinnen, so empfand das spätere französische Königtum von Zeit zu Zeit der ohnmächtigen Vielheit seines östlichen Nachbarn gegenüber das Gelüste, die drei Kronen Karls des Großen, deren Band nur durch die Teilungen von 843 und 870 zerrissen war, auf seinem Haupte wieder zu vereinigen. Gern hat man in Paris den Gedanken verfolgt, mit List oder Gewalt oder beidem zugleich Deutschland dem Franzosenreich einzuverleiben.

Dieser französischen Entschlossenheit gegenüber kannte Deutschland oben wie unten nur Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit; neben Vernunft war ihm Unverstand, neben Willensstärke kein Geschick eigen, den Willen zu betätigen. In Deutschland war der Kampf zwischen dem gewählten, absetzbaren Oberhaupt und den einheimischen Herzogen inmitten eines Volkes, das sich nie als bezwungen betrachtet hat, in der ersten Zeit scharf genug geführt worden. Doch nach dem Untergang der Hohenstaufen wurde man darin lau und lauer; die Rücksicht auf Hausmachterwerbung band dem Herrscher die Hände. Schließlich entstand daraus eine gänzliche Teilung: die Spitze gewann eine neue Art von Kaisertum, die Vasallen legten sich Fürstentümer und Königreiche zu. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bietet uns Deutschland einen doppelten Anblick: dort die absterbende äußere Gewalt, hier die aufstrebenden inneren Mächte. Es führte ein Leben in Vergangenheit und Zukunft, fast niemals in der Gegenwart; es strebte nach dem Höchsten und verlor das Erreichbare. Das Deutsche Reich war die verkörperte Politik der versäumten Gelegenheit. Unter solchen Umständen können dem seltsamen Verhalten Joachims I. von Brandenburg, der 1518 von Frankreich eine Pension nahm, dem Moritzens von Sachsen, der den Verlust von Metz, Toul und Verdun verschuldet, dem Maximilians I. von Bayern, der nach anerkennenswerten zwölfjährigen Bemühungen, das Unglück zu verhindern, doch schließlich Mazarins Forderungen unterstützt und deshalb die Einverleibung des Elsaß in Frankreich mit zu verantworten hat, und der Selbständigkeitssucht der Stadt Stralsund, die ihren Übergang in fremde, aber protestantische Hände einer Unterwerfung unter den eine spanisch-habsburgische Seemacht planenden Wallenstein vorzog, mildernde Umstände zugebilligt werden. Ebenso wie gegen Ende des 14. Jahrhunderts die meisten oberitalienischen Städte nicht unpatriotisch handelten, als sie sich dem kräftigen Visconte in die Arme warfen, ebenso hatte im letzten Grunde der deutsche Fürst das Wohl seines kleinen Landes im Auge, wenn er sich bei dem Mangel jeglichen Schutzes im Reich dem Nachbarn anschloß, dessen Macht den eigenen Aufschwung ermöglichte, vielleicht verbürgte. Selbst die französische Politik Bayerns (Vertrag vom 17. Februar 1670) und die Brandenburgs (Vertrag vom 25. Oktober 1679) könnte von einer nicht voreingenommenen Betrachtung günstiger beurteilt werden, als es von einer rein nationalen geschehen darf.

Hat jedes Volk die Regierung, die es verdient, so folgt daraus, daß kein gesundes Volk auf die Dauer eine schlechte Regierung duldet. Den mittelalterlichen Deutschen und ihren

Nachkommen paßte die zerstreute Staatsform, weil sie ihrem Charakter entsprach. Erst als sich die Form ausgelebt hatte, fing sie an, unbequem zu werden; erst dann machte sich das Bedürfnis nach einer neuen geltend. Diese zu finden, dazu hat freilich Deutschland lange Zeit gebraucht. Ebenso aber wie unser gegenwärtiges Reich dem Versuch der Rechtslehrer, es in einer Regel unterzubringen, beharrlich trotzt, ebensowenig war das heilige römische Reich deutscher Nation ein Staat nach heutigen Begriffen, sondern eine in ihrer Art einzige, durch und durch deutsche Sonderstiftung, an tatsächlicher Macht arm, doch an Lebensfülle, Glanz und Idealen reich. Deutsch war durchaus nicht dasselbe wie national; nicht einmal heute ist das der Fall. Deutsch sein heißt von allem Ursprung an: frei sein; auf die Dauer duldet es nur einen lockeren Verband. Darum ist auch das Kaiserreich von 1871, die Schöpfung Bismarcks, der die Grenzen seiner Macht kannte, ein Wunderwerk ohnegleichen, weil es, grauen Theorieen spottend, dem deutschen Wesen genau angepaßt ist. Eine noch straffere Zusammenfassung nach einem Mittelpunkt hin hätte keinen Bestand gehabt; niemand hat die engeren Vaterländer mehr geschont als der Einiger Deutschlands.

Wir dürfen stolz darauf sein, daß wir trotz unserer nachbarreichen Lage mitten zwischen beutelustigen Feinden durch tausend Jahre genug Kraft besessen und bewahrt haben, unsere Grenzen im großen und ganzen vor über- und angreifenden Gegnern zu behaupten. Unsere Stammeseigentümlichkeiten und -schwächen entsprechen bei weitem nicht den schroffen Gegensätzen, die Großbritannien in England, Schottland und Irland, die Skandinavien in Schweden und Norwegen scheiden; jene Reiche haben ihre politischen Vorteile nur der Ungestörtheit ihrer geographischen Lage zu verdanken. Andere Völker haben eine einheitliche, planvoll vorwärtsschreitende politische Geschichte; die Deutschen als solche haben zwischen 1300 und 1800 keine Geschichte gehabt, sie sind ohne Geschichte gewachsen. „Unsere ganze mittlere Geschichte ist Pathologie." (Herder.) Seit dem Aufkommen der Landesfürsten hat das deutsche Volk keine Gemeinschaft der Schicksale gekannt, keine Gemeinschaft seines Bewußtseins gefühlt. Der eine Stamm schaute tatenlos, ja schadenfroh zu, wenn der andere Krieg führte; der eine gewann bei den Niederlagen, die der andere erlitt. Da sich dennoch der Nationalcharakter erhalten hat, so muß er tieferen Wurzeln als äußerlichen Dingen und Erlebnissen entstammen; „er ist etwas schlechthin Ursprüngliches", folgert Fichte. Die Macht des einzelnen Fürsten begrenzte nicht zugleich die des deutschen Volksgeistes. Nur zufälliger Natur war in diesem Sinne die Abscheidung nach Stämmen, der es nicht gelingen konnte, des Gesamtvolkes Sprache und Geist auf die Dauer zu unterdrücken, geschweige denn zu vernichten. Unser Volksgeist hat sich seinen Boden mit Bewußtsein erst selbst schaffen müssen. Im neuen Reich ist der deutsche Einheitsgedanke, dessen Ziel von dem anderer Völker verschieden ist, verkörpert; das Bessere wäre auch hier der Feind des Guten.

Zu derselben Zeit, wo sich Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten noch nicht zu dem Gedanken hatte erheben können, daß ein starkes Deutschland nur gegen Habsburg möglich sei, hat es in einem deutschen Kleinstaat einen Mann gegeben, den man getrost neben die politischen Köpfe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellen darf. Seine Verdienste strahlen um so heller, als dieser kluge Friedensfürst gerade in den trüben Jahren nach dem Frieden von Münster und Osnabrück seinen Plänen gelebt hat. Er heißt Johann Philipp von Schönborn und war 1647—73 Kurfürst von Mainz. Lange hat dieser Vaterlandsfreund nicht die ihm gebührende Würdigung gefunden. Die herrschende Meinung der Zeitgenossen stand im Bann der habsburgischen Politik; und diese war, wenige Lichtblicke abgerechnet, undeutsch. Natürlich

übertrug sich diese Richtung auch auf die Geschichtschreibung. So hat Schönborn im wahrsten Sinne des Wortes erst aus dem Staub des Wiesentheidschen Archives gerettet werden müssen. Er war nicht nur ein Feind Habsburgs, dessen verderbliche Richtung gegen ein Gesamtdeutschland seinem das gemeine Wohl im Auge behaltenden Denken nicht verborgen geblieben war, sondern er wandte sich folgerichtig auch gegen das aufstrebende Brandenburg. Daraus nach dem Maßstabe von heute dem Mainzer ein Verbrechen zu machen, ihn einen kleinstaatlichen Gernegroß zu nennen, ist ungerecht. Wer konnte vor Fehrbellin ahnen, welche Rolle Brandenburg-Preußen einst spielen sollte? „Es kann bis dahin den Dynastien, denen eben erst Kurbrandenburg einen Vorsprung abgewonnen hatte, nicht verargt werden, daß sie von einem deutschen Berufe des Staates der Hohenzollern nichts sehen wollten" (Peter Kloeppel). Selbst einem Pufendorf, dessen 1667er Satire an der veralteten, gedankenlos gewordenen Reichsstaatslehre kräftig gerüttelt hatte, sind erst unter der Regierung Friedrichs III. die Augen über Friedrich Wilhelm aufgegangen. Der Große Kurfürst hat zweimal: am 16. Juni 1673 zu Vossem und am 25. Oktober 1679 zu Saint-Germain, mit Frankreich beschämende Verträge abgeschlossen, „exclusivement préoccupé des intérêts de sa maison, guidé par l'égoisme le plus étroit" (ausschließlich von den Interessen seines Hauses eingenommen, geleitet von dem beschränktesten Eigennutz), wie allzu hart Gustave Bulard urteilt; im übrigen hat er, was ihm merkwürdigerweise von manchen Seiten als Beweis von Vaterlandsliebe und deutscher Gesinnung hoch angerechnet wird, nicht erst seit 1685 treu zu Habsburg gehalten, ebenso treu, wie es Friedrich I. und die beiden Friedrich Wilhelme des 19. Jahrhunderts getan haben. Habsburg aber war unfähig, zur Besserung anzuleiten: verrät also der Glaube an eine andere Lösung, wie sie Philipp von Schönborn für möglich hielt, und die Arbeit daran einen Schwachkopf? Kein Geringerer als Leibniz hat den Gedanken des Mainzers verherrlicht; und seine Durchführung wäre wohl dazu berufen gewesen, der französischen Übermacht wie der schwedischen Gewalt wirksam die Spitze zu bieten.

Auch die habsburgische Politik des ausgehenden 17. Jahrhunderts hatte, wie eben angedeutet worden ist, ihre Lichtblicke: das war die kurze Zeit, wo Kaiser Leopold dem kleinen, armen Grafen Georg Friedrich von Waldeck (1620—92), um 1680 dem gefährlichsten Feinde der Franzosen neben dem niederländischen Statthalter Wilhelm III. von Oranien, einigen Einfluß vergönnte; die 1682 erfolgte Erhebung in den Reichsfürstenstand und Ernennung zum Reichsfeldmarschall waren geringe Entlohnungen für die Verdienste, die sich Waldeck um Deutschland erworben hatte. Nachdem er in den Jahren 1651—58 in brandenburgischen, 1658—60 in schwedischen Diensten gestanden hatte, ist er seit 1660 auf der richtigen Bahn, um sein Ziel: Deutschlands Unabhängigkeit, immer kämpfend und unermüdlich organisierend, zu erreichen. „So stark waren seine Grundsätze, so unerschütterlich sein Glauben an die Sache, die er verfocht, daß er nie wankte und bis zu seinem letzten Atemzuge blieb, was er schon von Jugend auf gewesen war: ein treuer deutscher Patriot, ein unversöhnlicher Gegner von Deutschlands Feinden" (Pieter Muller, 1873).

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur neuesten Zeit sind alle europäischen Kriege für die Gewährleistung der Gleichberechtigung und sittlichen Gemeinschaft der größeren Nationen geführt worden. Mit dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges tritt die spanisch-österreichische, katholische Weltherrschaft vom Schauplatz ab; bis zur Herstellung des Gleichgewichtes aber durch die deutsche, protestantische Macht Brandenburg-Preußens hatte es vorläufig noch gute Wege. Wenn also, wie es Waldeck oder Schönborn tatsächlich versucht, Leibniz geistvoll begründet hat,

das, was an dem alten Reichsgedanken brauchbar und lebensfähig war, in weitblickender und doch nationaler Weise in eine Form gebracht werden sollte, der zur Übersetzung in die Wirklichkeit nicht die Ausführungsmöglichkeit, sondern nur das Verständnis der Mitwelt fehlte, so sind wir nicht befugt, über das Wollen dieser Männer den Stab zu brechen. Unterdes haben sich die Zeiten geändert. Heute wird es niemand, der sich gewöhnt hat, die Lage nüchtern zu überschauen, im Ernst bedauern, daß Großdeutschlands Tage vorüber sind; der kühle Verstand, der uns Beschränkung, die Beschränkung des Meisters, predigt, heißt das die Grenzen mißachtende, alldeutsch fühlende Herz schweigen. Aber ein engherzig kleindeutscher Standpunkt wird die Schönheiten der völkerverbindenden Eigenschaften deutschen Wesens, wie es sich aus dem Mittelalter gerettet hatte und neuen Verhältnissen angepaßt werden sollte, wird die hohen Ideale des alten Reiches kaum ahnen, nie ganz erfassen, niemals ihnen gerecht werden. Dennoch ruhen dort die Wurzeln unserer Kraft. Wenn damals, wie so oft vorher und nachher, nichts aus den schönsten Plänen geworden ist, so liegt das zum Teil an einer deutschen Tugend, die unter Umständen auch Schaden anrichten kann: an der Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, die in der seit alters mit besonderer Liebe geübten Beschäftigung mit ausländischer Geschichte eine ungezwungene Erklärung findet. Des Deutschen Scheu, am Bestehenden gewaltsam zu ändern, hindert ihn, ein Revolutionär zu werden. Das ist im allgemeinen kein Fehler. Es kann aber Fälle geben, wo ohne Blut und Eisen nicht durchzukommen ist. Wir haben Schönborn, der sich auch auf religiösem Gebiet in diesem Sinne bewährt hat, als Friedensfürsten kennen lernen; der Deutschen Köpfe aber sind zu hart, ihr Eigensinn ist zu starr, als daß sie sich durch die überzeugendsten Reden zum Handeln hinreißen ließen. Daran ist auch Waldecks Plan einer Reichsverteidigung, die Ludwigs Raub zurückerobern sollte, gescheitert.

Scheinbar in Widerspruch und doch in innigem Zusammenhange damit steht eine zweite deutsche Eigenschaft, die wir vom heutigen Standpunkt aus als einen Erbfehler bezeichnen müssen: die Sucht, Fremdes nachzuahmen. Wie die Unzufriedenheit mit kleinbürgerlichen Verhältnissen des engeren Vaterlandes ein Weltbürgertum erzeugt, so ist es ähnlich mit der Nachahmung bestellt. Zu Haus in Deutschland gab es nichts, worin ein hochfahrender politischer Geist hätte Genüge finden können; an eine Änderung zu denken, verbot die angeborene Selbstbescheidung. Drüben aber beim Nachbarn sah man Glanz, Pracht, Ruhm: dem heimatlichen Wesen wurde der Laufpaß gegeben und das Ausland zum Muster genommen. Diese Handlungsweise war kein Verrat an Deutschland. Nicht die schlechtesten Männer haben des kranken Vaterlandes Heilmittel darin gesehen, jenen Staaten nachzueifern, die es politisch weitergebracht hatten. Solche Nacheiferung kann, in vernünftigen Grenzen, nur von Segen sein; aber die Lockung, sie zu übertreiben und in Nachäfferei zu verfallen, liegt sehr nahe. Der an den Zuständen der Heimat verzweifelnde Deutsche sieht dann in allem und jedem, was nur das mächtigere Ausland bieten kann, Gegenstände und Einrichtungen, denen man unbedingte Hochachtung und blinde Verehrung entgegenbringen müsse.

Glücklicherweise ist dem Deutschen der Vorzug eigen, das von fremder Hand Dargebotene nicht nur äußerlich an-, sondern in sich aufzunehmen, innerlich zu verarbeiten und es zu einem Bestandteil deutschen Volkstums umzugestalten. Diese Gabe bildet gegen die ungesunden Begleiterscheinungen des Nachahmungstriebes ein vortreffliches Gegengewicht; sie beweist zugleich die urwüchsige Kraft der Nation. In der Fähigkeit, von anderen zu lernen und doch national zu bleiben, gleichen uns die Russen. Im 17. Jahrhundert können Olearius und Schleißing ihren Spott nicht verbergen, wie stark die Sucht Rußlands sei, deutsche Einrichtungen und

Gewohnheiten nachzuäffen; trotzdem kann niemand behaupten, daß unser östlicher Nachbar nicht russisch geblieben wäre. Wir haben Zeiten durchgemacht, wo ein großer Teil Deutschlands seinem Gebaren nach nicht viel mehr als eine Provinz Frankreichs war; und sie sind zwar nicht spurlos, aber ohne starke Gefährdung deutschen Wesens überwunden worden. Die Anpassungsfähigkeit ist eine altgermanische Eigenschaft. Die Ostgoten haben es verstanden, der römischen Kultur, besonders der Baukunst, ihren Stempel aufzudrücken; man spricht von einer ostgotischen Renaissance des römischen Altertums. Am Ende des 13. Jahrhunderts spottet der Satiriker Seifried Helbling über das übertriebene Hofmachen vor fremden Völkern; es sei etwas Lächerliches um einen „Sachsen" aus Wien, einen „Thüringer" aus der Neustadt, einen „Polen" aus Bruck, einen „Meißner" aus Haimburg. Solange der nationale Sinn lebendig wirkt, sind Ausschreitungen dieser Art nicht gefährlich. Der durch seine geographische Lage absonderlich unterstützte Engländer hat fremde Bestandteile in den meisten Fällen mit Leichtigkeit verarbeitet, sobald sie ihm zusagten, oder abgestoßen, sobald sie seinem Wesen nicht entsprachen. Der Deutsche, inmitten von lauter sich kreuzenden Einflüssen, hat in trüben Zeiten politischer Schutzlosigkeit nicht immer Kraft genug besessen, die Türen rechtzeitig zuzumachen. Vor allem war Frankreich der Eingang an vielen Punkten der vernichteten Westgrenze weit geöffnet; und das zu einer Zeit, wo dies Land auf dem Gipfel des Glanzes angelangt war. Ist der Deutsche an sich geneigt, sich vor fremden Leistungen zu verbeugen, so wird er in Tagen der Ohnmacht keine Schmach darin erblicken, sein Volkstum durch Annahme ausländischen Wesens zu „bereichern"; Beweis dafür die Gesinnungslosigkeit der Rede, womit Johannes von Müller am 22. August 1808 als Minister Jérôme Bonapartes den westfälischen Reichstag schloß.

Im Völkerleben ist Annahme und Verarbeitung fremden Stoffes nichts Ungewöhnliches. Es gibt kein Volk auf der Erde, das seine Kultur aus sich allein heraus erzeugt hätte; und den Fortgang in der Geschichte der Menschheit bedingt „das eigentümliche Leben der verschiedenen Nationen in ihrer Verflechtung untereinander und in ihrer Beziehung zu der idealen Gemeinschaft" (Leopold von Ranke). Selbst vom nationalen Standpunkt aus ist es also nichts Verwerfliches, wenn ein Volk zum Nachbarn und zu anderen Völkern in Beziehung tritt. Daß z. B. unser westlicher Nachbar jahrhundertelang von deutscher Kultur beeinflußt worden ist, hat Theodor Süpfle klar nachgewiesen. Doch dieser deutsche Einfluß war von anderer Art. „Im Gegensatze zu der unmittelbaren, von einem einheitlichen Mittelpunkte ausgehenden, bald einschmeichelnd, bald stürmisch, aber fast immer unwiderstehlich eindringenden, weithin sichtbaren und fast greifbaren französischen Einwirkung, trat die unsrige als eine nur mittelbar ausgeübte, meist vereinzelt, still, gleichsam schüchtern, ohne nationale Flagge auf und zog nicht selten schwer erkennbar oder auch ganz unbemerkt über die Grenze hinüber. Dazu kommt, daß wir vor den französischen Vorbildern uns willig, oft sklavisch beugten, während jenes Land unsere Gaben als deutsche nicht gern anerkannte oder ihnen mitunter einen französischen Stempel aufdrückte." Mehr oder weniger gilt dies Verhalten auch von England, das namentlich im 16. Jahrhundert (Andrew Boorde 1542; Wilson 1553) im Geruch äußerlichen Nachahmens stand. Diese als Renaissancen, Endosmosen oder Rezeptionen bezeichneten Stöße von außen sind von Wert für jedes Volk, das vorwärtsschreiten will. Am Hergebrachten zäh festzuhalten, ist zwar eine löbliche Eigenschaft, die das Volkstum stärken und den Nationalsinn fördern kann; wie sehr jedoch ein darin beobachteter Eigensinn Einseitigkeit erzeugt und das Fortschreiten in der Kultur erschwert, wenn nicht unmöglich macht, das beweisen die stolzen Ungarn des 12. bis 14. Jahrhunderts: sie blieben Barbaren und verharrten in halber Wildheit.

Aber auch nach der anderen Richtung hin gibt es eine Grenze, die von der Selbstachtung gezogen wird; es ist schmachvoll, sich wegzuwerfen und alles Gute nur von außen zu erwarten. In Zeiten politischer Macht und staatlichen Ansehens werden fremde Einwirkungen ebensowenig ausbleiben wie in denen politischer Ohnmacht und staatlichen Niederganges; der Unterschied beruht lediglich im Grade des Einflusses und seiner Verbreitung. Man hat sich zu fragen: ist unser Volkstum stark genug gewesen, die fremden Geisteserrungenschaften, die es sich aneignete, umzuschmelzen, seinem eigenen Wesen anzupassen, in deutsche Art umzugestalten? Des Deutschen Lernbedürfnis ist jederzeit groß gewesen; des Reiches Machtlosigkeit ließ es in Nachäffen ausarten. Thomasius trifft in seiner Schrift von der Nachahmung der Franzosen (1687) den Nagel auf den Kopf, wenn er auf die Frage: „Wie kommt's doch, daß, wenn von uns Deutschen jemand in Frankreich reiset, ohnerachtet er propre gekleidet ist und sehr geschickt von einem französischen Braten oder Frikassee räsonieren kann, auch perfekt parlieret und seinen Reverenz so gut als ein leibhafftiger Franzos zu machen weiß, er dennoch gemeiniglich als ein einfältiges Schaaf ausgelachet wird?" die Antwort gibt: „Wir müssen mit unserer Nachahmung das rechte Pflöckgen nicht getroffen haben."

Frühzeitig beginnen die Klagen über das Eindringen französischer Moden, das mit dem mächtigen Einflusse Clunys auf die Schwarzwaldklöster und das gebildete Deutschland anhebt. Doch im Mittelalter und bis ins 17. Jahrhundert hinein ist unser Volkstum kräftig genug, im allgemeinen die Eindringlinge in ihre Schranken zu weisen. Die Zeiten, wo davon nur noch wenig oder gar nichts mehr zu verspüren ist, liegen nicht weit zurück. Wie ansteckend das undeutsche Wesen der den französischen Glanz nachahmenden Höfe, besonders des kursächsischen, auf die nächste Umgebung gewirkt hat, läßt die Geschichte des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts erkennen. Ein bezeichnendes Beispiel dieser Entartung bietet der mittelmäßige und trotzdem ungeheuer eitle, lobhudelnde Gelegenheitsdichter, der Hofpoet vom Schlag eines Besser oder König. Was in solchen Höflingsseelen überhaupt noch an ehrlichen und selbständigen Keimen verborgen lag, wurde durch Umgang und Beruf so vollkommen erstickt, daß als Frucht nur klägliche Bettelei und elende Kriecherei hervorsprossen. Das würdigere Gegenbild zu diesen Französlingen ist der an dem Zopfe des Lateinischen unentwegt festhaltende „Humanist"; selbst ein Johann Albrecht Bengel (gest. 1751) lehrt nach dem verkehrten Grundsatze, die deutsche Sprache sei zum Gebrauche beim Unterricht „noch nicht geeignet". „Es ist bey uns Deutschen ein elend Ding, das uns der Fürwitz also reitet, quod sumus admiratores rerum exoticarum, contemtores propriarum [daß wir sind Bewunderer des Ausländischen, Verächter des Einheimischen]; was frembd und seltzam ist, das halten wir hoch, und entgegen, was Gott uns bescheret, ob es schon besser und herrlicher ist, so wird es verachtet" (Churfürstl. sächs. Hoffprediger Doctor Polycarp Leyser, Leipzig 1621). Solche Zustände entlockten demselben Herder, dessen die Welt umspannender Geist wie kein anderer die dichterischen Schönheiten fremder Völker verstand und ins Deutsche umprägte, die schmerzliche Frage: „Sollten die Deutschen denn von jeher bestimmt gewesen sein, nur zu übersetzen, nur nachzuahmen?" Und in bitterem Groll über diese Dienstbarkeit ist ihm der Deutsche „ein Mietlingsgeist, der wiederkäut, was andrer Fuß zertrat". Damals glich, wie Richard Wagner einmal treffend bemerkt, das Reich „einem Gasthofe, in welchem nicht mehr der Wirt, sondern die Gäste die Rechnung machten".

Mit der ganzen kultivierten Welt wurde im Jahre 1789 durch die große Umwälzung auch unser Deutschland in Mitleidenschaft gezogen. Für sie ist eine große Anzahl von Deutschen persönlich oder schriftlich eingetreten: Anacharsis Clootz, Karl Philipp Conz, Georg Forster,

Karl Konstantin Prinz von Hessen-Rheinfels-Rothenburg, Friedrich Wilhelm von Hoven, Georg Kerner, Friedrich Gottlieb Klopstock, Marschall Nikolaus von Luckner, Adam Lux, Karl Friedrich (Graf) Reinhard, Eulogius Schneider, Gotthold Stäudlin und viele andere. Pestalozzi ward französischer Bürger; Hölderlin und Wieland schwärmten noch 1792 für die Franzosen.

Um solche Denk- und Handlungsweise in ihren letzten Gründen zu verstehen, genügt ein Blick auf den Titel einer 1797 von Christian Daniel Voß in Halle herausgegebenen Monatsschrift „zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität"; er lautet: „Der Kosmopolit". Das Weltbürgertum ist es, dessen leichter Schlummer durch den Donner der französischen Umwälzung gestört und in Deutschland zu einem Leben erweckt wird wie sonst nirgendwo. In Zeiten, wo das Vaterland zu verschwinden schien, pries der Deutsche das Weltbürgertum im Gegensatz zum Staatsbürgertume gern als das Höhere und Erhabenere; so Herder, Lessing, Schiller und natürlich auch Goethe („Venetianische Epigramme", Frühjahr 1790). Im Grunde versteckte sich aber dahinter nur die Einbildung, für das ganze Menschengeschlecht wirken zu wollen, wobei die Erfüllung der näherliegenden Pflicht verabsäumt ward. Man hat diese Erscheinung vor hundert Jahren als ein Zeichen der Altersschwäche des Reiches ausgegeben; das ist nur zum Teile richtig. Gewiß war das Weltbürgertum in der damaligen Tiefen- und Breitenausdehnung nur möglich durch den gleichzeitigen Untergang des Kaisertums; aber in strengem Sinne ist es nicht dessen Folgeerscheinung, sondern das Abstreifen von Banden, die gewohnheitsmäßiger Zwang bisher auferlegt hatte. Wie in der Zeit der Völkerwanderungen derselbe Germane, dem die Völkerschaft, dann der Völkerschaftsbund oder Stamm der äußerste Einheitsbegriff war, mit Mitteleuropa nicht zufrieden, nach Byzanz und Rom, nach Spanien und selbst hinüber nach Afrika streifte und schwärmte, so tat der Deutsche vor hundert Jahren aus der Enge seines „Vaterlands" heraus, worunter man im einzelnen Falle nicht einmal Schwaben oder Württemberg, sondern nur etwa Eßlingen oder Ulm zu verstehen hat, unvermittelt den sonst kaum erklärlichen Sprung ins internationale Weltbürgertum. Das plötzlich warm empfundene Bedürfnis nach Freiheit und Entfesselung ließ die Beweggründe der Macher der französischen Revolution durchaus mißverstehen. Gervinus trifft den Unterschied der Auffassungen schlagend, wenn er sagt: „Die Franzosen sind ganz Nation und Staat, wo wir Menschen und Welt sind." Der Deutsche hängt gern und gründlich großen weltumspannenden Plänen (und Träumen) nach und kümmert sich ernsthaft um den Fortschritt der gesamten Menschheit. Angesichts der das All umfassenden Geistesarbeit der Brüder Humboldt könnte man fast auf den Gedanken kommen, „Universalität" sei das eigentlich Deutsche; doch dem tiefer Dringenden enthüllt sich der darauf gegründete Satz: arische Art sei durch die Deutschen in ihrer Fülle verkörpert, wie durch die Hellenen in ihrer Reinheit, sehr bald als eine nur den Oberflächlichen bestechende, gefährliche Redensart.

Obwohl sich zur schrankenlosesten Freiheit die schlimmste Knechtung verhält wie zum hellsten Tage die finsterste Nacht, hat es der Deutsche fertiggebracht, sich unmittelbar nach den Enttäuschungen, die ihm die Erkenntnis seiner Torheit beschert hatte, der entgegengesetzten Schwärmerei blind in die Arme zu werfen. Wenn der Franzose Napoleon I. zujubelte, so ist das verständlich; das war der unverdorbene Ausdruck einer totgehetzten, das Ende der falschen Freiheit begrüßenden und sich nun geborgen fühlenden Liebe zum Vaterlande, dessen Ruhm durch die beispiellosen Taten des Einzigen in neuem Glanz erstrahlte. Aber es gehörte echt deutsches Weltbürgertum dazu, in Napoleons Gebäude die Ausführung eines aus deutscher Philosophie erzeugten Gedankens zu erblicken: „Wenn Vernunft kein leerer Name sein soll, so muß das

Besondere dem Allgemeinen weichen." So tief kann sich deutsches Denken erniedrigen, daß es sein Selbst aufzugeben bereit ist, wenn es glaubt, dadurch der Allgemeinheit zu nützen. Man bemühte sich förmlich, die rücksichtslose Unterdrückung jeder nationalen Regung durch den Eroberer zu übersehen und dafür die „edlen Züge der Neufranken" zu feiern. Selbst Görres, der seit Februar 1814 im „Rheinischen Merkur" flammende Blitze des Hasses gegen den Gewalthaber Napoleon schleuderte, war bis zu seiner Pariser Reise im Jahre 1799 ein Verehrer Bonapartes gewesen, den er mit vielen anderen Verblendeten in Berlin wie in Jena für einen Vorkämpfer der Freiheit hielt.

„Gesetz und Künste in dem entwöhnten Volk
machst blühen du; sie tönen melodisch ihm,
in seiner Mitte leuchtend, gleich der
Sommernacht Helle nach trübem Regen!"
(Karl Geib aus der Rheinpfalz, 1799.)

Man darf das Knieen vor der Gottheit Napoleon nicht mit dem gerngebrauchten Worte von der überwältigenden Größe des Mannes, dem allbezwingenden Zauber seiner Persönlichkeit abtun; dadurch allein wird es nicht erklärt. Was Napoleon die Verehrung, ja Liebe zahlreicher und nicht der schlechtesten Deutschen eintrug, das war die durch ihn anscheinend erfolgte Verwirklichung eines die Grenzen der Nationen überbrückenden Weltreiches. Das Aufheben der Unterschiede der Völker, das Aufgehen in einer größeren Einheit war — darin liegt kein geringer Spott des Schicksals — dem Deutschen vor hundert Jahren erwünschter als das Verschwinden der Stammesgrenzen und das Aufdämmern des Gedankens einer deutschen Nation. Noch nach dem Rieder Vertrage war — den einzigen Kronprinzen Ludwig ausgenommen — Bayern nicht national. Die Schlacht von Leipzig zu feiern, war dort erst ganz verboten, dann aber nur erlaubt als „Feier der Schlachten von Leipzig, Hanau und Waterloo". Unter der Hand wurde die Bewaffnung des Volkes, das ja wegen seiner angeblich „keltischen" Abstammung die Franzosen als Stammesbrüder anzusehen habe, und die der Freiwilligen so gut wie möglich zurückgehalten; im Hause des Ministers Montgelas ertönte Hohnlachen über die „neu wieder aufkommende fatale Deutschheit". Im Jahre 1809 hatte der Altbayer Freiherr Christoph von Aretin eine etwa geplante Ermordung Napoleons als „das größte Verbrechen" ausgegeben, „dessen Menschen jetzt fähig sein könnten". Der allzu weite und der engste Horizont berühren sich hier. Nichts von deutscher Ehre: um das Bayerntum dreht sich alles, Bayern ist die Welt; „was man jetzt uns aufdringen möchte, ist nur norddeutsche Gesinnung, eigentlich Borussismus und Anglizismus". Ähnlich war es mit Württemberg bestellt; nichts lag König Friedrich I. ferner, als seine Hand zur Schöpfung einer Nation zu reichen. Ein Schritt weiter, und die ekelhafteste Kriecherei war fertig. Dalberg bittet in den überschwenglichsten Ausdrücken den französischen Kaiser, ihm Fesch zum Koadjutor zu geben; der Großherzog Karl von Baden fleht Napoleon an, ihm die Schweiz als altes Erbteil seines Hauses auszuliefern. Von Stund an beginnt die schmählichste Länderjagd der „deutschen" Fürsten, Grafen und Herren in den Vorzimmern des französischen Kaisers. Ungestraft gebärdet sich das französische Volk so, als ob es allein unter allen Nationen das Vorrecht genieße, sich alles erlauben zu dürfen. Man will sie, die klägliche Rolle, nicht fühlen, die den übermütigen Knechten Napoleons gegenüber die Mitglieder des Rheinbundes und ihre Abgesandten spielen; nicht bloß Männern wie Heinrich v. Treitschke gilt die Rheinbundzeit als das schmählichste Stück der deutschen Geschichte. „Die Gefühle und der Geist der höheren Stände jener Tage bezeichneten eher den Sklaven als den freien, hochgeborenen Deutschen" (Scharnhorst). Und das hatte, im Vereine mit den vom engeren Vaterland erzeugten Lastern der Gier und des Neides, das deutsche Weltbürgertum getan.

2. Der neue Geist.

Deutschland hat trübe Tage sehen müssen, ehe ihm die Augen aufgingen über den unseligen Irrtum, in dem es seit langem gefangen lag. Das engere Vaterland und das Weltbürgertum haben sich verzweifelt gewehrt, ehe sie vom Schauplatz abtraten und dem neuen Geiste, dem Nationalsinn und Nationalstolze, die Bahn zu fröhlicher Entwickelung öffneten. Auch Fichte ist Weltbürger gewesen, ehe er sich zum nationalen Denken durchrang. Aus seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" (1806) wie aus ähnlich gerichteten Schriften von Ernst Moritz Arndt und Heinrich Steffens, Johann Georg Zimmermann und Heinrich Zschokke, Friedrich Giehne und Gustav Kühne, Bogumil Goltz und Wilhelm Wachsmuth erkennen wir deutlich den Wandel und Wechsel, den selbst der besten Deutschen Anschauungen vom Kern und Wesen ihrer Volksgenossen im Laufe der Zeiten durchgemacht haben. „Es ist ein wundervoller Zug des deutschen Geistes, daß, nachdem er in seiner früheren Entwickelungsperiode die von außen kommenden Einflüsse sich innerlichst angeeignet hatte, er nun, da der Vorteil des äußerlichen politischen Machtlebens ihm gänzlich entschwunden war, aus seinem eigensten innerlichen Schatze sich neu gebar" (Richard Wagner, „Was ist deutsch?" 1865). Aus der elenden Haltung der Rheinbundsfürsten ging hervor, daß von oben keine Besserung zu hoffen war; die Erhebung verdanken wir, und das ist ihr bestes Teil, dem deutschen Volke. Und mag auch in dem glühenden Hasse, der dieses beseelt hat, in den Ausschreitungen, die er zeitigte (Kleists „Germania an ihre Kinder"; die Landwehr bei Hagelberg), manch uneble Übertreibung, ein Verfallen ins Gegenteil von der eben geschilderten Gesinnung stecken: auch das Nationalgefühl hat seine Flegeljahre.

Die Wurzeln des Geistes von 1809 und 1813 haben lange tief verborgen in der Erde, vergraben unter Schutt und Schmutz, gelegen. Sie ruhen in dem Boden vergangener Jahrhunderte; bis zum Großen Kurfürsten lassen sie sich zurückverfolgen. Auch bei Friedrich Wilhelm stand die Rücksicht auf den eigenen Staat im Vordergrunde der Politik; und sein Testament ist gegen die durch Habsburg schlecht vertretene Einheit gerichtet. Aber durch die zielbewußte Stärkung Brandenburg-Preußens, besonders Polen und dem Norden gegenüber, hat er deutsches Wesen gekräftigt und seine künftige Größe vorbereitet. In stiller, treuer Arbeit eiferte ihm darin König Friedrich Wilhelm I. nach. Während sich sein Vorgänger und sein sächsischer Nachbar nicht genugtun konnten in dem Streben, dem Sonnenkönige gleichzukommen, verhilft sein Hof der alten deutschen Einfachheit und dem ungeschminkten Wesen von neuem zu ihrem Rechte. Auch Friedrich Wilhelm der König hat ein Testament hinterlassen, aus dem man die ganze Art seines durchaus deutschen Wesens vortrefflich erkennen kann.

Der erste Fürst Deutschlands, von dem man behaupten darf, daß er mit Bewußtsein den Keim zum heutigen Reiche gelegt hat, ist Friedrich der Große. Seine französisch redende Zunge, seine französisch schreibende Hand wurden von einem echt nationalen Denken gelenkt. Verschiedene Absonderlichkeiten, vor allem die bewußt zur Schau getragene Unkenntnis und Verachtung der deutschen Literatur, haben manchen daran zweifeln lassen, ob wirklich der große Friedrich ein guter Deutscher gewesen sei; aber mehr noch hat lange Zeit eine gerechte Würdigung seiner Verdienste um das Ganze vor der Tatsache Halt gemacht, daß er in erster Linie Preußenkönig war. Heute ist dies glücklicherweise ganz anders geworden: „Alle deutschen Stämme sehen heute den Ruhm Preußens als ihren eigenen Ruhm an. Die Nachkommen der Reichstruppen, die bei Roßbach Reißaus nahmen, selbst die Sachsen und Süddeutschen, die 1866 mit besiegt worden sind, sie alle haben nicht nur kein Gefühl von Besiegtsein oder gar von Trauer und

Rache im Busen, sondern sie fühlen sich als die Genossen, Brüder und Teilhaber des Siegers und des Sieges. Das macht: Preußen ist Deutschland geworden" (Hans Delbrück). Die nichtpreußischen Flugschriften des 18. Jahrhunderts dagegen verurteilen und verhöhnen Friedrich als Friedensstörer; für Krieg und für Tatkraft hatte man damals keine Anerkennung übrig. Und doch hätte gerade Bayern Grund genug gehabt, Friedrich dem Großen selbst über das Grab hinaus dankbar zu sein. Zwischen 1789 und 1791 hat sich Schiller mit dem Gedanken getragen, Friedrich den Großen zu feiern; doch das brave Schwabenherz konnte bei aller Begeisterung für das Vaterländische seinem Gegenstande nicht die Liebe entgegenbringen, die zu einem Heldengedichte nötig war. In seiner ersten Bonner Rede von 1842 faßt dies Dahlmann schön und prophetisch zugleich in die Worte zusammen: „Wo ein mächtiges Glied, gerade vom feinsten Geäder des geistigen Lebens durchdrungen, sich vom Körper-Ganzen loswindet, losreißt, um ein Leben für sich zu führen, da werden alle Schwingungen des Tadels rege; und dieser Vorwurf haftet an dem Preußen, welches lange gegen Deutschland stand, haftet billig selbst an dem königlichen Helden des 18. Jahrhunderts noch und wird nur in der Fülle der Zeiten vor dem unter Preußens Vorgange vollendeten Werke, vor Deutschlands großer Zukunft verstummen dürfen." Wie ein Hausvater seinem Familienwesen vorsteht, so bewirtschaftete Friedrich II. seinen Staat; für seiner Untertanen Bestes dachte und handelte er, wie ein zweiter Karl der Große. Er sah sich nicht als Besitzer seines Landes an, das ihm allein gehöre, sondern nannte sich den ersten Diener seines Staates. Aber wie er diese Grundsätze allenthalben in Ackerbau, Handel und Wandel nötigenfalls mit Zwang durchführte, so war ihm auf der anderen Seite nichts mehr verhaßt als Druck auf die Geister. Duldung in religiösen Fragen, Gleichgültigkeit gegen Ungezogenheiten der Presse kennzeichnen die Größe des über die menschlichen Schwächen erhabenen Königs; sie hebt sich wirksam vom Hintergrunde seiner Zeit ab, wenn man neben sein Charakterbild das seines Nachfolgers stellt.

Mit seinem Krückstocke, so hat man gesagt, schlug der Alte Fritz die Philister. Die Philister, das waren die wenigen Tausende von Bevorrechteten, deren gesteifte und gepuderte „Freiheit", besser: deren dumpfe und enge Weltanschauung, kleinliche Selbstsucht, Gebundenheit und Abschließung, sich von ihren Schlössern und Patrizierhäusern, Kabinetten und Ratsversammlungen, „von Nürnberg oder von Kuhschnappel aus" gegen den Helden eines neuen Staatsgedankens erhob. Der Durchschnittsdeutsche des 18. Jahrhunderts war befangen in alten Gewohnheiten und Ansichten; auch heute noch zeitigt, nur in verändertem Rahmen, das politische Philistertum seine schönsten Blüten in Deutschland. Der Philister braucht lange, ehe er begriffen hat; er bleibt fünfzig Jahre auf demselben Flecke stehen und bekämpft aus Unverstand und natürlicher Feindschaft das Neue. Er treibt entweder eine kurzsichtige Kirchturmspolitik oder gefällt sich in weitschweifenden, uferlosen Verbrüderungen; unter sämtlichen Sozialdemokratieen der Erde verdient allein die deutsche das harte Beiwort „vaterlandslos", während Frankreichs Umstürzler von einst und von heute nie daran denken, ihrem Vaterlande untreu zu werden. Der deutsche Philister ist Klein- oder Weltbürger, ohne Staatsbürger zu sein. Vor hundertfünfzig Jahren kam er nicht weiter vor Sonderbestrebungen, und vor hundert Jahren sah er nicht ein, daß die Menschheit zu einem unschmackhaften Brei zusammenrinnt, wenn nicht innerhalb des Allgemeinen im Wetteifer der einzelnen Staaten und Nationen die Bestimmtheit der Volksunterschiede hervortritt.

Den empfindlichsten Schlag erhielt dies deutsche Philistertum durch den Tag von Roßbach. Diese kurze Novemberschlacht hat das Unmögliche möglich gemacht: selbst in bis dahin

harten Herzen erweckte sie eine Ahnung davon, was für ein hohes Ding doch die Nation sei. Mag auch Goethe zu weit gehen, wenn er Lessings „Minna von Barnhelm" als ein Werk „von vollkommenstem norddeutschen Nationalgehalte" bezeichnet: das bleibt unter allen Umständen bestehen, daß dies Lustspiel eines Sachsen ohne die Voraussetzung der preußischen Siegestaten und des dadurch neugeborenen Nationalsinnes von vornherein unmöglich gewesen wäre. „La gloire de Frédéric II", sagt Bourgeois in seiner Würdigung des Jahres 1757, „fut le ferment de la nationalité allemande" (der Kriegsruhm Friedrichs II. hat die deutsche Nationalität zusammengeschweißt). Ein „Sieg von Deutschen über Deutsche" — so mildern, nicht ohne eine gewisse Berechtigung, die Franzosen ihre Niederlage von Roßbach — hat vor anderthalb Jahrhunderten den fröhlichen Anfang verheißen, ein zweiter Sieg von Deutschen über Deutsche hat 109 Jahre später die Vollendung angebahnt.

Die Vollendung angebahnt — nicht gebracht. Deutschland hat geduldiger als irgend ein anderes Land Geduld lernen müssen. Die politische Geduld des Deutschen setzt sich aus drei Bestandteilen zusammen: einer ist das Philistertum, ein zweiter die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, der dritte und edelste ist die deutsche Hoffnung. Der Deutsche ist felsenfest davon überzeugt, daß ihn die Hoffnung nicht trügt, die er auf Gott, auf seinen Gott gesetzt hat. Hoffnung läßt nicht zu schanden werden: dieser herrliche Trost hilft über das Elend des Tages hinweg und erwartet das Ersehnte von einer Zukunft, die kommen muß. Wie Königin Luise im Jahre 1807 sich und die Ihren mit dem Spruche tröstete: „Meine Hoffnung ruht auf der Verbindung alles dessen, was den deutschen Namen trägt", so hat die unerschütterliche Hoffnung auf Gott und Deutschland auch die besten Männer der Unglücks- und Reaktionsjahre, die Männer vom Schlage eines Perthes, Arndt und Dahlmann, niemals verlassen.

Erst mußte das alte Reich endgültig gefallen und gestorben sein: der Friede von Campoformio und die Gründung des Rheinbunds haben das ordentlich besorgt. Dann aber mußte Preußen erst noch eine Wiedererneuerung durchmachen. Genau ein halbes Jahrhundert nach der Schlacht von Roßbach wurde es so tief herabgedrückt wie nie zuvor. Durch wenige Schläge war ein Staat vernichtet, der sonst so glücklich gewesen war. Wütend bekämpften sich die Bewohner gegenseitig um den Besitz der Ruinen; sie verrieten, entweihten, entheiligten alles, verleugneten alle Gefühle der Ehre. Wer mit der Feder gegen Mißbräuche stritt, wurde mit Kerker belohnt. Dennoch hat es nur sechs Jahre gedauert, bis Basel und Luneville, Jena und Tilsit durch die Siege bei Berlin, an der Katzbach, in Böhmen und bei Leipzig wettgemacht worden waren. Da haben wir den neuen Geist in seiner ganzen Kraft vor uns. Kein Volk, und wäre es das tüchtigste der Welt, hätte eine solche Leistung sozusagen im Handumdrehen vollbracht: hier erntete Preußen die Früchte aus jener Saat, die die beiden Friedrich Wilhelme, der Kurfürst und der König, und der große Friedrich ausgestreut hatten.

Daß aber die Saat so fröhlich emporschoß und eine über alles Erwarten reiche Ernte brachte, das hat Preußen jenen Männern zu verdanken, die der Zeit der Freiheitskriege, der Vorbereitung auf sie und des Ausharrens hinterher ihren Stempel aufgedrückt haben. Während man vorher die Ideale, die Wurzeln einer in sich gefestigten Nation, gedankenlos verachtet oder absichtlich zerstört und damit den Weg zur Internationalität beschritten hatte, griff man jetzt auf die Pflege der alten Überlieferungen zurück und sammelte neue Kräfte. Das waren die Fichte und Schleiermacher, die Steffens, Arndt und Jahn, die Stein und Gneisenau, und wie sie alle heißen; auch Schiller, der den mächtigen Sturm nicht mehr erleben sollte, aber durch seine Himmel und Erde verknüpfende Begeisterung für hohe Ideale das Volk zum

Bewußtsein seiner selbst gebracht hatte, Seume, der schon 1805 als einer der ersten an des Vaterlandes Wiedergeburt gearbeitet, und Kleist, den Krankheit und Verzweiflung am Vaterland in den Tod getrieben haben, verdienen hier genannt zu werden. Not lehrt beten; Not bricht Eisen: zu beidem gehören Männer, Helden. Deutschland zeigte dem erstaunten Europa, dem überraschten Napoleon, daß es noch genug von jener Art besaß, von der der Dichter singt:

„Kein Zwingherr und kein Heer besiegt
Den Mann, der lieber bricht als biegt." (Gustav Pfizer.)

Und neben Preußen erhob sich Österreich. Zähneknirschend hat es die fremden Ketten getragen und nach dem vorzeitigen, aber braven Versuche von 1809 vier Jahre darauf abgeschüttelt. Fochten für Preußen Blücher und Yorck, Tauentzien und Kleist, so hatte das durch Joseph II. mit neuem Geist erfüllte Österreich, dessen Herrscherhaus noch einmal die Überlieferungen deutschen Kaisertums zu verkörpern schien, seinen Erzherzog Karl, seinen Hofer und Speckbacher; jubelnder Hoffnung voll schmetterte Collin dem Bedrücker seine Wehrmannslieder entgegen. „Was deutsches Wesen sei, wurde niemals besser begriffen." (Wilhelm Giesebrecht.)

Man denke sich in jene herrlichen Zeiten — so sind sie nie wiedergekommen, auch 1870 nicht — hinein und vergegenwärtige sich dann die Jahre nach 1815! So viel Heldensinn und Edelmut des Einzelnen, so viel Tapferkeit und Aufopferung des ganzen Volkes — wofür? Der Tyrann war hinweggefegt, und der deutsche Boden war wieder frei. Aber wo blieb der einzige Lohn, den die deutschen Fürsten ihren Völkern zu zahlen im stande waren? Das Träumen von einem einigen Reiche, das Sehnen nach Erweiterung der persönlichen Freiheit und der politischen Rechte durch festgegründete Verfassungen — wurde es erfüllt? „Preußens Volkserhebung war auf allerhöchste Ordre nur verdammte Schuldigkeit" (Gustav Schwetschke). Den wiedergeborenen deutschen Geist, den man früher aus Trägheit oder Geschmacksverderbnis unbeachtet gelassen hatte, verwechselte man nun mit dem Geiste der bekämpften französischen Revolution: der deutsche Jüngling galt als Jakobiner, die Burschenschaft als Demagogenbund. Ein Mißverständnis schlimmer Art und schlimmer Folgen. Erst zaghaft, dann grausam hat man jede Regung unterdrückt, die gefährlich oder nur unbequem hätte werden können. „Es gibt in der Geschichte keinen schwärzeren Undank als den Verrat der deutschen Fürsten an dem Geiste ihres Volkes" (Richard Wagner, „Deutsche Kunst und deutsche Politik"). Hinein in die alten Fesseln! das war der Lohn. Und über dem Grabe der deutschen Freiheit thronte — man hatte nur Namen und Form vertauscht, der Zustand war derselbe geblieben — Metternich, umgeben von knechtischen Schergen.

Schon die Wiener Tagung öffnete jedem, der sehen wollte, die Augen darüber, wessen sich Deutschland und sein Volk nach den Heldentaten der drei vergangenen Jahre von seinen Fürsten zu versehen haben werde. Findige Köpfe hatten mancherlei Möglichkeiten ausgedacht, in denen die Neuordnung der deutschen Lande erfolgen könne. Die Liste ist für deutsche Zerfahrenheit und Unklarheit bezeichnend. Geplant waren: 1) ein kaiserliches Deutschland, mit der Unterfrage, ob mit dem Sitz a) in Wien oder b) in Berlin, 2) ein österreichisch-preußisches Deutschland mit einem Kaiser in Wien und einem Ephorat in Berlin, 3) ein österreichisches Deutschland und ein preußisches Deutschland, 4) ein österreichisch-preußisch-bayrisch-hannöverisch-württembergisches Deutschland, daneben eins der Großherzoge und kleineren Fürsten, 5) sieben Kreise mit je einem oder zwei Kreisobersten (die gesetzgebende Gewalt im Kreisrate, das Bundesgericht unter österreichisch-preußischem Vorsitz) und endlich 6) ein Deutschland ohne Österreich und Preußen. Über diese Menge von abweichenden Vorschlägen zu einer Reichsverfassung hatten zu beschließen: zwei Nebenbuhler (Österreich und Preußen), zwei vormalige Rheinbündler (Bayern und Württemberg)

und ein Überseeischer (Hannover). Mochte auch das deutsche Volk in treuester Waffenbrüderschaft die inneren Grenzen als überflüssige Hemmnisse verwünschen, das durch seine Herren vertretene öffentliche Leben war und blieb undeutsch oder, wenn wir uns an die geschichtliche Bedeutung des Wortes erinnern wollen: echt deutsch.

„Und als ich auf dem Sankt Gotthard stand,
Da hört' ich Deutschland schnarchen;
Es schlief da unten in sanfter Hut
Von sechsunddreißig Monarchen",

so spottet 1836 Heinrich Heine im „Tannhäuser".

Jeder Ausländer fühlte und wußte, daß die Größe des Einzelnen auf der Größe seiner Nation beruht, daß die Geschichte seiner Nation gleichbedeutend ist mit der Geschichte seiner Ahnen — die Deutschen sollten und mußten Privatmenschen bleiben. Nur ja keine Nation! das war das fürchterliche Schreckensgespenst, vor dem die deutschen Fürsten erzitterten. Um jeden Preis eine Nation! darum kämpfte offen, danach seufzte heimlich das Volk.

In der Geschichte der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit hohem Geistesflug unternommenen, immer wieder zu bloßen Verirrungen und Mißerfolgen gewordenen Versuche, die deutsche Frage zu lösen, kommt nach den Friedensfeiern und den Wartburgfesten der deutschen Burschenschaft dem Hambacher Fest vom 27. Mai 1832 eine klar umschriebene Stellung zu. Mit allen übrigen Anläufen hat es zwar das Eine gemein, daß. ehe und wo man überhaupt zum Handeln gelangte, ungeheuer viel und schön geredet wurde; daneben aber und darüber hinaus hat es den Vorzug, daß es eine Zeitlang selbst auf Unbefangene den Eindruck gemacht hat, aus den Reden Siebenpfeiffers und Wirths werde eine befreiende, erlösende Tat hervorgehen. Daß man schließlich dies doch nicht erreicht hat, lag an der Unklarheit, die selbst über die allernächsten Ziele allgemein herrschte.

Unser Volk wußte vor lauter Reden niemals recht, was es eigentlich wollte. Wünsche wurden mit großer Einmütigkeit gefaßt und verkündet; der Kampf für Wahrheit und Recht, der Schwur, vereint und fest zusammenzuhalten, das Schaffen eines freien, verbrüderten Teutschlands: diese Stichworte kehren immer und immer wieder. Aber über die Hauptfrage, auf welchem Wege die kostbaren Güter zu erringen, mit wessen Hilfe oder ob aus eigener Kraft die Macht der „Tyrannen" zu brechen sei: darüber konnte man die allerverschiedensten Meinungen hören. Gerade bei der Hambacher Zusammenkunft wurde eine uns als einzig richtig vorkommende, damals aber durchaus nicht von allen geteilte, beleidigende Absage an den linksrheinischen Nachbar nur mit Mühe und Not verhütet: da die Volksbefreiung in Deutschland wie in Frankreich herbeigesehnt werde und Anschluß an eine andere Macht ein Gebot der Notwendigkeit sei, so handele nur der zum wahren Besten des deutschen Vaterlandes, der, den Nationalhaß vergessend, für die Verbrüderung der beiden Völker wirke und den unterdrückten Polen zum Wiederaufbau ihres Königreichs verhelfe. Alles, was Zar oder Kaiser hieß, galt — daran war Metternich schuld — als Feind der Freiheit; niemals war der Gedanke einer deutschen Republik beliebter als damals. Anderseits gab es Männer genug, die der Polenschwärmerei, die noch 1848 bedenkliche Früchte gezeitigt hat, kräftig ihr Urteil sprachen. Obgleich offener Zwiespalt geschickt vermieden wurde: von vornherein mußte es alle weiteren Schritte, die zur Tat führen sollten, lähmen, daß man selbst unter sich nicht wagen durfte, einseitigen Nationalstolz für den Kampf als Losung auszugeben. Einzelne haben als Märtyrer der für recht gehaltenen großen Sache deutschen Mut bewiesen, die Gesamtheit jedoch setzte sich aus zwar edeln, aber echten Philistern zusammen. Seine den Regierungen gegenüber nicht hoch einzuschätzenden Kräfte zersplitterte und drückte man künstlich herab, indem man sich für alles mögliche andere, das zu

erreichen an sich ganz schön gewesen wäre, mit begeisterte; außerdem bekannte man ganz offen, daß die Stärke fehle, den Kampf gegen die Tyrannei allein durchzuführen. Sein klägliches Anlehnen an die Ausländer verteidigte man nicht übel mit philosophisch angehauchtem Aufkläricht und predigte es als höchste Auffassung wahrer Menschlichkeit; trotzdem bleibt es ein deutlicher Beweis dafür, daß im Grunde das Scheitern aller Anläufe vollauf verdient war. Aber deutsch sind jene Zeiten durch und durch. Deutsch nicht im höchsten Sinne, wie wir es heute fassen als Inbegriff mächtiger Selbstbesinnung und jugendlich frischer Kraftentfaltung, sondern deutsch im geschichtlichen Sinne. Aus den französischen Revolutionskriegen hatte man so wenig gelernt, daß man überzeugt war, Völker, die für die Freiheit kämpften, könnten sich nicht gegenseitig der Freiheit berauben. Da haben wir wieder den deutschen Glauben, andere im staatlichen Leben und Streben für ebenso wenig egoistisch zu halten wie sich selber. Die Achtung vor dem Sittlichen und Guten ist dem Deutschen — das gereicht ihm ebenso zur Ehre wie zum Vorwurfe — so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es ihn schwer ankommt, eine gesunde Eigenliebe zu entwickeln; damals jedenfalls war man im Volke (anders bei den Regierungen) weit davon entfernt. Es ist das unpraktische, allen anderen mithelfen wollende und dabei selbst zu kurz kommende, sich selbst nicht viel zutrauende und das Heil von anderen erwartende Auftreten des Volkes der Idealisten: ein nicht immer anmutiges, aber echt deutsches Geschichtsbild.

Als das französische Joch gefallen und die Besonnenheit des Tages zurückgekehrt war, da hatte man sich gefragt, was man gewollt, was man erlangt habe. Einig war man im Bekämpfen des äußeren Feindes, einig auch darin gewesen, einen besseren Zustand herbeizuwünschen. Während aber die einen jede Fessel und jeden Zwang zerbrechen wollten, herrschten die Herren den Völkern zu, sich blindlings zu beugen; während sie den Geist des untergegangenen Alten heraufbeschworen, trachteten die Untertanen, ein dunkelgeahntes Neues zu verwirklichen. Lange schwankte der Kampf, und die verschiedensten Vermittelungsversuche blieben ohne Erfolg. Aber der neue Geist selbst ließ sich nicht mehr unterdrücken: „die Reaktion selber ist revolutionär“ (Karl August Varnhagen v. Ense am 3. September 1849); wenn sich auch die Form dafür nicht finden lassen wollte, das Nationalgefühl war da und blieb. Alle Versuche, durch ebenso harte wie lächerliche Maßregeln die freie Meinungsäußerung niederzuhalten, scheiterten an der Begeisterung für den deutschen Gedanken und an der lebendigen Überzeugung, daß sie nicht das Eigentum weniger, sondern das Besitztum aller sei. So erhielt fast das gesamte Schriftwesen jener vergangenen Jahrzehnte eine Richtung auf die Tat, ohne deshalb die Tat selbst zu erzeugen. Die Wissenschaft ward Leben. Besonders war die Zeit unmittelbar vor 1848 mit dem Pulver der Politik geladen. Jetzt würden wir die Achseln zucken, wenn eine Zusammenkunft von Naturforschern oder Germanisten politische Fragen anschneiden wollte. Will man sich aber einmal erquicken, so greife man zur Literatur aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren. Als Blüte der deutschen politischen Lyrik zwischen 1840 und 1850 hat Christian Petzet zahlreiche flammende, klagende, warnende, mahnende Gedichte zu einem stattlichen Bande vereinigen können. Die herrlichsten Worte über Einheit, Freiheit, Vaterlandsliebe sind geschrieben zu einer Zeit, die praktisch weder ein einiges noch ein freies Vaterland gekannt hat.

In diesem Zusammenhange darf auch an die 1819 erfolgte Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde erinnert werden. Das nach dem glücklichen Kriege gegen den übermächtigen Erbfeind erwachte Gefühl der Selbständigkeit, das Sichbesinnen auf die Nationalität und bald auch die Unzufriedenheit mit der Gegenwart erwarb der vaterländischen Geschichte warme Freunde und vereinigte tüchtige Forscher zu gemeinsamen, dem Ruhme des Volkes

gewidmeten Unternehmungen: eine Vervollkommnung jener Bewegung unmittelbar nach 1500, wo man so ehrwürdige Zeugen wie Einhard, Widukind, Otto von Freising zum erstenmal einem größeren Kreise zugänglich gemacht hatte (vgl. S. 148). Jener 1779 wohlberechtigte Vorwurf Herders: „Unter seinen drei gebildeten Nachbarinnen, England, Frankreich und Italien, zeichnet sich auch darin Deutschland aus, daß es seine besten Köpfe älterer Zeiten vergißt und also seine eigenen Gaben verschmähet", war endlich entkräftet, und die schon 1505 von Wimpheling gemachte Beobachtung, daß keine Nation ausländische Geschichtsstoffe auch nur annähernd so erforscht habe wie die deutsche, verkehrte sich in ihr vaterländisches Gegenteil. Außer der Herausgabe der Quellenschriften wandte man auch anderen Denkmälern deutscher Vorzeit Liebe und Sorgfalt zu. 1817 erschienen Görres' „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder", 1819 Grimms „Deutsche Grammatik", 1824 begann Ranke mit der Aufhellung „der Geschichte von stammverwandten Nationen entweder rein germanischer oder germanisch-romanischer Abkunft". Und das Jahr 1852 endlich sah die Verwirklichung des schon 1846 von Hans Freiherrn von und zu Aufseß der Frankfurter Germanistenversammlung unterbreiteten Planes eines Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg. Nunmehr war Deutschland in der Verfassung, den geistigen Verkehr mit dem Auslande, der lange genug ausschließlich oder wesentlich empfangend gewesen war, umgekehrt zu einem gebenden, ausführenden zu gestalten und das alte Wort wieder wahr zu machen: Deutschland ist das Herz von Europa.

Deutschland ist das Herz von Europa, so dachten auch die Herren in der deutschen Bundesversammlung. Wie Hohn klingt es, und es war doch ernst gemeint, als zur Eröffnung der österreichische Gesandte die schönen Worte sprach: „So erscheine das Vaterland der Deutschen wieder als ein Ganzes, als eine politische Einheit, wieder als Macht in der Reihe der Völker!" Denn von selbst verstand sich die Einschränkung, daß die Einheit nicht jene Mannigfaltigkeit der politischen und bürgerlichen Formen aufheben dürfe, wodurch sich Deutschland von jeher vor anderen Ländern „ausgezeichnet" habe; vielmehr mache der den Deutschen eigene Kulturzustand jene Vielgestaltigkeit notwendig, auf der zuletzt Kraft und Leben der Nation beruhe. So richtig auch diese Beobachtung an sich ist, an jener Stelle und in damaliger Zeit bedeutete ihre Betonung weiter nichts als die von der unüberwindlichen Scheu vor einer gründlichen Änderung befohlene Angst vor der „Nation". Zu aller Bundesmitglieder Beruhigung wies Gagern darauf hin, daß der Deutsche Bund kein Makedonien zu fürchten habe, wie im Altertum der griechische; denn zum Unterschiede von Griechenland stehe Deutschland unter der Bürgschaft der Zivilisation Europas. Weil man dem Ehrgeiz Preußens mißtraute, zog man widerwillig an den Strängen Österreichs, obwohl es allgemein unbeliebt, ja verhaßt war. So durfte es Metternich wagen, über neunzehn anders denkende Bundesstimmen hinweg die Karlsbader Beschlüsse von 1819 einfach zu Bundesgesetzen zu erheben: eine der tollsten Vergewaltigungen, die sich deutsche Fürsten je haben gefallen lassen.

Die Reaktionspartei — ein von Silvester Jordan geprägter Ausdruck — hatte die Ansicht und sprach sie 1834 zu Wien öffentlich aus, daß eine Partei in Deutschland tätig sei, die jede Obrigkeit anfeinde, weil sie sich selbst zur Herrschaft berufen wähne, mitten im allgemeinen Frieden einen inneren Krieg unterhalte und die Völker planmäßig zum Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher aufstachele, die ferner entweder von offener Empörung das Heil Deutschlands erwarte oder, schlauer, sich des Deckmantels der in Deutschland eingeführten Verfassungen zu ihren Zwecken bediene. Kaum zu zählende Verfemungen und Verurteilungen sind von deutschen Behörden gegen die besten Deutschen ihrer Zeit ausgesprochen worden; besonders

bezeichnend für die reaktionäre Willkür jener Tage ist das Verfahren Mecklenburgs gegen die Brüder Wiggers und ihre zwölf Leidensgefährten im Jahre 1853. Man hatte sich förmlich in den Glauben verrannt, eine umstürzlerische Partei verfolgen und unterdrücken zu müssen; möge diese den scheinbar gesetzlichen, langsamen, aber sicheren Weg einschlagen oder den des offenen Aufruhrs betreten: stets sei ja derselbe Endzweck vorhanden. Das geschichtlich Gewordene, nötigenfalls vom grünen Tisch aus Verbesserte vor jeder unpassenden Einsprache der Völker treulich hüten, dem mit Mühe beruhigten Europa zuliebe das Herz Europas in schläfriger Regelmäßigkeit erhalten und vor allen Aufregungen bewahren, das war dieser Weisheit letzter Schluß.

So hat der deutsche Bundestag sein Schicksal redlich verdient, als ein Gegenstand erst der Scheu, dann kalter Anwiderung dazustehen und unterzugehen; in seiner Kläglichkeit hat er selbst ein gut Teil mit dazu beigetragen, sich das Grab zu graben. Auf der anderen Seite darf man nicht so weit gehen, den Deutschen Bund für alles politische Unheil voll verantwortlich zu machen, wodurch das dritte bis sechste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts heimgesucht worden ist; er war, wie Peter Kloeppel mit vollem Rechte sagt, der **notwendige Durchgang** der deutschen Staatenbildung vom alten zum neuen Reiche. Auch daran ist zu erinnern, daß in echt deutscher Aufopferung für den Nächsten — man vergleiche die ehrenwerten Wallungen unseres Volksherzens für Alexander von Bulgarien, für die vergewaltigten Buren — die Anschauung, daß man dem angegriffenen Österreich als dem Haupt des Bunds beispringen müsse, 1859 allgemein war: sie wurde nicht etwa bloß in Volksversammlungen vorgetragen, sondern auch von den Regierungen (Sachsen u. a.) geteilt.

Daß, sollte jemals das ersehnte Deutschland greifbare Gestalt gewinnen, **Preußen** allein dazu berufen war, darin die **Führung** zu übernehmen, stand 1823 deutlich vor der Seele Friedrichs von Gagern; trotz der Überlieferung der Familie, die ihn auf Österreich hinwies, spricht sich Friedrich in dem Gedankenaustausche, den er mit seinem Vater, dem niederländischen Gesandten Hans Christoph von Gagern, unterhielt, mehrere Male über diese Frage offen und einsichtig aus. Wie dies zu bewerkstelligen sei, hatte schon im Sommer 1804 Hans von Held vorausgeahnt. In seinem „Patriotenspiegel für die Deutschen" macht er einen für seine Zeit höchst kecken Vorschlag: er hält die Rettung vor Napoleon nur dann noch für möglich, wenn „schleunigst preußischerseits die elende deutsche Reichsverfassung kassiert und ganz Norddeutschland bis an den Rhein und Main ohne weitere Komplimente und, ohne sich an Schulmoral und sogenannte Rechtsbegriffe zu kehren, der preußischen Krone unterworfen würden". Daß Schulmoral und Staatsrecht manchmal unbrauchbar sind, das hatte man von Friedrich dem Großen gelernt, der Schlesien nicht auf Grund von unbestreitbaren Rechtstiteln, sondern allein mit dem Degen in der Faust erobert hat. Gerade die Prüfungen, die dem preußischen Staat unter Friedrich Wilhelm III. auferlegt worden waren, erzeugten in seinen Bürgern eine Gemeinsamkeit der Gesinnung, die sie der höchsten Anstrengungen fähig machte. Von der Kraft, womit hier die alte Unabhängigkeit errungen worden war, durften erleuchtete Männer Heil und Segen für ganz Deutschland erhoffen. Man fühlte aus der Wiedererneuerung, die nach dem Unglück von 1806 das ganze preußische Volk an sich selbst vollzogen hatte, heraus, daß „Vorwärts!" sein Losungswort war; nicht die schlechtesten Deutschen erwarteten deshalb von dem Anschluß an Preußen ein Vorwärts auch für ihr engeres Vaterland. Selbst im Auslande (Peel, Karl von Leiningen, Prinz-Gemahl Albert) begann man in den 40er Jahren den Beruf zu begreifen, der Preußen vorgezeichnet war. Der Gedanke also: kein Deutschland ohne Preußens Führung, war da — wer aber gab ihm die Wirklichkeit? In dieser Angel hing die Entscheidung.

Das Jahr 1849 brachte dem deutschen Vaterlande die zweite bittere Enttäuschung des Jahrhunderts: die Ablehnung der vom Volke angetragenen Kaiserkrone durch den preußischen König. Da tat in banger Sorge, was denn noch aus dem vaterländischen Gedanken werden solle, Johann Georg Fischer die berühmte Frage:

„Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zuhauf uns treibt im Schlachtenschweiß
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?
Nur einen aus den Millionen,
Nur eine eisern harte Faust!“

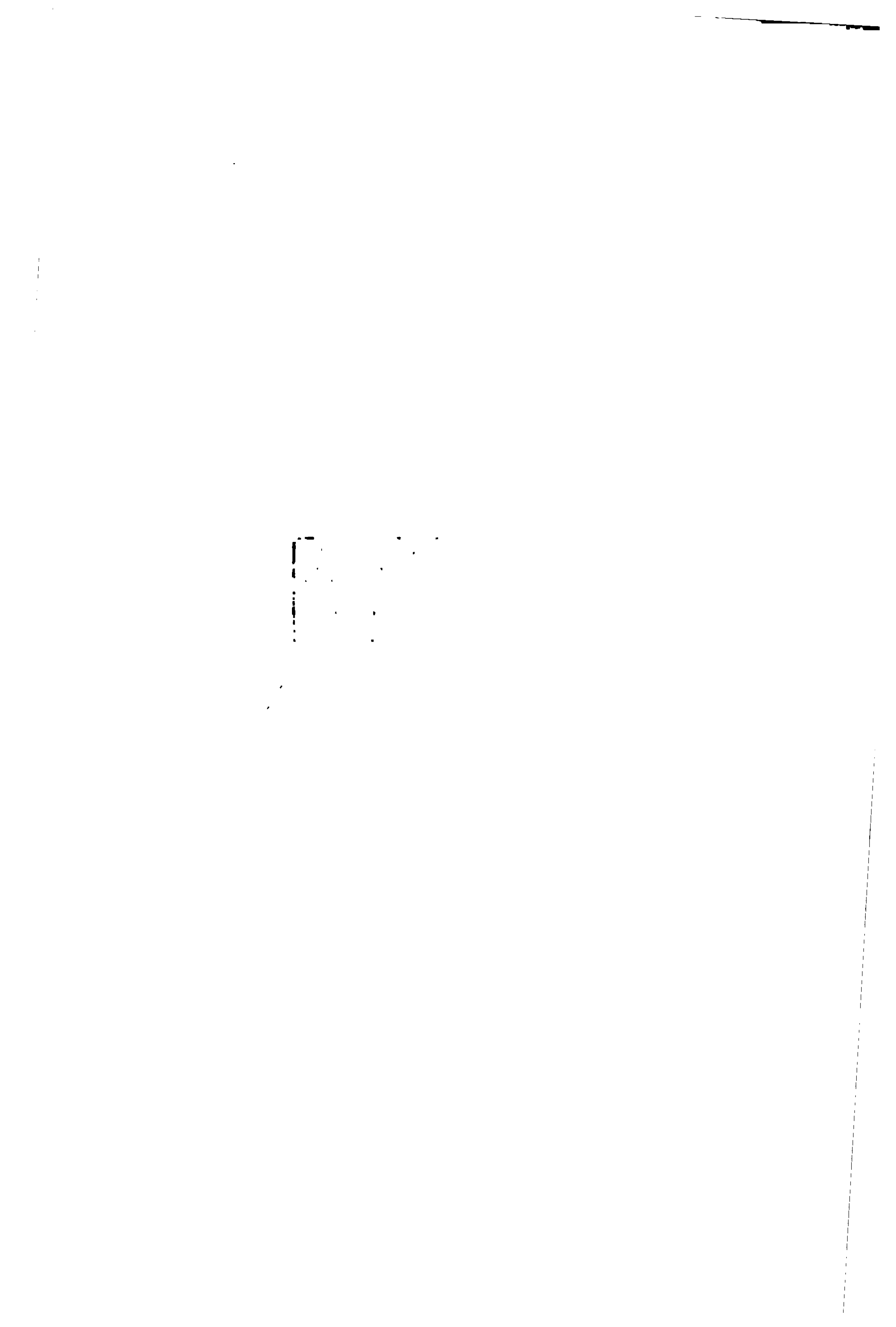
Nur einen Mann aus Millionen! Das ist das Lied, wodurch der Dichter — bezeichnend für uns Deutsche, daß es gerade ein schwäbischer Lehrer sein mußte, der einen Bismarck ahnend forderte — dem allgemeinen Fühlen Klarheit, Richtung und Gestalt verlieh. Nur einen Mann aus Millionen! das war im Grunde nichts anderes, als was 1664 bereits Pufendorf, der Treitschke des 17. Jahrhunderts, verlangt hatte: eine kräftige, rücksichtslos zugreifende, energisch durchdrückende, mit den alten Vorurteilen gründlich aufräumende, gewaltige, unumschränkt herrschende Persönlichkeit. „Ein Mann tut uns not, wie Luther war“, so ruft am Ende seiner fünfbändigen „Geschichte der deutschen Dichtung“ Georg Gottfried Gervinus aus; und als er kam, dieser politische Luther, da war der Humanitätsschwärmer und Weltbürger in Gervinus so stark, daß er sich von dem Manne, den er herbeigerufen hatte, in unverständigem Groll abkehrte. Schon 1625 hatte Gabriel Bethlen dem Brandenburger Kurfürsten die Vernichtung Österreichs als Heilmittel vorgeschlagen; Philipp Bogislaw von Chemnitz hatte als Hippolithus a Lapide die grausame, doch selbst die Kritik eines Pufendorf aushaltende Losung wiederholt: „ceterum censeo exstirpandam esse domum Austriacam“ (übrigens bin ich der Ansicht, das Haus Österreich müsse ausgetilgt werden); Friedrich der Große hatte Karl VII. Albrecht gemahnt, gerade auf Wien loszugehen, um den Staat „in seinen Wurzeln zu erschüttern“. Und aus der Seele von Millionen Deutschen sprach Karl Gutzkow, als er 1848 mahnte: „Der Name Österreichs muß für Deutschlands höhere politische Zwecke ein für allemal abgetan sein“; denn „seitdem Friedrich II., ob aus rechtlichen oder unrechtlichen Gründen, ist gleichgültig, den Zauber des österreichischen Namens für Deutschland zerstörte, seitdem (man lese nur Goethes Jugendgeschichte) alles Kühne, Aufstrebende, Neuernde in Deutschland an den preußischen Namen sich knüpfte und Lessing seine ‚Minna von Barnhelm‘ schrieb, seitdem hatte alles, was in Deutschland fortschreiten und sich bewegen wollte, für Preußen, alles, was stillstehen, für Österreich Sympathie.“ Aber erst 1866 ist der „Stoß ins Herz“ vollzogen worden („Il faut frapper au coeur la puissance autrichienne“, des preußischen Gesandten Grafen Usedom Depesche vom 17. Juni an den sardinischen Minister Lamarmora). Als am 9. Oktober 1862 der preußische Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, seines Amtes enthoben wurde und Otto von Bismarck (s. die beigeheftete Tafel „Otto von Bismarck“) an seine Stelle trat, da hat niemand geahnt, daß die zwölfjährige Schmach, die mit dem Rücktritte des Ministers von Radowitz begonnen hatte, zu Ende war.

Seit dem 28. April 1849, wo sich die preußische Regierung in einer Note an die deutsche Zentralgewalt über ihre Stellung zur Reichsverfassung endgültig erklärt, d. h. die angebotene Kaiserwürde abgelehnt hatte, war Preußen von einer Demütigung in die andere gefallen und hatte in Olmütz trotz seines achtunggebietenden Heeres, das kurz vorher mit ein paar Schüssen einen europäischen Krieg angedeutet hatte, vor Österreich und Rußland seine untertänigste



Otto von Bismarck.

Nach einer Photographie von Loescher und Petsch in Berlin.



Verbeugung gemacht. „Die Heulmeyerei ist die Pest unserer Zeit; sie ist ebenso schlecht, wie die Wühlhuberei war" (Julius Sturm am 1. Dezember 1852). Deutschland knirschte vor Wut und Scham; man lese nur einmal die Worte nach, womit Ernst Moritz Arndt im Jahre 1850 den ersten Band der neuen Zeitschrift „Germania" eingeführt hat. Aber das Streben nach Vereinheitlichung wurde nicht zur Tat: ein Beweis dafür, daß die Auffassung, die Zustände seien für die Geschichtschreibung das allein Maßgebende, ebenso falsch ist wie die Übertreibung des Heldentums. Wer glaubt, daß Bismarck aus sich heraus das neue Deutsche Reich geschaffen habe, der schießt über das Ziel hinaus; auf der anderen Seite aber wird ihm nicht gerecht, wer meint, die Reichsgründung habe so gewissermaßen in der Luft gelegen und hätte über kurz oder lang doch einmal kommen müssen, auch wenn es keinen eisernen Kanzler gegeben hätte. Mit „Wenn's" ist schlecht hantieren in der Geschichte. Noch im Jahre 1856 bekannte Ernst von Lasaulx: „Mein theoretischer Glaube an Verwirklichung unseres nationalen Ideals ist nicht groß." Den sächsischen General von Treitschke hat seit dem Tode seiner Gattin nichts so schmerzlich berührt wie das von Preußens Führerberuf erfüllte Buch seines Sohnes Heinrich. „Der alte Bruderhaß brennt wieder auf; bei manchen Äußerungen sehr verständiger Männer ist mir's, als hörte ich das Geschlecht des Dreißigjährigen Kriegs reden, und ich fühle lebhaft nach, was ein alter Herr empfinden muß, der die Teilung Sachsens miterlebt hat", mit diesen Worten beklagt der die teutonische Sondertümelei verurteilende Geschichtschreiber sein Verhängnis, der Sohn eines Mannes zu sein, der in Preußen seinen Todfeind sah. Und 1861 sprach Wilhelm Giesebrecht die denkwürdigen Worte: „Das Verlangen nach einer festeren Zentralgewalt, als sie im Bundestage gegeben ist, lebt in der Nation so allgemein, daß es sich nicht mehr unterdrücken läßt; auch denkt daran wohl keine Regierung mehr im Ernst. Aber die Schwierigkeiten, eine solche Zentralgewalt zu begründen, sind bei der Stellung der beiden deutschen Großmächte zueinander und bei der Selbständigkeit, welche alle deutschen Staaten einmal vertragsmäßig gewonnen haben, so groß, daß auf dem Weg allseitiger Verständigung kaum ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist." Die lange Vorbereitungszeit hatte viel Worte verschwendet, aber wenig Taten gesehen. Vergleicht man sie dem lange grollenden Donner, dem Wetterleuchten, so gleicht Bismarcks Auftreten dem Einschlagen des Blitzes, dem reinigenden Gewitter, das Deutschland von der dumpfen Schwüle des armseligen politischen Lebens erlöst hat.

Kurz nach dem Falle Straßburgs im Jahre 1681 kam ein fremder Wandersmann nach Regensburg, dem Sitze des Reichstags. Dort will dem scharfen Beobachter nicht einleuchten, weshalb man den französischen Gesandten Geheimnisse anvertraue — zum Ausplaudern. Dafür wird ihm folgende Erklärung geboten: von Dingen, deren Geheimhaltung sehr wichtig sei, offen zu sprechen, sei eine alte deutsche Gewohnheit; „denn so wüßten die Widriggesinnten oft am wenigsten, wie sie daran wären, würden gemeiniglich sicher und glaubten wohl gar das Contrarium". War in den Tagen politischer Ohnmacht solch kluges Verhalten von Wert, so hat es Bismarck zum bewundertsten Hilfsmittel seiner unvergleichlichen Staatskunst veredelt: hinter ihm stand der persönliche Mut und deutsches Selbstvertrauen. Über kriechende Heuchelei wird eine mit Tatkraft und Macht gepaarte ehrliche Offenheit immer siegen; der Freimut, womit Moltkes Bericht über den 66er Krieg die gemachten Fehler ruhig eingestand, damit man daraus lernen könne, hat zu den Erfolgen des 70er Krieges ohne Zweifel beigetragen. Dahlmanns Bekenntnis lautete: „Alle Wirksamkeit, die mir in meinem Leben glückte, ist mir durch Offenheit gelungen." — „Tritt dreist auf, sperr's Maul auf, hör' bald auf!" nach diesem lutherischen Mahnspruch hat Bismarck seine Pläne, besser: seinen Plan entwickelt.

Ein einziger Bau ersteht vor unseren staunenden Blicken, wenn wir sein Wirken Schritt für Schritt verfolgen. Nichts ist verständlicher als die im einzelnen verwickelte und in der Durchführung oft überraschende Politik Bismarcks. Woher kommt diese seltene Folgerichtigkeit, diese merkwürdige Übereinstimmung der Krone des Gebäudes mit seinem untersten Eckstein? Das ganze Geheimnis liegt darin: national vom Scheitel bis zur Sohle war dieser ragende Recke, national vom Anfang bis zum Ende war alles, was er wollte und tat. In einer Unterredung mit dem Fürsten, die Heinrich Friedjung im Juni 1890 gehabt und kurz danach aufgezeichnet hat, finden wir den Schlüssel zu dem Innersten Bismarckischer Staatskunst. „Es hieße das Wesen der Politik verkennen", so sprach sich der Altreichskanzler aus, „wollte man annehmen, ein Staatsmann könne einen weit aussehenden Plan entwerfen und sich als Gesetz vorschreiben, was er in einem, zwei oder drei Jahren durchführen wolle. Es ist richtig, daß der Gewinn Schleswig-Holsteins einen Krieg wert war; aber in der Politik kann man nicht einen Plan für lange Zeit festlegen und blind in seinem Sinne vorgehen. Man kann sich nur im großen die zu verfolgende Richtung vorzeichnen. Diese freilich muß man unverrückt im Auge behalten; aber man kennt die Straßen nicht genau, auf denen man zu seinem Ziele gelangt. Der Staatsmann gleicht einem Wanderer im Walde, der die Richtung des Marsches kennt, aber nicht den Punkt, an dem er aus dem Forste heraustreten wird. Ebenso wie er muß der Staatsmann die gangbaren Wege einschlagen, wenn er sich nicht verirren soll. Wohl war der Krieg mit Österreich schwer zu vermeiden; aber wer das Gefühl der Verantwortlichkeit für Millionen auch nur in geringem Maße besitzt, wird sich scheuen, einen Krieg zu beginnen, bevor nicht alle anderen Mittel versucht sind. Es war stets ein Fehler der Deutschen, alles erreichen zu wollen oder nichts und sich eigensinnig auf eine bestimmte Methode zu steifen. Ich war dagegen stets erfreut, wenn ich der Einheit Deutschlands, auf welchem Wege immer, auch nur auf drei Schritte näher kam. Ich hätte jede Lösung mit Freuden ergriffen, welche uns ohne Krieg der Vergrößerung Preußens und der Einheit Deutschlands zuführte. Viele Wege führten zu einem Ziele; ich mußte der Reihe nach einen nach dem anderen einschlagen, den gefährlichsten zuletzt. Einförmigkeit im Handeln war nicht meine Sache."

Bis vor kurzem war, wer sich über die Vorgänge, die zur Begründung des Deutschen Reiches geführt haben, genauer unterrichten wollte, im wesentlichen auf das von Bismarck beeinflußte siebenbändige Werk Heinrichs von Sybel und auf des Fürsten eigene Darstellung in seinen „Gedanken und Erinnerungen" angewiesen; mochte man auch Aufzeichnungen und Briefe, Denkwürdigkeiten und Mitteilungen hoher und höchster Persönlichkeiten, die handelnd oder beobachtend an jener großen Tat teilgenommen haben, zur Vergleichung heranziehen: der Bismarckische Ton war und blieb doch der herrschende. Nun aber haben wir seit Oktober 1902 ein Buch, das auf Grund von teilweise noch nicht veröffentlichten Urkunden eine von der bisher geltenden stark abweichende Auffassung verkündet, wie sie den Anschauungen der damaligen Bundesfürsten von Baden, Oldenburg und Sachsen-Weimar entspricht. Ottokar Lorenz, der diese neuen Quellen verarbeiten durfte, erblickt in König Wilhelm I. von Preußen den Reichsschöpfer in höherem Grade als in Bismarck, dem er vielmehr eine sträfliche Neigung zur Nachgiebigkeit gegenüber bayerischen Sonderwünschen vorwirft. Um so überzeugender muß, wenn wir nicht mit mehreren Kritikern ganz und gar an der Aufrichtigkeit des Verfassers zweifeln wollen, unter diesen Umständen die Anerkennung wirken, die dieser Geschichtschreiber — vielleicht widerwillig — am Schlusse des die Entscheidung vom 18. Januar 1871 behandelnden Abschnittes dem staatsmännischen Wirken des Kanzlers zollt. Die „ruhige, selbstgewisse und

hochgesinnte Art und Wesenheit des Königs" haben längst vor Lorenz bereits alle gewissenhaften Erforscher der inneren Geschichte jener Tage vollkommen nach Gebühr und Verdienst gewürdigt, und daran wird niemand im Ernste rütteln wollen; aber ohne die trotz außerordentlicher Schwierigkeiten, Verwirrungen und Gegensätze sich schließlich doch stets siegreich durchsetzende Persönlichkeit des Mannes, den selbst Lorenz als „den größten und genialsten des deutschen Volkes" gelten lassen muß, wäre es nie und nimmer zur letzten Entscheidung gekommen. So viel steht für alle Zeiten fest.

In Bismarck haben wir nicht das durchschnittliche, sondern das vorbildliche, das gute deutsche Volkstum vor uns. Niemand vor ihm hat je deutschem Dienst so edel, so treu gelebt wie er: „Ich werde nicht müde, zu sagen, daß ich nicht müde werde, meinen Souverain zu lieben" (in der Unterredung mit Jules Favre am 26. Januar 1871). Seit Luther war der furor teutonicus in einer Person nie glänzender verkörpert worden als in Bismarck. Am schlagendsten wird dies durch die „Ehrennamen" bestätigt, die ihm das Ausland gewidmet hat; Anfang der siebziger Jahre bedienten sich französische Zeitungen unter anderem folgender Bezeichnungen: le chancelier formidable (der furchtbare Kanzler), le terrible (der schreckliche), l'homme du siècle (der Mann des Jahrhunderts), le Richelieu de la Prusse (der Richelieu Preußens), le prince de fer (der Fürst von Eisen). Den ehrlichen Hasser, grollend bis zum Grabe, den noch im Tode innigen Freund der Natur, den geselligen Kameraden, den treusorgenden Gatten und Familienvater, den felsenfest auf Gottes Hilfe sich verlassenden Sünder: alles finden wir in Bismarck vereinigt. Darüber hinaus aber war er der größte Wohltäter seines engeren und des großen Vaterlandes. Eine solche Fülle deutscher Eigenschaften in einer Person hat es seit 1546 in deutschen Landen nicht wieder gegeben: gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich, faßte Bismarck das Beste, was wir Deutschen von heute unser Eigen nennen, in sich, seinem Wesen, Handeln und schließlich auch noch in seinem Sterben zusammen.

Deutschlands Volk besaß eine große, eine unbegreifliche Langmut; Bismarck hat ihr das Ziel gesetzt. Des Deutschen Gefühl ist tief und nachhaltig, seine Vaterlandsliebe ist eine heilige, nie verlöschende Glut; Bismarck hat uns das wahre Vaterland erstehen lassen. „Gib deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz!" forderte Platen, „Der deutsche König gehört nach Deutschland!" forderte Wildenbruch; Bismarck hat das protestantisch-kleindeutsche Kaisertum geschaffen. „Heldenmut, Kameradschaft, Königs- oder Mannestreue sind seit alten Zeiten anerkannte altruistische Auslesefaktoren; das reicht aber in den modernen Kämpfen der Nationen und Rassen nicht mehr aus, es gehört noch bewußtes Volkstum dazu" (Ferdinand Hueppe, 1895); Bismarck schulden wir es, daß sich unser Volk wieder mit stolzen Gedanken seiner selbst bewußt geworden ist. Wer sich Bismarcks Bild vergegenwärtigt, dem wird es gehen wie seinem dritten Nachfolger Bernhard von Bülow, als er vor Kaiser Wilhelm II. bei der Enthüllung des Nationaldenkmals am 16. Juni 1901, von der Größe des ragenden Helden hingerissen, zur Verherrlichung des Toten Töne fand, wie sie das deutsche Volk längst ersehnt hatte. Nationalgefühl kann es geben, und Nationalsinn hat sich gezeigt, als Deutschland nur noch ein geographischer Begriff war; den Nationalstolz, der seit den Tagen der Staufer keine Stätte mehr in Deutschland gefunden hatte, ihn hat Bismarck von neuem gezeugt.

*

Die Geschichtschreibung hat zum Vorwurfe die Darstellung von Geschehenem. Ein besonnener Historiker tut gut, die Grenze, von der ab rückwärts schreitend er die niemals vorurteilslos faßbare Gegenwart von der unvoreingenommen zu behandelnden Vergangenheit

scheiden möge, so fern wie irgend möglich zu legen. Aus solchen Erwägungen heraus ist es eine Art von Glaubenssatz geworden, mindestens das letzte Jahrzehnt nicht mehr dem eigentlichen Arbeitsfelde der Geschichtschreibung zuzuweisen, da in alle Bemeisterungen der jüngsten Vergangenheit, die vor kurzem erst Gegenwart war oder es teilweise noch ist, das persönliche Miterleben und Mitfühlen allzu nachhaltig hereinklingt. Unser Versuch, das deutsche Volkstum aus der deutschen Geschichte herauszuschöpfen, war an sich schon so vielen Gefahren ausgesetzt, daß sich der Abschluß mit Bismarck von selbst rechtfertigt.

Dennoch erscheint ein Ausblick auf Gegenwart und nächste Zukunft insofern erlaubt, als auf eine — 1900 in Berlin leider namenlos erschienene — Schrift hingewiesen sei, die unsere Ausführungen in gewisser Hinsicht ergänzt und, wenn es auf dem schwankenden Boden von Mahnung, Warnung und Prophezeiung überhaupt einen Führer geben kann, diesen Beruf nahezu vollkommen erfüllt: „Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts“. Ein Satz daraus ist vor allem geeignet, für das Weiterspinnen des auf S. 195 angesponnenen Fadens als Richtschnur zu dienen; er lautet: „Rings an unsern Grenzen wohnen viele Millionen von Deutschen, die wieder an uns zu ziehen unser natürliches Bestreben sein muß.“ Die Anziehungskraft des Reiches auf die Deutschen außerhalb seiner Grenzen, die uns jedenfalls nützlich ist, wenn wir sie auch nicht sogleich ausnützen, wird nach der Überzeugung des ungenannten Verfassers wachsen, je mehr wir sozial vorwärtsschreiten: eine große soziale Reform wirke im höchsten Maße werbend. Aber ihre Durchführung ist überaus schwierig, und wir sind auf allen Seiten von Feinden umlauert. Darum müssen wir unsere schwere Rüstung „unverdrossen weitertragen“. Ebendeshalb aber sollten wir, so warnt der Vaterlandsfreund, einer neuen großen europäischen Entscheidung nicht zu lange aus dem Wege gehen. Da haben wir also denselben Grundgedanken wieder, den in anderem Zusammenhang auch Lorenz verfochten hat: unsere kriegerische Anlage nicht vernachlässigen, einem sich etwa als nötig herausstellenden Kriege fest ins Auge schauen, das ist deutsch gedacht und kann einem Volke wie dem deutschen nur zum Segen gereichen. Bismarck hat das seinerzeit Erreichbare erreicht; doch bloßes Ausruhen auf seinen und seiner großen Mitkämpfer Lorbeeren ist nicht der Inhalt seines Vermächtnisses: er hat von Ungetanem, von zu Leistendem noch genug übriggelassen. Eindringlich hat Paul de Lagarde schon im Herbst 1875 gemahnt: „Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen; jeder Einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke seines Lebens persönlich verantwortlich erachtet, jeder Einzelne ein Held und Befreier, wenn er es tut“. Die schwerwiegende Frage, ob im letzten Vierteljahrhundert nun auch alles getan worden ist, um dieser Forderung gerechtzuwerden, wird jeder ehrliche Deutsche am besten selbst beantworten. Jetzt haben wir nun den uns von den Nachbarn lange versagten Platz an der Sonne erkämpft, halten ihn inne und erweitern ihn nach Kräften. Die Zukunft aber wird lehren, ob Karl Ernst von Baer 1834 recht gehabt hat, als er in einer vielverheißenden Rede die Spitze der alle anderen überstrahlenden europäischen Kultur den Germanen zuwies; die Zukunft wird lehren, ob die germanische Rasse tatsächlich den Anspruch auf dauernde Führerschaft erheben darf, den ihr ein Franzose wie der Graf Gobineau und ein Engländer wie der durch Richard Wagner uns Deutschen gewonnene Houston Stewart Chamberlain aus freien Stücken zugebilligt haben.

4.

Die deutsche Sprache.

Von

Oskar Weise.

Die deutsche Sprache.

I. Sprache und Volkscharakter.

1. Die Formen der deutschen Sprache.

Nur wenige Sprachen Europas sind den Einwirkungen des Auslandes in gleichem Grade unterworfen gewesen wie die deutsche. Wohl hat das Latein lange im Bann der höheren Gesittung Griechenlands gestanden, wohl hat auch das Englische den mächtigen Druck des Normannentums zu ertragen gehabt, aber unsere Sprache ist zweimal von der Flut römischer und zweimal von der Brandung romanischer Kulturwogen überschwemmt worden: jenes nach der römischen Besiedelung des Rhein- und Donaulandes und zur Zeit des Humanismus, dieses nach dem Aufblühen des Rittertums und im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Man könnte daher glauben, sie sei in allen ihren Erscheinungsformen mit fremden Keimen durchsetzt und überwuchert. Doch tatsächlich sind die Spuren dieses Einflusses viel geringer, als man erwartet, und bestehen vor allem in der Übernahme zahlreicher Fremdwörter, die mit den stofflichen und geistigen Errungenschaften der Nachbarvölker zu uns gekommen sind und sich in ihrem Äußeren den heimischen Gebilden mehr oder weniger angeglichen haben. Dagegen sind die wesentlichen Merkmale der deutschen Sprache nicht angetastet worden; denn diese hat die ihr eigentümlichen Züge treu bewahrt und sich trotz aller äußeren Eingriffe in der durch den Volkscharakter bestimmten Bahn, in der ihr von vornherein eigentümlichen Richtung weiterentwickelt.

So weist sie zunächst im Bereiche der Lautlehre Übergänge von Vokalen und Konsonanten auf, durch die sie sich von den übrigen indogermanischen Sprachen wesentlich unterscheidet, z. B. die Verschiebung der P-, K- und T-laute; ferner zeigt sie eine beständig zunehmende Neigung, die Konsonanten zu häufen und die Vokale der Endungen zu schwächen oder abzustoßen: die schönen volltönenden Selbstlaute, die noch das Althochdeutsche zierten, waren schon im Mittelhochdeutschen großenteils zu e herabgesunken, im Neuhochdeutschen aber ist diese Verstümmelung der Wörter noch viel weiter gegangen. Läßt daher schon ein Vergleich von Gebilden der jetzigen Sprache wie Grummet, Drittel, Wimper und Gärtner mit den mittelhochdeutschen Ausdrücken gruonmât (grüenmât), dritteil, wintbrâ (wintbrâwe = sich windende Braue) und gartenaere die Größe des Verlustes erkennen, so noch mehr die Zusammenstellung gegenwärtiger und althochdeutscher Formen oder ganzer Sprachdenkmäler dieser beiden Zeitabschnitte, wie des „Hildebrandsliedes" und eines modernen Epos. Gewiß können Dichter auch heute noch eine solche Gewalt über die Sprache gewinnen, daß sie ihr höheren Glanz, mächtigere Entfaltung, wirkungsvolleren Schwung verleihen, als man je für erreichbar

gehalten hätte; aber die Kraft, ja Wucht in der Sprache des „Hildebrandsliedes“ und die Fülle wohlklingender Vokale, durch die sich die Verse dieses herrlichen Bruchstückes unserem Ohre einschmeicheln, sind heute nicht mehr zu erzielen. Wenn der alte Held verzweiflungsvoll ausruft: „Welaga nû, waltant got, wêwurt skihit“ — wie viel mächtiger und packender wirkt das als in der neuhochdeutschen Übersetzung: „Weh nun, Herrscher Gott, Mißgeschick geschieht.“ So stellt sich uns das „Hildebrandslied“ (s. die beigeheftete farbige Tafel „Die erste Seite des Hildebrandsliedes“) nicht nur als das einzige Denkmal unserer Volksepik aus vormittelhochdeutscher Zeit dar, sondern zugleich als ehrwürdigster und hehrster Zeuge der frühesten Vergangenheit deutscher Zunge.

Daß aber die Klangfülle der Vokale in unserer gegenwärtigen Sprache auch hinter dem Wohllaut der romanischen Idiome sehr zurücksteht, kann man schon aus der Behandlung der Lehnwörter deutlich ersehen. Denn in Paspel, Kuppel, Kork und anderen vermißt man den volleren Wortausgang des französischen passepoil, des italienischen cupola und des spanischen corcho (aus lat. cortex, Rinde). Während ferner bei den Romanen selten drei oder mehr Konsonanten unmittelbar aufeinander folgen, sind bei uns Bildungen wie Amtspflicht, Rechtsspruch, Angstschweiß und Impfzwang mit fünf bis sechs zusammenstoßenden Mitlauten ganz gewöhnlich und geben dem Deutschen einen etwas rauheren Klang.

Ebenso eigenartig ist die **Wortbiegung** unserer Sprache entwickelt, die beim Nomen wie beim Zeitwort eine starke und eine schwache Form ausgeprägt hat, dergestalt, daß die alten Stammverba meist nach jener und die abgeleiteten gewöhnlich nach dieser abgewandelt werden (trinke, trank, getrunken, aber tränke, tränkte, getränkt; ziehe, zog, gezogen, aber zücke, zückte, gezückt), daß die mit dem Artikel eingeführten attributiven Eigenschaftswörter schwache und die des Artikels ermangelnden starke Bildung zeigen (starke Äste stattlicher Eichen; aber die starken Äste der stattlichen Eichen).

Ferner besitzt die deutsche Sprache im Vergleich zu anderen eine geringe Beweglichkeit auf dem Gebiete der **Wortableitung**. Denn wenn auch nach und nach aus manchen alten Suffixen neue entsprossen sind und sich z. B. an n- und l-Stämmen wie Garten und edel aus den Bildungssilben -er und -ing neue Formen auf -ner und -ling entwickelt haben (vgl. neben Gärtn-er: Harf-ner und Huf-ner; neben Edel-ing: Frisch-ling und Früh-ling), so verfügt das Deutsche doch, abgesehen von den abstrakten Begriffen, über eine ziemlich kleine Summe derartiger Wortbildungsmittel. Daher ist es, um nur *ein* Beispiel zu nennen, gegenüber den romanischen Sprachen arm an Ableitungssilben zum Ausdruck der Verkleinerung oder Vergrößerung (Diminutiva und Augmentativa). Auch macht es von den ihm zu Gebote stehenden Suffixen einen viel geringeren Gebrauch, so daß es z. B. den französischen Bezeichnungen der Obstbäume (pommier, poirier u. a.) keine entsprechenden Formen gegenüberzustellen hat.

Dagegen zeigt das Deutsche von alters her eine weit bedeutendere **Fügsamkeit für Zusammensetzungen** (vgl. Volkslied mit poésie populaire, Gesichtspunkt mit point de vue), eine Eigenschaft, die im Laufe der Jahrhunderte an Stärke und Wirkungskraft noch gewaltig zugenommen hat. Denn während Otfried von Weißenburg um 868 noch thio hôhûn gizîti sagte, hieß es schon im „Nibelungenliede“ die hôchgezît (Hochzeit), und während wir im höfischen Epos der Ritterzeit noch von einem niuwen jâr, obern gewant, krumben stap lesen, bietet das Schrifttum der Gegenwart dafür Neujahr, Obergewand und Krummstab; wenn endlich Luther noch bis 1528 von den edelen Steinen und der ersten Geburt spricht, so verwendet er später dafür die zusammengesetzten Ausdrücke Edelstein und Erstgeburt. Doch nicht bloß

Übertragung der umstehenden Handschrift.

Ik gihorta dat ſeggen,
dat ſih urhettun ænon muotin
hiltibraht enti hadubrant untar heriun tuem.
ſunufatarungo iro ſaro rihtun,
garutun ſê iro gudhamun, gurtun ſih iro ſuert ana,
helidoſ, ubar ringa, do ſie to dero hiltiu ritun.
hiltibraht gimahalta, heribranteſ ſunu [(her uuaſ heroro man,
feraheſ frotoro); her fragen giſtuont
ſohem uuortum, wer ſin fater wari
fireo in folche, „eddo welihheſ cnuoſleſ du ſiſ.
ibu du mi ęnan ſageſ, ik mi de odre uuet,
chind, in chunincriche chud iſt min[1] al irmindeot."
hadubraht gimahalta, hiltibranteſ ſunu:
„dat ſagetun mi uſere liuti,
alte anti frote, dea érhina warun,
dat hiltibrant hætti min fater; ih heittu hadubrant.
forn her oſtar gihueit (floh her otachreſ nid)
hina miti theotrihhe enti ſinero degano filu.
her furlæt in lante luttila ſitten
prut in bure, barn unwahſan,

arbeo laoſa. her *ræt*[2] oſtar hina d*et*[3],
ſid detrihhe darba giſtuontum[4]
fatereres[5] mineſ: dat uuaſ ſo friuntlaoſ man.
her waſ otachre ummettirri,
degano dechiſto unti[6] deotrichhe darba giſtontun[7].
her waſ eo folcheſ at ente, imo wuaſ eo feh*e*ta ti leop,
chud waſ her chonnem mannum: ni waniu ih iu lib habbe."
„w*ettu*[8] irmingot, quad [. . .]

Ich hörte das sagen,
daß sich als Kämpfer allein begegneten
Hiltibracht und Hadubrant zwischen zwei Heeren.
Sohn und Vater ordneten ihre Rüstungen,
sie machten ihre Kampfgewande bereit, gürteten sich ihre Schwerter an,
die Helden, über die Panzerringe, da sie zum Streite ritten.
Hiltibracht sprach, Heribrants Sohn (er war der ältere Mann, der Lebenserfahrenere); er begann zu fragen
mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre
im Volke der Menschen, „oder welches Geschlechtes du seist.
Wenn du mir einen sagst, weiß ich mir die andern,
Jüngling, im Königreiche ist mir kund alles Menschenvolk."
Hadubracht sprach, Hiltibrants Sohn:
„Das sagten mir unsere Leute,
alte und erfahrene, die ehemals waren,
daß Hiltibrant hieße mein Vater; ich heiße Hadubrant.
Einst zog er ostwärts (er floh Otachers Haß)
von hier mit Theotrich und vielen seiner Krieger.
Er ließ im Lande elend sitzen
die junge Frau in der Wohnung, das unerwachsene Kind,
der Erbtümer ledig. Er ritt ostwärts von hier,
da dem Dietrich Bedürfnis erwuchs
meines Vaters: das war ein so freundloser Mann.
Er (Hildebrand) war dem Otacher über die Maßen ergrimmt,
der Helden ergebenster bei Dietrich.
Er war immer an der Spitze der Heerschar,
ihm war immer Fechten zu lieb,
kund war er kühnen Männern: ich wähne nicht, daß er noch das Leben habe."
„. . . der große Gott", sprach [. . .]

[1] Lies mi. — [2] Jetzt nicht mehr zu erkennen, da die Handschrift durch Anwendung von chemischen Reagenzien gelitten hat. — [3] d*et* ist zu streichen. — [4] Lies giſtuontun. — [5] Lies fatereſ. — [6] Lies miti (mit). — [7] darba giſtontun ist zu streichen. — [8] Das Wort ist jetzt nicht mehr zu erkennen, und was man früher dort gelesen hat, wird verschieden erklärt. Lachmann deutete wêttu als „weiß Tiu" (der Kriegsgott); andere erklären: „ich rufe zum Zeugen an den großen Gott".

Ik gihorta ðat seggen ðat sih urhettun ænon muo
tin hiltibraht enti haðubrant untar heriun tuem.
sunufatarungo iro saro rihtun garutun se iro
guðhamun gurtun sih iro suert ana helidos
ubar ringa do sie to dero hiltiu ritun hiltibraht
gimahalta heribrantes sunu her uuas heroro
man ferahes frotoro her fragen gistuont fohem
uuortum hwer sin fater wari fireo in folche eddo
welihhes cnuosles du sis · ibu du mi enan sages · ik
mi de odre uuet chind in chunincriche · chud ist
min al irmindeot · hadubraht gimahalta hilti
brantes sunu dat sagetun mi usere liuti alte anti
frote dea erhina warun dat hiltibrant ...

Die erste Seite des „Hildebrandsliedes".

Nach der Handschrift (8. — 9. Jahrh.), in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

(Aus Vogt und Koch, „Geschichte der deutschen Literatur".)

Eigenschafts- und Hauptwörter sind in dieser Weise verschmolzen worden, sondern auch Wortgruppen anderer Art. Namentlich wachsen oft Substantiva mit den davon abhängigen Genetiven zu einheitlichen Gebilden zusammen, wie z. B. für althochdeutsch **daz Frankôno lant** und für mittelhochdeutsch **der Nibelunge hort** jetzt das Frankenland und der Nibelungenhort steht.

Demnach kann es die deutsche Sprache, was Menge und Schönheit der Zusammensetzungen anbetrifft, mit jeder anderen aufnehmen, selbst mit der in dieser Hinsicht sehr bevorzugten altgriechischen. Kein Wunder, daß sie Klopstock für „die bildsamste von allen Sprachen" hält und rühmend hervorhebt, Bildsamkeit sei ein Hauptzug, der die Sprache der Deutschen unterscheide. Hat man doch im deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm ungefähr 613 Komposita mit Kunst, etwa gleich viel mit Hand und Krieg und nicht viel weniger mit Geist gezählt. Und dabei ist der Vorrat noch keineswegs erschöpft, wie z. B. zu den 287 Gebilden mit Liebe, die dort verzeichnet werden, von anderer Seite noch etwa 600 aus der deutschen Literatur nachgetragen worden sind.

In der Syntax endlich liebt es der Deutsche außerordentlich, die Sätze nicht künstlich zu verschlingen, sondern lose aneinanderzufügen, und unterscheidet sich darin wesentlich von anderen Völkern, z. B. den Römern. Denn wo diese eine Reihe logisch zusammengehöriger Glieder ineinanderschachteln und zu einer oft verwickelten Periode aufbauen, setzen wir gern eins einfach neben das andere und schaffen so statt eines festgeschlossenen Ringes eine locker zusammenhängende Kette. Und wenn auch bei uns in vielen Fällen die Beiordnung der Unterordnung hat weichen müssen, so ist uns jene doch so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir sie immer noch häufig, selbst unbewußt, im mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch verwenden, unter anderem in Bedingungssätzen. Denn aus den drei Fügungen: Käme er (= käme er doch!), so würde ich mich freuen; kommt er (= kommt er?), so wirst du staunen; komm (= komm!), so wirst du das Buch erhalten, läßt sich mit Leichtigkeit die ursprüngliche Bedeutung und Geltung der vorangestellten Worte als selbständiger Wunsch-, Frage- und Befehlssätze erkennen. Häufig kommt auch in unserem Schrifttum, z. B. bei Goethe und anderen, der Fall vor, daß in mehrgliederigen Relativsätzen nach dem ersten Teile die subordinierende Fügung aufgegeben und in die koordinierende umgesprungen wird, nach Art der bekannten Stelle in Luthers Bibelübersetzung (Matth. 7, 15): „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe" (= inwendig aber reißende Wölfe sind).

So hat unsere Sprache trotz äußerer Einflüsse auf den wesentlichsten Gebieten ihr charakteristisches Gepräge bewahrt. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß hier und da die fremden Anregungen einen deutlichen Widerhall in ihr gefunden haben; dies war indessen gewöhnlich nur dann der Fall, wenn die betreffenden Erscheinungen unserem Denken und Fühlen entsprachen und in den Rahmen unserer Darstellungsmittel hineinpaßten. Liefen sie dagegen dem Geist des Deutschtums zuwider, so konnten sie wohl vorübergehend von einzelnen Personen, ja selbst von ganzen Ständen nachgeahmt werden, vermochten sich aber nur selten irgendwo festzusetzen, geschweige denn, daß sie allgemein durchgedrungen und verbreitet worden wären. Prüfen wir daraufhin einige der hier in Betracht kommenden Beispiele!

Da die griechische Sprache der unsrigen in mancher Hinsicht geistesverwandt ist, so war es ganz natürlich, daß die deutsche Literatur seit dem Wiederaufblühen der klassischen Altertumswissenschaft von ihr sehr gefördert und nach Inhalt und Form mächtig angeregt wurde. Namentlich mußten unsere Dichter durch das Vorbild Homers und anderer gottbegnadeter

Sänger der Hellenen zu neuen, schönen Wortschöpfungen begeistert werden. Daher nahmen die Zusammensetzungen mit Partizipien der Vergangenheit, die im Alt- und Mittelhochdeutschen nur schüchtern und ganz vereinzelt hervortraten, seit dem Zeitalter des Humanismus in gewaltigem Umfange zu. Wie Goethe siegdurchglüht, neidgetroffen, schneebehangen bildet, so hatte schon lange vorher Fischart die Formen weingetränkt, goldbeladen, streiterhitzt geschaffen; und von demselben Odem griechischen Geistes angehaucht, spricht Klopstock von donnergesplitterten Wäldern und Schiller von sturmbewegten Wellen, Voß von hauptumlockten Achäern und Platen von dem felsenumgürteten Eiland Capri, Lenau von mondbeglänztem Laube und Scheffel vom mückendurchsummten Stüblein. Ebenso mehren sich seit jener Zeit die Komposita mit Partizipien der Gegenwart in auffälliger Weise: wir erinnern an Gebilde wie silberprangender, schlangenwandelnder, freudebrausender Felsenquell (Goethe), an die völkerwimmelnde Stadt (Schiller), das liebejauchzende Geschmetter der Nachtigall (Voß), das liebeglühende Herz (Körner), die liebelächelnde Grazie (Hölty) und andere. Sind die aufgezählten Wörter auch meist Eigentum der Dichtersprache geblieben, so haben doch viele ähnlich geformte allmählich in der Prosa und im Munde der Gebildeten, zum Teil auch in der Rede des Volkes, das Bürgerrecht erworben, wie blutbefleckt, gottergeben, fluchbeladen, angstgequält, wonnebebend, freudestrahlend, kraftstrotzend, himmelschreiend und andere. Dagegen sind Nachahmungen langatmiger indischer Komposita seit dem Bekanntwerden der morgenländischen Poesie wohl von einzelnen Dichtern gewagt worden, haben aber keine Aussicht, jemals allgemein gebräuchlich zu werden. Denn Formen wie gattensehnsuchttränenumflossen, waldvogelgesangdurchtönt, blütengesproßbekrönt, die Rückert bei der Übersetzung des indischen Epos „Nal und Damajanti" geschaffen hat, erscheinen uns zu gekünstelt und widerstreben unserem Sprachgefühl.

Das Nämliche wie auf dem Gebiet der Wortbildung können wir auch im Bereich des Wortgefüges beobachten. Wir reden jetzt unbedenklich von dem Dichter Schiller, dem Maler Kaulbach, dem Philosophen Schelling oder (ohne Artikel) von König Friedrich und Kaiser Wilhelm, scheuen uns also nicht, Appositionen zu Hauptwörtern diesen voranzustellen, anstatt sie folgen zu lassen. In den ältesten Volksepen aber ist von diesem Brauch noch keine Spur vorhanden, und in Otfrieds Evangelienbuche findet sich nur ein Beispiel (I, 21,1: ther kuning Hêrôd, der König Herodes). Dagegen ist diese Sitte bei den althochdeutschen Übersetzern lateinischer Schriften ziemlich verbreitet, so daß wir genügenden Grund haben, darin die Nachahmung eines lateinischen Vorbildes (rex Deiotarus, urbs Roma, flumen Rhenus) zu vermuten. Denn da diese Wortfolge an der gewöhnlichen Stellung beigefügter Eigenschaftswörter ein Seitenstück hatte, erregte sie von vornherein wenig Anstoß und konnte sich um so leichter einbürgern. Dagegen ist die lateinische Periodenform, die besonders in den Kanzleien oft nachgebildet wurde, stets von dem gesunden Sinn des Volkes wieder abgewiesen worden. Sie hat selbst in der Schriftsprache niemals festen Boden gefunden, wenn auch hervorragende Schriftsteller, wie Luther, in vereinzelten Fällen dem Vorbild der Römer gefolgt sind und bedeutende Dichter, wie Goethe, sich bisweilen haben verleiten lassen, dem lateinischen Satzbau einen bescheidenen Tribut zu zollen. Nur bei den Juristen der alten Schule, die mit den Gepflogenheiten des römischen Rechtes eng verwachsen waren, herrschte lange Zeit die Unsitte, die verwickelten Konstruktionen des Corpus Juris und anderer Rechtsbücher nachzuahmen, ja womöglich ein ganzes Erkenntnis in einem einzigen Satze unterzubringen. Doch beginnen auch die Rechtsgelehrten neuerdings, sich einfach und leichtverständlich, mit einem Worte: deutsch auszudrücken. Daher haben die Schöpfer des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches nicht nur sachlich die

Forderungen des deutschen Rechtes stärker betont, sondern sich auch mehr an die in der deutschen Sprache geltenden Grundsätze angeschlossen.

In gleicher Weise wie mit den alten hat sich unser Volksgeist auch mit den neueren Sprachen abgefunden und aus ihnen zwar verwandte, seiner Art gemäße Züge angenommen, ihr widersprechende aber ferngehalten und, wenn sie dennoch spärlich eindrangen, sie nach und nach wieder auszumerzen und abzustoßen gesucht. In nachlutherischer Zeit ist aus Frankreich eine neue Satzfügung zu uns gekommen, die darin besteht, daß das Zeitwort „sein" in Verbindung mit dem Verhältniswort „von" zur Kennzeichnung einer Eigenschaft oder eines Standes gebraucht wird, z. B. „Das liebe Mädchen ist von der reizendsten, verehrungswürdigsten Unschuld" (Lessing, „Hamburgische Dramaturgie") oder „Ist sie von Adel?" (Schiller, „Kabale und Liebe"). Noch Gottsched erklärt 1764 solche Wendungen für undeutsch und leitet sie richtig aus französischer Quelle ab (vgl. il est un homme de condition, er ist ein Mann von Stande); aber später sind sie völlig bei uns heimisch geworden und finden sich bei den besten Schriftstellern und in der Umgangssprache der Gegenwart so häufig, daß sie uns durchaus nicht mehr fremd anmuten. Das rührt hauptsächlich daher, daß sie an gut deutschen Ausdrücken, wie „er war ein Knabe von zehn Jahren", hinlänglichen Rückhalt hatten. Dagegen wird der französische Gebrauch des besitzanzeigenden Fürwortes in Sätzen wie: „Warum wagt sie es nicht, sich in meine Arme zu werfen?" (Goethe, „Wahlverwandtschaften") noch jetzt, z. B. von Theodor Matthias, als Versündigung gegen den Geist unserer Sprache bezeichnet. Denn der mehr gefühlvollen und innerlichen Auffassung des Deutschen sagt es besser zu, den Dativ des persönlichen Fürwortes zu setzen, um den Anteil der Person an der Handlung mehr zum Ausdruck zu bringen (also: er warf sich mir in die Arme; das kommt mir nicht in den Sinn). Ebensowenig hat sich das dem französischen c'est que entsprechende „es ist, daß" zur nachdrücklichen Hervorhebung eines einzelnen Begriffes (z. B. in dem Satze: An jener Stelle ist es, daß man den Fluß bequem überschreiten kann) trotz wiederholter Einbürgerungsversuche festsetzen können. Denn so berechtigt eine solche Verbindung in der Sprache unserer westlichen Nachbarn ist, so schlecht steht sie der unsrigen zu Gesicht, zumal da diese über ganz andere Mittel verfügt, ein Wort bedeutsam herauszuheben. Genügt ihr dazu doch in der Regel schon die starke Betonung. Es muß daher als ein Verstoß gegen die Sprachrichtigkeit, ja als eine Geschmacksverirrung gelten, wenn Fanny Lewald schreibt: „Es ist bei dieser Gelegenheit, daß jenes Bekenntnis zu stande kam", um so mehr, als hier zu der fremden Konstruktion noch ein Fehler im Gebrauch der Zeitstufen hinzutritt.

Aus alledem ergibt sich, daß der sprachliche Einfluß des Auslandes immer dann am erfolgreichsten war, wenn die in Frage kommenden Erscheinungen mit den Gesetzen und dem Wesen der heimischen Ausdrucksweise in Einklang standen. Und dies ist verhältnismäßig selten geschehen. Was wollen also solche Einwirkungen besagen gegenüber den zahlreichen Lebenskeimen, mit denen unsere Sprache durch hervorragende Dichter und Denker des Inlandes, ja durch die schöpferische Kraft des ganzen Volkes befruchtet worden ist? Denn in der Hauptsache bleibt eine Sprache das Erzeugnis der großen Masse und wird in ihrer Entwickelung stets von dem unbewußt schaffenden Geiste der Gesamtheit beeinflußt.

2. Das geistige Gepräge der deutschen Sprache.

Wilhelm von Humboldt sagt mit Recht: „Unter allen Lebensäußerungen, an welchen Geist und Charakter eines Volkes erkennbar sind, ist die Sprache die geeignetste, beides in ihren

geheimsten Gängen und Falten darzulegen"; und Jakob Grimm kommt zu demselben Ergebnis, wenn er ausführt, daß die innersten Vorzüge und Mängel einer Sprache stärker, als man wähne, und sogar stärker als andere Besitztümer mit der sinnlichen wie geistigen Naturanlage der Völker, denen sie gehörten, zusammenhingen.

In der Tat ist die deutsche Zunge ein Stück Deutschtum. Heißt doch deutsch von Haus aus soviel als volkstümlich und geht auf den gleichen Stamm zurück wie mittelhochd. diet, Volk (vgl. Dietrich = der Volksherr). Darum bekunden wir in der Art und Weise, wie wir die Wörter bilden, abwandeln und zum Satz verknüpfen, kurz wie wir unsere Vorstellungen und Empfindungen zum Ausdruck bringen, unsere geistige Beanlagung, unser Denken, Fühlen und Wollen in hervorragendem Maße und weben in und mit der Sprache ein Gewand unseres inneren Lebens, das keiner anderen Nation so gut sitzen oder zu Gesicht stehen würde. Fällt also einmal von ungefähr ein Fremdwort in den lebendigen Brunnen einer deutschen Mundart, so wird es darin so lange umhergetrieben, bis es sein ausländisches Wesen mehr oder weniger abgestreift hat und den heimischen Gebilden lautlich nahegerückt ist. Wenn aus lateinisch consolida und genista Günsel und Ginster hervorgegangen, oder wenn französisch valise und planchette zu Felleisen und Blankscheit, slawisch vilczura, Wolfspelz, und pomalu, langsam, zu Wildschur und pomadig umgewandelt worden sind, so können wir in diesen Lautübergängen deutlich den unbewußten Drang des Volkes wahrnehmen, die fremden Ausdrücke dem deutschen Wortschatze anzupassen, sie sich mundgerecht zu machen und nach heimischen Klängen umzumodeln. Die slawischen Ortsnamen des Gebietes östlich der Elbe und Saale, die lateinischen Bezeichnungen von allerhand Pflanzen wie Bertram (= pyrethrum), die französischen Ausdrücke für Bekleidungsgegenstände wie Kammertuch (= Cambrayer Tuch) und andere sind eine wahre Fundgrube für den, der den schaffenden Volksgeist in seiner umfangreichen Tätigkeit beobachten und kennen lernen will.

Das Bestreben, Fremdes umzugestalten, ist eine hervorragende Eigentümlichkeit der deutschen Mundarten; in keinem Lande hat die Volksetymologie so tiefe Wurzeln geschlagen wie in dem unsrigen, selbst nicht in England, das in zweite Linie zu stellen ist. In keiner anderen Sprache sind so viele volkstümlich zurechtgestutzte Formen aus den Mundarten in die Schriftsprache eingedrungen wie in der deutschen. Denn auch darin unterscheidet sich diese von ihren indogermanischen Schwestern wesentlich, daß sie dem Dialekte einen weit stärkeren Einfluß auf die Literatur gestattet und es so den Schriftstellern in höherem Grade ermöglicht, ihren Wortschatz aus dem fruchtbaren Nährboden der engeren Heimat zu bereichern. Nachdem Lessing im 13. Literaturbriefe dringend empfohlen hatte, gute Wörter der Mundart zu entnehmen und der Schriftsprache zuzuführen, haben dies bedeutende Geister, wie Klopstock, Schiller, Goethe, aber auch spätere Dichter, wie Keller, Storm, Fontane und Detlev von Liliencron, in hervorragendem Maße getan und wesentlich dazu beigetragen, daß unsere Sprache jetzt zu den wortreichsten ganz Europas gehört und andere, z. B. die romanischen, an Umfang des Wortschatzes bei weitem übertrifft.

Die nationaldeutschen Eigentümlichkeiten der Sprache kommen am klarsten zum Ausdruck im Satzbau und in der stilistischen Färbung der Rede, im Wortschatz und in den sprichwörtlichen Redensarten. Die Satzfügung läßt uns vor allem einen Blick in die Werkstätte des Verstandes und der Einbildungskraft tun; denn sie zeigt, wie unser Volk die Wörter miteinander verknüpft und den Gedanken ihr bestimmtes Gepräge verleiht. Die Bedeutungslehre, das tiefere Eingehen auf den Sinn und Ursprung des Wortvorrates ermöglicht

uns eine Umschau über die große Menge der Vorstellungen und Gefühle, von denen die Gesamtheit beseelt ist, und einen Überblick über die Fortschritte, die sie im Laufe der Jahrhunderte erzielt hat; endlich die Sprichwörter als die Weisheit auf der Gasse geben uns Kunde von den Lebenserfahrungen, die das Volk tagtäglich macht, sie predigen also allgemeine Wahrheiten, wie die Sprüche der sieben Weisen, in denen die ältesten Griechen ihre sittlichen Anschauungen niedergelegt haben. Denn, um mit Goethe zu reden,

Sprichwort bedeutet Nationen,
Mußt aber erst unter ihnen wohnen.

Indessen ist auch in den übrigen Äußerungen des Sprachlebens, hier mehr, dort weniger, die nationale Eigenart des Volkes erkennbar; darum werden auch sie mit herangezogen werden müssen, da wir ja nur dann ein deutliches Bild von dem Niederschlag des Volkscharakters in der Sprache gewinnen können, wenn wir alle einzelnen Züge zusammenfassen, alle Teile wieder zu einem geordneten Ganzen vereinigen. Überdies ist es von Nutzen, ab und zu das Augenmerk auf eine fremde Sprache zu richten und ihr Wesen mit dem der unsrigen zu vergleichen, weil durch die Erweiterung des Gesichtsfeldes unser Blick freier, durch die Gegenüberstellung verschiedenartigen Stoffes die gewonnenen Ergebnisse anschaulicher werden.

Durch den Entwickelungsgang des deutschen Geistes ist unserer Sprache vor allem die Aufgabe zu teil geworden, für die erhabenen Lehren bedeutender Philosophen ein kleidsames Gewand abzugeben und den goldenen Worten großer Dichter eine würdige Form zu verleihen. Schon Leibniz rühmt von ihr, daß sie „zur Weltweisheit wie geschaffen" sei (philosophiae nata videtur), ja daß zum Prüfstein der Philosophie keine andere Sprache in Europa geeigneter sei als die deutsche (illud asserere ausim huic tentamento probatorio atque examini philosophematum nullam esse in Europa linguam Germanica aptiorem). Er meint damit, wie aus seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" hervorgeht, daß unsere philosophische Sprache gerade darum so klar und durchsichtig sei, weil sie die Dunkelheit schulmäßiger, namentlich scholastischer Kunstwörter nicht kenne, sondern unmittelbar aus dem vollen Leben schöpfe, d. h. weil sie noch nicht durch einen zu langen Bildungsgang verblaßt sei und daher gestatte, die der Wortbedeutung zu Grunde liegenden Bilder leicht zu erkennen, Stamm und Endung deutlich zu sondern, weil sie also den Gedanken durch den Lautkörper durchschimmern lasse. Viel kräftiger spricht Fichte dieselbe Ansicht in seinen „Reden an die deutsche Nation" aus, wo er die lebendige deutsche Sprache in Gegensatz zu den „toten romanischen" bringt und betont, daß wohl in jener das Denken leicht symbolischen Ausdruck finde, das Wort lebendig und sinnlich sei und so das ganze eigene Leben darstelle, daß man sich dagegen in diesen, um eine lebendige Wirksamkeit der Gedanken zu erzielen, erst historische Kenntnisse aus einer abgestorbenen Welt (der römischen) holen und sich in eine fremde Denkart hineinversetzen müsse.

Es ist offenbar, daß Leibniz wie Fichte mit diesen Ausführungen zu weit gehen, aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie in vieler Beziehung recht haben; denn tatsächlich übertrifft das Deutsche in der Durchsichtigkeit der Wortstämme und Wortbildungen manche andere Sprache. So haben z. B. die französische und die englische ihre wissenschaftliche Terminologie weit mehr als die deutsche aus einer für die große Masse fremden Welt geholt. Denn während bei uns, besonders seit Christian von Wolff, die Kunstausdrücke der Philosophie in der Hauptsache deutsch sind, haben die Franzosen meist lateinische, die Engländer französische entlehnt. Diese Fremdwörter stehen aber gewöhnlich zusammenhanglos innerhalb des Wortschatzes, klingen nicht an andere wurzel- und bedeutungsverwandte Ausdrücke an, sind also weniger anschaulich.

Wichtiger und für die Philosophen wesentlicher ist eine andere Eigenschaft unserer Sprache, nämlich ihre große Beweglichkeit und Bildungsfähigkeit, die es dem Denker ermöglicht, für jeden Begriff mit Leichtigkeit eine passende Bezeichnung zu schaffen. Ist es ihm doch vergönnt, von einer Ineinsbildung und einem Insichhineinleben, von einem Anundfürsichsein, ja sogar von einem Auchnichtseinundauchandersseinkönnen zu reden. So kommt es, daß der Engländer William Whewell in seiner „Philosophie der induktiven Wissenschaften auf Grund ihrer Geschichte" das Urteil fällt: „Von den neueren europäischen Sprachen besitzt das Deutsche die größte Leichtigkeit der Zusammensetzung. Daher ist es den Männern der Wissenschaft gestattet, Kunstausdrücke zu erfinden, die in den übrigen Sprachen Europas unmöglich nachgeahmt werden können." Während also der Franzose Diderot über die Fesseln klagt, die die Grammatik seiner Muttersprache angelegt habe, und meint, diese sei zwar schön zum Bücherschreiben, aber nicht beweglich genug für das Genie, steht den deutschen Philosophen für die unbeschränkte Ausübung der subjektivsten aller Wissenschaften die subjektivste Sprache zur Verfügung.

Ebenso große Vorzüge besitzt das Deutsche für die Dichtkunst. In dieser Beziehung äußert sich Wilhelm von Humboldt in seiner Charakteristik Schillers folgendermaßen: „Schiller sprach nur auf seine individuelle Weise aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, in allem, was hieran geknüpft ist." Und wenn, wie Goethe im „Götz von Berlichingen" sagt, „ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz den Dichter macht", wenn ferner das innerste Wesen der Poesie darin besteht, die Eindrücke der Außenwelt mit empfänglichem Gemüte aufzunehmen und mit gestaltender Phantasie widerzuspiegeln, so muß unsere Nation zu den poetisch vorzüglich beanlagten gezählt werden, aber nicht minder unsere Sprache. Denn sie gewährt, um hier nur einige Punkte herauszugreifen, in der beweglichen Wortstellung, im Gebrauch des Artikels, des persönlichen Fürworts und anderer Redeteile die Möglichkeit, sehr feine Abschattungen des Sinnes zum Ausdruck zu bringen, und bietet in der Freiheit, zu archaisieren, ein Mittel, der Rede Hoheit und Würde zu verleihen. Jakob Grimm hat in seiner „Deutschen Grammatik" darauf aufmerksam gemacht, welche leisen, aber für den Dichter bedeutsamen Unterschiede enthalten seien in den vier Fügungen: Erntezeit, Zeit der Ernte, der Ernte Zeit, die Zeit der Ernte, und hat dies an dem Goetheschen Worte: „Wie atmet hier Gefühl der Stille!" nachgewiesen. Er sagt, der Ausdruck würde schon geschwächt, wenn man dafür setzen wollte: „das Gefühl der Stille", und noch mehr durch die Änderung in „der Stille Gefühl". Die Allgemeinheit Gefühl wolle den Artikel nicht, die Bestimmtheit der Stille dagegen wolle ihn, das Allgemeine aber gehe voraus und werde dann auf das Besondere angewandt. Eine Zusammensetzung Stillegefühl, die vielleicht ein geringerer, der Schönheiten seiner Sprache weniger bewußter Dichter gewählt hätte, würde hier geradezu unerträglich sein.

Es kommt ferner dem deutschen Dichter sehr zu statten, daß ihm die Sprache erlaubt, ein stark betontes Wort an eine wichtige Satzstelle zu rücken. Er kann, um mit Klopstock („Von der Sprache der Poesie") zu reden, „die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen, bisweilen darf ihn sogar der dadurch zu erreichende Wohlklang veranlassen, Worte umzustellen, um so dem Verse eine gewisse glückliche Wendung zu geben"; er kann auch durch Verbinden und Trennen der Sätze, durch die ganze logische Fügung der Rede die Rhythmik

der aufgeregten Seele noch kräftiger zum Ausdruck bringen als die Romanen mit den tönenden Schwingungen ihrer Rezitation. Man vergegenwärtige sich Sätze wie „Des Speerwurfs ein Verächter, trug er nur Pfeil und Bogen" (Scheffel), wo der objektive Genetiv vor ein mit unbestimmtem Geschlechtswort versehenes Substantiv getreten ist, oder „Nachtigallen Lieder sangen ringsumher im Blütenhain" (Mahlmann), wo das Objekt vor das Prädikat gestellt ist, oder „Abblüht die Blume" (Herder), wo entgegen den sonstigen Gepflogenheiten unserer Sprache das Verhältniswort nicht durch Tmesis vom Verb getrennt ist, und man wird erkennen, daß es dem Dichter unbenommen bleibt, nach Bedürfnis mit den Worten zu schalten, zumal wenn er einen Begriff besonders herausheben und dadurch dem Leser innerlich näherbringen will.

Aber auch sonst vermag er, dank der Schmiegsamkeit unserer Sprache, mit unbedeutenden Mitteln schöne Wirkungen zu erzielen. Er kann der Rede naiven Ausdruck und volkstümliche Färbung geben, z. B. durch Unterdrückung des Fürworts, wie Goethe, wenn er singt: „Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz" („An den Mond") und „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", oder dadurch, daß er ein Pronomen zur Verdeutlichung einschiebt, wie Goethe in der „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen": „Die Kinder, sie hören es gerne."

Doch damit ist die Freiheit der dichterischen Darstellung noch lange nicht erschöpft: man kann auch alte Wörter und Wortverbindungen aus vergangenen Jahrhunderten wieder hervorholen, um der Rede eine gewisse Stimmung zu geben. Daher sagt Jean Paul in seiner „Vorschule der Ästhetik" mit Recht: „Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie bloß sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpfwerke in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeiten und der sinnlichen Handwerkssprache. Wollte man die bedeckten Goldschächte altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein Wörterbuch heben. Wollten wir Deutschen uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen, indessen Briten und Franzosen nur die Aufnahme neugemachter wagen, welche sie noch dazu aus ausländischem Tone formen, wenn wir unsere aus inländischem schaffen können." Ebenso fordert Herder wiederholt dazu auf, aus älteren Schriftstellern, wie Opitz und Logau, Idiotismen zu sammeln und die in Luthers Bibelübersetzung verborgenen Schätze ans Tageslicht zu ziehen.

Diesen Grundsätzen folgten besonders die Romantiker, wie Uhland, die uns eine große Zahl alter Wörter wiedergeschenkt haben, z. B. Ferge, Ger, Gaden, baß, gülden, birschen und andere. Doch auch sonst zeigt sich die altertümelnde Neigung der Poesie, wo sie eine gewisse Stimmung beabsichtigt: wie der Satzbau des Dichters die alte Beiordnung bevorzugt und dem verwickelten System längerer Perioden aus dem Wege geht, so hält er auch gern den früheren Sprachzustand in den Wortbildungs- und Flexionsformen fest. Bald begegnen wir alten Endungen bei Adverbien wie ewiglich, wonniglich, bitterlich, geschwinde, milde, zurücke, bald bei Substantiven wie Schöne = Schönheit, Wage = Wagnis; in dem einen Falle ist der Vokalismus altertümlicher (z. B. er bräut, fleugt), in dem anderen der Konsonantismus (du willt, du sollt). Hier zeigt die flektierte Form archaisches Gepräge (Röslein auf der Heiden), dort die unflektierte (ein eisern Gittertor), hier die Einzahl (der Schatte, Bronne), dort wieder die Mehrzahl (Lande, Bande, Tale). Ähnlich verhält es sich mit der Syntax, denn in Sätzen wie „er fühlt sich bald ein Mann" (Goethe, „Iphigenie") und „welch ein Band ist sichrer als der Gatten" (Goethe, „Iphigenie") verlangt das prosaische Sprachgefühl der Gegenwart die Zufügung der Wörter „als" und „das", in anderen, wie „Harre, meine Seele, harre des Herrn" (= auf den Herrn) oder „eurer Gegenwart seid bedankt" (= für eure Gegenwart; Uhland, „Herzog Ernst")

setzen wir bei schlichter Rede jetzt die Präposition ein. Eins der glänzendsten Beispiele für geschickte Verwendung altertümlicher Sprachformen ist Goethes anheimelndes und kraftvolles Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung".

Demnach können wir es wohl begreifen, daß Klopstock in seinen „Grammatischen Gesprächen" sagt: „Die deutsche Sprache ist eine unserer liebsten, weil sie uns nicht leicht in Verlegenheit setzt, wenn wir uns ausdrücken wollen, sondern auch in Beziehung auf edlere Gegenstände bestimmt und ganz sagen läßt, was wir sagen wollen", und können die Begeisterung würdigen, mit der er in einer seiner Oden äußert: „Die Gedanken, die Empfindungen treffend und mit Kraft, mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist, Sprache des Thuiskon, dir wie unseren Helden Eroberung ein Spiel." Wenn aber Goethe in seinen „Venetianischen Epigrammen" mehrfach über die Sprödigkeit der deutschen Sprache klagt und mißmutig ausruft: „So verderb' ich unglücklicher Dichter in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst", so sehen wir darin nur den Unmut, den eine geniale und schöpferische Natur über die Schranken der Ausdrucksmittel empfindet, die sich dem unendlichen Reichtum ihrer Ideen und Empfindungen entgegenstellen.

Ohne Zweifel bietet unsere Sprache der Phantasie hervorragende Gelegenheit, die Schwingen zu entfalten. Sie kommt uns daher bei unseren stilistischen Neigungen und Eigentümlichkeiten auf halbem Wege entgegen. Während sich die Franzosen gleich den Römern für den Aufputz der Darstellung mit rhetorischen Figuren begeistern, ist der Deutsche weder ein Freund von vielen Sinnspitzen (Pointen) noch von häufigen Gegensätzen (Antithesen) oder anderem Schmuck der Sprache, der mehr blendet als das Herz gewinnt. Dagegen heben wir gern eigentümliche, bedeutungsvolle Züge hervor, die der Einbildungskraft Nahrung geben und obendrein das Gemüt beschäftigen. Wie wir uns den alten Fritz kaum ohne seinen Krückstock oder den alten Bismarck ohne seinen Schlapphut denken können, so erfassen wir auch sonst gern einzelne Punkte an den in unseren Gesichtskreis tretenden Gegenständen. Das Allgemeine und Einförmige, das Nüchterne und Platte ist nicht nach unserem Sinne. Die fortlaufende Numerierung der amerikanischen Straßen widerstrebt unserem Gefühl; auch wollen uns, obwohl wir sonst abgezogene Begriffe lieben, bei sinnfälligen und greifbaren Dingen, wie öffentlichen Plätzen, die romanischen Abstraktionen Place de la Concorde oder Piazza dell' Independenza nicht zusagen, vielmehr knüpfen wir bei Bezeichnung solcher Örtlichkeiten am häufigsten an die Namen von gefeierten Personen oder an die Beschaffenheit der Gegend an und ziehen es vor, von einem Goethe- oder Wilhelmsplatze, von einer Berg- oder Lindengasse zu sprechen. Aber auch sonst betont der Deutsche gern das Besondere in seiner Sprache und hebt darum mit Vorliebe charakteristische Züge hervor. So spielen namentlich im mündlichen Verkehr die auf Vergleichen mit Naturerscheinungen beruhenden Beiwörter eine große Rolle; grasgrün, turmhoch, kugelrund, aalglatt, baumlang und ähnliche Zusammensetzungen, die unsere Einbildungskraft durch den Hinweis auf die uns umgebende Sinnenwelt anregen, sind dem Volke außerordentlich geläufig, ja sie werden oft noch durch Hervorhebung mehrerer Momente verstärkt, z. B. kohlrabenschwarz, splitterfasernackt, funkelnagelneu, hellerlichterloh.

Gleichfalls ein malerischer Zug unserer Sprache ist der ihr von Anfang an eigentümliche Hang zu Wortpaaren, den wir schon in den ältesten Dichtungen ausgeprägt finden. Sie sind meist durch Stabreim oder Vokalanklang (Assonanz) miteinander verbunden, und zwar gilt dies gleichermaßen von Substantiven (Gift und Galle, Mann und Maus, Wind und Wetter, Spott und Hohn, Ach und Krach) wie von Adjektiven (dick und dünn, braun und blau, klipp und klar, angst und bange, kurz und gut, toll und voll) und von Verben (hüten und hegen, biegen oder

brechen, zittern und zagen, schalten und walten, scheiden und meiden, lügen und trügen). Zunächst ist es dem Schöpfer derartiger Verbindungen dabei gewiß um die Stärke der Vorstellung zu tun, die er wecken will. Denn die Leidenschaft, voll von ihr selber, ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig, es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich fließt und sich niemals erschöpft. So wird der Ausdruck gehäuft, weil man durch starkes Auftragen mehr auszusprechen meint. Aber mit der Verwendung von Synonymen will man auch den Begriff deutlicher, anschaulicher und greifbarer vorführen. Denn in den Doppelformen spiegelt er sich mehrfach mit verschiedenen Abschattungen, wie ein im Prisma gebrochener Strahl. So gewinnt es den Anschein, als ob man nach einem genau entsprechenden Ausdruck des inneren Bildes gerungen habe. Unter diesen Umständen findet man es begreiflich, daß die Menge der in unserer Sprache vorhandenen Wortpaare ziemlich groß ist. Über ihre Zahl erhalten wir den besten Aufschluß durch die umfangreiche Sammlung, die Jakob Grimm aus alten Weistümern, Gesetzen und anderen Sprachdenkmälern der Urzeit in seinen „Rechtsaltertümern" zusammengestellt hat; ihre Bedeutung für die Gegenwart aber können wir schon daraus entnehmen, daß wir ihnen nicht etwa bloß in der volkstümlichen Rede, sondern auch in der Sprache der Gebildeten und der Literatur häufig begegnen.

Mit diesen Zwillingsformeln kann man **pleonastische Ausdrücke** wie Vorahnung und Rückerinnerung, Herabminderung und Rückantwort vergleichen oder Ortsbestimmungen wie: auf den Berg hinauf, über den Bach hinüber, durch das Dorf hindurch, aus denen überall das Bestreben erkennbar ist, die betreffenden Erscheinungen recht greifbar vor Augen zu führen. Ebenso dient zum Beweis für das allzeit rege Verlangen unseres Volkes nach Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit seine große Vorliebe für die **Klangmalerei**. Immer haben unsere Dichter, zumal die lyrischen, an diesem Tonspiel mit Worten Gefallen gefunden. Die Sprache selbst aber hat ihnen hierin trefflich vorgearbeitet, da sie über eine stattliche Zahl von schallnachahmenden Ausdrücken verfügt: von dem leisen Säuseln und Lispeln bis zum lauten Rauschen und Klatschen, von dem kaum vernehmbaren Kichern und Zirpen bis zum weithin tönenden Klirren und Knarren, von dem dumpfen Dröhnen und Poltern bis zum starken Donnern und grellen Schmettern sind darin alle Stufen der lautmalenden Wortbildung reichlich vertreten. Zählt doch Hermann Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte" nicht weniger als 200 derartige Wörter auf, die meist erst in neuhochdeutscher Zeit geschaffen worden sind. Und wie viele besitzen wir nicht schon von alters her! Gleichfalls eine Art Klangmalerei ist der grammatische Vokalwandel des **Ablauts**, der nicht nur die starke Biegung der Verba durchdringt (werfe, warf, geworfen; liege, lag, gelegen; laufe, lief, gelaufen), sondern sich auch in einer Menge von Substantiven (die Binde, das Band, der Bund, der Schneider, der Schnitter, die Biegung, die Beuge, der Bogen, die Bucht), besonders in klangreichen Alliterationsformen, wie Singsang, Wirrwarr, Mischmasch, geltend macht. Im Latein und in seinen Töchtersprachen sucht man diese Erscheinung fast vergeblich; nur das Griechische steht hierin dem Deutschen nahe.

Nichts aber legt für die starke Einbildungskraft unseres Volkes so lebhaftes Zeugnis ab wie die Fähigkeit, alle **Gegenstände der Natur als belebte und beseelte Wesen** aufzufassen. Wohl sind in jeder Sprache Bilder und Metaphern die Haupthebel der Bedeutungsentwickelung und des sprachlichen Fortschrittes überhaupt, aber in vielen tritt diese lebendige Kraft der bewußten oder unbewußten Schöpfung neuer Personifikationen jetzt ziemlich schwach hervor. Je mehr sich ein Volk gleich dem unsrigen die alte Naivität bewahrt hat, je innigere Beziehungen

es zur Natur unterhält, um so ergiebiger sind die Quellen, aus denen derartige Gebilde fließen. Man braucht dabei nicht an die Dichter zu denken, die gern leblose Wesen oder abstrakte Begriffe handelnd einführen, wie Schiller in seiner „Braut von Messina“: „Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe Liegt er gelagert am ruhigen Bach, Und die hüpfenden Lämmer grasen Lustig um ihn auf dem sonnichten Rasen. Süßes Tönen entlockt er der Flöte, Und das Echo des Berges wird wach, Oder im Schimmer der Abendröte Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach“; nein, unsere ganze Sprache ist überaus reich an solchen Übertragungen lebensvoller Züge auf das Leblose. Wie in der Fabel Pflanzen und Steine reden, so tun sie es auch im Volksliede: verwüstete Schlösser klagen ihr Leid, die Linde hilft trauern, und die Haselstaude warnt das Mädchen, das zum Tanze geht. Ebenso springt nach der Anschauung des Volkes der Fels in die Höhe, schauen die Berge in die Gegend hinaus, läuft die Straße am Flusse entlang, schneuzen sich die Sterne (Sternschnuppe), bricht das Feuer aus wie ein grimmiger Löwe, erhebt sich und legt sich der Wind wie ein gewaltiger Riese, will der Nagel nicht in das Brett, hat das daneben treffende Beil seinen Kopf für sich und anderes mehr. Wird ferner nicht auch dem Steine Gefühl zugeschrieben (das könnte einen Stein erbarmen), lächelt nicht der See, kann eine Gegend nicht anziehend, entzückend, reizend sein wie eine Sirene, sagt man nicht von einem Menschen, daß er „die Gesundheit“ oder „das blühende Leben“ selbst sei? Und wenn wir dem ursprünglichen Sinne der folgenden Bilder gerecht werden wollen, müssen wir die Gewalt vor dem Rechte, die Not an den Mann und drei Tage ins Land gehen sehen, so leibhaftig, als wenn sie Personen von Fleisch und Bein wären.

Doch hat die Einbildungskraft unseres Volkes oft einen träumerischen Zug, der in der Hingabe an das Geheimnisvolle und Zauberhafte seinen beredtesten Ausdruck findet. Wenn Alfred Fouillée von der Vorliebe der Germanen für die Mondscheinbeleuchtung (du nocturne et de tous les clairs de lune transcendantaux chers aux Germains) als von einer Erscheinung spricht, die seinen eigenen Landsleuten vollständig fremd sei, so meint er damit wohl hauptsächlich die Anschauungen der deutschen Philosophen und ihre Richtung auf das Übersinnliche, doch denkt er dabei auch an die Sprache. Und in der Tat, wenn wir genau zusehen, so erscheint uns gegenüber dem hellen Sonnenschein, der über die französische Sprache ausgegossen ist, unser Deutsch vielfach in einem Dämmerlichte. Wie die Aufklärung auf französischem Boden ihre festeste Stütze gehabt hat, der Mystizismus aber in Deutschland heimatsberechtigt ist, so liebt der Franzose über alles Klarheit und nüchterne, verstandesmäßige Auffassung (Ce qui n'est pas clair, n'est pas français; clareté est la base éternelle de notre langue, sagt Rivarol), der Deutsche dagegen den magischen Schein des Halbdunkels auch in seinem Stile. „Wo der Lateiner nicht müde wird, alle Beziehungen durch sorgfältige Übereinstimmung der Flexion klar und scharf hervortreten zu lassen, begnügt sich unsere Sprache mit möglichst unbestimmten Andeutungen, die wie ein Schleier die Form verhüllen, um sie ahnen zu lassen“, sagt ein so hervorragender Kenner unserer Sprache wie Hermann Wunderlich.

Zu demselben Ergebnis kommen wir bei einer vergleichenden Zusammenstellung des Deutschen mit den romanischen Sprachen. Abweichend von diesen bringen wir im Prädikatsnomen und zuweilen auch beim Attribut weder das Geschlecht noch die Zahl zum Ausdruck, so daß wir oft einen großen Teil des Satzes lesen müssen, ehe wir Aufschluß über die richtige Beziehung erhalten; wenn z. B. jemand schreibt: „Am 23. Juli des vorigen Jahres vom äußersten Osten des Reiches in der Hauptstadt eingetroffen, begab sich Frau Z. unverzüglich zur Königin“, so sind wir genötigt, erst siebzehn Worte zu lesen, ehe wir dahinterkommen, ob von einem männlichen oder

weiblichen Wesen die Rede ist, während in dem entsprechenden französischen Satze von vornherein kein Zweifel darüber obwaltet; denn hier sagt uns sofort die Form des Partizips, ob wir ein Maskulin oder Feminin vor uns haben. Eine andere hierher gehörige Eigentümlichkeit unserer Sprache ist schon Friedrich dem Großen aufgefallen, der in seiner Schrift über die deutsche Literatur („De la Littérature Allemande“, 1780) hervorhebt, daß man oft erst am Ende einer ganzen Seite das Zeitwort finde, aus dem sich endlich der Sinn des Satzes erkläre (souvent vous ne trouvez qu'au but d'une page entière le verbe, d'où dépend le sens de toute la phrase). So selten auch die vom Könige getadelte Unart der Kanzleisprache gegenwärtig vorkommt, so wird doch noch immer häufig eine ganze Reihe von Satzgliedern dem Verb, zu dem sie gehören, vorausgeschickt; denn seit Jahrhunderten ist es mehr und mehr zur festen Regel geworden, daß das Zeitwort im Nebensatz die letzte Stelle erhält. Daher müssen wir alle Objekte und Umstandswörter, die von ihm abhängen, anhören oder lesen, ehe wir erfahren, worauf sie sich beziehen, werden sonach lange in Ungewißheit über die Beziehungen der einzelnen Satzglieder gelassen, ja oft genug auf eine harte Geduldsprobe gestellt, bis wir den Sinn des ganzen Gefüges verstehen. In gleicher Weise erklärt sich die Tatsache, daß bei uns zwischen den Artikel und das dazu gehörige Hauptwort eine schier endlose Zahl von Beifügungen und adverbialen Bestimmungen eingeschoben werden kann, eine Unsitte, die Esaias Tegnér zu der Mahnung an die deutsche Sprache veranlaßt hat:

„Rascher werde dein Gang, leg' ab dein Phlegma, auf daß man
Den Beginn nicht vergeff', ehe man nahte dem Schluß!“

So ist z. B. in dem Satze: „Der am gestrigen Tage im Spiegelsaale des Schlosses zu Berlin in Gegenwart des Kaisers und verschiedener Fürsten aus allen Teilen des deutschen Landes eröffnete Reichstag hat über wichtige Vorlagen zu beraten“ der Artikel „der“ von seinem Substantiv „Reichstag“ durch 23 Wörter getrennt. Eine so große und noch größere Einschiebung ist also nach unseren Sprachgesetzen sehr wohl möglich, während dem lebhaften Franzosen schon bei halb so langen Gefügen die Geduld ausgehen würde. Denn in seiner Sprache rollt sich die Erzählung in einer Weise ab, daß der den Worten des Redners Lauschende nicht erst lange aufmerksam zu warten braucht und dann urplötzlich von der Hauptsache in Kenntnis gesetzt wird, sondern so, daß er ganz planmäßig das Vorgetragene in sich aufnehmen kann und immer zunächst das bestimmende, dann das dadurch näher bestimmte Satzglied erfährt.

Nach dem oben Gesagten begreifen wir auch die Neigung unserer Sprache zu dem mit einem geheimnisvollen Zauber umgebenen Fürwort „es“, das so oft vom Volke und von den Dichtern benutzt wird, um das unerforschliche Walten der Naturkräfte, das wunderbare Treiben dämonischer Wesen in Flur und Hain zu bezeichnen. Wie der Deutsche von jeher mit der neckfrohen Schar der Elfen und Nixen, Kobolde und Heinzelmännchen, die im Dämmerlichte weben, auf vertrautem Fuße gestanden hat, so liebt er es auch, bei der Erzählung von wunderbaren Naturvorgängen durch die sprachliche Darstellung auf die Phantasie der Hörer einzuwirken. Dazu dient ihm unter anderem das Wörtlein „es“. Oder wird nicht in Schillers „Taucher“ bei dem Bericht des Knappen: „Da kroch 's heran, regte hundert Gelenke zugleich“, und in Schlegels Hamletübersetzung bei der Wiederkehr des Geistes: „Schau, wie es da wiederkommt!“ die Unheimlichkeit der Lage durch dieses auf eine rätselhafte Erscheinung hindeutende „es“ noch erhöht? Selbst dann, wenn das „es“ als Vorläufer des hinter das Zeitwort gerückten Subjektes auftritt, liegt noch etwas Spannendes darin, wiewohl hier seine Kraft schon stark geschwächt ist. Man vergleiche die Worte: „Es zogen drei Burschen zum Tore hinaus“ mit den anderen:

„Drei Burschen zogen zum Tore hinaus", und man wird erklärlich finden, warum das Volkslied und die volkstümliche Erzählung (z. B. Es war einmal ein Mann) sich so gern dieser Art des Satzanfanges bedienen.

Die Tätigkeit der Einbildungskraft offenbart sich aber auch im Gebrauch des sächlichen Geschlechts bei Diminutiven und Sammelbegriffen. Wenn uns der Knabe als Knäbchen und die Braut als Bräutchen entgegentreten, so sind sie in unseren Augen nicht bloß verkleinert, sondern zu ganz neuen Wesen umgeschaffen worden; denn sie haben auch das Genus gewechselt. Und in ähnlicher Weise hat man Kollektiva, wie das Gebirge (vgl. der Berg) und das Gemäuer (vgl. die Mauer), zu Neutris umgestaltet, um das Umfangreichere, Ausgedehntere, Umfassendere gegenüber dem Grundwort zum Ausdruck zu bringen. Erscheint doch auch bei Gattungsbegriffen wie: das Pferd (neben der Hengst und die Stute) und das Rind (neben der Ochs und die Kuh) gerade das Neutrum als das zusammenfassende, Männliches und Weibliches in sich begreifende Geschlecht, ganz im Gegensatz zum Latein und zu den romanischen Sprachen, die diese Feinheit der Unterscheidung nicht kennen.

Weniger zahlreich sind die Züge, die unserer Sprache durch den schöpferischen Einfluß des Verstandes aufgedrückt worden sind. Auch treten sie nicht sowohl in der Organisation des Satzganzen hervor, wie im Französischen, als vielmehr in der Behandlung des Einzelbegriffes. Zunächst kommt ein logischer Zug des Deutschen im Wortton zum Ausdruck. Wie stark es hierin von anderen Sprachen abweicht, lehrt vor allem ein Vergleich mit den slawischen Idiomen; denn während das Russische in dieser Hinsicht ungebunden ist, betont das Polnische immer die vorletzte, das Böhmische (Tschechische) stets die erste Silbe. Ähnliche Unterschiede kann man an der Akzentuation der übernommenen Fremdwörter erkennen. Wenn man nämlich die Formen Vater und Mutter mit Natur (lateinisch natura) und Kadett (französisch cadet) vergleicht, so sieht man, daß jene das Hauptgewicht auf die Stammsilbe legen, diese dagegen nicht; und verfolgt man die Art der Betonung in die indogermanische Vorzeit zurück, so ergibt sich, daß auch dort wesentliche Abweichungen von unserer jetzigen bestanden haben. Denn damals war, wie noch vielfach im klassischen Griechisch (z. B. bei mēn, mēnós), der Akzent frei, d. h. er konnte auch auf die Endung gerückt werden, jetzt dagegen ist er bei uns an den Stamm gebunden. Dieser gilt nun aber als Träger der Bedeutung, also des im Worte unveränderlich Bleibenden, die Endung dagegen ist beweglich und läßt die verschiedensten Wandelungen zu. Daraus folgt, daß der Deutsche den Inhalt über die Form stellt und bestrebt ist, das logische Moment stark herauszuarbeiten, daß, wie Scherer sagt, in der Vorstellung der Germanen das stoffliche, gegenständliche Element des Wortes eine ausschließlich überwiegende Intensität und Lebhaftigkeit erlangt hat. Dies ist schon von Bopp erkannt worden und wird noch von vielen Sprachforschern der Gegenwart verfochten. Wenn aber Wilmanns die Legung des Akzentes in unserer Sprache lediglich aus mechanischen Gründen ableiten will, so läßt er unbeachtet, daß die in Betracht kommenden Erscheinungen vielfach gar nicht mit Formübertragung und Analogiewirkung erklärt werden können, daß daher noch andere, besonders logische Rücksichten bei der Regelung der Tonverhältnisse maßgebend gewesen sein müssen. Deutlich erkennt man dies namentlich an den Fällen, wo die Betonung dem Hauptgesetze zuwider nicht auf der Stammsilbe liegt. Denn wenn wir bei „unschuldig" und „Unglück" den Nachdruck auf die erste Silbe legen, so geschieht dies wegen des Gegensatzes zu „schuldig" und „Glück", also aus inneren, nicht äußeren Gründen. Im Lateinischen dagegen und in anderen Sprachen wird durch die Zusammensetzung mit in- (= un-) der Akzent nicht verschoben (vgl. dignus und indignus).

Die philosophische Anlage unseres Volkes und seine Hinneigung zum begrifflichen Denken zeigt sich auch in der Vorliebe für abstrakte Ausdrucksweise. So erklärt sich die gewaltige Herrschaft des Substantivs in unserer Sprache, die schon seit alter Zeit durch den Stabreim begünstigt wurde, dann aber unter Mitwirkung der Philosophie in riesigem Umfange zunahm, so daß wir jetzt selbst für einfache Passiva, wie „abgedruckt werden, behandelt werden, beachtet werden", oft die abstrakten Redensarten „zum Abdruck kommen, eine Behandlung erfahren, Beachtung finden" gebrauchen und für die aktiven Ausdrücke „abstehen, aufführen, berechnen" die Wendungen „Abstand nehmen, zur Aufführung bringen, in Berechnung ziehen" einsetzen. Bereits im Althochdeutschen sind die Wörter auf -ung (z. B. skidunga, Scheidung, anascouwunga, Anschauung), -heit (z. B. sâlîgheit, Seligkeit, mêrheit, Mehrheit), -schaft (z. B. heidinscaft, Heidenschaft, fiantscaft, Feindschaft), -nis (z. B. finstarnissi, Finsternis, firstantnissi, Verständnis), -tum (z. B. piscoftuom, Bischoftum, heidantuom, Heidentum), -de (z. B. ziarida neben ziarî, Zierde neben Zier), -e (z. B. liupî, Liebe, gilouba, Glaube), -t (z. B. maht, list) und andere ziemlich häufig, doch mehren sie sich im Mittelhochdeutschen bedeutend, namentlich unter dem Einflusse der Mystiker, denen wir Begriffe wie Innigkeit, Mitleid, Demütigkeit, Einigkeit, Empfindlichkeit, Herzlichkeit, Inwendigkeit, Menschheit, Lieblichkeit, Klarheit, Wesenheit, Wirklichkeit, Möglichkeit, Unbegreiflichkeit, Vernünftigkeit, Verständigkeit u. s. w. verdanken, noch mehr im Neuhochdeutschen, zunächst durch die Zeitströmung des Humanismus sowie der gelehrten Studien überhaupt und sodann durch die Tätigkeit der Dichter (Opitz, Gryphius, Logau und anderer). So sind im 15. Jahrhundert Wörter wie Parteiung, Veränderung, Selbständigkeit, Widerspruch, Vermögen entstanden, im 16. Jahrhundert Gemütsbewegung, Vorstellung, Beschaffenheit, Genauigkeit, Wahrscheinlichkeit, Leidenschaft" und andere, während durch die schöpferische Tätigkeit neuerer Philosophen Endzweck, Gesichtspunkt, Schlußfolge (Leibniz), Bewußtsein, Verhältnis (Wolff), Einbildungskraft, Weltweisheit (Thomasius) u. s. f. gebildet worden sind. Hat doch ein Gelehrter mehrere hundert Abstrakta zusammengestellt, die allein von den Anhängern der ersten Schlesischen Dichterschule geprägt und in Umlauf gesetzt worden sind. Die Folge dieses üppigen Wucherns solcher Gebilde war, daß wir sogar vom Ausland Endungen für abgezogene Begriffe entlehnt (-ei in Betrügerei = französisch -ie in partie = Partei, und -lei in mancherlei, einerlei = altfranz. ley = lat. legem) und zahlreiche Infinitive mit substantivischer Kraft ausgestattet haben, z. B. Wesen, Leben, Dasein, Betragen, Belieben, Verlangen, Vermögen, Ansehen, Aufsehen, Vorhaben, Gutdünken, Wohlwollen, Wohlergehen. Welche Macht aber das abstrakte Hauptwort noch jetzt in unserer Rechtssprache hat, beweist jeder beliebige Abschnitt aus dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuche, z. B. § 526: „Soweit infolge eines Mangels im Rechte oder eines Mangels der verschenkten Sache der Wert der Zuwendung die Höhe der zur Vollziehung der Auflage erforderlichen Aufwendungen nicht erreicht, ist der Beschenkte berechtigt, die Vollziehung der Auflage zu verweigern, bis der durch den Mangel entstandene Fehlbetrag ausgeglichen wird."

Mit der besonderen Heraushebung und Bevorzugung des Substantivs hängt es ferner zusammen, daß im Neuhochdeutschen das Substantiv einen großen Anfangsbuchstaben erhalten hat. Während in den Handschriften des Mittelalters und noch in den Drucken des 15. Jahrhunderts diese Schreibweise nur den Eigennamen und den am Beginn der Sätze oder Reihen stehenden Ausdrücken zu teil wurde, verbreitete sich der Brauch besonders seit dem 16. Jahrhundert auch auf Sachnamen und abgezogene Begriffe und setzte sich in der Folgezeit so fest, daß selbst der Eifer großer Gelehrter, wie Jakob Grimms, dagegen nichts auszurichten vermocht hat.

Ein anderer verstandesmäßiger Zug des Deutschen ist seine Sucht zum Haarspalten und zur Wortklauberei. Das Trennen, Zerlegen, Zergliedern macht ihm größere Freude als das Aufbauen; bei unseren westlichen Nachbarn ist es umgekehrt. Wir grübeln gern, d. h. graben in die Tiefe, wie Faust, das Urbild der Deutschen, die Franzosen aber haften lieber an der schönen Oberfläche. Wir schätzen das Geistvolle höher, sie das Geistreiche. Bonmots sind keine deutsche Erfindung, ihren Namen findet man erst seit 1743 in unserer Literatur bezeugt; auch „Schöngeist" ist nicht germanischen Ursprunges, sondern aus bel esprit übersetzt, und für das einfache esprit haben wir bis zum heutigen Tage noch keinen völlig deckenden Ausdruck in unserer Sprache. „Geistreich" ist ebenfalls erst im 18. Jahrhundert zu seiner jetzigen Bedeutung gekommen; früher hieß es soviel wie „gottesfürchtig, reich an geistlichem, frommem Leben", wie sich denn bei uns überhaupt das Geistliche mit dem Geistigen ziemlich eng berührt; und „Witz" hat um dieselbe Zeit die allgemeine Bedeutung von Wissen, Weisheit (vgl. Mutterwitz, Vorwitz) in die engere der Gegenwart umgewandelt, sicherlich unter dem Einflusse der französischen Sprache, die mit ihren vielen gleich oder ähnlich klingenden Silben (z. B. sang, sans, sens, sent, cent, s'en, c'en) diese Art des Wortspieles von jeher begünstigt und daher frühzeitig ausgebildet hat.

Aber weil wir mehr denken als gestalten, so vernachlässigen wir leicht über dem Inneren das Äußere. Indem wir uns in die Sache versenken, vergessen wir im sprachlichen Ausdruck oft die Rücksichtnahme auf andere, denen wir die Ergebnisse der Forschung bieten wollen. Unsere Sätze ziehen häufig nicht in leichtem, gefälligem Gewande an dem Auge des Lesers vorüber, sondern in schwerem Rüstzeug. Da wir es selten verstehen, Waffenstrenge und Anmut in der Darstellung zu vereinigen, so schreiben wir meist einen mehr charakteristischen als formschönen, mehr inhaltreichen und gedankenschweren als eleganten und flüssigen Stil. Daher macht unsere Satzfügung vielfach den Eindruck des Ungelenken und Gezwungenen. Wenn die Sprache eines Jakob Grimm, die den Deutschen immer als edel, kräftig, bilderreich und von dem Zauber poesievoller Anschauung beseelt erschien, einem französischen Zeitgenossen „plus d'une fois négligé, lourd et diffus" (oft zu nachlässig, schwerfällig und weitschweifig) vorkam und zu der Bemerkung Anlaß gab: „Les érudits allemands travaillent pour eux et non pour leurs lecteurs" (Die deutschen Gelehrten arbeiten, d. h. schreiben, für sich und nicht für ihre Leser), wie mag da das Urteil desselben Gewährsmannes etwa über Kants „Kritik der reinen Vernunft" gelautet haben? Tatsache ist, daß es die deutschen Gelehrten oft unter ihrer Würde halten, wissenschaftliche Stoffe in allgemeinverständlicher, leicht faßbarer Form zu bieten, und es dem Leser zumuten, sich mit Mühe anzueignen, was sie selbst in harter Arbeit niedergeschrieben haben. Sogar dichterische Erzeugnisse unseres Volkes, wie die alten Heldengesänge und Volkslieder, ringen häufig mit dem Ausdrucke. „Leicht zu plaudern, zierlicher und witziger Rede froh, nicht sowohl der Sache als der Form wegen die Causerie zu üben, scheint dem Deutschen insgemein bis auf wenige Ausnahmen versagt. Wir haben einen Schatz vieltöniger, individueller Briefe deutscher Männer und Frauen, aber nur eine Briefkünstlerin, Karoline Schlegel, während Frankreich einen ausgeglichenen, durchgebildeten Briefstil besaß und zum Teil noch besitzt." (Erich Schmidt, „Lessing".) Französische Art ist es, lebendig und fesselnd, schwungvoll und anregend darzustellen; ein nicht schön geschriebenes Buch würde trotz seines gediegenen Inhaltes jenseits der Vogesen nur von wenigen gelesen werden.

Wie mit der schriftlichen Ausdrucksweise verhält es sich auch mit der mündlichen. Der Ungewandtheit und Schwerfälligkeit der Deutschen steht die Schmiegsamkeit und Beweglichkeit der

Franzosen gegenüber. Auch hierin sind diese als sozial beanlagte Wesen unübertroffene Meister, ja Rousseau bezeichnet es als das größte Verdienst seiner Nation, gut zu plaudern (de bien babiller), und Schiller ergänzt ihn, wenn er in der „Jungfrau von Orleans" ausspricht: „Der Franke nur weiß Zierliches zu sagen." Der Deutsche dagegen setzt seinen größten Ruhm darein, gelehrt zu sein. Und bedeutet nicht das Wort „Mann" (verwandt mit lateinisch mens, Verstand, und meminisse, sich erinnern) gleich dem davon abgeleiteten „Mensch" (= männisch, substantiviertes Eigenschaftswort) nach der Ansicht verschiedener Gelehrter soviel wie Denker, ist nicht „reden" eines Stammes mit „ratio", Vernunft? Aber was wir in uns haben, können wir oft nicht recht von uns geben, wir sind daher leicht „einsilbig" im Gespräch (d. h. beschränken uns gern auf Ja und Nein). Und wie wir kaum Anstoß an der ungelenken Schreibart unseres bedeutendsten Philosophen nehmen, so stellen wir uns auch den gewaltigen Schlachtenlenker Moltke gern als „großen Schweiger" vor.

3. Freiheitsdrang und Willenskraft in der deutschen Sprache.

Am stärksten treten im deutschen Gedankenaustausch der feste Wille und das tiefe Gemüt in den Vordergrund. Vor allem spiegelt sich in unserer Rede der ungestüme Wunsch nach Geltendmachung persönlicher Eigenart. Ungern fügen wir uns dem Zwange und halten frei sein nicht bloß für das Recht, sondern auch für die Pflicht eines jeden. Unser Grundsatz lautet: „Selber ist der Mann", und glücklich preisen wir den, der „auf sich gestellt" ist, „auf eigene Faust" vorgehen und „sein eigener Herr sein" kann. Und wie das Volk, so ist auch die Schrift geartet: sie bringt mit ihren eckigen, gebrochenen, scharfkantigen Zeichen das Wesen des deutschen Charakters klar zum Ausdruck. Wohl ist sie nicht teutonischen Ursprunges, sondern wie die Buchstabenformen aller Kulturvölker aus den lateinischen Charakteren umgebildet, aber während die Romanen, die gleichfalls seit dem 13. Jahrhundert die verschnörkelten Züge der „Mönchsschrift" kannten, schon längst wieder zur Antiqua zurückgekehrt sind, haben die germanischen Stämme in Dänemark, Norwegen und Schweden den namentlich von Albrecht Dürer weitergebildeten „gotischen" Zeichen bis ins 19. Jahrhundert den Vorzug gegeben, und wir Deutschen sind diesen Schriftzeichen in noch viel größerem Umfange bis zur Gegenwart treu geblieben, eben weil sie unserer Eigenart viel besser entsprechen als die weichen, abgerundeten Schriftformen der Romanen und der Römer. Wohl haben viele deutsche Gelehrte, zumal die Germanisten, nach Jakob Grimms Vorgang ihre Werke häufig in den weiterverbreiteten lateinischen Typen drucken lassen; aber wie der urdeutsche Bismarck stets seine Vorliebe für die eckige Schrift gezeigt und ausgesprochen hat, so werden auch die Herausgeber und Drucker der deutschen Tageszeitungen von dem richtigen Gefühl geleitet, daß die große Menge das am liebsten liest, was mit „deutschen" Lettern gesetzt ist. Ebenso haben die Bibel und das Gesangbuch, die Werke unserer Klassiker und die Jugendliteratur an der heimischen Frakturschrift festgehalten; ja wir könnten uns diese Bücher für das Volk gar nicht anders gedruckt vorstellen: so eng sind die „gotischen" Züge mit allen unseren nationalen Empfindungen verwachsen.

Aber auch unsere Sprache selbst zeigt unter allen Kultursprachen die individuellste Beanlagung und trägt, da sie nicht konventionell geregelt ist, sondern frei und ungezwungen dahinschreitet, den Neigungen des Einzelnen in vollem Umfang Rechnung. Im Französischen wird den Satzgliedern ihre bestimmte Marschordnung ein für allemal vorgeschrieben, im Deutschen aber ist ihnen weit größere Unabhängigkeit gewahrt. Wohl gibt es auch hier verschiedene Regeln für die Wortstellung, doch bleibt es der leidenschaftlich bewegten Rede unbenommen,

sich darüber hinwegzusetzen. So ist es bei uns im mündlichen und schriftlichen Ausdruck üblich, daß das attributive Eigenschaftswort seinem Substantiv vorausgeht. Aber in der Erregung durchbrechen wir die Schranken des Herkommens und gestatten uns Wendungen wie: „Mann, einziger, geliebter!“ oder: „Schurke, elender!“, und ebenso vermag das hochgestimmte Gemüt des Dichters noch immer wie einst die Schöpfer des Volksepos mit dem Adjektiv nach Belieben umzuspringen. So hören wir bei Goethe von einem „Röslein rot“ und lesen in Schillers „Glück“: „Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon liebten.“

Doch diese Ungebundenheit ist kein Vorrecht des Eigenschaftswortes, sondern kommt auch den übrigen Wortgattungen zu. Jede kann, wenn sie stark hervorgehoben werden soll, an die Spitze des Satzes treten und den Hochton erhalten; zunächst die genetivische Beifügung und das dieser übergeordnete Hauptwort, denn „der Segen des Vaters“ wechselt mit „des Vaters Segen“ oder der noch kürzeren Fassung „Vaters Segen“; dann aber auch Subjekt und Prädikat, denn in dem Fragesatz: „Bist du krank?“ sind durch Umstellung der Worte noch die beiden Ausdrucksweisen möglich: „Krank bist du?“ und „Du bist krank?“ Fällt aber das Pronomen oder das Zeitwort weg, so ergeben sich je nach der Gedankennuance noch zwei neue Satzformen: „Bist krank?“ und „Du (und) krank?“ Macht man endlich die Probe mit dem einfachen Aussagesatze: „Er wird den Brief noch heute erhalten“, so kommt man zu demselben Ergebnis: denn gleich, als ob wir es mit Zahlen oder Buchstaben zu tun hätten, die nach den Gesetzen der Permutation ihren Ort beliebig wechseln können, ist es uns hier freigestellt, das Wort, das unser Empfinden am stärksten in Anspruch nimmt und unserem Bewußtsein am nächsten liegt, an den Anfang zu rücken. Daher ergeben sich die Formen: „Den Brief wird er noch heute erhalten; noch heute wird er den Brief erhalten; erhalten wird er den Brief noch heute; er wird noch heute den Brief erhalten.“ Wenn schon mit so wenigen Worten eine derartige Abwechselung erzielt werden kann, um wie viel mehr bei größeren Gefügen! Kein Wunder, daß Otfried von Weißenburg in der lateinischen Widmung seines Evangelienbuches von unserer Sprache gesagt hat, sie sei ungewohnt, sich von den Zügeln grammatischer Regeln leiten zu lassen.

Doch nicht allein die Wortstellung kommt in Betracht, sondern auch der Ausdruck. Hier können wir alle Saiten anschlagen, starke und schwache, hohe und tiefe; hier können wir leise oder derb auftreten ohne ängstliche Scheu vor einem zu heftigen Worte. Denn wir wissen nichts von der Furcht des Franzosen „de l'expression trop violente ou simplement trop énergique et trop concise“ (vor dem zu starken oder doch zu nachdrücklichen und zu bündigen Ausdruck; Alfred Fouillée). Den hohen Grad der Subjektivität aber, der unsere Sprache auszeichnet, können wir am besten an der großen Zahl von Hilfszeitwörtern erkennen, durch die wir der Rede die gewünschte Färbung geben. Die sechs Wörter, die uns nach Rückerts Ausspruch täglich beschäftigen, „ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag“, und verschiedene andere kehren bei uns in jeglicher Art des Gedankenaustausches viel öfter wieder als bei den übrigen Völkern; sie sind gewissermaßen Ventile unseres Inneren, Abzugskanäle der Gefühle, die dem Herzen entströmen. Wir verfügen über eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweise, wenn wir unser Begehren, unsere Wünsche und Empfindungen kundgeben wollen. Die in bescheidener Frageform gehaltene Aufforderung: „Könntest du nicht das Buch hergeben?“ oder „Möchtest du nicht das Buch hergeben?“ läßt sich verstärken zu dem einfach deutlichen: „Gib das Buch her!“ oder dem bestimmten: „Du wirst das Buch hergeben!“ und „Du mußt das Buch hergeben!“; ferner zu dem kurz angebundenen Befehle: „Hergeben!“ oder „Hergegeben!“, den Friedrich August Wolf den Kutscherimperativ genannt hat, endlich zu

dem gedrungenen, von Zorn zeugenden: „Her!“ oder „Her damit!“ Da haben wir also eine ganze Stufenleiter von Begehrungssätzen, die den jeweiligen Gemütszustand des Redenden getreulich zum Ausdruck bringen. Denn individuell, wie sie ist, paßt sich unsere Sprache genau den Absichten des Redenden an.

Hatten wir es bisher mit der Freiheit der Satzfügung zu tun, so müssen wir nun auch der größeren Beweglichkeit gedenken, die dem Worte an und für sich vergönnt ist. In den romanischen Sprachen sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Biegungsarten des Hauptworts und des Zeitworts mehr oder weniger ausgeglichen; z. B. fließen die fünf verschiedenen Deklinationen des Lateins im Französischen zu einer einzigen zusammen; bei uns dagegen haben sich die Besonderheiten in ziemlich bedeutendem Umfange erhalten. Wohl ist auch im Deutschen das Bestreben, alles gleichzumachen, nicht erfolglos betrieben worden, aber die Spuren des Ablautes (singe, sang, gesungen), des Umlautes (Gast, Gäste; Buch, Bücher; zog, zöge; trug, trüge), der Vokalerhöhung (Feld, Gefilde; Berg, Gebirge) oder Vokalbrechung (Gulden, Gold; Huld, hold) lassen sich nicht so leicht verwischen, und die Gegensätze zwischen der starken und schwachen Biegung sind so gewaltig, daß sie nur schwer aus der Welt geschafft werden können. Vergleicht man daher die Bildung der französischen oder italienischen Deklination mit der der unsrigen (franz. le livre, les livres; la table, les tables; ital. il libro, i libri; la casa, le case; der Tisch, die Tische; der Hahn, die Hähne; der Tor, die Toren; das Land, die Länder u. s. w.), so wird man die große Verschiedenheit sofort wahrnehmen. Das Gleiche gilt von der Syntax, z. B. von der Konstruktion der Verhältniswörter: in den romanischen Sprachen werden sie alle in übereinstimmender Weise mit dem vierten Falle verbunden, bei uns entweder mit dem zweiten oder dritten oder vierten, dergestalt, daß meist auf die Frage „wo?“ ein anderer Kasus steht als auf die Frage „wohin?“ (z. B. in dem Walde leben, in den Wald gehen; auf dem Dache sitzen, auf das Dach klettern) und häufig auch die örtliche und die übertragene Bedeutung durch den Wechsel der Konstruktion unterschieden wird (der Vogel schwebt über dem See, ich freue mich über den See).

Ferner können im Deutschen, abweichend vom Gebrauche anderer Sprachen, erstarrte Umstandswörter wieder neu belebt und unter Antritt einer Endung zu Adjektiven umgewandelt werden. Aus dem durch Isolierung zum Adverbium gewordenen Akkusativ „jenseit“ (jene Seite) läßt sich mit Hilfe der Endung -ig das Eigenschaftswort „jenseitig“ bilden, aus dem alten Genetiv „derart“ (der Art) „derartig“, aus dem Dativ „morgen“ (althochd. morgane) „morgig“ oder „morgend“, aus dem Instrumentalis „heuer“ (hiu jâru, in diesem Jahre) „heurig“. Selbst Personen- und Ortsnamen ermöglichen die Ableitung von Eigenschaftswörtern (die Darwinsche Theorie, das Kölnische Wasser = la théorie de Darwin, l'eau de Cologne), weshalb wir, abweichend von den Romanen, den Besitz auf dreifache Weise ausdrücken können: die Grimmschen Märchen, die Märchen von Grimm, die Märchen Grimms oder Grimms Märchen (vgl. auch Stoffbezeichnungen wie: ein elfenbeinerner Griff, ein Griff von Elfenbein, ein Elfenbeingriff). Noch größere Kühnheiten dürfen wir uns sonst im Bereich der Wortbildung erlauben: neben unmäßig langen Zusammensetzungen, die Bureaubeamte schaffen (Altersversorgungskassenhilfsbeamter, Reichsviehseuchengesetzgebungskontrolle, Kommunaleinkommensteuereinschätzungsbehörden) und Geschäftsleute nachahmen (Zentralreinigungsinstitutsbesitzer, Damenkonfektionsgeschäftsinhaber), stehen kurz abgerissene Ausdrücke, die das wort- und silbenkarge Volk durch Verstümmelung längerer geschaffen hat, z. B. Taler = Joachimstaler, Cello = Violoncello, Sarg = Sarkophag. Ebenso gestattet uns unsere Sprache, die meisten intransitiven

Zeitwörter transitiv zu gebrauchen, sei es ohne weiteres, sei es nach Zusammensetzung mit einem Verhältnisworte. Wie der junge Goethe in seinem Gedichte „Seefahrt" von dem Matrosen spricht, der die Reisenden dem Schlafe „entjauchzt", oder von sich erzählt, daß er im Hafen gesessen habe, sich Geduld und Mut „erzechend", so hat schon vor ihm Klopstock die Konstruktionen gewagt: „Seine Wangen leuchten Glut" oder „ihre Augen funkelten Rache", die uns jetzt so geläufig geworden sind, daß wir an Ausdrücken wie „Freude strahlend", „Hoheit blickend" nicht den geringsten Anstoß mehr nehmen. Umgekehrt steht uns nichts im Wege, wenn wir bei transitiv gebrauchten Zeitwörtern ein gewohnheitsmäßiges Objekt unterdrücken wollen, z. B. der Bauer fährt ein (Getreide), der Vater schreibt (einen Brief), die Mutter bäckt (Kuchen), der Hund frißt (sein Futter).

Mit dieser uneingeschränkten Beweglichkeit unserer Sprache steht es im Einklang, daß sie die Erscheinungen der sogenannten Sandhi nicht kennt. In der indogermanischen Grundsprache nämlich galt der Satz als sprachliche Einheit, und das einzelne Wort mußte sich dem Ganzen so weit unterordnen, daß es bald so, bald anders gestaltet wurde, je nachdem es die eine oder andere Stellung im Satze einnahm. Im Deutschen ist davon keine Rede; hier gibt das einzelne Wort den Ausschlag, es ist unabhängig in seiner Form und paßt sich daher in keiner Weise den Forderungen des Satzes an.

Aber auch in anderer Hinsicht tritt der Freiheitsdrang unserer Sprache klar hervor. So haben die deutschen Dichter wiederholt die beengenden Fesseln des Reimes oder überhaupt der gebundenen Rede abgestreift: die Stürmer und Dränger werfen am liebsten jegliches Versmaß über Bord und schreiben eine poetische Prosa; Klopstocks Dichtkunst aber erreicht ihren Höhepunkt in den freien Rhythmen der „Frühlingsfeier" sowie anderer Oden, und Goethes Lyrik feiert ihre größten Triumphe in den reimlosen Schöpfungen seiner Jugend, wie „Prometheus", „Wanderer", „Mahomets Gesang". Und wie grundverschieden ist unser Dramenvers, der fünffüßige Jambus, den jeder Dichter nach seiner Weise handhabt, von dem regelmäßigen französischen Alexandriner, den selbst ein französischer Gelehrter der Gegenwart (Henri Schoen, „La période de Crise") als massif bezeichnet hat im Gegensatz zu dem vers fugitif der Germanen. Mit Recht änderte daher Goethe, als er Voltaires „Mahomet" für die deutsche Bühne bearbeitete, das Metrum, und Schiller wollte lieber eine „Phädra" in reimfreien, fünffüßigen Jamben bieten, als unserer Sprache den ihr unerträglichen Alexandrinerschritt zumuten; denn, wie er an Goethe schreibt, die Eigenschaft dieses französischen Verses, „sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen inneren Geist der Stücke, die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen. Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkelige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken."

Ebenso ist die Verwendung der übrigen Metra im Deutschen viel freier. Schaffen doch unsere Dichter oft absichtlich kleine Unebenheiten, um einen besonderen Zweck damit zu erreichen. Z. B. erscheint unter den iambisch-anapästischen Füßen des Goetheschen „Erlkönigs" der Vers: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt", der zwar mit seinen drei Senkungen zwischen der ersten und zweiten Hebung (-be dich, mich) die schablonenhafte Gleichmäßigkeit des Metrums stört, aber dadurch in trefflicher Weise die gesteigerte Empfindung, die ausbrechende leidenschaftliche Ungeduld des Redenden zum Ausdruck bringt. Und ziemlich häufig sind, besonders seit Klopstock, Fälle schwebender Betonung, wie in Goethes Lied: „Kennst du das Land" oder in Schillers Glocke: „Wohltätig ist des Feuers Macht" (–́ ◡ ◡ –́ für ◡ –́ ◡ –́), in unserer

Dichtersprache. Auch findet sich eine Menge solcher rhythmischen Freiheiten in den Volksliedern, in Heines lyrischen Gedichten und vielen anderen Schöpfungen der deutschen Dichtkunst.

Noch mehr. In Frankreich steht fast jeder Schriftsteller unter dem Bann der Überlieferung und richtet sich mit seinem Stil im großen und ganzen nach der herkömmlichen Darstellungsform, bei uns aber spricht jeder, wie ihm „der Schnabel gewachsen" ist, und gestaltet dementsprechend auch seine schriftlichen Aufzeichnungen. Daher weichen im Deutschen die dichterischen Erzeugnisse wie die in ungebundener Rede geschaffenen Werke verschiedener Verfasser je nach der persönlichen Eigenart des Schreibenden stilistisch sehr voneinander ab. Welch ein Sprung von der epigrammatischen Schärfe Lessingscher Stücke zu den geglätteten Versen der Goetheschen „Iphigenie"! Welch ein Abstand von den Verstandes- und Genieblitzen der oft leidenschaftlich zerklüfteten Ausdrucksweise Klopstocks oder Herders zu den klangreichen, von gleichmäßiger Wärme getragenen Worten des „Tasso"! Und vergleichen wir zwei Prosastücke miteinander, etwa Lessings „Laokoon" mit der Abhandlung Goethes über denselben Gegenstand, so finden wir ebenso gewaltige Gegensätze. Jener führt uns eine reiche Auswahl rhetorischer Figuren vor. Da er die Mittel der gerichtlichen und politischen Debatte auf die literarischen Erörterungen überträgt, so denkt er sich immer einen Gegner anwesend, den er fragt und auffordert, mit dem er Schritt für Schritt die Untersuchung weiterführt. Der Beweglichkeit, ja man möchte sagen Leidenschaftlichkeit seines Stiles steht die Anmut des Goetheschen gegenüber, der des rednerischen Beiwerkes fast ganz entbehrt und wie ein breiter Strom in sanftem Flusse der Gedanken dahingleitet, schlicht und einfach, glatt und ohne Härten, durchsichtig und anschaulich.

Nach alledem ist es nicht zu verwundern, daß wohl in Frankreich die Tätigkeit einer Akademie auf sprachlichem Gebiete großen Erfolg gehabt hat, in Deutschland aber die verschiedensten Versuche in dieser Richtung fehlgeschlagen sind, daß die Franzosen schon seit langer Zeit eine einheitliche Orthographie haben, wir aber bis jetzt zu völlig gleichmäßiger Durchführung einer Rechtschreibung noch nicht gekommen sind. Wie wäre es auch möglich, daß in einem Volke, wo es so schwer fällt, „zwei unter einen Hut zu bringen", Bestimmungen eines Gerichtshofes über die Art und Weise, wie man künftig deutsch zu schreiben habe, so schnell Anklang finden sollten? Dagegen erhellt von selbst, daß sich unsere Sprache mit ihrer Zwanglosigkeit und Freiheit mehr als jede andere zur getreuen Wiedergabe ausländischer Geistesschöpfungen eignet. Keine ist wie sie befähigt, den „fernliegendsten Idiomen noch etwas von ihrem Charakter abzugewinnen, der fernliegendsten Poesie und ihren Formen noch ein verwandtes Moment aus ihrem Eigensten entgegenzubringen, um sie dadurch in die fremde Lebensluft herüberzupflanzen und doch den ursprünglichen Duft nicht gänzlich zu verwischen" (Wilhelm Scherer). Dank der Geschmeidigkeit und Biegsamkeit unserer Muttersprache haben wir, wie Geibel („Deutsch und Fremd") so schön sagt, kühngemut

> Den fremden Geist in deutsch Gefäß ergossen,
> Die fremde Form durchströmt mit deutschem Blut.
> Da ward, im Ringen tiefer nur genossen,
> Zum Eigentum uns das entlehnte Gut,
> Und keine Blume, die mit frohem Glanze
> Der Menschheit aufging, fehlt in unserm Kranze.

Und wahrlich, „was Nord und Süd in hundertfältigen Zungen Dem Lied vertraut, wer hat's wie wir durchdrungen?" Wir brauchen nur an Vossens Übersetzung der „Ilias" und der „Odyssee" zu denken, die dem Geiste Homers in so wunderbarer Weise gerecht wird, daß nach Klopstocks Urteil das griechische Epos, wenn es verloren ginge, aus dem Deutschen wieder

„vergriecht“ werden könnte, ferner an die Volkslieder Herders, die, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzutun, den Charakter des Originales trefflich widerspiegeln, dann an Rückerts morgenländische Gesänge, in denen die Eigentümlichkeiten der arabischen und persischen Poesie deutlich hervortreten, oder an die Bibelbearbeitung Luthers, die alle vorangegangenen Übertragungen der Heiligen Schrift an volkstümlicher Kraft und Allgemeinverständlichkeit weit hinter sich läßt, weil sich keiner der Vorgänger so mit ganzer Seele in Gottes Wort versenkt und in den Sinn der göttlichen Offenbarung hineingelebt, aber auch keiner so genau mit der Ausdrucksweise des Volkes vertraut gemacht hat wie er. (S. die beigeheftete Tafel „Eine Seite aus der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments“.) Allein nicht bloß kongeniale, den Geist des fremden Werkes treulich widerspiegelnde Übertragungen ermöglicht unsere Sprache, sondern sie gestattet auch, deutschen Dichtungen den Hauch eines ausländischen Idioms zu verleihen. Hat doch Goethe in seiner „Iphigenie“ die griechische Dramensprache so unvergleichlich schön nachgeahmt, daß Wieland im „Deutschen Merkur“ darüber das Urteil fällen konnte: „Sie scheint bis zur Täuschung selbst eines mit den griechischen Dichtern wohlbekannten Lesers ein altgriechisches Werk zu sein. Der Zauber dieser Täuschung liegt teils in der Vorstellungsart der Personen und dem genau beobachteten Kostüm, teils und vornehmlich in der Sprache; der Verfasser scheint sich aus dem Griechischen eine Art von Ideal gebildet und nach diesem gearbeitet zu haben.“

Nahe verwandt mit dieser sprachlichen Anpassungskraft ist eine andere Eigenschaft der Deutschen, ihre allumfassende Geistesrichtung und der weltbürgerliche Zug in ihrem Charakter, der Hand in Hand geht mit ihrer Neigung, in fremden Ländern umherzuschweifen, Sitten und Gewohnheiten anderer Nationen kennen zu lernen. „En littérature comme en politique les Allemands ont trop de considération pour les étrangers et pas assez de préjugés nationaux“ (Im Schriftwesen wie im Staatswesen haben die Deutschen zu viel Achtung vor dem Fremden und zu wenig Vorliebe für das Heimische), konnte leider Frau von Staël mit Recht sagen. Dagegen stellt Herder die erfreuliche Seite dieser deutschen Eigenschaft dar, wenn er von sich sagt: „Ich gehe durch fremde Gärten, um für meine Sprache als eine Verlobte meiner Denkart Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern.“ Wie einst unsere Altvordern auf ihren Völkerwanderungen besonders von der Schönheit des südlichen Himmels angezogen wurden, so erfüllt uns noch jetzt ein mächtiger Drang nach den heiteren Gefilden Italiens und anderer sonniger Länder; überhaupt „die Fremde lockt uns alle“ (Geibel). Dieser Wandertrieb läßt sich auch in den sprachlichen Niederschlägen erkennen: im Volksepos hat das Wort „Recke“, das ursprünglich einen umherziehenden Krieger, einen Abenteurer oder Flüchtling bezeichnet, die ehrende Bedeutung „Held“ angenommen, das Volksmärchen aber redet von lustigen Gesellen, die „mit Siebenmeilenstiefeln“ oder „mit Riesenschritten“ durch die Welt ziehen und, ehe man sich's versieht, „über alle Berge“ sind. Und wenn der Franzose mit der Formel: „Wie tragen Sie sich?“ (Comment vous portez-vous?), die noch immer neben comment allez-vous? üblich ist, oder der Engländer mit der anderen: „Wie tun Sie tun?“ (How do you do?) nach dem Befinden jemandes fragt, jener also zunächst an das Äußere, dieser an die Beschäftigung des Befragten denkt, so forscht der wanderlustige Deutsche danach, „wie es geht“, sicherlich ein Zufall, aber ein merkwürdiger.

Mit diesem Charakterzug hängt es auch zusammen, daß der Deutsche alles, was er nicht aus entlegenen Gebieten geholt hat, für „nicht weit her“ hält, ganz im Gegensatz zum Engländer,

Das erst Capitel.



Gen. 1.

M anfang war dz wort. vnnd das wort war bey Gott/vnd Gott war das wort/Dasselb war ym anfang bey Gott/Alle ding sind durch dasselb gemacht/ vnnd on dasselb ist nichts gemacht was gemacht ist/Jn yhm war das leben/vnd das leben war eyn liecht der menschen/vnd das liecht scheynet ynn die finsternis/vnd die finsternis habens nicht begriffen.

Matth. 3.
Marci. 1.
Luce. 3.

Es wart eyn mensch/võ Gott gesand/der hies Johannes/der selb kam zum zeugnis/das er võ dem liecht zeugete/auff das sie alle durch yhn glewbten/Er war nicht das liecht/sondern das er zeugete von dem liecht/Das war eyn warhafftigs liecht/wilchs alle menschen erleucht/durch seyn zu kunfft ynn dise wellt/Es war ynn der wellt/vñ die wellt ist durch dasselb gemacht/vnd die wellt kandt es nicht.

Er kam ynn seyn eygenthum/vñ die seynen namen yhn nicht auff/Wie viel yhn aber auffnamen/den gab er macht/Gottis kinder zu werden/denen/die da an seynen namen glewben/wilche nicht von dem geblutt/noch von dem willen des fleyschis/noch von dem willen eynes mannes/sondern von Gott geporen sindt.

Matth. 1.
Luce. 2.

Vnd das wort ward fleysch/vñ wonete vnter vns/vnd wyr sahen seyne herlickeyt/eyn herlickeyt als des eyngepornen sons vom vatter/voller gnade vnd warheyt.

Johannes zeuget von yhm/schreyt/vnd spricht/Diser war es/von dem ich gesagt hab/Nach myr wirt komen/der fur myr gewesen ist/denn er war ehe denn ich/vnd von seyner fulle/habẽ wyr alle genommen/gnade vmb gnade/denn das gesetz ist durch Mosen geben/die gnade vnnd warheyt ist durch Jhesum Christ worden/ Niemant hatt Got yhe gesehen/der eyngeporne son/der ynn des vatters schoß ist/der hatts vns verkundiget.

(gnad vmb gnad) Unser gnad ist vns geben/vmb Christus gnade/die ym geben ist/das wyr durch yhn das gesetz erfullen vnnd den vater erkennẽ/da mit heuchley auf hore vnd wyr ware rechtschaffnen menschen werden.

Vnnd dis ist das zeugnis Johannis/da die Juden sandten von Jerusalem priester vñ Leuiten/das sie yhn frageten/wer bistu? Vnd er bekant vnd leugnet nicht/vnd er bekant/ich byn nicht Christus/vñ sie fragten yhn/was denn? Bistu Elias? Er sprach/Jch byns nitt. Bistu eyn prophet? vnnd er antwort/Neyn/Da sprachẽ sie zu yhm/Was bistu denn/das wyr antwort geben denen/die vns gesand haben? was sagistu võ dyr selbs? Er sprach/ich byn eyn ruffende stym ynn der wusten/Richtet den weg des herñ/wie der prophet Isaias

Matth. 3.
Marci. 1.
Luce. 3.
Isa. 40.

gesagt M

Eine Seite aus der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, der sogenannten „Septemberbibel“ (1522).

Nach der Grote'schen Nachbildung (Berlin 1883).

der im allgemeinen das Ausländische für minderwertig ansieht und daher auch dem Ausdrucke foreign gern den Nebensinn des Geringwertigen gibt; dagegen nennen wir jeden, der auf seinen „Fahrten" viel erlebt hat, „erfahren", und den, der weit in der Welt umhergezogen ist, wohl „bewandert", müssen jedoch auch zugestehen, daß der Aufenthalt in der Fremde allerlei Ungemach mit sich bringt, denn „leiden" ist = althochd. lîdan, ziehen, wandern. Wer aber ans Haus gebannt ist, der schickt „auf luft'gen Schwingen den Wolkenpilger, den Gedanken aus, daß forschend er, was draußen liegt, bezwinge" (Geibel). So ist der Bedeutungsübergang von althochd. sinnan, gehen (vgl. Gesinde = Gefolgschaft) zu sinnen = überdenken erklärt. Eine Folge dieses zentrifugalen Triebes, dieses Allerweltsinnes, der uns von jeher im Blut gelegen hat, ist die Neigung, uns fremde Sprachen anzueignen. Im Gegensatz zu den Franzosen, die im allgemeinen weniger Lust dazu verspüren, sind wir bestrebt, womöglich mehrere Sprachen zu erlernen, und folgen dabei einem Grundsatze, der schon in der altgermanischen Edda ausgesprochen wird. Denn dort prophezeit man dem Herrscher den Besitz höchster Glückseligkeit mit den Worten: „Sie werden dich Runen lehren, die sämtliche Menschen besitzen möchten, dazu auch fremder Völker Sprachen und die Gabe der Heilkunst — sei glücklich, Herrscher!" Daher rührt auch die schon erwähnte Vorliebe unseres Volkes für den Gebrauch von auswärts übernommener Wörter. Wie die deutsche Literatur mehr, als ihr gut ist, unter dem Einfluß des Auslandes steht, so hat auch die deutsche Sprache eine beträchtliche Zahl von Fremdlingen in sich aufgenommen, für die doch vielfach gute heimische Ausdrücke zur Verfügung stehen. „Unseren Ohren tönt gar leicht römischer Laut vornehm, unseren Augen erscheint römische Sitte edler, dagegen das Deutsche gemein; und da wir nicht so glücklich waren, dieses alles aus der ersten Hand zu erhalten, so lassen wir es uns auch aus der zweiten und durch den Zwischenhandel der neuen Römer [= Romanen] recht wohl gefallen. Solange wir deutsch sind, erscheinen wir uns als Männer wie andere auch; wenn wir halb oder auch über die Hälfte undeutsch reden, so dünken wir uns vornehm" (Fichte). Auf allen Gebieten treffen wir in Deutschland exotische Gewächse an, die sich leicht an ihrer ganzen Art als entlehntes Gut erkennen lassen. Wir sind gerade in sprachlicher Beziehung gegen das Ausland meist zu nachgiebig, obwohl wir sonst in hervorragendem Maße die Gabe besitzen, fremden Erscheinungen ein heimisches Gepräge zu verleihen. Kein Wunder, daß unsere Literatur eine erschreckend große Zahl von Fremdwörterbüchern aufzuweisen hat, die bei der sich stets vergrößernden Menge undeutscher Ausdrücke unentbehrlich geworden sind. Werden doch deren seit dem Jahre 1572, wo das erste solche Werk im Druck erschien, über hundert gezählt.

Aber wie wir mit unserem Temperament im allgemeinen die Mitte halten zwischen der großen Lebendigkeit des Franzosen und der langsamen Art des Engländers, so wissen wir auch im Tempo der Rede meist das richtige Durchschnittsmaß zu treffen zwischen dem eilig hingeworfenen, leichtbeschwingten Ausdruck, den jener liebt, und der bedächtigen und gemessenen Rede, wie wir sie von diesem zu hören gewohnt sind. Auch geht Schopenhauer viel zu weit, wenn er als den Grundzug des deutschen Nationalcharakters die Schwerfälligkeit bezeichnet, mit der Ausführung, daß sie aus dem Gange, dem Tun und Treiben, der Sprache, dem Erzählen, Verstehen und Denken, ganz besonders aber aus dem Stil hervorleuchte. Allerdings wissen wir oft eine Sache nicht richtig anzufassen und tragen auch wohl gelegentlich „die Kirche ums Dorf herum". Anstatt etwas rasch anzugreifen, lassen wir uns gern erst dazu nötigen. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben" hört man bei uns in den verschiedensten Tonarten widerhallen: „Kommst du heute nicht, so kommst du morgen, Gut Ding will Weile haben, Rom ist nicht

in einem Tag erbaut worden, Was lange währt, wird gut, Erst wäg's, dann wag's, Erst besinn's, dann beginn's." Diesem Mangel steht aber auch ein Vorzug zur Seite: wenn der Deutsche eine Aufgabe übernommen hat, so hält er sie in der Regel fest. Beständigkeit und Beharrlichkeit führen ihn zwar nicht immer schnell, aber doch sicher zum gewünschten Ziele. Denn „Übung macht den Meister, Wer ausharrt, wird gekrönt, Steter Tropfen höhlt den Stein, Durch viele Streiche fällt auch die stärkste Eiche, Nur Beharrung führt zum Ziel". Auch ist der Deutsche weit weniger reizbar als viele Vertreter anderer Nationen. Aber wenn ihn einmal die Leidenschaft ergriffen hat, kennt er sich nicht mehr. Dann erinnert sich der deutsche Michel, daß er diesen Namen mit dem schwertbewaffneten Erzengel gemein hat, dann wird er zum furor teutonicus entflammt, wie einst seine nordischen Verwandten zur Berserkerwut. Der Deutsche ist schwer „in Harnisch zu bringen", aber noch schwerer wieder heraus. Darum „Wer Unglück will im Kriege han, der fange mit den Deutschen an".

Deutsche Tapferkeit und deutscher Heldenmut sind von den ältesten Zeiten her erprobt; denn, wie Theodor Vischer in seiner „Ästhetik" sagt: „Tapferkeit, Kriegsgeist, eigentlich Passion für den Krieg, abgesehen selbst von allem Zweck, ist Grundeigenschaft der Deutschen, dieser ersten Reiter und Fechtmeister der Welt von Anfang an. Im Kriege lag die ganze Idealität einer germanischen Existenz. Den Krieg verherrlichte die Poesie, indem sie Musterbilder des Heroismus ausgestaltete und in die Seele pflanzte. Der Krieg wandelte das Haus, indem er wie ein zauberischer Duft auch die Frauen berückte und zur Wundenpflege, ja selbst zum Männerkampfe begeisterte. Der Krieg wandelte sogar die Religion, indem er den höchsten Gott [Ziu = Zeus] zum Kriegsgott, den kriegerischsten Gott [Wodan, Wuotan] zum höchsten machte." Die Idiome unserer Nachbarvölker sind daher voll von germanischen Ausdrücken des Kriegswesens; denn die Deutschen waren ihre Lehrmeister im Kampfe. Unsere alten Volksepen, vor allem das „Nibelungenlied", die „Gudrun" und der „Heliand", wissen in jedem Gesange von Recken und Helden, Degen und Kämpen, Weiganden (= wîgant, Kämpfender) und Reisigen zu melden. Auch ist unsere Sprache noch jetzt mit vielen bildlichen Ausdrücken erfüllt, die Schlachtgeschrei und Kriegsgetümmel atmen, und der Waffendienst ist seit alter Zeit eine unerschöpfliche Quelle germanischer Namengebung gewesen: Hildebrand heißt Kampfschwert, Sigwart und Sigmund der den Sieg Wahrende oder Schützende, Eckbert der Schwertglänzende, Gumbert (= Gundbrecht) der Schlachtenglänzende, Walter der Heerwaltende, Gerhard der Speerstarke, Volkmar der unter dem Kriegsvolk Berühmte. Und daß auch die Frauen an mutigem Sinne nicht zurückstehen sollten, bekunden die Namen, die ihnen unsere Altvordern gaben, wie Gertrud die Speerkämpferin, Brunhilde die im Panzer Kämpfende und andere. „Während ein frommer Katholik seinen Sohn etwa nach den Apostelfürsten Peter Paul nennt, gibt ein altgermanischer Häuptling seinem Töchterchen den Hinweis auf Hiltja und guntja, Hadu und Wig, die sämtlich Kampf bedeuten, als Angebinde, nennt sie also Hildegunde oder Hadwig" (Richard M. Meyer). „Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolftraut klingen die Namen ihrer Frauen" (Gustav Freytag).

Selbst ganze Volksstämme leiten ihre Benennungen von ihrer kriegerischen Tätigkeit ab, wie die Franken (= Wurfspeerträger; vgl. angelſ. franca, Wurfspeer), die Sachsen (= Schwertbewaffnete; vgl. mittelhochd. sahs, Schwert) und die Cherusker (= Schwertmänner; vgl. got. hairus, Schwert). Da ist es denn selbstverständlich, daß die Tapfersten „auf den Schild erhoben" und zu Herrschern und Heerführern ausgerufen wurden. Bedeutet doch auch der Name

des gotischen Königsgeschlechtes der Balthen nichts anderes als die Tapferen, Kühnen (vgl. got. balths = kühn, und Willibald = mit kühnem Willen). Und weiter: das „Grüßen“ ist von Haus aus das Wortgefecht, womit sich die Helden der Vorzeit zum Kampfe reizten. „Herberge“ bezeichnete einstmals das „Heerlager“, in dem sich die „Reisigen“ (von Reise = Kriegszug) „bargen“, wenn sie nicht im „Hinterhalte“ lagen, d. h. „hinter“ Bergen oder Bäumen „hielten“. Die „rüstigen“ (= gerüsteten) „Spießgesellen“ verrichteten, wenn sie zum Zuge „fertig“ (von Fahrt = Heerfahrt) waren, alles aus dem „Stegreife“, d. h. aus dem Steigbügel ihrer Rosse, mit denen sie eng verwachsen waren. Etwas „aufzustecken“ (ursprünglich das Schwert an der Wand aufzustecken), war nicht ihre Sache. Niemals „abgespannt“ (ursprünglich vom Bogen), aber mit den Nachbarn oft auf „gespanntem“ Fuße, „schlugen“ sie sich durch die Welt, immer „schlagfertig“, „hurtig“ (von mittelhochd. hurt = Anprall) beim Angriff und „behende“ (= bei der Hand), wenn es galt, dem Feinde beizukommen.

Ebenso reich ist das Deutsche an übertragenen Ausdrücken, die von der neueren Kriegskunst geprägt und dann in allgemeineren Gebrauch gekommen sind. Auf die Verwendung von Handfeuerwaffen sind Redensarten zurückzuführen wie „etwas auf dem Rohre haben oder aufs Korn nehmen, sein Absehen richten oder einen Anschlag machen auf etwas, etwas auf der Pfanne haben oder es anlegen auf etwas“; ferner „ins Schwarze treffen und den Zweck (= die Zwecke als Zielpunkt in der Mitte der Scheibe) verfehlen, über das Ziel hinausschießen und zu kurz kommen, die Flinte ins Korn werfen und Knall und Fall“. Dem Geschützwesen aber verdanken Metaphern ihr Dasein wie „bombardieren und bombenfest, abprotzen und Lunte riechen, Bresche legen und alle Minen springen lassen“. Andere militärische Vorgänge und Einrichtungen spiegeln sich ab in „überflügeln und Front machen gegen jemand, ins Hintertreffen kommen und ins Gepäck fallen, ausfällig werden und den Weg verlegen, aufbrechen (das Lager abbrechen) und Posto fassen, auf Kriegsfuß stehen, der Rädelsführer (Führer eines Rädleins, d. h. Heerhaufens) oder ein unsicherer Kantonist sein“ und anderen Wendungen.

4. Das Gemütsleben in der deutschen Sprache.

Haben wir es bisher mit Spracherscheinungen zu tun gehabt, die mehr die Willenstätigkeit des deutschen Volkes bekunden, so betrachten wir nun auch solche, die über die Tiefe seines Gemütes Aufschluß geben. Und auf diesem Gebiet entfalten sich die glänzendsten Seiten unserer Muttersprache, ja hier steht sie in mancher Hinsicht einzig da. Ein neuerer französischer Schriftsteller (Gabriel Monod) sagt von den Deutschen: „Dieu, la patrie, la famille, telle est la triple inspiration, qui fait l'unité.. de la nation et qui donne à son esprit quelque chose d'élevé et de poétique. C'est la source de sa poésie populaire, de ses admirables lieder“ (Gott, das Vaterland und die Familie, das ist die dreifache Grundlage der Begeisterung, die das Volk eint und seinem Geiste einen Zug des Erhabenen und Poetischen verleiht. Sie sind die Quelle seiner Volksdichtung, seiner bewundernswürdigen Lieder), und schon Herder bezeichnet die gemütvolle Art als eine überall im Schrifttum hervortretende Eigentümlichkeit unserer Nation: „In allen Liedern, die von unserer Jugend gesungen werden, so verschieden der Genius der Dichter sein mag, ... ist der Charakter unserer Nation, Gemüt, erkennbar.“ Unsere Sprichwörter, Sittensprüche und Fabeln sind nach einem anderen Ausspruche Herders erfüllt von „Biederkeit und Rechtsliebe, von Billigkeit und Treue“. Ebenso zeigt sich in der Bedeutung einzelner Ausdrücke, in zahlreichen Metaphern und Redensarten die liebevolle und herzliche, fromme und gottergebene Richtung unseres Volkes, so daß wir die Worte Fausts:

„Gefühl ist alles", auch auf unsere Sprache anwenden können, von der ja Klopstock begeistert rühmt, sie sei „die trauliche, die fromme, hehre, die Gespielin des Gesanges, der frei im Tanze wie Sphärengesang einherschwebt". Und in der Tat, den lebendigen Pulsschlag des Deutschen, sein warmes, weich empfindendes Herz kann man in den verschiedenartigsten Äußerungen seiner Sprache wiedererkennen.

Sehen wir zunächst, wie sich die deutsche Frömmigkeit darin ausgeprägt hat. In wenigen Sprachen kommen so viele mythologische Beziehungen in den Namen der Pflanzen, Sträucher und Stauden, der Blumen und Gräser vor wie im Deutschen. Finden sich die altheidnischen Götternamen in den Bezeichnungen „Donnerbart" (= Donars Bart), „Donnerkraut" (= Donars Kraut) u. s. w., so ist auch die christliche Glaubenslehre durch zahlreiche Benennungen vertreten, besonders solche, die an die Leidenszeit unseres Heilandes erinnern, wie „Kreuzblume, Kreuzraute, Passionsblume" und andere (vgl. Franz Söhns, „Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung"). Aber auch sonst ist unsere Sprache reich an Ausdrücken, die von dem frommen und gläubigen Sinne des deutschen Volkes Zeugnis ablegen. Daß in Wortbildungen wie „Friedhof, Gottesacker, mein seliger Vater" und ähnlichen ein idealer Zug und ein tiefreligiöses Gefühl liegt, wird selbst von Fremden ausdrücklich hervorgehoben. Auch sind viele Wörter des täglichen Gebrauches zusammengesetzt mit Gott (z. B. gottvoll = wunderschön, gottsjämmerlich, gottserbärmlich, mittelhochd. gotesarm = sehr arm) oder mit Hölle (Höllenlärm, Höllenangst), Kreuz (kreuzbrav, kreuzfidel), Sünde (Sündengeld, Sündflut, volksetymologisch zurechtgelegt aus Sintflut = große Flut), Teufel (Teufelskerl, Teufelsglück). Und wie viele Wendungen unserer Umgangssprache sind nicht mit christlichen Anschauungen erfüllt! Denn wenn wir von einem „Sündenregister" reden, so liegt diesem Begriffe die Vorstellung zugrunde, daß, wie man im Mittelalter glaubte, der Teufel wirklich alle Sünden der Menschen verzeichnet und diesen nach ihrem Ableben ein Register derselben überreicht; und wenn wir jetzt sagen: „Der fragt den Teufel danach", so ist das ursprünglich wörtlich genommen worden. Hören wir aber „die Engel im Himmel pfeifen", oder „hängt uns der Himmel voller Geigen", so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß der naive Sinn einst an das Bestehen eines himmlischen Orchesters glaubte. Im tagtäglichen Leben spielen Redensarten wie: „er klagt Gott und aller Welt sein Leid, ich bin noch nicht auf Gottes Erdboden gekommen, Gott hab' ihn selig! vor Gott und nach Gott beten, wenn Gott der Herr den Schaden besieht, in Gott vergnügt sein" und andere eine große Rolle.

In wenigen Sprachen gibt es so viele biblische Redensarten wie in der unsrigen. Büchmann weiß davon in seinen „Geflügelten Worten" Hunderte aufzuzählen. Zum Teil sind sie uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir uns ihres Ursprunges gar nicht mehr bewußt werden. Denn tatsächlich ist es nur wenigen bekannt, daß „himmelschreiend und wetterwendisch, ein Dorn im Auge und ein Kind des Todes, sein Herz ausschütten und auf keinen grünen Zweig kommen, die Schale des Zorns ausgießen und die Axt an die Wurzel legen, herrlich und in Freuden leben und wissen, wes Geistes Kind jemand ist", zuerst von Luther in seiner Übersetzung der Heiligen Schrift gebraucht worden sind oder in biblischen Redensarten ihren Ursprung haben. Ebenso weht aus zahlreichen deutschen Sprichwörtern ein Geist innigen Gottvertrauens. Es genügt, aus ihrer großen Menge einige wenige herauszuheben, wie „Gott ist mit dem Schwachen oder Gott ist im Schwachen mächtig; Fürchte Gott, tue recht, scheue niemand; Gott verläßt keinen Deutschen; Jeder für sich, Gott für uns alle; Der Mensch denkt, Gott lenkt; Der Mensch dichtet, Gott schlichtet; Gott muß es schicken, wenn's soll glücken; Frisch,

fromm, fröhlich, frei, das andre Gott befohlen sei; Gott vertraut, wohl gebaut; Bete und arbeite" und andere. Von den verschiedenen Verbindungen endlich, in denen das Wort „lieb" stehend geworden ist („die liebe Sonne, das liebe Brot"), kommt der „liebe Gott" am häufigsten vor. So tritt derselbe fromme Sinn, der im Mystizismus wie im Pietismus liegt und die Kirchenreformation veranlaßt hat, der die Bibel neben der Fibel (beides griech. biblia, Plural von biblion, das Buch) als die Grundlage der Erziehung betrachtet, recht deutlich auch in unserem Sprachleben hervor.

Nächst der Frömmigkeit ist die Sangesfreudigkeit und musikalische Beanlagung ein deutscher Charakterzug. Das schönste Zeichen eines frohgestimmten Herzens ist dem Deutschen ein fröhliches Lied. Dessen Inhalt, Form, Melodie, alles heimelt uns an. Ja schon in dem Worte „Lied", das für die meisten fremden Sprachen unübersetzbar ist, liegt nach unserem Gefühl ein großer Zauber. Das alles wäre nicht möglich ohne die Eigenart unserer Sprache, in der sich die musikalische Anlage des Deutschen das geeignetste Ausdrucksmittel geschaffen hat. Ihr iambisch-trochäischer Rhythmus, ihre Vorliebe für Klangfiguren, ihr Vermögen, die Naturlaute und Stimmungen des Menschenherzens in trefflicher, harmonischer Weise auszusprechen, tritt von alters her klar zutage. Zwar ist das Althochdeutsche wohllautender als das Mittelhochdeutsche, und dieses wieder steht an Klangschönheit über unserer jetzigen Sprache, aber wie bezaubernd sind die Goetheschen Lieder, wie einschmeichelnd Platens oder Geibels Verse! Das Melodiöse in Klopstocks Oden hat schon Herder, wenn auch etwas überschwenglich, betont: „Man erhebe die Stimme und lese sie vor, auch wenn man sie sich selbst liest. So heben sie sich vom Blatte und werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanze der Silben eine Gedankengestalt, sich auf und nieder schwingend; in den meisten Fällen aber, vom einfachen Laut bis zur Modulation, werden sie ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung. Kaum hat unsere Sprache ein Buch, in dem so viel lebendiger Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonieenreich tönt wie in diesem." Wie der fromme Sänger im Lispeln des Laubes, im Wehen der Palmen, im sanften Hauche des Zephyrs und in der donnernden Brandung des erregten Meeres die Töne einer großartigen Symphonie vernahm, die ein Loblied für den allmächtigen Schöpfer der Welten enthielt, so wußte er auch in seine Worte alle Reize der Musik hineinzulegen, so daß wir in ihrer rhythmischen Gewalt ein melodisches Nachschwingen der Naturbewegung wahrnehmen. Und dazu gab ihm die deutsche Sprache die Mittel an die Hand. Daher verfügt diese, wenn sie auch nicht die Weichheit und Farbenfreudigkeit der vokalreichen italienischen aufzuweisen hat und in ihrer Konsonantenhäufung oft hart ist, doch über alle Stimmen des Herzens und ermöglicht es dem Dichter, jederzeit Lieder zu schaffen, die sich leicht in Musik setzen lassen.

Aus der hohen Wertschätzung des Gesanges erklären sich auch manche sprichwörtliche Redensarten, die im deutschen Volk verbreitet sind: „Ein Lied von etwas singen können, Immer wieder das alte Lied, Das ist das Ende vom Liede, Wes Brot ich ess', des Lied ich sing', Sich einen Vers auf etwas machen, Das reimt sich nicht, Ungereimtes Zeug" und andere. Dieser Neigung zum Gesang entspricht die allgemein verbreitete Lust und Liebe zur Instrumentalmusik. In einem Lande, das Meister der Tonkunst wie Mozart und Beethoven, Weber und Wagner, Schubert und Schumann hervorgebracht hat, ist es begreiflich, daß eine stattliche Reihe von sprachlichen Bildern aus dem musikalischen Gebiete geschöpft sind. Wir können „den Ton angeben" und „in allen Tonarten klagen", „eintönig" und „verstimmt" sein, „eine Saite anschlagen" oder „eine andere Saite aufziehen", auch sprechen wir von Handlungen, die mit einem „versöhnenden Akkord" oder mit einem „Mißklang" schließen, „harmonisch" sind oder

„Disharmonie" zeigen. Und oft genug hört man, daß jemand „die erste Geige spielt", daß er einem anderen die Wahrheit „geigen" oder einen „Marsch blasen", ihn ganz „piano" anfassen oder „nach Noten heimgeigen" will. Wer mit seiner Gesundheit nicht recht „taktfest" ist, wird vielleicht bald „auf dem letzten Loche pfeifen", und wer etwas „ausposaunt", verdient, daß ihm „ein Dämpfer aufgesetzt" wird. Will man auf etwas „anspielen", so braucht man nicht gleich „alle Register zu ziehen", sondern kann zeigen, daß man ein „zartbesaitetes Gemüt" hat. Will man rasch zum Ziele kommen, so darf man nicht allzu große „Präludien" oder „Präambeln" machen. Endlich für diejenigen, denen tüchtig „mitgespielt" wird, hängt schwerlich der Himmel „voller Baßgeigen", vielmehr halten sie die „Pfeife im Sack" (werden kleinlaut), diejenigen aber, denen alles „Larifari" ist, lassen nur zu oft auf sich „herumtrommeln".

Tief im Gemüte unseres Volkes wurzelt die innige Liebe zu Haus und Hof und was damit zusammenhängt: zum Garten mit seinen Blumen, zu den Haustieren, mit denen wir tagtäglich in Berührung kommen. Wir bezeichnen das Heim als traut, weil sich's so „traulich", d. h. vertraulich, zutraulich, und so „gemütlich" darin lebt, ja wir fühlen uns selbst dann noch behaglich in unseren vier Pfählen, wenn wir „mutterseelenallein" (allein wie eine Mutterseele) sind und draußen die Nacht „unheimlich" dunkelt. Ebenso erfreuen uns die Blumen in Garten und Feld durch Farbe, Gestalt und Duft. Ihnen haben wir darum oft so poetische, sinnige Namen gegeben wie Männertreu und Augentrost, brennende Liebe und Vergißmeinnicht, Maßliebchen und Braut im Haar.

Auch die Haustiere, ja die Tiere der Heimat überhaupt sind Gegenstände unserer besonderen Teilnahme. Wie das Lied von Reineke Fuchs und das Stilleben der Malerei auf germanischem Boden zu Hause sind, so hat auch unser Volk besonders viele Schmeichelnamen für die Bewohner des Waldes und Feldes aufzuweisen. Koseformen wie Hinze für den Kater und Petz oder Bätz für den Bären (der kleine Heinrich und Bernhard), Reineke für den Fuchs und Matz für den Star oder das Schwein (der kleine Reinhard und Matthes), Spatz und Lüning für den Sperling sind noch jetzt gäng und gäbe, andere aber, wie Lütke (der Kranich), Tibbeke (die Ente) und Metke (die Ziege), die Verkleinerungswörter von Ludolf, Dietbrecht und Mathilde, sind uns durch die Sage bekannt. Ebenso übertreffen die aus dem Tierreich geschöpften Bilder und Vergleiche diejenigen anderer Sprachen an Zahl bei weitem und sind überdies so lehrreich, daß wir davon eine kleine Auswahl mitteilen. Wer denkt nicht sofort an das Roß, wenn er vernimmt, daß ein Mensch hochtrabend, kurz angebunden und gut beschlagen sei, oder wenn er hört, daß jemand über den Strang schlägt, große Sprünge macht, sich ins Geschirr oder Zeug legt, sich auf die Hinterbeine stellt oder kopfscheu wird? Auch führen Wendungen wie anspornen, umsatteln, sich satteln, zu Paaren treiben (zum Barn = mittelhochd. barn, barne, Krippe), die Ohren spitzen, steif halten oder hängen lassen, angestrengt (am Strange) sein, auf den Zahn fühlen (beim Pferdehandel), zügeln, die Zügel schießen lassen, im Zaume halten und vielleicht auch foltern (von mittellat. poledrus, Fohlen aus Holz mit scharfkantigem Rücken) auf die nämliche Quelle zurück. Ferner erinnern uns Ausdrücke wie naseweis (mit der Nase klug, vom Jagdhunde), pfiffig (auf den Pfiff folgend), vorlaut (vor der Zeit bellend), bärbeißig (vgl. Bärenbeißer und Bullenbeißer), Wind bekommen, etwas wittern, durchstöbern (mittelhochd. stöuber, Jagdhund), jemand die Zähne zeigen, schwänzeln, schweifwedeln, speichellecken, sich verbissen haben, darauf losgehen (auf das Wild) und dranhetzen an die Tätigkeit der Hunde. Dagegen sind die Metaphern: auf seine Hörner nehmen, sich die Hörner abstoßen, den Nacken unter das Joch beugen wohl vom Rinde hergenommen, ausmerzen (d. h. Schafe im März von der Herde

aussondern), halbschürig (wie diejenige Schafwolle, die jährlich zweimal abgeschoren wird und darum von geringerer Güte ist), in der Wolle sitzen (wie das Schaf, das sich wohl fühlt, weil es noch nicht geschoren ist) vom Wollvieh, endlich die Wendungen: sich einnisten, über etwas brüten, die Flügel hängen lassen, sich mausig machen (sich mausern, die Federn wechseln), ruppig (gerupft), auf den Leim (die Leimrute) oder ins Garn gehen, erpicht (am Pech klebend), umstrickt (vom Netz umgeben), berückt (wenn das Netz darübergerückt ist), den Kopf aus der Schlinge ziehen, Hahn im Korbe sein von der Vogelwelt.

Übertragungen anderer Art liegen vor, wenn wir von Würmern und Sperlingen, Raupen und Schnaken reden, die jemand im Kopfe hat, oder von Grillen und Mücken, die er fängt (vgl. seine Mucken haben). Und wie man jetzt noch Böcke oder Lerchen schießen, Blindekuh spielen und Schwein haben kann, Pudel (Fehler) und faule Fische (Ausflüchte) macht oder Enten losläßt, so war es früher auch möglich, Wachteln und Gänse (Lügen) fliegen zu lassen. Ferner sind viele Gerätschaften und verwandte Dinge nach ihrer Ähnlichkeit mit Tieren benannt worden, wie Ramme (von ram, Widder; vgl. Ramsnase) und Kran (Kranich), Fliegenkopf und Gänsefüßchen, Schraube (lat. scrofa, Mutterschwein) und Bierhahn. Noch häufiger sind Berge, Pflanzen und andere Naturerscheinungen auf demselben Wege zu ihren Namen gekommen, wie Katzenbuckel, Kattegat (Katzenloch), Ochsenkopf, Hun(d)srück (nicht = Hünenrücken oder hoher Rücken), Himbeere (Beere der Hindin), Bärlapp (althochd. lappo, Tatze), Otterzunge, Löwenzahn, Hahnenfuß, Mausohr, Bocksbart, Storchschnabel und Bärenklau. Bei anderen, wie Roßkastanie und Roßameise, Hundsveilchen und Hundsrose, gibt uns die Zusammensetzung mit Roß und Hund Andeutungen über die Größe oder Wertschätzung des Gegenstandes. Gleich diesen sind Komposita mit Tiernamen die Wörter Neidhammel, Kampfhahn, Schlafratz, Landratte, Sündenbock, Paradehengst, Kammerkätzchen, Windhund, Bönhase, Nestküchlein, Brummbär, Eintagsfliege, Hahnrei (eigentlich Kapaun), Bücherwurm, Backfisch, Schmutzfink, Briefmarder, Pechvogel, Hausunke, Großprotz (von brotze, Kröte; die sich wie der Protz bläht), Pickelhering (Possenreißer, ursprünglich soviel wie gepökelter Hering, dann nach seiner Lieblingsspeise auf den Lustigmacher selbst übertragen), womit zu vergleichen sind Maulwurfsarbeit, Bienenfleiß, Eselsbrücke, Katzensprung, Krokodilsträne, Zeitungsente, Grünschnabel, die ebenfalls in übertragenem Sinne gebraucht werden. Ferner finden sich im Munde der Musensöhne so zahlreiche Übertragungen aus dem Gebiete der Tierwelt, daß ihnen Friedrich Kluge in seiner Schrift über die deutsche Studentensprache einen besonderen Abschnitt („Burschikose Zoologie") gewidmet hat. Wir erwähnen davon nur die Schulfüchse und Stubenkamele, die Finken und Pudel (Pedelle), die Salamander und Bierfische, die Spitze und Affen. Und sind nicht viele Schiffe (Seeadler, Geier, Falke, Sperber und andere) nach Tieren benannt, waren nicht im Beginn der Neuzeit die einzelnen Kaliber der Geschütze durch Vogelnamen wie Sperber, Eule, Falke, Adler unterschieden? Gar nicht zu gedenken der großen Menge von Wohn- und Wirtshäusern, die seit alter Zeit nach Erscheinungen der Tierwelt benannt worden sind, der Schimpfwörter (Gimpel, Gans, Gauch = Kuckuck, komischer Kauz, Schaf, Esel, Ochse, Krabbe, Lork = Kröte, Range = Mutterschwein) und der durch volksetymologische Umdeutung geschaffenen Bezeichnungen wie Eberraute (abrotonum), Bockbier (Eimbecker Bier), sein Schäfchen (Schiffchen) ins Trockene bringen, Katzball (Fangball, von holländisch kaats = chasse, Jagd), Kater (Katarrh), Gänserich (Pflanzenart = grenserich von grans, Schnabel), Kälberkern (Kerbel, caerefolium).

Wie die Substantiva, so sind auch die Eigenschaftswörter, die auf Vergleichung des Menschen mit der Tierwelt beruhen, ziemlich zahlreich. Dahin gehören: emsig (von der Ameise oder

16*

Emse), flatterhaft (von dem Schmetterling oder anderen geflügelten Tieren), dickfellig (von dem Nashorn oder anderen Dickhäutern), ungeleckt (vom Bären), aalglatt, fuchswild, lammfromm, löwenstark, mäuschenstill, katzenfreundlich, spinnefeind, wolfshungrig, bockbeinig, pudelnärrisch, hundsgemein, sauwohl; desgleichen Zeitwörter wie ätzen und beizen (durch Säure essen oder beißen lassen), ködern, sich einpuppen, schwärmen, die Fühler oder Fühlhörner ausstrecken, sich hinschlängeln, züngeln, mit allen Hunden hetzen (das Wild), tapfer einhauen (vom Eber), der Kamm schwillt ihm (dem Hahne), die Cholera ist ausgebrochen (wie ein wildes Tier), oder volkstümlichere wie schwanen, wurmen, verhunzen, nachäffen, mausen, ochsen, büffeln, storchen, kälbern, sich schnäbeln, sich mopsen, sich katzbalgen, maikäfern, kaponieren (zu einem Kapaun machen), (an)petzen, schnüffeln, schnauzen. Auch gebraucht der Deutsche oft Redensarten wie: der hat Blut geleckt (vom Löwen oder Wolf), er hat ihm den roten Hahn aufs Dach gesetzt, du stichst in ein Wespennest, wir reiten auf Schusters Rappen, die Ratten verlassen das Schiff, ihr sitzt auf dem hohen Pferde, du bist der Hecht im Karpfenteich, er ist das Karnickel, ich habe mit ihm noch ein Hühnchen zu rupfen, er hat mir einen Bären aufgebunden (losgebunden), sie ergreifen das Hasenpanier, oder Vergleiche wie: er ist fortgeschlichen wie der Ratz (Iltis) vom Taubenschlag, sie hacken auf mich los wie die Raben, er schimpft wie ein Rohrspatz, er ist arm wie eine Kirchenmaus, selten wie ein weißer Rabe, geputzt wie ein Pfingstochse, munter wie ein Eichkätzchen, neugierig wie ein Spitz, sie vertragen sich wie Hund und Katze u. s. w.

Wesentlicher als das Verhältnis zur Tierwelt sind die Beziehungen zu den Mitmenschen, die Neigung zu teuren Freunden, die Hingabe an Weib und Kind, die Pflicht gegen das Vaterland. Von unseren Ahnen ist uns die Treue als ein wichtiges Vermächtnis hinterlassen worden; sie wird schon gepriesen in einem uralten Runenspruche, des Inhaltes, daß „Wodan mit teurem Lohne Treue vergelte", sie hallt vor allem aus den alten deutschen Volksepen wider in den verschiedenen Spielarten der Freundes-, Gatten- und Mannentreue, ja sie tritt schon in Beteuerungen wie „meiner Treu'" und „traun" (in Treuen) zutage. „Ein treuer Freund drei starke Brücken, in Not, in Leid, in heitern Stücken" sagt das Sprichwort; aber auch: „Gewisser Freund, erprobtes Schwert, die sind in Nöten Goldes wert" und „Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteilter Schmerz ist halber Schmerz". Im Briefwechsel vertraut kaum ein anderes Volk so zärtliche Empfindungen, so tief aus dem Herzen quellende Äußerungen dem Papiere an wie das deutsche: Herzig und herzlich, Herzblatt und Herzliebchen, Busenfreund und Blutsbruder sind bezeichnende Ausdrücke. Das Bewußtsein treuer Gesinnung macht uns fröhlich (fidelis, treu = fidel, lustig); ein gegebenes Wort bindet, ja ein Druck der Hand gilt dem Eide gleich, denn „ein Mann, ein Wort". Unsere Sprache ist ganz besonders reich an Bildungen mit „ge" = con, die das Zusammenleben und die innige Gemeinschaft mit einem anderen ausdrücken. Dahin gehören Genosse (der mit mir den Nießbrauch einer Sache hat), Gefährte (Begleiter auf der Heerfahrt), Geselle (Saal- oder Hausgenosse; vgl. Kamerad und Kammer), Gesinde (vgl. senden, althochd. gisindi, Kriegsgefolgschaft), Gespiele, Gevatter (Mitvater, compater), Gebrüder, Geschwister (mundartlich Knän, mittelhochd. genanne, desselben Namens, Namensvetter), an die sich in der älteren Sprache noch viele andere anreihen, wie gimazzo (Tischgenosse von althochd. maz, Speise; vgl. Messer), gipetto (der das Bett teilt), gislâfo (Schlafgenosse), giteilo (Teilnehmer) und andere. Ebenso gibt es viele Zusammensetzungen, die das Verhältniswort „mit" als ersten Bestandteil aufweisen: Mitmensch (homo), Mitbürger (civis), Mitstreiter, mitleiden, mitfühlen u. s. w. Selbst in der Verleihung des Brudertitels sind wir ziemlich freigebig (vgl. sich verbrüdern) und trinken nicht nur Brüderschaft, sondern

reden auch vom Bruder Studio und Zechbruder, ja sogar vom Bruder Liederlich oder Bruder Lust (Lustikus). Ein inniges Verhältnis zum Nächsten spricht auch aus den so gern in die Rede eingestreuten ethischen Dativen (z. B. Das war dir eine Freude!), denen wir in volkstümlichen Schriften besonders häufig begegnen.

Höher als der Freund steht die Gattin, deren Treue auf dem festen Grunde gleicher, inniger Liebe ruht. Die Hochschätzung des weiblichen Geschlechtes ist ein allgemein deutscher Zug. Die beiden Gatten (die Zusammengehörigen) sind ein unzertrennliches Ganzes, von dem die Frau die „Ehehälfte" bildet: sie sind einander anvertraut (getraut) zu ewigem Bunde; denn ewig und Ehe (althochd. êwa) sind eines Stammes. Die Gemahlin ist die Königin unseres Herzens; darin thront sie, weil wir sie „ins Herz geschlossen haben" gleich dem mittelalterlichen Sänger, der die Geliebte anredet:

> Dû bist mîn, ich bin dîn;
> Des solt dû gewis sîn;
> Dû bist beslozzen in mînem herzen;
> Verlorn ist daz slüzzelîn,
> Dû muost immer darinne sîn.

Als „Hausfrau" waltet sie mit häuslichem Sinne, als vrouwe (Frau = Herrin) steht sie dem vrô (Herr; vgl. Frondienst, frönen, Fronleichnamsfest) treu zur Seite. Nach dem Volksmunde hat die deutsche Jungfrau den Besten zum Liebsten, die welsche aber den Liebsten zum besten.

Die Beziehung des Deutschen zu den Kindern ist insofern besonders herzlich, als er ihnen nicht bloß Vater- oder Mutterliebe, sondern auch Freundesliebe und kindlichen Sinn entgegenbringt, gern mit ihnen spielt und scherzt, sich in ihre Traum- und Phantasiewelt hineinversetzt und an ihren kleinen Interessen Gefallen findet. Unser Volk ist noch im edelsten Sinne des Wortes naiv und kindlich. Darum liest auch der Vater und die Mutter gern mit dem Kinde noch einmal die alten lieben Erzählungen aus dem Märchen- und Wunderlande; ja bei trauten Gestalten wie Dornröschen, Sneewittchen (Schneeweißchen) und Rotkäppchen ziehen uns schon die Namen an, deren verkleinerndes, liebkosendes -chen zur Genüge sagt, daß das Volk mit allen Herzfasern an ihnen hängt. Die Sprache dieser Märchen aber zeigt dieselbe Schlichtheit und Einfachheit wie sonstige Geschichten, die wir aus dem Munde des Volkes vernehmen. Wie international die Märchenstoffe auch sein mögen, selten ist doch ein Tropfen fremden Blutes in der Sprache unserer Märchen zu finden, ganz entsprechend der Art des deutschen Kinderspieles, das noch immer dem König oder Hauptmann eine wichtigere Rolle zuweist als Fremdlingen, z. B. dem Kaiser (lat. Caesar) oder Major. Auch machen gar manche Redensarten aus den Märchen und den ihnen geistesverwandten Fabeln die Runde durch unser Vaterland und gleiten uns im Gespräche häufig über die Zunge, ohne daß wir nach ihrer Herkunft fragen: denn oft hören wir, daß jemand kein Wasser trübe oder sich mit fremden Federn schmücke, daß er für einen anderen die Kastanien aus dem Feuer geholt oder den Löwenanteil davongetragen habe, daß er dem Fuchse beichten oder das Aschenbrödel abgeben solle, daß er endlich etwas Geringfügiges für die Katze bestimmt habe oder aufgefordert worden sei, der Katze die Schelle anzuhängen.

Die Liebe des Deutschen zum Vaterland als dem Erbe der Väter, zur heimischen Scholle tritt uns in der Sprache nicht bloß in der Bedeutung einzelner Begriffe wie „Elend" (alia terra, Ausland) und „Heimweh" (vgl. auch die sprichwörtliche Wendung: „Ich bin noch nicht auf deutschen Boden gekommen") oder in dem hohen Gefühlswerte von Bezeichnungen wie „Heimat, Vaterland, Muttersprache, Landesvater" entgegen, sondern auch in den Ortsnamen,

die unsere Kolonisten neugegründeten Ansiedelungen verliehen haben. Die spanischen und portugiesischen Seefahrer des Zeitalters der Entdeckungen haben in frommem Glaubenseifer hauptsächlich die Namen von Heiligen und kirchlichen Gedenktagen in der Nomenklatur der afrikanischen und südamerikanischen Küste verbreitet (vgl. z. B. die häufigen Ortsnamen San Pablo = St. Paulus, Santiago = St. Jacobus, San Miguel = St. Michael, San Juan = St. Johannes, San Salvador = Sanctus Salvator, Trinidad = Dreieinigkeit, Santa Fé = Heiliger Glaube), die Römer ihren Ortsbezeichnungen, besonders den Kolonieen, ein politisch-militärisches Gepräge gegeben. Die germanischen Stämme dagegen, zumal die Deutschen und die bis zum Ende des Mittelalters zu ihnen gehörigen Niederländer, zeigten ihre Anhänglichkeit an die heimische Scholle und ihre pietätvolle Gesinnung gegen die großen Männer des Vaterlandes unter anderem dadurch, daß sie Neugründungen gern nach den Städten der alten Heimat oder nach hervorragenden Fürsten und Feldherren benannten, wenn sie auch vielfach gleich den alten Griechen an die Eigentümlichkeiten der Natur des Landes anknüpften. So erklären sich Wörter wie Hamburg in Arkansas, Frankfurt in Kentucky, Neuulm in Minnesota, Neubraunschweig, Neumecklenburg, Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel, so die Häufigkeit des Namens Mauritius (Moritz von Oranien), Willem (Wilhelm von Oranien), van Diemen, Oranien, Nassau bei Örtlichkeiten in überseeischen Kolonieen.

Und weiter! Da auch das Lehnswesen echt germanischem Geiste entsprossen ist, so kann es nicht wundernehmen, wenn der Sänger des „Heliand" das Verhältnis zwischen Christus und seinen zwölf Aposteln als das von Mannen zu ihrem Könige auffaßt und die Weisen aus dem Morgenlande als gewaltige Helden (schnelle Degen) darstellt, die dem starken Herrn den Vasalleneid leisten. Und läßt nicht der Ausdruck „Jünger" als Gegensatz zu „Herr" (althochd. hêrro, der Hehrere, Höhere) dieselbe Anschauung durchblicken? Sind nicht ursprünglich damit Mannen gemeint, die sich in Lehnstreue einem Mächtigeren ergeben haben? Denn wie sich Friedrich der Große als den ersten Diener seines Staates betrachtete, so ist auch vom deutschen Volke freiwilliges Dienen immer für eine der schönsten Aufgaben angesehen worden. Wie das deutsche Volk monarchisch gesinnt ist, so zeigt sich auch im Märchen und in der Tierfabel kein demokratischer Zug, vielmehr bildet dort der Prinz oder die Prinzessin die typische Idealgestalt, und hier finden wir einen freigewählten König an der Spitze des Tierreiches. Sagt doch schon Walther von der Vogelweide im „Wahlstreite", daß auch diu mucke ir künec hât; denn die Tiere kiusent (wählen) künege unde reht (Recht). So haben wir neben dem Wüstenkönig Löwe auch Gebieter, die auf beschränkterem Raume ihres Amtes walten, wie den Zaunkönig oder Schneekönig und die Bienenkönigin, den Ratten- und Ameisenkönig. Naturgemäß besitzen auch die Elfen ein Oberhaupt, das die Sprache schon durch den Ausdruck Alberich (Elfenkönig, Ellerkönig, Erlkönig von Elf und rîch = rex, Herrscher) hinlänglich gekennzeichnet hat; ebensowenig dürfen die Pflanzen zurückstehen, unter denen der Waldmeister (Meister des Waldes) und der Wegerich (Beherrscher des Weges) mit dem Zepter begnadet sind, gar nicht zu gedenken der leblosen Natur, in der z. B. Berge, wie der Hochkönig, Hochkaiser, Altvater, an Rang den übrigen voranstehen.

Mit dieser Auffassung stimmt es überein, daß Wörter wie Dirne (Dienerin) und Degen (althochd. degan, Gefolgsmann, Diener) einst die Bedeutung der Dienstbarkeit enthalten haben. Und wie „Demut" von Haus aus die Tugend des dienenden Christen bezeichnet (mittelhochd. diemuot von dio = got. thius, Knecht, Diener), so ist auch die Achtung des Untergebenen gegen den Vorgesetzten deutlich in dem hohen Gefühlswerte ausgesprochen, der an dem Worte „Ehrfurcht" haftet. Man vergleiche es mit „Respekt", aus dem es im 17. Jahrhundert

übersetzt worden ist, und man wird dies bestätigt finden. Unsere Losung lautet eben allezeit: „Ehre, dem Ehre gebührt.“

Die Sprache ist auch ein Spiegel dessen, daß in Deutschland gerade die Gelehrtesten und Klügsten in der Regel am bescheidensten sind. „Gescheit“ (scitus, von scire) und „bescheiden“ (vgl. Bescheid wissen) sind derselben Wurzel entsprossen. Die deutsche Bescheidenheit zeigt sich aber auch von ihrer schwachen Seite, z. B. im Briefstil. So wird seit dem 16. Jahrhundert im kaufmännischen Schreiben und später im brieflichen Verkehr überhaupt das „ich“ gern unterdrückt, und Jean Paul findet mit Recht den Grund „zum grammatischen Selbstmord“ dieses Wortes darin, daß wir Deutschen „wie Perser und Türken zu höflich seien, vor ansehnlichen Leuten ein Ich zu haben.“ Aus demselben Grunde wird das „ich“ noch heutzutage in amtlichen Berichten und in Gesuchen an Behörden so oft mit dem Selbstbewußtsein über Bord geworfen. Doch nicht allein bei „gescheit“ und „bescheiden“ berühren sich Verstandes- und Gemütsseite in unserer Sprache, sondern auch „Wissen“ und „Gewissen“ sind eines Stammes. Aus der Erkenntnis der Unvollkommenheit unserer Handlungen entspringt die Sorge vor Fehlgriffen aller Art. Darum macht man sich häufig „Gedanken“ und „geht in sich“; anderseits flößt das Bewußtsein der Kraft auch Mut ein: „kühn“ ist wurzelverwandt mit „kennen“ und „können“, und Konrad heißt eigentlich der weise, kluge Ratgeber (kuonrat, d. h. kühn, klug im Rat).

Daß deutsche Biederkeit, Geradheit und Ehrlichkeit sich auch in der deutschen Sprache äußern, hebt unter anderen Karl Schurz in einer Rede hervor: „Ehrlichkeit ist ein hervorragender Charakterzug unserer deutschen Muttersprache. Andere Sprachen, besonders die romanischen, zeichnen sich durch feine und schmiegsame Eleganz ihrer wohltönenden Redewendungen aus. Es ist in ihnen leicht, etwas sehr hübsch Klingendes zu sagen, was eigentlich nichts ist. Auf deutsch geht das schwer; denn die deutsche Muttersprache ist nicht Sprache gleisnerischer Zierlichkeit, aber dafür besitzt sie um so mehr alle Orgelregister der Kraft, der Hoheit, des begeisterten Schwungs, der Biederkeit, des innigen Gefühls.“ Und Heinrich Rückert sagt in einer seiner kleinen Schriften: „Jedes Volk fühlt in seinem Wesen eine moralische Eigenschaft heraus, die in dieser Stärke und eigentümlichen Färbung nach seinem Glauben nur ihm zugehört, und eignet sie sich demgemäß als seine providentielle Mitgift zu. Der Instinkt des Volksgeistes geht dabei immer sicher, wie sich schon daraus erkennen läßt, daß die Fremden, wenn sie wohlwollender Gesinnung sind, gerade dieser spezifischen Nationaltugend das Schlagwort zu einer Charakteristik des betreffenden Volkes entnehmen, wenn sie aber übler Gesinnung sind, dieselbe zu einer Karikatur seines ganzen Wesens verdrehen. Wenn der Grieche seine Kalokagathie [*καλοκἀγαθία*, die Vereinigung von Schönem und Gutem, körperlicher Gewandtheit und sittlicher wie geistiger Tüchtigkeit] für sich beanspruchte, der Römer vorzugsweise ein vir fortis atque strenuus [tapferer und wackerer Mann] heißen wollte, der Franzose die bravoure für die französische Kardinaltugend hält (gloire de la grande nation!), der Spanier die Grandezza, der Engländer die respectability, so wird jeder unbefangene Beobachter jedem von ihnen recht geben. Keins dieser Wörter kann in seiner Vollkraft in irgend eine fremde Sprache übertragen werden. Ebenso ist im Italienischen galantuomo der Inbegriff des nationalen Tugendideals, im Deutschen aber der ehrliche Mann, der brave Mann, der Biedermann.“

Schon das deutsche Sprichwort sagt: „Ehrlich währt am längsten“ und „Biedermanns Erbe liegt in allen Landen“, aber auch „Lügen haben kurze Beine“ und „Wer lügt, der stiehlt“, ja „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht“. „Scham“ und „Schande“ sind wurzelverwandte Ausdrücke. Bereits im „Nibelungenliede“ heißt es: „Wie

zimet helede liegen?" (Wie ziemt es Helden, zu lügen?), und Weber sagt im „Demokrit": „Nur der Deutsche darf noch deutsch handeln für gerade handeln von sich gebrauchen", während nach dem Volksmund „Franzmanns Wort und dürres Laub Jedem Winde wird zum Raub".

Wie die Vorzüge unseres Volkes, so prägen sich natürlich auch seine Mängel und Schwächen in der Sprache aus. Der Deutsche trinkt gern; „weinselig" oder „bierselig" sind dafür sehr bezeichnende Ausdrücke. Trinken kehrt in unzähligen verblümten und nicht verblümten Redensarten und in einer großen Menge von Metaphern unserer Sprache wieder, z. B. wonnetrunken, freudetrunken, Racheburst, Tatendurst, Wonnetaumel, reinen Wein einschenken, Bescheid tun, an dem ist Hopfen und Malz verloren, nachahmen (d. h. mit dem Ohm nachmessen), schenken (ursprünglich zu trinken geben, vgl. Schenkwirt, aber seit langer Zeit in der allgemeinen Bedeutung von „geben" gebräuchlich) und kaufen, das aus dem lateinischen cauponari (von caupo, Schenkwirt) entlehnt ist.

Mit dem Trinkteufel wetteifert der Spielteufel. Im „Parzival" Wolframs von Eschenbach sind nächst dem Ritterwesen die meisten Vergleiche dem Würfelspiele, und im Niederländischen, abgesehen vom Seewesen, die zahlreichsten Metaphern dem Spiele überhaupt entnommen. Vom Würfeln, das schon zur Zeit des Tacitus in Deutschland außerordentlich verbreitet gewesen zu sein scheint, stammt vermutlich der Ausdruck „jemand gefallen" (ursprünglich vom Fallen der Würfel), wie französisch chance = cadentia von cadere; vom Kartenspiel die Wendung „Schwein haben", denn Sau ist = As; vom Schach das Wort „(schach-)matt" = schlaff (eigentlich arabisch-persisch schâh mate, der König ist tot). Aus der großen Zahl der anderen bildlichen Ausdrücke, die unseren Karten- und Brettspielen entlehnt sind, sei nur noch folgendes herausgegriffen: Wer „gewonnen Spiel hat" oder „jemand ausgestochen hat", braucht nicht erst „einen Trumpf [Triumph] drauf zu setzen" oder gar den „letzten Trumpf auszuspielen", ja er kann „andere aus dem Spiele lassen", die „die Hand im Spiele gehabt" hatten. Wer aber „abgetrumpft" wird, muß „klein beigeben", und wer keine „Farbe bekennt", obwohl er sie hat, muß sich „in die Karten sehen lassen". Setzt man „alles aufs Spiel", so kann man „labet" (la bête) oder „kaput" (être capot) werden und „anderen zum Stichblatt" oder zum „Spielball" dienen, die dann „kurze funfzehn mit einem machen". Angenehm ist es aber, einen „schlauen Zug" oder einen „guten Wurf" zu tun und statt einer „Niete" (holländisch = Nichts) „das große Los zu gewinnen", ebenso bei jemand „einen Stein im Brette zu haben" u. s. w.

Ungemein deutlich spricht sich in der deutschen Sprache die Neigung unseres Volkes zur Kleinigkeitskrämerei und Pedanterie aus. Mit Titeln nimmt es kaum ein anderes so genau; denn während die Franzosen selbst die Frau des Präsidenten der Republik schriftlich und mündlich einfach mit madame anreden, darf bei uns nirgends die Beifügung des amtlichen Charakters des Gatten fehlen. Die Anrede „Frau Schulze" will uns nicht genügen, aber „Frau Assessor Schulze" oder „Frau Kirchenrat Schulze" klingt deutschen Ohren meist recht annehmbar. Und wie sich selbst ein Goethe, der doch in den zahlreichen Briefen an seine Freunde eine prächtige Ungezwungenheit temperamentvoller Umgangssprache verrät (s. die beigeheftete Tafel „Ein Brief Goethes an Lavater"), in seiner Jugend gelegentlich dem Zwange des Kanzleistiles fügen mußte und z. B. sein Gesuch um Zulassung zur Advokatur in Frankfurt a. M. „an die wohl- und hochedelgebohrene, veste und hochgelehrte und wohlfürsichtige, insbesondere hochgebiethende Herren Gerichtsschultheiß und Schöffen" seiner Vaterstadt richtete, so wägt mancher Deutsche noch jetzt sorgfältig ab zwischen „wohlgeboren" und „hochwohlgeboren", „geehrter, sehr geehrter, geehrtester Herr" u. s. w. Wo sich ferner unsere Nachbarn jenseit des

Ein Brief Goethes an Lavater vom 26. April 1774.

Nach dem Original, in der Hirzelschen Goethe-Sammlung der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

[illegible]

Anmerkungen:

„Dein Schwager": Sein Name war Schinz. — „ein Manuskript": die „Leiden des jungen Werthers". — „lieben Jungen": der Gesandtschaftssekretär Karl Wilhelm Jerusalem, der sich am 29. Oktober 1772 zu Wetzlar aus Liebesgram erschossen hatte. Goethe hatte ihn schon in Leipzig, wo er mit ihm zugleich studierte, gesehen, ohne ihm näherzutreten. — „ein Profil": für Lavaters „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (Leipzig 1775—1778). — „Steiner": Lavaters Verleger, der Buchhändler Heinrich Steiner aus Winterthur, der im April 1774 mit einem Empfehlungsbrief Lavaters zu Goethe kam.

Wasgenwaldes bei der Anrede mit vous genügen lassen, haben wir die Stufenleiter von „Du“ über „Ihr“ zu „Er“ und „Sie“ durchlaufen, weil ein Wort nach dem anderen abgenutzt wurde. Schon Jakob Grimm macht in einer besonderen Abhandlung seiner Nation zum Vorwurf, daß sie in der Rechtschreibung so kleinlich sei. Gegen die schöne und für die lernende Jugend so bequeme Regel der romanischen Sprachen, jedes Wort außer an der Spitze des Satzes und bei Eigennamen mit einem kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben, empörte sich der Geist deutscher Peinlichkeit. Er fand es nicht in der Ordnung, daß Haupt- und Eigenschaftswörter über einen Kamm geschoren würden, und gab daher jenen große Anfangsbuchstaben, die seit dem 15. Jahrhundert allmählich durchdrangen und auch auf andere Wortgattungen ausgedehnt wurden, sobald diese die Stelle von Substantiven einnahmen, z. B. „die Wenn und die Aber, das liebe Ich“. Wo ferner andere Sprachen, wie die französische, die Silbenlänge nur durch einen Akzent ausdrücken, kann sich der Deutsche in der Mannigfaltigkeit der Längenzeichen nicht genugtun: bei a, o und e macht er die Verlängerung oft durch Doppelsetzung des Vokales für das Auge sichtbar, bei i fügt er nicht selten ein e, bei allen fünf einfachen Selbstlauten ein h als Dehnungsmerkmal hinzu, zwei Zeichen, die in Wörtern wie mittelhochdeutsch tier, tief (= althochdeutsch tior, tiof) und zehen (= althochdeutsch zehan, lateinisch decem) entstanden, also eigentlich organisch und berechtigt waren und nur durch Analogie auf andere Wortgebilde übertragen wurden. Und wie man im 17. Jahrhundert die Konsonanten unnatürlich häufte (vgl. unndt = und), so glaubte man auch die Vokallänge in verschiedenen Wörtern doppelt hervorheben zu müssen und schrieb demgemäß „miethen, Thier“ u. a. mit e und h. Doch ist glücklicherweise jene Unsitte schon im vorigen Jahrhundert durch die Bemühungen der Grammatiker, diese in den letzten Jahrzehnten durch die neue Rechtschreibung wieder beseitigt worden. Aber unsere große Vorliebe für den reichlichen Gebrauch von Satzzeichen lassen wir uns nicht so leicht nehmen. Denn wir verwenden weit mehr Kommata, Gänsefüßchen, Apostrophe u. s. w. als andere Nationen. Auch scheuen wir uns, bei Ableitungen von Eigennamen einen Buchstaben über Bord zu werfen, und sagen lieber lübeck(i)sch, rügensch als lübisch, rügisch; desgleichen tragen viele Deutsche Bedenken, einen Buch- oder Zeitungstitel in einen anderen Fall als den ersten (Nominativ) zu rücken, schreiben also lieber: „In ‚Die neuesten Nachrichten‘ steht“ oder „Herr N. N. wird über ‚Der Kampf mit dem Drachen‘ sprechen“ als: „In den neuesten Nachrichten steht“ u. s. f. Mit Recht tadelt Jakob Grimm auch die pedantische Art, bei der Übernahme von Fremdwörtern neben dem Stamme die ausländische Endung mit zu borgen und an diese womöglich noch ein deutsches Suffix anzufügen, z. B. Français: der „Franzose“ statt der „Franze“ oder „Franzmann“, blâmer: „blamieren“ (vgl. „prüfen“, „proben“ oder „erproben“ und „probieren“ = altfranz. prover und lat. probare). Wie anders der Engländer, der die ausländischen Gebilde unbarmherzig der heimischen Lautgebung anpaßt und sogar im Akzent nach britischem, d. h. germanischem, Betonungsgesetze ummodelt (vgl. mittellat. observatórium mit engl. obsérvatory, Sternwarte).

Die deutsche Wertschätzung der Umgangsformen und der Sinn für äußere Verfeinerung wären, soweit sie in der Menge des Volkes vorhanden sind, ohne die deutsche Pedanterie nicht möglich gewesen, haben sich aber vorwiegend unter fremdem Einfluß gebildet. Auch dies zeigt unsere Sprache. „Etikette“ und „Toilette“, „galant“ und „honett“ stammen mit zahlreichen ähnlichen Begriffen aus dem Französischen; ebendaher sind „Geschmack“ (goût) und „guter Ton“ (bon ton), „den Hof machen“ (faire la cour, vgl. die Cour schneiden) und „höflich“ (courtois, vgl. höfisch und hübsch) übersetzt. Selbst „artig“ und „anmutig“ (graziös)

haben die Beziehung auf das gefällige Äußere unter der nämlichen Einwirkung erfahren; aber „urwüchsig" und „ungeschlacht" (desselben Stammes wie „Geschlecht") sind echt deutsche Ausdrücke. Der Spiegel ist uns nicht entfernt ein so wichtiger Hausrat wie unseren westlichen Nachbarn, die sich darin bewundern (miroir von mirari, bewundern); haben doch „aufmutzen" (ursprünglich = aufputzen) und „zimpfer", fein (vgl. zimperlich), bei uns einen übeln Beigeschmack angenommen. Wir machen eben nicht gern „viel Federlesens", d. h. lesen nicht gern die Federn von jemandes Kleidern ab, und lieben auch nicht viel „Schererei" von Bart und Haar, freuen uns vielmehr, wenn man uns „ungeschoren" läßt. Eitelkeit ist uns soviel wie Nichtigkeit, leerer Tand. Mit „eitel" bezeichnen wir nach Goethe nur einen, der „die Freude an seinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Existenz nicht verbergen kann". Aus ähnlichen Gründen hat auch das Fremdwort „Mode" bei uns keinen so hohen Gefühlswert wie das heimische „Sitte" (vgl. sittig und sittlich). Wohl gelingt es uns, nach römischer Kraft und nach griechischer Schönheit zu ringen, aber schwer glückt uns der gallische Sprung (Schiller, „Deutscher Genius"). Denn jemandem Elogen (von éloge = elogium, Grabschrift), d. h. Schmeicheleien, ins Gesicht zu sagen, ist nicht des Deutschen Sache. Dazu eignet sich wohl die „kokette" Art des gallischen Hahnes (coq), aber weder der „ungeleckte deutsche Bär" noch seine „Bärensprache" (Heine im „Atta Troll" und Jean Paul); lieber sagen wir jemand „derb die Wahrheit". „Komplimente machen" (compliment, Vollendung) ist nicht deutsche Art. Moscherosch (gest. 1669) leitet das Wort „Kompliment" scherzhaft von completum mendacium (vollständige Lüge) ab, und ähnlich denkt darüber der Verfasser des „Unartig teutschen Sprachverderbers" (1643), der sich über die besonders während des Dreißigjährigen Krieges stark um sich greifende Nachäffung französischen Wesens entrüstet äußert: „Was soll ich sagen von dem Worte Complimenten, welches sehr gemein geworden? Ich sage, mit diesem Wort sey auch seine Krafft in Teutschland eingeführt worden. Denn Complimenten ist so viel als Gepräng (gut teutsch Auffschneiderey, Betrug, Heucheley). Wann ist aber bei den Teutschen jemahl mehr Prangens, Auffschneidens und Betrugs gewesen, als eben jetzunder, da das Wort Compliment aufgekommen ist? Wie die Zeiten, so sind die Wort, und hinwiderumb wie die Wort, so sind auch die Zeiten. Es ist ein gleicher Verstand in diesen Reden: Was erlogen ist, das muß mit Complimenten gezieret werden, und was mit Complimenten gezieret ist, das ist erlogen."

Wir sprechen gern „frisch von der Leber weg", „wie uns der Schnabel gewachsen ist", und „nehmen kein Blatt vor den Mund", uns ist Wortgepränge und gekünstelte, gezierte Rede verhaßt; dem Franzosen aber legt es sein Volkscharakter nahe, das Spiel mit den Worten, die gefällige äußere Form für die Hauptsache zu halten. Es ist darum auch begreiflich, daß sich das Französische so vorzüglich zu der internationalen Verkehrssprache der immer auf höflichen Umgang, aber auch auf Kniffe und Schachzüge bedachten Diplomatie eignet, wozu es seit dem Frieden von Nymwegen unter dem Hochdruck der damaligen Machtstellung Frankreichs erhoben worden ist. Das bestätigt Talleyrand, wenn er sagt, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen; das bestätigt auch Frau von Staël, die in ihrem Buche über Deutschland schreibt, die französische Sprache habe sehr viele Redensarten, um etwas zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen, um Hoffnung zu erregen, ohne ein Versprechen zu geben, selbst um zu versprechen, ohne sich zu binden. Das Deutsche sei weniger nachgiebig und tue wohl daran, so zu bleiben. Denn nichts sei widerwärtiger als diese teutonische (tudesque) Sprache, wenn sie zu Lügen verwendet werde, welcher Art sie auch seien. Ihre schleppende Konstruktion (construction traînante), ihr gediegener Bau, ihre gehäuften Konsonanten,

ihre verständige Grammatik (grammaire savante) erlaubten ihr keinerlei Willfährigkeit gegenüber Ränken und Kniffen, und man könne sagen, daß sie sich in ihrem Innersten aufs hartnäckigste widersetze, sobald man sie benutzen wolle, die Wahrheit zu verraten; ja dieselbe geistreiche Schriftstellerin macht die feine Bemerkung, Goethe bringe in seinem „Wilhelm Meister" Mariannen die Absicht ihres Verlobten, sie im Stiche zu lassen, dadurch zum Bewußtsein, daß dieser ihr französisch schreibe.

Doch sind dies nicht die einzigen Äußerungen, die wir aus französischem Munde über die deutsche Sprache haben; anerkennend sagt z. B. Lamartine, unsere Sprache sei faltig wie ein Königsmantel, und tief versenke sich darin der Gedanke, und noch 1875 nennt sie Charles Joret in einer Schrift über Herder „cet admirable instrument sans égal peut-être parmi les idiomes modernes" (dieses wunderbare Werkzeug, das unter den neueren Sprachen vielleicht ohnegleichen ist). Tiefer aber haben die deutschen Dichter und Denker selbst den Geist ihrer Muttersprache erfaßt. Der Grammatiker Justus Georg Schottel (gest. 1676) nennt sie weit, geräumig, tief, rein und herrlich, voller Kunst und Geheimnisse („Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache", 1663), und Herder erhebt sie mit den Worten: „Seligkeit und Wollust fühlt das Ohr, wenn es diesen Wohllaut seiner Sprache in langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und sanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille sich auch in Tönen vorbilden hört, wenn es alle diese Tonfarben in dem inneren Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter sie einzwingen durften. Wahrlich die schönsten und edelsten Worte unserer Sprache sind erschaffen wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt: sie wurden bei ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllauts getaucht und sind im lebendigen Gefühl der Sache gebildet." In einer seiner Oden vergleicht Klopstock unsere Sprache einem Strome, der ferne Gestade und ein breites Bett habe, und in dem die Woge durchsichtig sei bis zu den Kieseln auf seinem Grunde, möge er nun blinkend durch die ihn umgebenden Ufergebüsche gleiten oder, im Katarakt herabstürzend, wieder emporstäuben zu duftigem Gewölk, und in der Ode „Die deutsche Bibel" rühmt er ihren Adel, ihre Keuschheit und Fähigkeit zu heiterem Lächeln wie zu tiefem Ernste. Adolf Stöber preist in seinem Gedichte „Muttersprache deutschen Klanges, o wie hängt mein Sinn an dir!" vor allem die Fülle und Tiefe der Sprache, die ihm des Gebetes und Gesanges heilige Laute gegeben habe, Emanuel Geibel nennt sie in einem Sonett die reichste aller Zungen, wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen, und Klaus Groth redet sie mit den innigen Worten an: „Min Modersprak, so slicht und recht, du olle frame [gute] Red!" Schiller rühmt von ihr, daß sie das Tiefste und das Flüchtigste auszudrücken wisse, daß wir das jugendlich Griechische und das modern Ideale mit ihr wiedergeben könnten. Endlich hat ihr Ernst Moritz Arndt („Kleine Schriften") ein herrliches Denkmal gesetzt in dem schönen Ausspruche: „Die deutsche Sprache ist nach allgemeinem Einverständnisse eine der wichtigsten der Welt, tief und schwer an Sinn und Geist, in ihren Gestalten und Bildungen unendlich frei und beweglich, in ihren Färbungen und Beleuchtungen der inneren und äußeren Welt unendlich vielseitig und mannigfaltig. Sie hat Ton, Akzent, Musik ..., sie hat einen Reichtum, den man wirklich unerschöpflich nennen kann, und den ein Deutscher mit dem angestrengtesten Studium eines langen Lebens nimmer umfassen mag ... Alle Beziehungen, welche ein unmittelbares Auge und Ohr für die innerste Natur und ihre heiligen Geheimnisse andeuten, alle Beschreibungen des Charakterlebens, und was die Götter und Geister in dem Lichte und dem Klange und in der Wonne des Himmels und der Gestirne von Seligkeit schlürfen, alles das ist in der deutschen Sprache mit einer Mannigfaltigkeit und

einem Reichtum abgespiegelt und ausgedrückt, welchem sich wenige andere gleichstellen können."
So gilt auch von der deutschen Sprache, was Wilhelm v. Humboldt vom deutschen Volke sagt:

„Stärke, die mit dem Gefühle ringt,
Bis alle Tiefen sie der Brust durchdringt,
Und Phantasie, die sich im Äther wiegt,
Dem Zartesten sich an in Milde schmiegt
Und sich in neuen Blüten stets verjüngt,
Von Urzeit her in Thuiskons Volke liegt."

II. Zur Geschichte der deutschen Sprache.

Wie jedes Volk, das dem Fortschritte geneigt ist, gern Anregungen Folge gibt, die es von außen empfängt, so hat sich auch das deutsche weder auf materiellem noch auf geistigem Gebiete je mit dem begnügt, was es aus eigener Kraft errungen, sondern es hat unablässig wichtigen Neuerungen, sofern sie sich nur seinem Wesen anpassen ließen, Eingang gewährt, mochten sie kommen, woher sie wollten. Infolge der zentralen Lage seiner Heimat im Herzen Europas fand sich dazu oft Gelegenheit; indessen sind die Beeinflussungen weniger von Norden und Osten her erfolgt als von Süden und Westen. Denn da sich der Strom der Gesittung einst vom Orient über Griechenland und Italien ergoß und von dort aus mit den Grenzen des römischen Reiches weiter nordwärts drang, so wurden uns seit alter Zeit bedeutsame Kulturgaben durch die Alpentäler oder über Gallien zugeführt, und in späterer Zeit war es besonders unseren Nachbarn jenseits des Wasgenwaldes und der Alpen beschieden, das Werk fortzusetzen, das die Römer begonnen hatten. Aber gleichviel, ob Handel und Verkehr oder schriftlicher Gedankenaustausch die Völker einander näherte, immer blieb ein geringerer oder größerer Niederschlag davon in der Sprache zurück.

Seitdem die alten Germanen an den Grenzen ihres Landes mit römischen Kaufleuten und Soldaten zusammentrafen, wurden die lateinischen Namen unserer meisten Gartengewächse, zahlreiche Ausdrücke für Obstzucht und Weinbau, Weinbereitung und Kochkunst aus Italien übernommen. Gleich dem Kohl (caulis) und Eppich (apium) oder Kümmel (cuminum) und Rettich (radix) fanden damals auch die Birne (pirum) und Kirsche (cerasum) nebst der Technik des Pfropfens (propagare) und Pflanzens (plantare), Kochens (coquere) und Mischens (miscere) bei uns Eingang. Durch die Berührung mit den Römern wurde man auch mit Neuerungen auf dem Gebiete des Maurer- und Steinmetzhandwerks, des Handels und Verkehrs bekannt und übernahm Lehnwörter wie Mauer (murus), Turm (turris), Keller (cellarium), Fenster (fenestra), Markt (mercatus), Meile (milia), Münze (moneta) und Pfund (pondo). Dasselbe gilt von den Namen anderer Errungenschaften, die ein hochgebildetes Volk einem auf niedrigerer Kulturstufe stehenden zu bieten vermag. Doch schliffen sich die unbequemen ausländischen Benennungen im Volksmunde so schnell ab, daß sie in ihrem Äußeren bald den heimischen ähnlich sahen. In erster Linie schwand die lateinische Endung und Betonung, häufig wurden aber auch noch störende Laute beseitigt oder umgemodelt: so gingen calcatura in Kelter, caerefolium in Kerbel, prunum in Pflaume über.

In gleicher Weise verfuhr man mit der großen Menge lateinischer Ausdrücke, die durch die römische Kirche in Deutschland eingebürgert wurden. Denn Winfried und Willibrord, St. Gallus und andere Glaubensboten haben unseren Altvorderen nicht bloß das Evangelium vom gekreuzigten Christus gepredigt, sondern auch die lateinischen Namen der geistlichen Würden und Ämter, der gottesdienstlichen Gebäude und Geräte, der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen mitgebracht, die wir bis zum heutigen Tage noch besitzen. Wer sieht es aber

Bezeichnungen wie Segen, Kreuz, Pein, Mönch und anderen an, daß sie aus den Akkusativen von **signum, crux, poena** und **monachus** u. s. w. hervorgegangen sind? So viele auswärtige Elemente indes damals in unserer Sprache Aufnahme fanden, so veränderte sich doch deren Charakter keineswegs und wurde selbst dadurch kaum beeinträchtigt, daß der Hof der sächsischen Kaiser, besonders der Ottonen, das geglättete Latein vor der ungelenken und „barbarischen" Sprache des niederen Volkes bevorzugte, daß die Hauptträger höherer Bildung, die Klosterbrüder und weltlichen Geistlichen, in dieser fremden Zunge redeten und schrieben, daß Geschichtswerke und Rechtsbücher, Urkunden und andere Schriftstücke damals ein undeutsches Gepräge trugen. Denn die große Masse blieb der heimischen Mundart treu; und so zeigen die Nationalepen, wie das „Hildebrandslied", in Denken und Empfinden, Stil und Wortform nur volkstümliche Züge. Dagegen sind die Dichtungen gelehrter Mönche, wie das Evangelienbuch Otfrieds, in ihrem Ausdruck schon einigermaßen von der lateinischen Satzfügung beeinflußt, noch mehr die Werke von Autoren, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Teile der Bibel oder Schriften der Kirchenväter ins Deutsche zu übersetzen. Glücklicherweise ist von diesen syntaktischen Einwirkungen sehr wenig in unserer Sprache haften geblieben; denn der gesunde Sinn des deutschen Volkes hat sie beharrlich von sich abgewiesen.

Wie sehr die unteren Stände ihr Deutsch liebten, ergibt sich zur Genüge daraus, daß sie gerade damals diesen Begriff von der Sprache (deutsch = volkstümlich) auf die Nationalität übertrugen. Noch in den achtziger Jahren des 8. Jahrhunderts, wo wir ihm zuerst in der Literatur begegnen, bezeichnete er nur den Gegensatz der deutschen Sprache zu anderen Zungen, innerhalb der nächsten fünfzig Jahre aber entwickelte sich aus dem Sinne der Sprachgemeinschaft die der politischen Zusammengehörigkeit. Während also das Volk bis dahin den keltischen Namen „Germanen" getragen hatte, bezeichnete es sich jetzt nach der Volkstümlichkeit seiner Rede im Gegensatz zum gelehrten Latein als das „deutsche". Sobald dann das Bürgertum erstarkte, brach sich die nationale Richtung vollends mächtig Bahn. So kam es, daß um 1230 zuerst ein Rechtsbuch (der „Sachsenspiegel" des Eike von Repkow) und ein Geschichtswerk (die „Weltchronik" eines anderen Repkow) in der Muttersprache abgefaßt wurden, daß Meister Eckart, Johannes Tauler, Heinrich Seuse (Suso) und andere Mystiker deutsche Schriften veröffentlichten und für ihre Lehre eine große Zahl deutscher wissenschaftlicher Kunstausdrücke schufen, daß damals Heinrich von Nördlingen und andere Männer gewandte, formvollendete Briefe in deutscher Sprache schrieben, ja daß auch im Bereich der Urkunden das Latein seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aus seiner festen Stellung verdrängt wurde. Das älteste deutsche Schriftstück dieser Art stammt aus dem Jahre 1240 und betrifft eine Abmachung der süddeutschen Stadt Kaufbeuren mit einem adligen Herrn; etwa ein Menschenalter später treten deutsche Urkunden in der Mitte des Reiches und weitere zwanzig Jahre danach im Norden auf. Die kaiserliche Kanzlei bediente sich der heimischen Sprache bei wichtigen Erlassen, wie Landfrieden, regelmäßig seit der Zeit Ludwigs des Bayern, und bald darauf schlossen sich größere Gemeinden diesem Vorbilde bei Abfassung ihrer Stadtrechte an. Dies hatte zur Folge, daß auch in Privaturkunden das Latein bald ganz aus dem Felde geschlagen wurde: im Süden um 1300, in Mitteldeutschland um 1330, im Norden um 1350. Damit war die deutsche Sprache, die bereits Karl der Große so hoch geschätzt hatte, daß er deutsche epische Volkslieder sammelte, die Abfassung einer deutschen Grammatik begann und deutsche Monatsnamen einführte, wieder in ihre alten Rechte eingesetzt worden.

Mittlerweile hatte sich freilich ein anderer Feind gegen sie erhoben: seit der nahen Berührung, welche die Kreuzzüge zwischen dem deutschen und dem französischen Rittertum ermöglicht

hatten, wurden die adligen Kreise unseres Vaterlandes stark verwelscht. Das Turnier und neue Arten des Tanzes und der Jagd fanden von Westen her in Deutschland Eingang, die Feinheiten des Tafelgenusses und geselligen Verkehrs, die französische Art, sich zu kleiden, und die Kunst, müßige Stunden durch allerlei Spiele zu kürzen, erfreuten sich gleich ihren fremden Benennungen williger Aufnahme in deutschen Landen. Seitdem grüßen wir mit „Adieu", seitdem bezeichnen wir das, was uns durch seine äußere Erscheinung gefällt, als „fein" (franz. fin). Das „Parlieren" aber stand fortan so hoch im Werte, daß man gern auswärtige Hofmeister kommen ließ, um es den Kindern schon frühzeitig beizubringen. Wenn die lateinfrohen Mönche die Sprache der Römer gleich gut im schriftlichen wie im mündlichen Verkehr beherrscht hatten, so war es jetzt nur auf das Französischsprechen abgesehen. Dagegen galt es für keine Schande, überhaupt nicht schreiben und lesen zu können. Selbst hervorragende Dichter der Ritterzeit, wie Wolfram von Eschenbach, waren mit jenen elementaren Dingen nicht vertraut und ließen sich daher die Werke der Troubadours und Trouveres von schriftkundigen Leuten vorlesen, um danach ihre eigenen Dichtungen zu entwerfen. Da sie diese dann ihren Schreibern zum Zwecke der Aufzeichnung vortrugen, so hat das Wort „diktieren" die Bedeutung „dichten" erhalten (dichten = dictare, wiederholt sagen).

Unter diesen Umständen wird man auf Reinheit der Sprache in den mittelalterlichen Kunstepen kaum rechnen können. Tatsächlich haben die höfischen Dichter so viele welsche Brocken eingestreut, daß ihr Stil einem schönen Gewande gleicht, das mit einer Menge von bunten Lappen besetzt ist. Daher sagt Viktor von Scheffel im Rügelied wider die übereifrigen Nachahmer französischer Art und Dichtung: „Nach der Franzoiser Art den Schnabel wetzen Muß, wer bei Frauen Minnepreis bejagt; Nur dann wird huldvoll Lächeln ihn ergötzen, Wenn er ma doulce, ma bele amie sagt; Und gilt's im Reigen schreiten und sich drehen, Er trüg' umsonst die Schapel und den Kranz, Würd' er Isotens Künste nicht verstehen, Die Pastourele und den Ridewanz". Am maßvollsten zeigt sich im Gebrauch fremder Ausdrücke Hartmann von Aue, am maßlosesten Gottfried von Straßburg. Hat dieser doch seinem „Tristan" sogar an Stellen, wo das Feuer und die Leidenschaft der Jugend spricht und darum deutsche Worte aus dem Herzen quellen sollten, ganze französische Verse eingefügt. Echt deutsch blieben dagegen, von einigen Fremdwörtern abgesehen, die alten Heldengesänge von den Nibelungen und der Gudrun, die damals ihre endgültige Form erhielten, echt deutsch waren nach Sprache, Stoff und Gesinnung die patriotischen Lieder Walthers von der Vogelweide, des bedeutendsten Minnesängers, und seiner Gesinnungsgenossen, echt deutsch endlich die Weisen, die von den „fahrenden" Spielleuten zum Preise der Minne angestimmt wurden.

Glücklicherweise drang die Neigung zur Ausländerei auch dieses Mal nicht in die großen Massen; denn die Kolonisten, die das slawische Gebiet östlich der Elbe und Saale besiedelten, hielten sich von der Welschsucht ebenso frei wie die in Westdeutschland zurückbleibenden Scharen des Volkes. So erklärt es sich, daß von all den „höfischen" Wörtern, die sich zu jener Zeit in den Kunstepen breitmachten, nur noch eine winzige Zahl vorhanden ist, und daß mit dem Dahinsinken des Rittertums die ganze franzosenfreundliche Richtung ein Ende nahm. Was schon Walther befürchtend ausgesprochen, daß die unvuoge, d. h. Roheit, über das hovelîche singen den Sieg davontragen möchte, ward vor Eintritt des 14. Jahrhunderts zur Wahrheit, und mit Heinrich von Meißen, dem Frauenlob, schwand der Minnesang dahin, um den Dichtungen der Handwerksmeister Platz zu machen. Gleichzeitig ging aber die Sprache auch der Vorzüge verlustig, die sie zur Blütezeit der höfischen Poesie besessen hatte. Denn einmal zeigte der Stil

nicht im entferntesten mehr die Geschmeidigkeit und Glätte, die er unter dem Einflusse der provençalischen und französischen Sänger erhalten hatte, und ferner zerrann wieder der Ansatz zu einer einheitlichen, über den Mundarten stehenden Schriftsprache, der dadurch geschaffen worden war, daß die höfischen Dichter in Wortschatz und Syntax, in Lautform und Schreibweise eine feste Norm angestrebt hatten.

Noch ehe mit Kaiser Maximilian der „letzte Ritter" zu Grabe getragen worden war, nahte unserer Sprache Gefahr von einer anderen Seite: von dem mit der Renaissance aus Italien kommenden Humanismus. Wie der deutsche Adel des 12. und 13. Jahrhunderts das weichere Französisch vor dem rauheren Idiom der Heimat bevorzugt hatte, so die deutschen Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts das allen Gebildeten verständliche und im Schrifttum seit alter Zeit bewährte Latein vor dem noch wenig entwickelten Deutsch; daher konnte Logau sagen: „Latein hat keinen Sitz noch Land wie andere Zungen, Ihm ist die Bürgerschaft durch alle Welt gelungen". In diesem Bestreben, sich mit Hilfe des Lateinischen überall verständlich zu machen, liegt sogar ein Grund dafür, daß sich die Deutschen so bald und so gründlich dem Humanismus zuwandten: denn die Gelehrtensprache kam ihrem Weltbürgersinn entgegen. Die Humanisten aber setzten eine Ehre darein, lateinisch zu reden, und hielten es unter ihrer Würde, die „barbarische" Muttersprache zur Abfassung ihrer Werke zu verwenden. Ciceronianisch sollte der Stil in Abhandlungen und Briefen, Vergilianisch in den Gedichten sein. Rhetorischer Schmuck der Rede war außerordentlich beliebt, verblümter, d. h. mit Redeblumen verzierter Ausdruck galt als erstrebenswertes Ziel. Das Latein wurde zur Unterrichtssprache der Gelehrtenschulen erhoben und das heimische Wort selbst bei der Unterhaltung der Schüler verpönt; in Valentin Trotzendorfs (gest. 1556) Schule zu Goldberg hielt man es geradezu für turpe teutonico ore loqui (für schimpflich, deutsch zu reden). Natürlich waren auch die deutschen Familiennamen jetzt nicht mehr gut genug und mußten nach lateinischen oder griechischen Mustern umgestaltet werden. Der Schulmeister Johannes Sapidus in Schlettstadt sagte 1521: „Ich habe viele barbara nomina [unter meinen Schülern]; ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen". Und wie sich Ölmann in Goethes „Götz von Berlichingen" „nach dem Beispiele und auf Anraten würdiger Rechtslehrer" in Olearius umtaufte, um „den Mißstand auf dem Titel seiner lateinischen Schriften zu vermeiden", so hat noch Goethes Großvater mütterlicherseits seinen ehrlichen deutschen Namen Weber in Textor umgewandelt. Was sich nicht so leichthin übertragen ließ, konnte ja zurechtgerenkt werden: so wurde Schwarzert zu Schwarzerd' = Melanchthon, Waltzemüller zu Waldseemüller = Hylacomylus.

Ein für unsere Sprache besonders unheilvoller Schritt war die Aufnahme des römischen Rechtes (1495). Denn während die alten deutschen Rechtsbücher, wie der „Sachsen"- und „Schwabenspiegel", oder die alten Dorf- und Stadtrechte (Weistümer) in natürlichem und einfachem, dabei von entbehrlichen Fremdwörtern freiem Deutsch verfaßt waren, wurde der Stil der gerichtlichen Entscheidungen nunmehr unnatürlich, zumal da die als Vorbild dienende römische Periode Satzungeheuer ins Leben rief, die selbst den Römern unerhört gewesen wären. Auch war jetzt dem Zuflusse lateinischer Kunstausdrücke in die Sprache des Rechtes Tür und Tor geöffnet, so daß die gerichtlichen Urteile von Fremdwörtern strotzten und die Juristen nach Moscherosch's Ausspruch voller Distinktionen, Divisionen, Konziliationen, Extravagantien, Seditionen, Rezesse u. s. w. staken. Selbstverständlich scheute man sich nun nicht mehr, die Fremdlinge im deutschen Texte nach Art der Originalwörter abzuwandeln. Wenn wir jetzt einmal in alten Schriftstücken lesen, daß der Herr Syndikus im Hause des Herrn Ephori mit dem

Herrn Diacono zusammengekommen sei, so schütteln wir wohl den Kopf und vergessen ganz, daß noch Lessing „Gradum“ und „Notarium“, „Phases und Phrases“ sagte und Schiller „die Herren Doktores“, „aus meiner Praxi“, „von keinem Malefico“ schrieb, daß auch in den volkstümlichen Werken des 17. Jahrhunderts, wie in Grimmelshausens „Simplicissimus“, von des Catonis Dolch, des Bruti Degen, des Mithridatis Gift und der Kleopaträ Ottern in einem Atem die Rede war, ja daß selbst Sprachreiniger wie Justus Georg Schottel in dieser Hinsicht dem von den Vätern überlieferten Brauche unbedenklich Folge leisteten. Und wenn wir auch gegenwärtig nicht mehr wie zu Joachim Heinrich Campes (gest. 1818) Zeit darüber in Zweifel sind, ob wir Frau Baccalaureussin, Frau Baccalaurea oder Frau Baccalaurei sagen sollen, so haben wir doch den alten Zopf noch keineswegs völlig abgeschnitten. Denn wir schreiben noch immer Exercitia und Extemporalia, reden von Temporibus und Modis, verkehren mit Mathematicis und Musicis, lernen Verba a verbo und anderes mehr.

Freilich war diese sprachliche Unart der Humanisten ebensowenig volkstümlich wie die Bevorzugung des Französischen zur Ritterzeit. Im Gegenteil. Denn da die Gelehrten vielfach nur lateinisch sprachen, um sich ein größeres Ansehen zu geben und mehr vom gemeinen Manne abzuheben, so wurde die Kluft zwischen Studierten und Nichtstudierten immer gewaltiger. Das Volk gab seinem Unwillen darüber durch Redensarten wie „Gelehrt, verkehrt“ unverhohlen Ausdruck und ließ sich durch das Gebaren der Humanisten weder im Gebrauche der Muttersprache noch in seinen Ansichten über deren Wert irgendwie irre machen, redete vielmehr nach wie vor, „wie ihm der Schnabel gewachsen war“, d. h. ohne Kauderwelsch und ohne die langatmigen Satzfügungen der Juristen. Und alle, die es gut mit ihm meinten, unterstützten es in seinen Bestrebungen, entweder dadurch, daß sie einen einfachen und natürlichen deutschen Stil schrieben, oder dadurch, daß sie der Ausländerei direkt zu Leibe gingen. Wie das Sprichwort und das Volkslied deutsch blieben, so nicht minder die Predigt und das Kirchenlied, kurz alles, was zum Herzen des Volkes sprechen sollte. Daß auch die ehrsamen Handwerker, die den Meistergesang pflegten, wie Hans Sachs, von Sprachmischung nicht viel wissen wollten, ist leicht begreiflich.

Wie sollte da Luther, dieser echt deutsche Mann, der Fremdwörtersucht seiner Zeit große Zugeständnisse gemacht haben? Tatsächlich finden wir von den rund zweitausend lateinischen und griechischen Ausdrücken, die damals durch den Humanismus in Deutschland eingeführt worden waren, nur ganz wenige in seiner Bibelübersetzung. Überdies erkennen wir aus einer brieflichen Äußerung, wie sehr ihm selbst daran lag, die Sprache der Heiligen Schrift von allen entstellenden und dem Volke unverständlichen Fremdwörtern freizuhalten. Denn im Jahre 1522 schrieb er an Spalatin: „Helft mir die Worte zurechtsetzen, aber also, daß Ihr keine Ausdrücke von Höflingen und Soldaten an die Hand gebt.“ Und da auch der Satzbau dieses herrlichen Buches so einfach und durchsichtig war, nimmt es nicht wunder, daß alle bedeutenden Dichter der Folgezeit ihren Stil daran bildeten und Goethe einem jungen Manne empfehlen konnte: „Lies fleißig in Luthers Bibel; daraus lernst du deutlich denken“. Wir müssen daher Leopold von Ranke beipflichten, wenn er von Luther sagt: „Gewaltiger ist wohl nie ein Schriftsteller aufgetreten in keiner Nation der Welt. Auch dürfte kein anderer zu nennen sein, der die vollkommenste Verständlichkeit und Popularität, gesunden, treuherzigen Menschenverstand mit so viel echtem Geist, Schwung und Genius vereinigt hätte. Er gab der Literatur den Charakter, den sie seitdem behalten, den der Forschung und des Tiefsinnes.“

Luthers Beispiel war maßgebend für viele seiner Anhänger, namentlich für protestantische Theologen, aber im übrigen wandelten die Gelehrten noch meist in den alten Bahnen. Selten

fand sich eine Kanzlei wie die des Herzogtums Zweibrücken, in der Verordnungen erlassen wurden wie folgende vom Jahre 1586: „Die Sekretäre sollen die Konzepte halten in guter, geschickter, lauterer und unverdunkelter kanzleiischer Form mit guten deutschen und nicht anderen Wörtern." Selten ließ sich auch sonst eine warnende Stimme gegen die Lateinsucht vernehmen. So eiferte der Schweizer Chronist Ägidius Tschudi (gest. 1572) gegen „die naseweisen Kanzler und konsistorischen Schreiber", sie könnten nicht eine Zeile ohne lateinische Wörter schreiben, obwohl sie deutsche genug hätten. Ja die Gelehrten schämten sich deutscher Ausdrücke so sehr, daß sie oft für nötig befänden, lateinische hinzuzufügen: exerzieret und geübet, Desperation und Verzweiflung u. s. w. Ferner war der Grammatiker Justus Georg Schottel bemüht, die Kunstwörter der lateinischen Sprache zu übertragen oder durch geeignete deutsche zu übersetzen, doch mit geringem Erfolge; erst im 18. Jahrhundert vermochte Christian Wolff (gest. 1754) die Sprache der Weltweisheit von den lateinischen Schlacken gründlich zu reinigen. Auf verschiedenen anderen Gebieten haben sich die Fremdwörter bis in die jüngste Zeit erhalten.

Indes kann die Vermischung der Sprache mit Fremdwörtern im Zeitalter des Humanismus als das kleinere Übel angesehen werden gegenüber dem Bestreben, jede wissenschaftliche Arbeit lateinisch abzufassen. Fast die ganze Literatur hatte ein römisches Gewand angelegt. Können wir doch nachrechnen, daß im Jahre 1570 etwa siebzig vom Hundert aller Druckschriften lateinisch geschrieben waren, und daß diese Zahl erst 1730 auf die Hälfte herabging; wissen wir doch, daß die Rechtswissenschaft dem alten Brauche noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts treu blieb, und daß in juristischen Werken das Deutsche erst seit der Mitte desselben Jahrhunderts zu überwiegen anfing.

An Streitern und Vorkämpfern für die nationale Sache und gegen die Lateinsucht der Gelehrten hat es freilich nicht gefehlt. Zunächst sind die evangelischen Geistlichen zu nennen, die sich nach Luthers Vorbild in den für weitere Kreise bestimmten Schriften des Deutschen bedienten. Ferner wurden durch die Forderung der Kirche, daß das Volk die Bibel und den Katechismus in seiner Muttersprache lesen solle, auch die Grammatiker öfter bestimmt, ihre deutschen Lehrbücher nicht mehr lateinisch, sondern deutsch abzufassen. Durch die Reformen des Pädagogen Wolfgang Ratke (Ratichius) und seiner Gesinnungsgenossen wurde die fremde Sprache auch in den Lateinschulen aus ihrer bevorzugten Stellung zurückgedrängt; und Ratkes Anhänger Johann Kromayer (gest. 1643) verfaßte 1618 die erste deutsch geschriebene Schulgrammatik. Daß diese Bestrebungen auf günstigen Boden fielen, ersieht man unter anderem aus der Vergleichung zweier Schulordnungen, einer kursächsischen vom Jahre 1528 und einer kurpfälzischen vom Jahre 1615. Dort heißt es: „Erstlich sollen die Schulmeister Fleiß ankehren, daß sie die Kinder Lateinisch lehren, nicht Deutsch oder Griechisch oder Hebräisch", hier aber: „Auch auf Lateinkundige (latine doctos) macht die heimische Sprache einen größeren Eindruck." Schwerer waren die Hochschulen und ihre Professoren von der Vorliebe für das Latein abzubringen. Noch Gottfried Wilhelm Leibniz (gest. 1716), der ein warmes Herz für seine Muttersprache hatte und mehrere Schriften zu deren Verbesserung schrieb, fand nichts Störendes darin, wissenschaftliche Werke in einem fremden Idiom drucken zu lassen. Ganz allgemein wurden die Vorlesungen an den Universitäten lateinisch abgehalten, bis es 1688 dem Leipziger, später Halleschen Professor Christian Thomasius (gest. 1728) glückte, dem lange Zeit als Aschenbrödel behandelten Deutsch auch hier die gebührende Stellung zu sichern. Jedoch die Unsitte, Doktordissertationen und Ankündigungen am schwarzen Brett lateinisch zu schreiben, hat sich, wenn auch in geringerem Umfang, bis heute zu behaupten gewußt.

Noch gilt es, eines anderen Angriffes zu gedenken, der auf den Besitzstand unserer Muttersprache gemacht worden ist, d. h. die Einwirkungen zu erörtern, denen sie von Frankreich her im 17. und 18. Jahrhundert ausgesetzt war. Die Ursachen dieses Vorganges liegen auf der Hand. Wie im Zeitalter der Kreuzzüge die Poesie der provenzalischen Sänger von großem Einfluß auf die deutsche Literatur und Sprache gewesen war, so zeigte sich jetzt die auf dem Gipfel ihrer Höhe stehende Dramatik und Philosophie der Franzosen nicht minder wirksam und anregend. Die Dichter Molière (gest. 1673), Corneille (gest. 1684), Racine (gest. 1699) und die Gelehrten Descartes (gest. 1650), Pascal (gest. 1662) und Bayle (gest. 1706) überragten damals mit ihren Schöpfungen die Alltagsleistungen der Deutschen so sehr, daß diese sich willig herbeiließen, ihre Nachbeter zu werden. Dazu kamen noch verschiedene andere Umstände, die den Gebrauch der französischen Sprache in den höheren Schichten der deutschen Gesellschaft begünstigten: zunächst die politische Übermacht Frankreichs und die glanzvolle Hofhaltung Ludwigs XIV., der nicht nur auf dem Gebiete des Staatswesens den Ton angab, sondern auch in Fragen der Etikette und Mode, der Küche und Gartenkunst; ferner der Mangel an jeglichem Selbstgefühl, der infolge der Zersplitterung und Ohnmacht des deutschen Vaterlandes weite Kreise beherrschte, und der geistige Druck, der seit den Zeiten des verhängnisvollen Religionskrieges auf Deutschland lastete. Auch die Sitte vornehmer junger Leute, auf französischen Universitäten, besonders in Paris, zu studieren und Bildungsreisen durch Frankreich zu unternehmen, trug viel zur Einbürgerung des Französischen bei, gar nicht zu gedenken des unmittelbaren Einflusses, den die überall umherziehenden französischen Soldaten, die eifrig gesuchten Erzieher, Friseure, Köche und Kammerdiener, dann die seit der Aufhebung des Edikts von Nantes auf deutschen Boden geflüchteten Hugenotten sowie die Günstlinge und Vorleser von Fürsten, wie Voltaire, Maupertuis und Lamettrie, auszuüben vermochten. Bezeichnend ist eine Äußerung des Philosophen Leibniz: „Wie der Dreißigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Deutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserflut überschwemmt worden und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rapuse gegangen, und sieht man, wie die Reichsakten solcher Zeit mit Worten angefüllt sind, deren sich freilich unsere Vorfahren geschämt haben würden."

Sich des Französischen zu bedienen, galt jetzt nicht bloß für fein, sondern sogar für unerläßlich, wenn man auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen wollte. Wie hätte sonst Voltaire sagen können, er sei in Deutschland ganz in Frankreich, weil alle Welt französisch spreche? Graf Leopold von Stolberg (gest. 1819) aber erzählt mit Entrüstung: „Deutsche Kinder wurden gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Gesindesprache anzusehen, weil es Hausgesetz ward, bei der Tafel nur zu parlieren, weil jeder kindliche Wunsch den Eltern in französischer Sprache vorgetragen werden mußte. Jeder bemerkte Verstoß wider diese ward gerügt, die gröbsten Fehler des Deutschen in seiner eigenen Muttersprache kaum bemerkt"; und um dieselbe Zeit (1790) schrieb Goethe in seinen venetianischen Epigrammen:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken:
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht."

Französisch galt nach einer Äußerung Gottscheds für die allein „anständige" Briefsprache; natürlich durfte auch kein Brief mit einer anderen als französischen Aufschrift versehen sein; ja der gesunde Sinn mancher Leute verirrte sich so weit, daß z. B. Christian Ludwig von Hagedorn,

der Direktor der Dresdener Kunstakademie, im Jahre 1754 den Tod seines älteren Bruders, des bekannten Dichters, in französischen Versen besang.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Büchermarkt nicht nur mit allen möglichen Erzeugnissen der französischen Literatur, mit Schäfer- und Schelmenromanen, Heiratsbüchern, Reisebeschreibungen u. s. w. überschwemmt wurde, sondern daß auch in Deutschland selbst viele Bücher in welscher Sprache erschienen. In den Jahren 1750—80 betrug deren Zahl den zehnten Teil aller Druckwerke. Und wie konnte es anders sein, wenn selbst Männer wie Friedrich der Große dem Zuge der Zeit folgten? So oft man sich aber veranlaßt sah, das verachtete Deutsch zu schriftlicher oder mündlicher Darstellung zu verwenden, durchsetzte man es mit zahlreichen Fremdwörtern, die man noch dazu, um sie stärker hervortreten zu lassen, nach dem Vorbilde der Humanisten mit lateinischen Buchstaben schrieb. Wie damals Pflästerchen zur Erhöhung der Schönheit auf das Gesicht geklebt wurden, so sollten auch die eingestreuten fremden Gebilde den Glanz der Rede vermehren. Man nannte einen solchen Stil alamodisch (à la mode) und tat sich viel darauf zu gute, besonders die Frauen:

„Da heißt das andre Wort gloire, renommée,
Massacre, bel esprit, fier, capricieux;
La précieuse hat das Deutsche gar verschworen.
Es klingt ja zu paysan in ihren zarten Ohren
Und kommt nach ihrem goût zu canailleux heraus;
Ein Wort französisch ziert den ganzen Menschen aus."

So spricht sich ein Zeitgenosse (Burkhard Menke, gest. 1732) über das Kauderwelsch des Alamode-Deutsch aus. Konnte jemand außer französischen Elementen noch Wörter aus anderen Sprachen einfließen lassen, so war er doppelt befriedigt. Daher läßt Johann Rist, der Stifter des Elbschwanenordens, einmal einen alamodischen Krieger sprechen: „Stehet es nicht tausendmal zierlicher, wenn man im parliren oder Reden zum öftern die Sprachen changiret?" So hatten nicht selten fünf verschiedene Sprachen die Ehre, in einem einzigen Satze vertreten zu sein, wie in dem Berichte, den Wallenstein nach seinem Siege über Gustav Adolf bei Nürnberg an den Kaiser schickte: „So hat sich der König bei dieser Impresa [ital. Unternehmung] gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein; er hat auch seine Völker über die Maßen discouragiret [franz. entmutigt], daß er sie so hazardosamente [span. auf gut Glück] angeführt, daß sie in vorfallenden Occasionen [lat. Gelegenheiten] ihm desto weniger trauen werden." Liest man solche Sprachmengerei, die namentlich bei den Vertretern der zweiten Schlesischen Dichterschule, Männern wie Hofmannswaldau (gest. 1679) und Lohenstein (gest. 1683), beliebt war, so ist man versucht, mit Georg Neumark, dem Dichter des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", auszurufen: „Wenn alle anderen Sprachen ihre Übersetzungen finden — wer teutschet mir das Teutsche?"

Doch mit dem Gebrauche der fremden Ausdrücke hatte es sein Bewenden nicht; auch die französische Wortbetonung drang in vielen Fällen durch, wo sie nicht am Platze war. In Gegenden Deutschlands, deren Mundart das schließende -e abzuwerfen pflegte, schützte man gern seinen Namen durch Anwendung des accent aigu vor Verstümmelung. Daher erklären sich Schreibungen wie Winné, Lersé, Nestlé, daher auch die Tatsache, daß sich Goethes Großvater, dieser Sitte huldigend, zeitweilig Goethé zeichnete. Selbst griechische und lateinische Wörter, denen man während der Zeit des Humanismus die römische Betonung und Endung gegeben hatte, mußten sich jetzt vielfach dazu bequemen, nach „französischer Façon" gekleidet zu werden: Hesíodus und Heródotus wurden zu Hesiód und Herodót, Philólogus und Parágraphus zu

Philológ und Paragráph, música und phaenómenon zu Musik und Phänomén. Dadurch und zugleich infolge der Vorliebe unseres Volkes für alles Fremde stumpfte sich das Gefühl für die Notwendigkeit einer einheitlichen Gestaltung des Wortschatzes so weit ab, daß man nicht mehr daran dachte, die fremden Laute nach deutschen Sprachgesetzen umzumodeln; ja die Pedanterie der Gebildeten, die sich scheute, bei ausländischen Wörtern auch nur eine Silbe anzutasten, artete fortan in dem Maße aus, daß man sich bemühte, jeden fremden Namen möglichst genau nach der Aussprache des betreffenden Landes wiederzugeben. Und auf diesem Standpunkte stehen wir noch. Oder haben wir nicht erst vor wenigen Jahren eingehende Untersuchungen deutscher Gelehrter über die richtige Aussprache des chinesischen Namens Kiautschou gelesen?

Das Schlimmste aber an der Welschsucht war, daß die Neuerung diesmal nicht auf die höheren Stände beschränkt blieb, sondern das ganze Volk ergriff. Wohl waren die Bürger und Bauern in der Regel nicht der französischen Sprache mächtig, aber da es für vornehm galt, bei der Unterhaltung Fremdwörter unterlaufen zu lassen, so lauschten sie bald dieses bequeme Mittel, sich den Anstrich einer feineren Bildung zu geben, dem Adel und seinen Gesinnungsgenossen ab. Kein Wunder, daß Leibniz von diesem „gleichsam französischen Zeitwechsel" spricht, in welchem französisch gesinnte Deutsche viele Jahre lang über Deutschland regiert und dieses fast, wo nicht der französischen Herrschaft, so doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht hätten, und daß Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" äußert: „Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die untertänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles, was uns von jenseit des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten." Daher die große Zahl der Fremdwörterbücher, die jetzt wie Pilze aus der Erde schossen (vgl. S. 237). Leider waren sie nötig. Denn trotz aller Maßnahmen, die gegen die Modekrankheit getroffen wurden, blieb diese lange in fast ungeschwächter Kraft bestehen. Vergeblich kämpften einsichtsvolle Männer des 17. und 18. Jahrhunderts dagegen an. So machten es sich Sprachorden, wie die Fruchtbringende Gesellschaft in Weimar oder die Pegnitzschäfer in Nürnberg, zur Hauptaufgabe, die entbehrlichen Fremdlinge auszumerzen, Satiriker wie Lauremberg und Rachel übergossen die Alamodedichter mit der Lauge ihres Spottes, Sprachreiniger wie Moscherosch und der Verfasser des „Unartig teutschen Sprachverderbers" zogen dagegen zu Felde, Dichter wie Opitz, Logau, Gleim, Klopstock, Bürger verteidigten mit glühender Begeisterung die schnöde zurückgesetzte Muttersprache und gaben selbst in ihren Dichtungen Muster sprachlicher Reinheit; aber der Erfolg war verhältnismäßig gering. Auch die Akademie der Wissenschaften, die bei Beginn des 18. Jahrhunderts nach dem Muster der Académie française in Berlin gegründet wurde, konnte und wollte darin keinen Wandel schaffen, obwohl in ihrer Stiftungsurkunde ausdrücklich angegeben war, daß sie „alles, was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereicht, sonderlich mit besorgen" sollte. Mochten nun durch die Bemühungen patriotischer Gelehrter einige hundert Fremdwörter beseitigt und die dadurch geschaffene Lücke mit guten deutschen Ausdrücken ausgefüllt werden, mochte auch die poetische Darstellung der führenden Geister des 18. Jahrhunderts frei von ausländischem Aufputz sein, so blieb doch in der Sprache der höheren Stände, ja auch im Volksmunde die Unart noch lange haften.

Vorübergehend zeigte sich eine Besserung während der Befreiungskriege. Denn wie damals Arndt und Schenkendorf, Rückert und Körner nur reine Weisen zum Ruhme des

Vaterlandes anstimmten, so entschlossen sich viele Gebildete dazu, im schriftlichen Verkehr und im mündlichen Ausdruck die Muttersprache möglichst rein zu gebrauchen, ja die Gastwirte begannen nach der Völkerschlacht von Leipzig die französischen Hotelnamen in deutsche Gasthofsbezeichnungen umzuwandeln. Und da auch andere Kreise damals vielfach in sich gingen, so konnte Goethe 1814, bei Übersendung eines Stiefmütterchenstraußes an eine Dame, unbedenklich schreiben:

„Die deutsche Sprache wird nun rein,
Pensée darf künftig nicht mehr gelten.
Doch, wenn man sagt: Gedenke mein!
So, hoff' ich, soll uns niemand schelten."

Der Einfluß der Zopfzeit war aber zu stark, als daß man den alten Schlendrian mit einem Male hätte ablegen können. Selbst das Revolutionsjahr 1848, in dem verschiedentlich Preßstimmen die Beseitigung des fremden Plunders forderten, ging vorüber, ohne Wandel geschaffen zu haben. Eine tiefere Wirkung hatten erst die Siege des Krieges von 1870 und 1871. Sie erst vermochten das Nationalbewußtsein nachhaltig zu stärken und die Hoffnung neu zu beleben, daß in absehbarer Zeit die entbehrlichen französischen Flitter über Bord geworfen sein werden. Denn wenn ein jeder, wie der junge Goethe in Straßburg, den festen Entschluß faßt, die „französische Sprache gänzlich abzulehnen und sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen", dann werden wir uns bald eines reinen Deutsch auch in der Prosadarstellung zu erfreuen haben.

Leider sind wir noch weit von diesem Ziele entfernt. Wohl haben verschiedene Behörden, vor allem die Postverwaltung, ein gutes Beispiel gegeben, auch im Eisenbahn- und Heerwesen sind Ansätze zur Besserung wahrzunehmen, ja selbst im Gebiete des Rechts hat man mit der alten Überlieferung zu brechen begonnen und z. B. das neue Bürgerliche Gesetzbuch möglichst frei von Fremdlingen zu halten gewußt. Wohl werden neuerdings Ausdrücke wie rekommandiert, Terrain, Perron, Expropriation u. a. mehr und mehr gemieden zu gunsten von eingeschrieben, Gelände, Bahnsteig, Enteignung. Doch das Zeitungsdeutsch sowie die Sprache der Ärzte und der Kanzleien läßt noch viel zu wünschen übrig. Auch namhafte deutsche Schriftsteller sperren sich noch gegen die Einsicht, daß wir Deutschen die Pflicht haben, unsere Rede von unnützen fremden Zutaten freizuhalten; eine größere Zahl von ihnen hat erst Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts in den „Preußischen Jahrbüchern" eine Erklärung abgegeben des Inhalts, daß sie sich das Recht der Sprachmengerei nicht nehmen lassen wollen, in denselben „Preußischen Jahrbüchern", deren 51. Band (1883) die trefflichen Worte des Herausgebers, Heinrich von Treitschke, enthielt: „Zwar besitzen wir noch einzelne sprachgewaltige Dichter und Prosaisten, aber dem Durchschnitt des lebenden Geschlechtes gebricht das Sprachgefühl so gänzlich wie keiner anderen Generation seit Lessings Tagen, ja selbst die Deutschen des 17. Jahrhunderts versündigten sich an ihrer Sprache nicht so frech wie die heutigen. Wenn die Zeitgenossen Ludwigs XIV. eine Masse alamodischer Fremdwörter gebrauchten, so meinten sie doch, ein gutes Werk zu tun, ihre rauhe Sprache lieblich zu schmücken; die heutigen Barbarismen entspringen einfach der Mißachtung, einer Roheit des Gemütes, die gar nicht mehr weiß, was der Deutsche seiner Muttersprache schuldet." So schreiben denn diese Männer ihren halb französischen Stil weiter, über den sich selbst die Franzosen lustig machen. Sie sind aber zu kurzsichtig, um einzusehen, daß die Würde und Schönheit, Richtigkeit und Deutlichkeit der Muttersprache darunter arg zu leiden haben.

Wie ganz anders denkt und handelt der 1885 ins Leben gerufene Allgemeine deutsche Sprachverein! Er hat sich zum Grundsatz gemacht: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!" und kämpft mit Ernst für die edle Sache. Zunächst sucht er

durch Aufstellung von Mustern zu bessern. So lobt er die reine Sprache und den reinen Stil von deutschen Dichtern und Prosaikern der Vergangenheit, wie Fischart, Herder, Gleim, Musäus, Uhland und anderen, aber auch von hervorragenden Männern der Gegenwart, wie Moltke und Bismarck. Hat er doch am 80. Geburtstage des Altreichskanzlers, eines der sprachgewaltigsten Deutschen, der in seinen Bildern einen stark ausgeprägten Individualismus, in seinen behaglich breiten Briefen die Kunst humorvollen Plauderns zeigt, dessen kernigem deutschen Stil eine ganze Nummer seiner Zeitschrift gewidmet. Ebenso gibt er durch Abfassung von Verdeutschungsbüchern für die Speisekarte, den Handel, das häusliche und gesellschaftliche Leben, die Vornamen, die Amtssprache, das Berg- und Hüttenwesen, die Schule u. s. w. Mittel zur Besserung an die Hand. Und wie er überhaupt darauf bedacht ist, „Entartungen und Verkrüppelungen" in der Sprache zu beseitigen, „Künsteleien und Zierereien" abzuwerfen und zu „richtigem, sachgemäßem Denken im Zusammenhange mit dem scharf zutreffenden Ausdrucke" anzuregen, so weckt er insbesondere das sprachliche Gewissen im Volke, damit alle Deutschen in berechtigtem Stolz auf ihre Muttersprache eine Ehre darein setzen, möglichst rein und gut zu sprechen und zu schreiben. Zu diesem Zwecke wendet er sich an Behörden und bittet um Abstellung von sprachlichen Mißständen, tadelt er in seiner Zeitschrift den Gebrauch französisch gedruckter Besuchs- und Tanzkarten, sticht er mangelhafte Anzeigen in öffentlichen Blättern auf und brandmarkt Abhandlungen oder Bücher, die in schlechtem Deutsch abgefaßt sind. Kurz, er strebt mit allen Mitteln danach, unsere Muttersprache zu fördern und von den Übeln freizumachen, die ihr namentlich seit den unglücklichen Zeitläuften des Dreißigjährigen Krieges noch gegenwärtig anhaften.

Dagegen wendet er sich nicht gegen die Einwirkungen, die unser Schrifttum von Griechenland aus erfahren hat. Mit vollem Rechte. Denn da das Griechische dem Deutschen geistesverwandt ist, so hat sich alles, was von dorther entlehnt wurde, aufs engste mit dem heimischen Sprachgut verschmolzen. Auch verdanken wir den alten Griechen weniger Fremdwörter als Anregungen im Bereich der Wortbildung und Syntax. Hier haben vor allem die Schweizer Bodmer, Breitinger und Haller bahnbrechend gewirkt. Von der richtigen Ansicht geleitet, daß die Sprache der Poesie nicht der Alltagsrede gleichen dürfe, suchten sie durch eine neue Art, die Worte zu stellen und die Satzteile zu verbinden, durch die Verwendung zahlreicher, dem Homer und anderen griechischen Dichtern abgelauschter Beiwörter und Metaphern den Ausdruck zu heben und die Sprache zu beleben. Überdies führten sie in Sätzen, wie: „Zu Hamburg das Schiff verlassend, erblickte ich meinen Vater", nach griechischem Vorbilde die fast ganz aus dem Gebrauch geschwundene Konstruktion des freieren, nicht attributiven Partizips Präsentis wieder ein, und wenn sich auch Gottsched und seine Leipziger Freunde über die „Partizipianer" lustig machten und die neue Dichtersprache als „alpinische Seuche" bezeichneten, so ließen sich jene dadurch nicht beirren. Ihr Hauptverdienst aber war die Erkenntnis, daß sich die Sprache, um frisch und lebenskräftig zu bleiben, stets in dem lebendigen Quell der Mundarten verjüngen müsse, eine Ansicht, die nach und nach gleich ihren übrigen Grundsätzen allgemeine Anerkennung fand. Den Spuren der Schweizer folgte zunächst Klopstock, nach Herders Wort ein Alexander, dem sein Mazedonien, die deutsche Sprache jener Zeit, zu eng wurde, dessen Eroberungskraft ihre Grenzen, besonders unter Anlehnung an griechische Muster, machtvoll erweiterte; dann Voß und andere hexametrische Dichter bei ihren Übersetzungen klassischer Schriftsteller, ebenso Schiller, der weder in seinen Romanzen noch in seinen Dramen verleugnen kann, daß er bei den Griechen in die Schule gegangen ist, endlich Goethe, dessen von der



Wilhelm Grimm. Jakob Grimm.

Nach dem Stich von Biow-Sichling im 1. Bande des „Deutschen Wörterbuches" von Jakob und Wilhelm Grimm (1854).

Sonne des Hellenentums erwärmte Sprache in der „Iphigenie“ und im „Tasso“ die höchste Stufe der Vollendung erreicht. Denn er sucht nicht wie viele andere Dichter das Poetische zu verwirklichen, sondern nach Mercks Wunsch dem Wirklichen poetische Gestalt zu geben, und darum ist auch sein Stil so natürlich und wahr, sein Ausdruck so einfach und klar. In der Tat hat er nach seinem eigenen Geständnis das Talent, deutsch zu schreiben, unter dem Hauche griechischen Geistes der Meisterschaft nahegebracht.

So war die Muttersprache kunstvoll ausgebaut, noch fehlte ihr aber die historische Durchforschung. Dazu gaben die Romantiker die erste Anregung, die sich selbst liebevoll in sie vertieften und aus ihren halb verdeckten Schächten manchen alten Ausdruck wieder hervorholten, um ihn mit neuem Gepräge zu versehen. Diesem Vorgange folgten die Germanisten, die den grammatischen Bau und die Geschichte der deutschen Sprache mit wissenschaftlicher Gründlichkeit untersuchten, allen voran die Brüder Grimm (s. die beigeheftete Tafel „Wilhelm Grimm und Jakob Grimm“). Während sich Wilhelm mehr durch die Herausgabe einer großen Zahl altdeutscher Dichtungen verdient gemacht hat, liegt der Schwerpunkt von Jakobs Tätigkeit in der systematischen Bearbeitung der deutschen Sprachlehre und Altertumswissenschaft. Die vierbändige Grammatik, in die er ein historisches Leben mit allem Fluß freudiger Entwickelung zu zaubern wußte, die Geschichte der deutschen Sprache und die Sammlung von Weistümern, die Darstellung der deutschen Mythologie und der deutschen Rechtsaltertümer haben seinen Namen für alle Zeit mit der Geschichte der deutschen Literatur, Sprach- und Altertumskunde verknüpft. Ebenso wertvolle Dienste leisteten beide Brüder ihrer Nation durch die gemeinschaftlich unternommene Sammlung der deutschen Kindermärchen und Sagen sowie durch die Herausgabe ihres deutschen Wörterbuches. Dieses herrliche Werk, das sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu veröffentlichen begannen, ist nach ihrem Tode von verschiedenen Gelehrten in demselben Sinne fortgesetzt worden und wird voraussichtlich in wenigen Jahren vollendet sein. Damit ist die Arbeit an der Sprache, die Luther durch seine praktische Tätigkeit begonnen, theoretisch zu einem gewissen Ziele geführt worden. Denn Luthers Bibelwerk war das A, Grimms Wörterbuch aber das O der neuhochdeutschen Schriftsprache während ihres vierhundertjährigen Bestehens.

Überblicken wir nun noch einmal den Entwickelungsgang unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, so können wir drei verschiedene Stufen unterscheiden, auf denen sich eine Einigung vollzogen hat: erst erfolgte ein Ausgleich auf lexikalischem Gebiete, dann auf grammatischem, endlich der Anfang dazu auf phonetischem. Luther hat den ersten Schritt getan, die nächsten beiden Jahrhunderte den zweiten, die jüngste Zeit den dritten. Bis zum Ende des Mittelalters hatte sich beim schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache jeder seiner Mundart bedient; seit Luther wurde das anders. Dadurch, daß er seiner Bibelübersetzung den mitteldeutschen Wortschatz zu Grunde legte, erhob er diesen zu allgemeiner Gültigkeit von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee. Fortan schrieb der Oberdeutsche z. B. „Jahrmarkt“ statt „Dult“ oder „einen Sprung tun“ statt „einen Gump nehmen“, und der Niederdeutsche „erschreckt“ statt „verfehrt“ oder „draußen“ statt „buten“; und wenn auch in der Folgezeit durch hervorragende Dichter und Denker noch manches Wort aus der Mundart aufgenommen und literaturfähig gemacht wurde, so ist doch der Lutherische Wortschatz die Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache geblieben.

Von Bedeutung war sodann die grammatische Regelung, die hauptsächlich in der Periode von Luther bis Lessing stattgefunden hat. Da galt es zunächst, die großen Verschiedenheiten

in der Rechtschreibung zu beseitigen, weiterhin aber auch, die Wortbiegung einheitlich zu gestalten. Einstmals sagte man „er sang" und „sie sungen" (vgl. das Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen", wo der Reim die ursprüngliche Form erhalten hat) und bildete die Mehrzahl des Präteritums beim Zeitwort vielfach mit einem anderen Selbstlaute; ferner wandelte man dasselbe Verb in der einen Gegend stark, in der anderen schwach ab, z. B. der Hund boll (= bellte), der Knabe schreite (= schrie). Ebensolche Abweichungen bestanden in der Flexion des Hauptworts. Wenn dies anders geworden ist und wir jetzt bestimmte Vorschriften für Rechtschreibung und Wortbiegung haben, so verdanken wir dies vor allen Dingen Grammatikern wie Schottel und Gottsched, die eifrig darauf bedacht waren, die grammatischen Formen einheitlich zu gestalten.

Die dritte Ausgleichung betrifft die Aussprache, doch hat die Bewegung, auch diese innerhalb des Deutschen Reichs in Einklang zu bringen, erst ihren Anfang genommen. Übereinstimmung ist bis jetzt nur an den Bühnen hergestellt, wo sie wegen des häufigen Ortswechsels der Schauspieler am dringendsten erforderlich war. Aber es fehlt nicht an Männern, die auch für die Schulen dieses schöne Ziel erstreben. Wenn es hier erreicht würde, dann wäre der Tag nicht mehr fern, wo man überall in deutschen Landen die Wörter gleichmäßig ausspräche, ohne die örtliche Färbung, die den Lauten in den einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes anhaftet.

5.

Die deutschen Sitten und Bräuche.

Von

Eugen Mogk.



Die deutschen Sitten und Bräuche.

I. Deutsche Sitten und Bräuche in alter Zeit.

Es ist eine anerkannte Tatsache, daß in Deutschland die Kluft zwischen dem gemeinen Manne und den sogenannten höheren Ständen innerhalb der letzten Jahrzehnte immer größer und größer geworden ist, so daß die Besten unseres Volkes die Frage aufgeworfen haben: Wohin soll das führen, wenn es so fortgeht? Soziale Verhältnisse, die gewiß eine der Hauptursachen jener Kluft sind, können unmöglich allein diese Scheidewand geschaffen haben. Es haben noch ganz andere Umstände hier eingegriffen, die überhaupt erst die soziale Unzufriedenheit, Neid und Haß gegen die besser gestellten Mitmenschen wachgerufen haben: seit mehreren Menschenaltern ist unter einem großen Teile der Gebildeten ein fremder Geist eingezogen, der in vielen Stücken dem deutschen Volksgeiste direkt widerspricht, sich lustig macht über das, was der schlichte Mann aus dem Volke liebt und treibt, auf volkstümliche Sitte und volkstümlichen Brauch von oben herabschaut und sogar durch Gesetze und Polizeivorschriften die unschuldige Freude zerstört, die sich jahrhundertelang wie ein roter Faden durch die mühselige Alltagsarbeit des gemeinen Mannes gezogen hat.

Man hat hiermit unserem gesamten Volke ein Stück seines eigenen Wesens geraubt, und diese Tatsache hat in hohem Grade mit dazu beigetragen, die Erbitterung gegen die gebildeten Stände zu wecken und zu schüren. Selten hängt wohl ein Volk mit allen Fasern seines Lebens so fest und pietätvoll an althergebrachter Sitte und altem Brauch wie gerade das deutsche. Man hat dem deutschen Bauer sein Eigentum, man hat ihm seine rechtliche, ja sogar seine persönliche Freiheit genommen, Kriegsjahre und Krankheiten sind über ihn hereingebrochen, aber immer ist er wieder zu sich selbst zurückgekehrt, und aus dem Strudel des Unglücks hat er sein Wesen zu retten vermocht. Das ist das unsterbliche Volk, das in Immermanns „Münchhausen" der Diakonus so trefflich charakterisiert, das Volk, in dem sich der wahre Ruhm, die Macht und die Herrlichkeit der Nation immer neu gebiert, dieses Volk, das wie ein Wunderkind beständig Perlen und Edelsteine findet, aber ihrer nicht achtet, das tiefsinnig, treu, unschuldig, tapfer ist, und das sich diese Tugenden unter Umständen bewahrt hat, welche andere Völker oberflächlich, frech, treulos, feige gemacht haben. Dieser echt deutsche Kern, der durch die Jahrhunderte sich gleich geblieben ist, darf auch heute noch nicht als vernichtet angesehen werden. Immer mehr und mehr ist man auch in den weitesten Kreisen auf ihn aufmerksam geworden, Vereinigungen zur Erhaltung und Neubelebung volkstümlicher Sitten sind fast in allen Gegenden Deutschlands entstanden, und so ist zu hoffen, daß sich einst in ihm das Volk wieder eint, nachdem das in die oberen Schichten unserer Gesellschaft eingedrungene ungesunde Fremde abgestoßen sein wird.

Es sind reichlich zwei Jahrtausende vergangen, seit die germanische Rasse das erste Mal in die Weltgeschichte eingegriffen hat. Seit dieser Zeit kennen wir auch unser Volk in all seinem Tun und Treiben. Die Römer, denen wir die ältesten Nachrichten über altgermanische Sitte verdanken, sind voll des Ruhmes von der gesunden Natur, der Jugendfrische und der großen Innerlichkeit unserer Vorfahren. Sie stellen den Charakter dieses Volkes und seine Sitten in schroffen Gegensatz zu sich selbst und zu den westlichen Nachbarn der Germanen, den Galliern. Ganz besonders rühmen sie die Sittenreinheit unserer Vorfahren, aus der sich die Heiligkeit der Ehe und die hohe Schätzung, welche die Frau bei ihnen genoß, erklären. „Sie sind fast die einzigen Barbaren", sagt Tacitus, „die sich mit je einer Frau begnügen, ganz wenige ausgenommen, die aber nicht der Sinnlichkeit zuliebe, sondern nur aus Standesrücksichten mehrere Frauen haben." Der Ehebruch, der ungemein selten vorkam, wurde aufs härteste bestraft: mit abgeschnittenen Haaren und entkleidet wurde die Verbrecherin in Gegenwart der Anverwandten von dem Gatten aus dem Hause gestoßen und durchs Dorf gepeitscht. Die Tugend preiszugeben, fand keine Entschuldigung. Aus dieser Achtung vor dem Weibe, in dem man etwas Heiliges, ein mit besonderen inneren Kräften begabtes Wesen erblickte, erklärt es sich, daß der Mann die Gattin nicht als seine Dienerin, sondern als Genossin in ihr neues Heim führt: ein gezäumtes Roß, Schild, Schwert und Lanze hat er ihr geboten, als er in Gegenwart ihrer Verwandten das mundium über sie angetreten hat; sie soll die ebenbürtige Genossin seiner Mühsale und Gefahren werden. Und in der Tat bezeugen die alten Geschichtschreiber zur Genüge, welchen lebhaften Anteil die Frauen an den Gefahren der Männer nahmen. Ihre Frauen trieben die Cimbern und Teutonen an, wenn die Kämpfenden wankten: in ihrer Nähe befand sich das Teuerste, Weib und Kind, und das war den Kriegern der größte Sporn der Tapferkeit. Ja, nicht selten war auch der Fall, daß Frauen oder Jungfrauen sich selbst am Kampfe beteiligten und mit Schild und Lanze neben den Männern herritten. Jahrhunderte hindurch hat sich dieser altgermanische Zug der Kampfeslust und Willensstärke bei der deutschen Frau erhalten: mit den Grütztöpfen in der Hand sollen die friesischen Weiber gegen die Dänen vorgegangen sein, als ihre Männer wichen, und mehr als eine Frau hat in Männerkleidung an den Befreiungskämpfen im Anfange des 19. Jahrhunderts heldenmütig teilgenommen. Welch schroffer Gegensatz zwischen den Frauen romanischer und germanischer Völker: zur Befriedigung eitler Sinneslust und Weltfreude begleiteten Scharen von Frauen und Mädchen die französische Armee im Kriege gegen Friedrich den Großen; um ihren Männern Sporn und Beistand zu sein, zogen im jüngsten Freiheitskampfe die Burenfrauen mit ihren Männern in das Feld.

In der Familie gehört der Frau in erster Linie die Leitung der Wirtschaft und die Erziehung der Kinder. Die Jugend wächst neben und unter den Haustieren auf, an denen der Deutsche schon in ältester Zeit fast mit Zärtlichkeit hing. Durch den Umgang mit den Haustieren sollte das Kind den Ausdruck seines Gemütes, seine Menschlichkeit üben. War der Knabe älter geworden, so kam er in der Regel zum Mutterbruder, der ihm nach dem Vater am nächsten stand, und der in jeder Weise für das Wohl seines Neffen sorgte. Im Mittelalter nahm dieselbe Stellung, die in altgermanischer Zeit der mütterliche Oheim hatte, der Pate ein, der ja in vielen Gegenden Deutschlands noch heute für Leib und Seele seines Taufkindes zu sorgen hat.

Nur wenige Völker besitzen von Haus aus ein so ausgeprägtes Rechtsgefühl und so feines Unterscheidungsvermögen für Recht und Unrecht wie die germanischen. Bezeichnend hierfür ist Tacitus' Schilderung der Chauken. Sie sind nach ihm ein hochangesehenes Volk unter

den Germanen, und zwar ausschließlich wegen ihres Sinnes für Gerechtigkeit. Ohne Gier, ohne Leidenschaft, ruhig und auf sich beschränkt, erregen sie keinen Krieg, schaden nicht durch Raub- und Plünderungszüge. Doch sind sie jederzeit schlagfertig, und wo es not tut, steht ein Heer da, Männer und Rosse in Menge; und ohne daß sie sich rühren, erhält sich ihr Ruf. Dieser ausgeprägte Rechtssinn, den sich unser Volk bis heute bewahrt hat, läßt den Germanen auch seit grauer Vorzeit für die Menschenrechte eintreten. Aus jüngster Zeit ist die Teilnahme der Deutschen an dem Schicksale der unglücklichen Buren das schlagendste Beispiel dafür. Hieraus erklärt sich auch die Stellung, die jederzeit die Leibeigenen, später das Gesinde bei den germanischen Völkern eingenommen haben. Sie galten als ein Teil der Familie und sind auch dementsprechend behandelt worden. Welch ein Unterschied zeigt sich in diesem Punkte zwischen den hochentwickelten Römern und den Germanen! Dort wurde der Knecht bei dem geringsten Versehen gepeitscht, mit Fesseln und Zwangsarbeit belegt, sogar Husten, Niesen, Schluchzen wurde mit Schlägen geahndet; hier dagegen besaß der Knecht fast seine volle persönliche Freiheit. Er hatte nur gewisse Abgaben an den Herrn zu zahlen; kam er diesen Pflichten nach, so ließ ihn der Herr schalten und walten. Daher lesen wir nirgends etwas von Sklavenunruhen, wie sie die Staaten griechisch-romanischer Völker wiederholt in Aufregung versetzt haben.

Mann, Weib, Kind und Gesinde bildeten bei den Germanen die Hausgenossenschaft. Wie noch heute die Familie das ganze Sinnen und Trachten des Deutschen umspannt, wie er sich am wohlsten am häuslichen Herde fühlt, wie er hier Erholung von den Mühsalen des Lebens sucht und findet, so ist es seit uralter Zeit gewesen. Der Deutsche ist meist verschlossen nach außen hin, aber im Kreise seiner Angehörigen und unter seinen Verwandten schließt er sein Herz auf, da kommt der Reichtum seines Gemütes recht zur Geltung. Schon bei der Anlage seines Hauses sucht der Germane nicht Orte auf, wo bereits Menschen sitzen, sondern einsam und abgesondert, wo eine Quelle, eine Aue, ein Gehölz einladet, baut er sich an. Nur die Sippschaft hält zusammen. Sie feiert alle Feste gemeinsam, sie nimmt in ihrer Gesamtheit Anteil an dem Wergeld, wenn eines ihrer Glieder erschlagen worden ist, sie rächt alle Unbill, die einem der Ihrigen widerfahren, sie zieht selbander in den Kampf, wenn auswärtige Feinde das Land verheeren. Die Sippschaft wacht aber auch streng über die Tugenden ihrer Angehörigen. Persönlichen Mut, Tapferkeit rechnet man zu den höchsten dieser Tugenden. Im Kampfe gilt es als Schande, von anderen sich an Tapferkeit überbieten zu lassen. Feiglinge und Verräter trifft die schmählichste Strafe: niemand schenkt ihnen Glauben, in einem Morast oder Sumpf werden sie ersäuft oder an Bäumen aufgeknüpft. Freiwillig begeben sich die Jünglinge ihrer persönlichen Freiheit, stellen sich und bilden das Gefolge der Fürsten, um unter ihnen Heldentaten zu verbringen.

Aus diesem den Germanen angeborenen Sinn für persönliche Tapferkeit erklären sich auch die Hauptbeschäftigungen unserer Vorfahren: der Krieg und die Jagd, wenn auch bei letzterer wirtschaftliche Bedingungen mitsprechen. Selbst beim Spiele tritt dieser Sinn zu Tage. Schauspiele und Vergnügungen, wie sie die Römer zu ihrem Zeitvertreib hatten, kannte man nicht, die einzige Lustbarkeit, an der die Germanen ihre Freude fanden, war der Schwerttanz. Bei ihm tummelten sich nackte Jünglinge zwischen Schwertern und Lanzen und ergötzten durch ihren Mut und ihre Behendigkeit die Zuschauer. Das ist dasselbe Waffenspiel, das sich in verschiedenen Gegenden Deutschlands noch bis heute erhalten hat.

Neben dieser persönlichen Tapferkeit leuchtet die germanische Treue. Dem Führer im Kriege und Leiter im Frieden, den sie selbst gewählt hatten, blieben die Germanen treu bis in

den Tod. Das einmal gegebene Wort wird gehalten, auch wenn die persönliche Freiheit verspielt ist (vgl. unten Z. 40—43). Wo Tacitus von diesem höchsten Grad der Treue im Gefolge der Spielwut berichtet, bricht er in die Worte aus: „So starrköpfig sind sie in dieser verwerflichen Sache; sie selbst nennen's Treue." Und diese Treue begegnet uns in allen sozialen Verhältnissen, zu allen Zeiten wieder: als Treue zum Herrn in einem Hagen, einem Bismarck, als Treue zur Verlobten in der Gudrun, als Treue im Worthalten in Kaiser Friedrich dem Schönen und unzähligen anderen historischen und poetischen Beispielen.

In dem Tun und Treiben der Germanen zeigt sich ferner schon in den ältesten Quellen jene Freigebigkeit, jener Drang, andere an den Freuden des Lebens teilnehmen zu lassen, den wir durch die Jahrhunderte verfolgen können, den die mittelhochdeutschen Dichter als milde preisen, der noch heute unsere skandinavischen Stammesbrüder oft zu einer Gastfreundschaft verleitet, die keine Grenzen kennt und sie nicht selten zu Grunde richtet. Jeder Fremde, woher und in welcher Absicht er auch immer kommen mag, ist in der germanischen Hütte herzlich willkommen. Er gilt als heilig und unverletzlich. Das Haus steht ihm offen, und freie Tafel wartet seiner. Bittet er sich beim Abschiede etwas aus, so verlangt's die Sitte, daß man es ihm gewähre. Jemand die Tür zu verschließen, gilt geradezu für ein Verbrechen. Und ist der Vorrat aufgezehrt, dann geht man mit dem Gastfreunde in die nächste Hütte, wo ihm gleiche Aufnahme zu teil wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese unbegrenzte Gastfreundschaft in Verschwendung ausarten konnte und noch kann, wie wir es bisweilen bei den Schweden finden. Denn war ein Gastfreund im Hause, so wurde der Speise und dem Trank mehr zugesprochen als gewöhnlich. Zumal beim Trunk wird ja die Brust offener und freier, und manches Wort, das sonst verschwiegen bleibt, kommt bei dieser Gelegenheit hervor. Und den Trieb nach freier, rückhaltloser Aussprache im Freundeskreise hat der Germane stets gehabt, so verschlossen er auch sonst von Natur ist. Daraus erklärt sich seine Freude am Schmaus und Gelage und die große Trinklust, die nun einmal ein Erbfehler der germanischen Rasse ist und bleiben wird. Bei jeder Gelegenheit suchte man durch frohes Gelage die Stunden zu kürzen. So war Trunkenheit nicht selten. Und doch wußte der Germane auch in diesem Zustande die Mannesehre hochzuhalten, und selbst wenn er gereizt wurde, verletzte er nur selten durch kränkende Worte. Eher kam es zu Wunden und Totschlag. Aber in diesem Zustande fühlte man sich auch um so freier. Wiederaussöhnung mit alten Feinden war bei dem Gelage nichts Seltenes, Verwandtschaften wurden geschlossen, über die Wahl der Häuptlinge, über alles, was die Gesamtheit der Sippe oder den Gau betraf, wurde beraten. Jeder sprach seine Meinung unumwunden aus. Und doch wußte man, daß beim Becher manches über die Lippe kommt, das im Grunde des Herzens nicht Wurzel geschlagen hat. Deshalb wurde am folgenden Morgen, wenn man nüchtern war, nochmals alles geprüft und so der deutschen Bedächtigkeit und Gründlichkeit ihr Recht gegeben.

Ist das eine Laster der Germanen erwähnt, so darf auch ein zweites nicht vergessen werden, das wie die Trinklust ebenfalls bis heute tief in unserem Volke wurzelt: die Spielsucht. Es liegt etwas Geheimnisvolles in dem Zufall des Spieles. Und dies Geheimnisvolle zog den Germanen wie in der Natur und im Wirken göttlicher Gewalt auch hier an, und mit Leidenschaft suchte er das Glück der Würfel an sich zu reißen. „Das Würfelspiel treiben sie im nüchternen Zustande als etwas Ernsthaftes, mit solchem Leichtsinn bei Gewinn und Verlust, daß sie ihre Freiheit und ihre Person an den letzten Wurf wagen, wenn ihnen nichts mehr übriggeblieben ist." (Tacitus.) Der Römer wundert sich über den deutschen Ernst auch beim Verwerflichen. Er konnte von seinem Volkscharakter aus nicht begreifen, daß der Germane nichts

für gehaltlose Tändelei hält. Was er anfaßt, mag es gut oder tadelnswert sein, erfüllt seine ganze Seele, Halbheit und Oberflächlichkeit ist dem Germanen fremd.

In seinem Alltagsleben, seiner Nahrung, seiner Kleidung, seiner Wohnung zeigt der Germane die größte Einfachheit. Aus rohem Gebälk ist sein Wohnhaus hergestellt, ohne Bedacht auf Verschönerung. Nur hier und da sind Stellen mit rötlicher Erde bestrichen, die dann wie gemalt aussehen. Auch das eng anliegende Gewand, das bei der Frau ähnlich wie beim Manne ist, entbehrt alles Putzes. Selbst die Waffen, die aus der Keule, der kurzen Lanze (der Framea), dem Schilde und dem Schwerte bestehen, sind ohne Prunk. Der Schild allein wird meist mit bunter Farbe bemalt. Wir finden hierin, wie schon beim Anstrich der Wohnung und bei dem Purpurstreifen, der häufig in das Linnengewand der Frauen eingewebt war, die Freude an grellen Farben, die wir bis auf den heutigen Tag bei der ländlichen Bevölkerung, namentlich in Süddeutschland, wahrnehmen können. Nur auf ihre Haartracht legten einige Stämme besonderes Gewicht, denn das lange Haar ist das Zeichen des freien Mannes. So wird von den Sueben hervorgehoben, daß sie das Haar in einen Zopf zusammenbanden. Eine Hauptrolle spielte im Alltagsleben das Baden. Hierin zeigt sich der Zug der Germanen nach Reinlichkeit, durch die sie sich namentlich vor ihren östlichen Nachbarvölkern, den Slawen, auszeichneten. Cäsar erzählt, daß beide Geschlechter sich in den Flüssen gebadet hätten, und nach Tacitus war es die erste Beschäftigung am Morgen, ein warmes Bad zu nehmen. Die Reinigung des Körpers in Flüssen und Badestuben ist dann im ganzen Mittelalter eine Forderung der Sitte gewesen, und noch heute wurzelt die Freude am Bade und am Schwimmen, besonders am Kraft und Gewandtheit messenden Wettschwimmen, bei wenigen Völkern so fest wie bei den germanischen. Einfach wie die Kleidung ist auch die Kost: wilde Baumfrüchte, frisches Wildbret oder saure Milch vertreiben den Hunger. Das Getränk ist hauptsächlich ein Gebräu aus Gerste. In dieser Einfachheit lebten die Germanen auch fort, als römische Kaufleute ihr Land durchzogen und ihnen die Erzeugnisse wärmerer Länder zuzuführen bemüht waren. Die Gallier sind infolge des Verkehres mit den Römern verweichlicht, die Germanen dagegen beharrten, zäh und konservativ, wie ihr Volkscharakter es bedingte, in ihrer einfacheren, altertümlichen Weise: sie nahmen nur an, was ihrem nüchternen, unverdorbenen Sinne zusagte, und auch das paßten sie erst mit echt germanischer Assimilationskraft ihrem eigenen Wesen an.

Das ist ungefähr das Bild von den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren, das wir von den Römern erhalten. Als Cäsar schrieb, war unser Volk erst in der Geschichte aufgetaucht. Gewiß muß im Auge behalten werden, daß es damals noch ein Naturvolk war, das schon als solches zu den hochentwickelten Römern im Gegensatz stehen mußte. Seitdem ist es in stetem Wechselverkehr mit anderen Völkern geblieben, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Verkehr auch auf die Sitten und Gebräuche unseres Volkes eingewirkt hat. Aber wann und woher das Fremde auch gekommen ist, immer hat es sich der Volksseele anpassen müssen, und so viele Verirrungen eine höhere Kultur und der Verkehr mit fremden Völkern auch gebracht haben, immer ist der Deutsche wieder zu sich selbst zurückgekehrt, und auch in den Zeiten des Rückganges und der Sittenverderbnis hat er die Grundzüge seines Wesens zu erhalten gewußt.

Leider ist es schwer, in den meisten Fällen geradezu unmöglich, festzustellen, was unser Volk an Sitte und Brauch aus der Urzeit mitgebracht, und was es durch den Verkehr mit anderen Völkern von diesen angenommen hat. Hier lassen uns die Quellen im Stich, und wir können nur auf indirektem Wege mit der Wahrscheinlichkeit rechnen. Der Deutsche hat von

jeher eine besondere Neigung gehabt, sich Fremdes anzueignen. Die Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bezeugen wiederholt, wie die Germanen von den Römern mancherlei auf friedlichem Wege angenommen haben. „Wenn man ihnen zuredet, so fügen sie sich leicht in das, was ihnen nützt", sagt Strabo, „weshalb ihnen auch Bildung und Redekunst nicht fern geblieben sind." Dasselbe bezeugt Dio Cassius. „Die Barbaren", sagt er, „wurden durch römische Sitte wie umgewandelt." Und Ammianus Marcellinus hebt ausdrücklich von den rechtsrheinischen Germanen hervor, daß die Römer durch steten Verkehr, durch Einführung ihrer Sitten und Gebräuche viel mehr Herren jener Stämme geworden seien als durch die Waffen. Dieser gewaltige Einfluß der Römer zeigte sich ganz besonders in der Zeit zwischen dem Auftreten des Drusus und dem des Varus. Drusus hatte Germanien bis zur Elbe unterworfen, Tiberius war seinem Beispiel gefolgt, und beide Feldherren hatten es verstanden, durch kluge Politik die Germanen nicht zu reizen. Daher fingen diese in den Friedensjahren, die den Zügen des Tiberius folgten, an, sich mit römischen Sitten zu befreunden und sich diese anzueignen. Erst das kurzsichtige Gebaren des Varus, der mit unbedachter Rücksichtslosigkeit die Einführung römischer Sitte und Sprache in Deutschland erzwingen wollte, ließ den größeren Teil der Bewohner Mitteldeutschlands sich zusammenscharen und mit der Fremdherrschaft auch einen Teil römischer Sitte wieder abwerfen. Im Guten hat sich von jeher unser Volk leiten lassen, Gewalt und Anmaßung verträgt es nicht. Das weiße Sachsenroß der Sage und Dichtung ist in dieser Beziehung das echte Ebenbild des germanischen Volkes.

Mannigfach waren die Gründe, die einen römischen Einfluß auf Sitte und Brauch bedingten. Römische Kaufleute durchzogen vom Rhein und von der Donau aus die Lande und brachten neue Lebensmittel, andere Kleidung, Waffen, Schmucksachen und mit allen diesen Dingen andere Auffassungen zu dem unverdorbenen Volke. Friedlicher Verkehr wurde mit ihm bei Märkten und anderen Gelegenheiten unterhalten. Römische Soldaten lagen in germanischen Ländern und durchzogen sie. Germanen standen in römischem Solde und waren nicht selten Kampfgenossen der Römer in fernen Ländern: im Kampfe gegen die thrakischen Bergvölker finden wir Sugamber neben den Römern; nach römischer Weise und mit Inschriften in römischen Buchstaben erbauen Friesen am Hadrianswalle ihren heimischen Göttern Altäre, und die batavischen Reiterkohorten gewöhnen sich in ihren Kasernen zu Rom an die Votivsteine, wie die Landsleute zu beiden Ufern des Rheines und an der Donau es verstehen, diese zu errichten und den heimischen Göttern römische Namen zu geben. Vornehme Germanen werden in Rom erzogen: Arminius, Marobodus, der Markomannenhäuptling, und andere haben sich ihre Kenntnisse und neue Anschauungen in Rom angeeignet. Germanenkinder werden von römischen Sklaven unterrichtet, Fürstenkinder kommen als Geiseln nach Italien und schauen hier neue Sitten, neue Bräuche. So strömt aus unzähligen Quellen das Blut der antiken Kultur in den jugendfrischen Körper, der es zu läutern und so der Nachwelt zu erhalten vermag. Und wohin wir auch blicken, fast auf allen Gebieten des Handelns und Schaffens zeigt sich das Ergebnis dieses engen und unausgesetzten Verkehres zwischen Römern und Germanen.

Wo andere Quellen schweigen, ist uns nicht selten die Sprache des Volkes ein wichtiger Wegweiser. So ist es auch hier. Sie lehrt uns am besten, wie gewaltig der römische Geist auf das Germanentum eingewirkt, wie aber auf der anderen Seite der germanische Geist auch dem römischen Einflusse Grenzen gesetzt hat. Die alte Weidewirtschaft, die in vorrömischer Zeit neben einer oberflächlichen Bestellung des Feldes im Mittelpunkte germanischer Lebensinteressen stand, wird allmählich durch eine rationelle Bearbeitung von Grund und Boden verdrängt.

Mancher Brauch, an dem noch heute der Bauer bei Aussaat oder Ernte treulich festhält, mag damals mit zu unseren Vorfahren gewandert sein. Die alte Handmühle, mit der man sonst das Getreide zu zerreiben pflegte, verschwand immer mehr und räumte der Wassermühle der Römer ihren Platz ein. Die Nahrungsmittel wurden anders. Selbst die Bereitung von Butter und Käse blieb nicht die alte, wie die Worte lehren, ohne daß wir sagen können, worin die Veränderung in der Zubereitung bestanden habe. Bisher unbekannte Speisen werden eingeführt: man lernt den Kohl, den Rettich, den Kürbis kennen. Von Früchten genießt man bald die Birne, die Pflaume, die Kirsche, die Pfirsiche, die Mandel. Schon kommen Reizmittel des Geschmackes vor, wie Pfeffer und Essig. Die Zubereitung der Speisen geschieht nicht selten nach römischer Weise, und man beginnt, wie in Rom, in der Küche in Pfannen, Kesseln und Tiegeln zu kochen. Zu den altgermanischen Getränken, die aus heimischem Getreide bereitet waren, gesellt sich frühzeitig der römische Wein und der Most. Man findet an dem neuen Getränk in Deutschland bald solchen Geschmack, daß man auch hier die Anpflanzung der Traube versucht, und so entsteht der neue Stand der Winzer, der die Frucht in Bottichen keltert. Mit dem fremden Getränk sind zugleich neue Trinkgefäße gekommen: neben dem Horn und der Schale, woraus man früher zu trinken pflegte, wird jetzt der Wein aus Bechern und Humpen geleert, und zeitig schon füllte man ihn in die ebenfalls den Römern entlehnte Flasche.

Auch die Wohnung wird unter römischem Einflusse kunstvoller und fester. Neben den alten Holz- und Erdbauten tauchen massive Häuser aus Steinmauern auf, die mit Kalk übertüncht und mit Ziegeln oder Schindeln gedeckt sind. Der innere Raum zerfällt nun in Stube und Kammer, an die sich der Speicher als Aufbewahrungsort des Getreides anschließt. Über dem Wohnraume befindet sich der Söller, unter ihm der Keller, der unterirdische Vorratsraum. In das Innere des Hauses zieht größere Bequemlichkeit ein: man lernt den Schemel zum Sitzen, den Pfühl zum Ruhen kennen, und schon fängt man an, aus besonderen Schüsseln zu speisen. Mit manchem anderen Geräte antiker Kultur findet jetzt auch der Spiegel in dem germanischen Hause Aufnahme, und wo einst nur das Herdfeuer geflackert hat, brennen Kerzen und Fackeln. Selbst die Haustiere, die Genossen der Kinder, bleiben nicht mehr ausschließlich die alten; zum Hunde gesellt sich die Katze und zum Rosse der Esel.

Solcher Wandel der Kultur mußte natürlich auch auf die Beschäftigung der Germanen einwirken. Ganz neue Erwerbszweige tauchen auf. Es waren nicht nur Römer, die den Handel in Händen hatten, sondern auch Germanen haben ihn getrieben. Die germanische Rasse hat von Natur eine große Neigung für den Handel, und aller Orten, wo zu ihr die Anregung dazu gekommen ist, oder wo die Lage des Landes darauf hingewiesen hat, finden wir bei einem großen Teile der Bevölkerung den Handel als Mittelpunkt der Lebensinteressen. Aber überall zeigt auch hierbei der Germane einen ausgeprägten Sinn für Rechtlichkeit; er verabscheut Hintergehung und Betrug bei Feinden wie bei Freunden und wird deshalb nicht selten das Opfer seiner Ehrlichkeit. Wie die Hallstatt- und La Tène-Funde und die Ausgrabungen in Norddeutschland und Skandinavien zeigen, ist der Handel bei den Germanen uralt. Von der Römerzeit an nimmt er jedoch einen besonderen Aufschwung. Am Rhein und an der Donau wie im Inneren des Landes entstehen bereits eine Art Märkte; dort verkehren die Deutschen mit Römern, hier mit ihren Stammesgenossen. Im Norden weisen die Verkehrswege zu den skandinavischen Stammesbrüdern. Die römischen Heerstraßen mit ihren Meilensteinen werden bald Handelsstraßen, an deren Gräben sich Bäume hinziehen. Münzen und Gewichte finden Aufnahme und verdrängen mit der Zeit den alten Tauschhandel.

Kopfkissen, in der Regel Münzen. Diese Geschenke schätzt man sehr. Der Täufling trägt solchen Taufpfennig als Talisman am Hals oder auf der Brust; er soll ihm ein Zeichen seines Verbleibens in Christo sein. Vielenorts erhält das Kind den Namen eines Paten, denn mit dem Namen, glaubt man, gehen zugleich die Eigenschaften der Person, die ihn bisher getragen hat, auf den Täufling über. Daher legt man auf Ruf und Charakter der Paten hohen Wert. Von nun an sorgen die Paten für das Kind fast treuer als die Eltern: sie beobachten all sein Tun und Treiben, bringen ihm öfters Geschenke, wenigstens zweimal in der Jugend neue Kleidung, begleiten es beim ersten Gange nach, beim letzten aus der Schule, genießen mit ihm das heilige Abendmahl, und erleben sie die Hochzeit ihres Patenkindes, so nehmen sie bei dieser den Ehrenplatz ein und tanzen auch mit Braut oder Bräutigam den Ehrentanz. Stirbt das Patenkind, so tragen in verschiedenen Gegenden die Paten den Sarg. Auf der anderen Seite unterläßt es die erwachsene Jungfrau, wenn einer ihrer Paten gestorben ist, an ihrem Ehren- und Freudentage, dem Hochzeitstage, nicht, hinauszuwallen zum Grabe des Paten und in stillem Gebete sich zu sammeln. Die deutsche Treue offenbart sich in diesem Verhältnis zwischen Paten und Patenkind in schönster Entfaltung.

Wie in der Auffassung vom Amte der Paten zeigt sich auch noch in einem anderen, vielfach verbreiteten Brauche bei der Taufe ein Gemisch von altheidnisch-germanischem und christlichem Geiste. Man hüllt das Kind zum Zeichen seiner Unschuld in ein weißes Gewand, glaubt aber zugleich, daß es gerade an diesem Tage bösen Geistern besonders zugänglich sei. Daher pflegt man beim Taufgange zu schießen, um die Geister zu vertreiben, und bringt an der Wiege allerlei Schutzmittel, z. B. den Drudenfuß und anderes, an, durch die den Dämonen der Zugang versagt wird, wie auch vor dem Taufgange zu demselben Zwecke jederzeit eine Person bei dem Kinde bleiben muß. Ein echt germanischer Zug begegnet auch im Taufschmause, der nirgends fehlen darf. Er findet bald im Elternhause statt und wird dann meist von den Eltern gegeben, zuweilen aber auch im Wirtshause, wo dann vielenorts die Paten die Kosten des Mahles bestreiten.

In der Erziehung seiner Kinder zeigt der Deutsche einen ausgeprägt praktischen Sinn. Wohl flicht schon um das Kind in der Wiege die Poesie der Wiegenlieder ihre Kränze, und wenn es dann hinaus in die freie Natur geht, in Wald und Feld, da erwacht in der kindlichen Brust die Sehnsucht nach Lied und Gesang. Auch im kindlichen Spiele mit den Jugendgenossen sehen wir sie hervortreten, und besonders zu Zeiten und an Tagen, wo heiterer Scherz und Fröhlichkeit die Alltagsarbeit durchbricht. Sonst wird das Kind zu ernster Arbeit für das Leben erzogen. „Müßiggang ist aller Laster Anfang", dies Sprichwort prägt fast allerorten der Vater seinen Kindern von Jugend an ein. Was sie zu tun haben, weiß der konservative Deutsche aus seiner eigenen Jugend: der Sohn hat dem Vater bei seinen Arbeiten beizustehen und lebt sich dadurch von selbst in den Beruf des Vaters ein, den er später einmal ergreift, während das Mädchen schon frühzeitig von der Mutter zu allen häuslichen Arbeiten angehalten und dadurch an Ordnung, Sparsamkeit, Reinlichkeit gewöhnt wird. Daneben werden die Kinder zu ungeheuchelter Frömmigkeit erzogen, worin sie in den Eltern das beste Vorbild haben. Kirchenbesuch, Tischgebete und Hausandachten haben seit dem frühen Mittelalter zum täglichen Brot der Deutschen gehört. Solange ausschließlich das deutsche Haus die Erziehung der Kinder übernommen hat, und wo es dies noch tut, da wachsen deutsche Männer und deutsche Hausfrauen, die einen offenen Blick für das praktische Leben haben, die eingreifen, wo es einzugreifen gilt. Schillers Tell oder der Schulze in Immermanns „Münchhausen"

sind Bilder solch echt praktischer deutscher Familienväter, die bei all ihrem Tun Herz und Hand auf der richtigen Stelle haben.

Im Verhältnis der Geschlechter ist eine ideale Liebe, wie sie die Literatur unserer modernen Zeit öfter darstellt, dem germanischen Geiste ebenso fremd, wie es jene Liebestäddeleien mit verheirateten Frauen sind, welche die mittelhochdeutschen Lyriker unter dem Einflusse romanischer Sitte in ihren Gedichten zum Ausdruck bringen. Der Germane kennt nur die gesunde Geschlechtsliebe, und auch in der Ehe ist es von Haus aus keine schwärmerische Gemütsneigung gewesen, die Mann und Frau zusammengebunden hat, sondern die Achtung vor der Frau und vor allem die Treue, das Festhalten an dem Worte, das der Jüngling dem Mädchen bei der Verlobung gegeben hat. Als dann das christliche Sittengesetz kam und eine neue Liebe predigte, die Liebe der Entsagung und der völligen Hingabe des einen an den anderen, da gingen germanischer Geist und christliche Sittenlehre jenen Bund ein, der bis auf den heutigen Tag im allgemeinen die Grundlage der deutschen Ehe bildet: die Frau ist die Gefährtin des Mannes, die ihm in allen Lebenslagen, in Freud' und Leid treu zur Seite steht, der aber auch der Gatte auf alle mögliche Weise die Last des Lebens zu erleichtern sucht. Jeder der beiden Gatten hält das im Verlöbnis gegebene Wort. Besonders sind es die Bewohner der kleineren Städte und die Bauern, die treu diesen alten Geist in der Ehe schirmen, während in größeren Städten vielfach ein Zug von Lüsternheit eingezogen ist, der sonst der deutschen Ehe fremd war. Dieser Zug hat bei den Bauern nur wenig Eingang gefunden: so sittenlos hier auch oft das Leben in der Jugend ist, Ehebruch finden wir auf dem Lande selten.

Cäsar sowohl als Tacitus sind des Lobes voll von der Keuschheit der germanischen Jugend. „Je länger man unverheiratet bleibt, desto rühmlicher ist es. Dadurch wird man nach ihrer Meinung groß, stark und eisennervig. Umgang mit Weibern vor dem zwanzigsten Jahre ist die größte Schande", sagt jener, und ähnlich berichtet Tacitus. Auch im Mittelalter bis in die Neuzeit ist jungfräuliche Reinheit immer die Forderung deutscher Sitte gewesen. Strengste Bestrafung, kirchliche wie bürgerliche, wurde der Gefallenen zuteil. Die Dithmarschen begruben sie lebendig im Sumpfe, und noch heute wird in den brandenburgischen Spinnstuben kein gefallenes Mädchen zugelassen. Vielfach freilich sieht es in dieser Beziehung heute anders aus. Schon zeitig fangen bei der ländlichen Bevölkerung im Norden wie im Süden die jungen Burschen zu „gasseln Gehen" und zu „Fensterln" an, d. h. bei nächtlicher Weile die jungen Mädchen zu besuchen. Die Alten haben es nicht anders getan und drücken daher ein Auge zu. Auf dem Tanzboden werden meist die Bekanntschaften angeknüpft. Daher eiferten in verflossenen Jahrhunderten geistliche wie weltliche Verordnungen immer wieder gegen die „Tanzwut" der Bauern. Vielfach sind auch die Spinn- oder Rocken- oder Kunkelstuben, hier und da auch Heimgarten genannt, zu Stätten der Unsittlichkeit geworden, jene uralten germanischen Einrichtungen, die schon den alten Römern auffielen. Einst bestanden sie überall, wo deutsche Geselligkeit und Freude an der Arbeit herrschten, heute sind sie schon in vielen Gegenden geschwunden. Hier kommen Mädchen und Burschen zusammen. Erst sind die Mädchen allein; sie haben eine Spule abzuspinnen. Dann aber erscheinen die Burschen, und nun beginnen alle möglichen Neckereien, die nicht selten in Zoten ausarten. Zuweilen werden Märchen und Sagen erzählt oder gemeinsam Volkslieder gesungen. Gesellschaftsspiele, bei denen der Kuß die Hauptsache ist, und Tänze pflegen den Abend zu beenden, worauf der Bursche sein Mädchen nach Hause bringt. Diese Spinnabende finden an gewissen Tagen (Dienstag, Donnerstag, Sonnabend) der Woche statt und werden abwechselnd in den einzelnen Familien abgehalten.

Spinnstube und Fensterln hängen aufs engste zusammen. Dem Liebhaber, der dem Mädchen den Spinnrocken zur und von der Rockenstube tragen darf, ist in der Regel auch der nächtliche Besuch gestattet. Daher heißt in der Schweiz sowohl dieser wie der Besuch in der Spinnstube der Kilt, d. h. Besuch zur Nachtzeit. Ursprünglich sind diese nächtlichen Besuche wie die Spinnstubenbesuche ganz harmloser Natur gewesen; noch im 19. Jahrhundert verteidigte sich in der Schweiz das Volk mit Entschiedenheit gegen die Angriffe der Geistlichen und Lehrer, die diesem alten Brauch den Krieg erklärt hatten. „Die Herren verstehen das nicht; sie halten den Kiltgang nur deshalb für böse, weil sie nicht im stande wären, auf ehrliche Weise bei einem Mädchen zu weilen", entgegnet es den Tadlern. Und auch heute noch sieht man in verschiedenen Gegenden darauf, daß in den Spinnstuben Zucht und Ordnung herrscht. Allein bei den meisten haben sich im Laufe der Zeit arge Mißbräuche eingestellt, und wie die Unsittlichkeit auf dem flachen Lande überhaupt, so ist sie auch in den Spinnstuben eingezogen. Die unehelichen Geburten haben sich gerade auf dem Lande in den letzten Zeiten in erschrecklicher Weise gemehrt, und alles Eifern der Geistlichkeit hat dieser Sittenlosigkeit keine Schranken zu setzen vermocht. Zur Ehre unseres Volkes muß jedoch hervorgehoben werden, daß in den meisten Fällen der Vater des Kindes die Mutter heiratet, und daß er während der Ehe selbst dieser die Treue wahrt. Haben sich doch meist Jüngling und Mädchen schon das Versprechen der Ehe gegeben, bevor dieses ihrem Freier den heimlichen Besuch gestattet. Und das Mädchen verlassen, zumal wenn man es zu Falle gebracht hat, gilt in ganz Deutschland als Schlechtigkeit, und überall geht die deutsche Gerechtigkeitsliebe und der Sinn für deutsche Treue mit dem Manne, der dies getan hat, streng ins Gericht, wie anderseits auch das untreue Mädchen an den Pranger gestellt wird. Wenn wir heute die Sittlichkeitsverhältnisse der Deutschen mit denen unserer westlichen Nachbarn, der Franzosen, vergleichen, so stellt sich als ziemlich schroffer Gegensatz heraus, daß wir in unserem Volke wohl häufig jugendliche Verirrungen finden, während nach der Verheiratung die eheliche Treue bewahrt wird, daß dagegen bei den Franzosen jugendliche Sünden verhältnismäßig seltener sind, während bei ihnen der Ehebruch ungleich häufiger ist als bei den Deutschen.

Und doch weht auch aus der heutigen deutschen Sitte noch häufig die Luft der altgermanischen Reinheit und Keuschheit. Jener fremde Zug der Unkeuschheit mag in unserem Lande zur Herrschaft gelangt sein, als der alte freie Bauernstand aufgehört und der Unfreie zugleich mit der Freiheit den Adel der Natur eingebüßt hatte. In den Städten, wohin sich damals ein guter Teil der früheren ländlichen Bevölkerung zurückgezogen hat, ist jenem Zug der Zugang fast überall verwehrt worden. Noch bis in unsere Tage herrscht hier auch unter der Jugend die alte Sittenreinheit, und erst neuerdings sieht man da und dort den fremden Geist einziehen.

Wie in altgermanischer Zeit, ist auch heute noch in allen Gegenden Deutschlands die Eheschließung in den bei weitem meisten Fällen weniger eine Herzensangelegenheit als eine Geschäftssache. Lebt der Vater des Freiers noch, so muß er zur Werbung des Sohnes ebenso seine Einwilligung geben wie die Eltern der Braut. Bis in die Neuzeit hatten die Eltern das Recht, ihre Kinder zu enterben, wenn diese auf einer Schließung der Ehe ohne ihre Zustimmung bestanden, und nach sächsischem Rechte wurden heimliche Verlöbnisse bestraft. Diese altpatriarchalischen Zustände, die von anderen Völkern als Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit angesehen wurden, hält der Deutsche in seiner Hochachtung vor den Eltern für selbstverständlich. Sind dann Vater und Sohn über die Wahl einig, so erkundigt man sich genau nach dem Vermögen des Mädchens, wie auch dieses nicht jedem Beliebigen Hand und Kuß gewährt. Bei der



Brautzug in einer Frühlingslandschaft. Von Ludwig Richter.

Nach dem Original (1847), in der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden.

sind Bilder solch echt praktischer deutscher Familienväter, die bei all ihrem Tun Herz und Hand auf der richtigen Stelle haben.

Im Verhältnis der Geschlechter ist eine ideale Liebe, wie sie die Literatur unserer modernen Zeit öfter darstellt, dem germanischen Geiste ebenso fremd, wie es jene Liebestándeleien mit verheirateten Frauen sind, welche die mittelhochdeutschen Lyriker unter dem Einflusse romanischer Sitte in ihren Gedichten zum Ausdruck bringen. Der Germane kennt nur die gesunde Geschlechtsliebe, und auch in der Ehe ist es von Haus aus keine schwärmerische Gemütsneigung gewesen, die Mann und Frau zusammengebunden hat, sondern die Achtung vor der Frau und vor allem die Treue, das Festhalten an dem Worte, das der Jüngling dem Mädchen bei der Verlobung gegeben hat. Als dann das christliche Sittengesetz kam und eine neue Liebe predigte, die Liebe der Entsagung und der völligen Hingabe des einen an den anderen, da gingen germanischer Geist und christliche Sittenlehre jenen Bund ein, der bis auf den heutigen Tag im allgemeinen die Grundlage der deutschen Ehe bildet: die Frau ist die Gefährtin des Mannes, die ihm in allen Lebenslagen, in Freud' und Leid treu zur Seite steht, der aber auch der Gatte auf alle mögliche Weise die Last des Lebens zu erleichtern sucht. Jeder der beiden Gatten hält das im Verlöbnis gegebene Wort. Besonders sind es die Bewohner der kleineren Städte und die Bauern, die treu diesen alten Geist in der Ehe schirmen, während in größeren Städten vielfach ein Zug von Lüsternheit eingezogen ist, der sonst der deutschen Ehe fremd war. Dieser Zug hat bei den Bauern nur wenig Eingang gefunden: so sittenlos hier auch oft das Leben in der Jugend ist, Ehebruch finden wir auf dem Lande selten.

Cäsar sowohl als Tacitus sind des Lobes voll von der Keuschheit der germanischen Jugend. „Je länger man unverheiratet bleibt, desto rühmlicher ist es. Dadurch wird man nach ihrer Meinung groß, stark und eisennervig. Umgang mit Weibern vor dem zwanzigsten Jahre ist die größte Schande", sagt jener, und ähnlich berichtet Tacitus. Auch im Mittelalter bis in die Neuzeit ist jungfräuliche Reinheit immer die Forderung deutscher Sitte gewesen. Strengste Bestrafung, kirchliche wie bürgerliche, wurde der Gefallenen zuteil. Die Dithmarschen begruben sie lebendig im Sumpfe, und noch heute wird in den brandenburgischen Spinnstuben kein gefallenes Mädchen zugelassen. Vielfach freilich sieht es in dieser Beziehung heute anders aus. Schon zeitig fangen bei der ländlichen Bevölkerung im Norden wie im Süden die jungen Burschen zu „gasseln Gehen" und zu „Fensterln" an, d. h. bei nächtlicher Weile die jungen Mädchen zu besuchen. Die Alten haben es nicht anders getan und drücken daher ein Auge zu. Auf dem Tanzboden werden meist die Bekanntschaften angeknüpft. Daher eiferten in verflossenen Jahrhunderten geistliche wie weltliche Verordnungen immer wieder gegen die „Tanzwut" der Bauern. Vielfach sind auch die Spinn- oder Rocken- oder Kunkelstuben, hier und da auch Heimgarten genannt, zu Stätten der Unsittlichkeit geworden, jene uralten germanischen Einrichtungen, die schon den alten Römern auffielen. Einst bestanden sie überall, wo deutsche Geselligkeit und Freude an der Arbeit herrschten, heute sind sie schon in vielen Gegenden geschwunden. Hier kommen Mädchen und Burschen zusammen. Erst sind die Mädchen allein; sie haben eine Spule abzuspinnen. Dann aber erscheinen die Burschen, und nun beginnen alle möglichen Neckereien, die nicht selten in Zoten ausarten. Zuweilen werden Märchen und Sagen erzählt oder gemeinsam Volkslieder gesungen. Gesellschaftsspiele, bei denen der Kuß die Hauptsache ist, und Tänze pflegen den Abend zu beenden, worauf der Bursche sein Mädchen nach Hause bringt. Diese Spinnabende finden an gewissen Tagen (Dienstag, Donnerstag, Sonnabend) der Woche statt und werden abwechselnd in den einzelnen Familien abgehalten.



Brautzug in einer Frühlingslandschaft. Von Ludwig Richter

Werbung, die der Verlobung vorangeht, haben sich bis heute noch viele alte Bräuche erhalten, die auch nicht außer acht gelassen werden, wenn sich Jüngling und Mädchen längst kennen. Nicht selten tritt eine Mittelsperson, meist ein Freund des Vaters oder naher Verwandter, auf und bringt die Werbung an. Alsdann wird genau festgesetzt, was das Mädchen, was der Mann mitbekommen soll. Ist man darüber einig, so geht der Freier in das Haus der Braut und zahlt — ein Rest des alten Brautkaufes — das „Drangeld", eine Summe Geldes, die z. B. in Oberbayern je nach dem Vermögen zwischen 3 und 10 Talern schwankt. Ist so die Verlobung richtig gemacht, so bereitet die Braut ein Essen, das in den einzelnen Gegenden verschieden ist. Dies genießen die Neuverlobten gemeinsam, und nun gehören sie nach alter Sitte zusammen.

Das Hochzeitsfest (s. die beigeheftete farbige Tafel „Brautzug. Von L. Richter.") ist für den Deutschen der Höhepunkt im menschlichen Leben, der Ehrentag für Braut und Bräutigam. An ihm offenbart sich deutscher Humor und deutsches Gemüt auf die schönste Weise. Es sind Tage ausgelassener Fröhlichkeit, an der Anteil nehmen soll, wer in irgend einem Verhältnisse zu den Verlobten oder ihren Eltern steht. „Hochzeit" nennt heute unser Volk diesen Festtag, er ist ihm eine „hôhgezît", wie man im Mittelalter die höchsten Feste, besonders die hohen kirchlichen, nannte, und dem entsprechend feiert man ihn. Aber auch an diesen Tagen ausgelassenster Freude begegnen wir manchem ernsten, schönen Zug, der von dem tiefen Gemüte und vor allem von der Pietät unseres Volkes gegen die Verstorbenen ein schönes Zeugnis ablegt.

Wie in alter Zeit finden auch heute noch in vielen ländlichen Gegenden Deutschlands die Hochzeiten im Spätherbst oder Winter statt. Das ist die Zeit, wo die Jahresarbeit zu ruhen pflegt und die Ernte, die Frucht der sauern Arbeit, hereingebracht ist. Alter Glaube lehrt das Volk, daß bei einem wichtigen Schritte im menschlichen Leben auch die Gestirne, vor allem der Mond, von Bedeutung sind: nur bei zunehmendem Monde oder Vollmond darf die Hochzeit gefeiert werden. Selbst auf den Tag der Woche wird noch gewissenhaft geachtet; nicht jeder ist zu diesem Feste geeignet, sondern nur die Glückstage. Verschmäht vor allem ist der Mittwoch. In ganz wenigen Gegenden germanischen Gebietes gehört dieser Tag zu den Hochzeitstagen. Auch Montag und Freitag sind vielenorts verpönt, während anderwärts, besonders in Norddeutschland, der Freitag ein beliebter Hochzeitstag ist. Dagegen sind die Tage, an denen die Ehe mit Vorliebe geschlossen wird, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Namentlich ist es der Dienstag, an dem in vielen Gegenden Deutschlands, im Norden wie im Süden, festgehalten wird. Auch auf die Witterung am Hochzeitstag wird genau geachtet: sie sagt dem jungen Paare, wie es einst in der Ehe aussehen wird. Deutscher Natursinn und deutscher Aberglaube gehen hier Hand in Hand. Sonnenschein kündet heitere Tage an, Wind dagegen deutet meist auf Unfrieden in der Ehe. In einigen Gegenden Deutschlands wird auch der Regen als Unglücksbote angesehen, während er in anderen Glück, namentlich Reichtum voraussagt. „Regen in den Brautkranz ist blinkend Gold."

Ist der Tag der Hochzeit festgesetzt, so tritt der Hochzeitsbitter oder Hochzeitslader sein Amt an. Er ist während der ganzen Festtage die Hauptperson, der Redner, die lustige Gestalt, die für Scherz und Spaß zu sorgen hat. Von seiner Wahl hängt das Gelingen des Festes ab. Nur Personen mit Gemüt und Phantasie, mit erfrischendem, gesundkräftigem Humor und etwas poetischem Talente eignen sich zu diesem Amt. In feierlichem Anzuge, den Stab oder Hochzeitsspieß in der Hand, das Knopfloch oder den Hut mit Rosmarin geschmückt, oft mit bunten Bändern und Goldborten geziert, macht er sich auf, um zunächst die Hochzeitsgäste zum Feste zu laden. Hier und da erscheint er stattlich zu Roß. Nach alter Sitte darf diese Einladung

nicht in trockenen Worten bestehen, sie muß Schwung haben und ist deshalb vielenorts poetisch. Wie ganz anders klingt eine solche alte Ladung, wie sie noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts der „Ummabidders" in Klein-Schöppenstedt im Braunschweigischen vorbrachte, im Vergleich zu den nüchternen Einladungen der Gegenwart, die jetzt allmählich die Herrschaft gewinnen:

Lieben Leute, ich komme zu euch geritten,
Um euch alle einzuladen und zu bitten,
Keinen von den Hausleuten ausgenommen,
Freitag Morgen zu N. N. zur Hochzeit zu kommen.
Kommt aber nicht mit vollem Magen,
Denn sie werden tüchtig auftragen.
Bräutigam und Braut tut die Myrte zieren,
Mit Trompetenklang wollen zum Altar wir sie führen.
Und kommen wir zur Kirche heraus,
Dann gibt es einen großen Schmaus,
Dann wird getrunken und kuranzt
Und die ganze Nacht hindurch getanzt.
Am andern Tag mit heiterm Sinn
Geht's wieder zum Hochzeitshause hin,
Da tanzen und schmausen wir wieder so
Wie am vorigen Tage froh.
Am Sonntag wird der Brautschmuck wieder angelegt
Und im Hochzeitszuge zur Kirche sich bewegt.
Und ist die Kirche wieder aus,
Geht's wiederum ins Hochzeitshaus.
Nach dem Schmause tanzen wir weiter
Nach der Musik ganz lustig und heiter.
Am Montag wird an nichts gedacht,
Denn der wird völlig blau gemacht.
Am Dienstag sind wir lustig und wohl,
Es schmeckt dann vortrefflich der saure Kohl.
Darauf an dem lieben Mittwoch
Sind wir wieder vergnügt, doch
Wenn dann Küche und Keller noch etwas vermag,
Feiern wir auch noch den Donnerstag.
Dann aber ist die Hochzeit aus,
Und jeder geht wieder in sein Haus.

Zuweilen, besonders bei dem fränkischen Stamme, findet noch heute die Ladung mehrmals statt: es ist dies ein Überbleibsel der altfränkischen Ladung zum Gericht, die wenigstens dreimal geschehen mußte. In Oberbayern und in mehreren Gegenden Österreichs wird sogar die Braut durch den Hochzeitsbitter zur Hochzeit geladen. Sie versteckt sich im Hause und muß gesucht werden. Anfangs sträubt sie sich, die Einladung anzunehmen; nachdem sie aber die Zusage gegeben hat, wird der Bote freundlichst bewirtet, wie überhaupt eine Bewirtung auch bei den anderen stattfindet, die geladen worden sind: das ist der gastfreundliche Sinn des Deutschen in einer altertümlichen Form.

In der Regel einige Tage — meist am Sonnabend — vor der Hochzeit, in Norddeutschland auch vielfach erst nach der Trauung, wird die Ausstattung der Braut in feierlichem Zuge in das neue Heim geführt. Das ist der Kammerwagen oder das Brautfuder in Österreich, der Fedelwagen in Oberbayern, das Primißführen im Innviertel, der Kästewagen im Braunschweigischen. Der ganze Zug ist feierlichst ausgestattet. Kutschen und Rosse sind mit bunten Bändern und Rosmarinsträußen geschmückt. Meist geht die Braut neben dem Prunkwagen her; nur hier und da sitzt sie auf ihm. Auf dem Wagen selbst befindet sich alles, dessen die junge Frau in ihrer neuen Wirtschaft bedarf: Schränke, Betten, Tische u. s. w. Auch Salz und Brot darf nicht fehlen. Obenauf ist der Spinnrocken, und fast nirgends wird die Wiege vergessen. Hinter dem Wagen folgt namentlich in Oberdeutschland eine stattliche Kuh, öfter mit Kalb. In Thüringen folgt überhaupt alles Vieh, das die Braut von Hause mitbekommt. Auch dieses ist mit Bändern geschmückt. Wo der Zug vorüberfährt, wird er feierlichst begrüßt, und geht es am Wirtshaus vorbei, dann tritt der Wirt heraus und reicht der Braut den Krug. In mehreren Gegenden wird schon bei dieser Gelegenheit von den jungen Burschen geschossen, wodurch die der Ehe Unheil drohenden Geister vertrieben werden sollen. Eine alte germanische Sitte ist das alemannische Vorspannen. Von der Jugend des Dorfes, nach dem die Braut fährt, wird der Brautwagen durch eine vorgespannte Kette gehemmt und der Bräutigam mit einem Vorspruch und einem langen humoristischen Gedichte aufgefordert, sich zu lösen. Während sich

hier der Bräutigam mit auf dem Brautwagen befindet, weilt er in den meisten anderen Gegenden Deutschlands im neuen Heim, empfängt hier die Braut vor dem Hause und bietet ihr den Willkommentrunk. In anderen Gegenden begrüßt die Mutter des jungen Mannes die neue Wirtin und führt sie in das neue Heim. Bei diesem Empfange pflegt auch ihrerseits die Braut ihrem Verlobten ein selbstgesponnenes Hemd zu überreichen.

Die eigentlichen Festtage beginnen mit dem Polterabend, dem Tage vor der Hochzeit. Schon an diesem herrscht ausgelassene Freude; weit verbreitet ist das Zerschlagen tönerner und gläserner Gefäße. Scherben bringen ja nach altem Volksglauben Glück. Schön ist auch die Sitte, daß an diesem Tage nochmals die Gespielinnen der Braut mit dieser, die jungen Burschen mit dem Bräutigam zusammen sind. Am Abend vereinen sich dann beide Geschlechter, oft bei Tanz und Schmaus. Das sind dieselben Personen, die dann am Hochzeitstage die Begleiter von Braut und Bräutigam sind, die Brautjungfern und die Brautführer.

Nur selten begnügt man sich auch heute noch bei einer echten Bauernhochzeit mit einem Tag der Feier. Oft sind es deren drei bis vier, hier und da wird sogar die ganze Woche gefeiert. Diese Ausdehnung des Festes hat in altgermanischen Verhältnissen ihre Wurzel. In alter Zeit waren die Gäste oft weit hergekommen; ein einziger Tag der Feier hätte die Mühe ihrer Fahrt nicht gelohnt. In uralte beschränkte Verhältnisse führt uns auch der Brauch zurück, daß in manchen Gegenden die Gäste Messer und Gabel zu dem Festmahle mitbringen: wie noch heute in Norwegen der Bauer sein Messer immer an der Seite bei sich trägt und den Wirt nie um ein solches bittet, so ist es früher auch in Deutschland gewesen.

Im Mittelpunkt aller der mannigfachen Sitten und alten Bräuche, die wir im deutschen Volke noch heute am Hochzeitstage beobachten können, stehen zwei, die bis auf die älteste Zeit zurückgehen und in den Rechtsauffassungen und dem Frohsinn unseres Volkes wurzeln: die Übergabe der Braut, woran sich unter kirchlichem Einflusse die Trauung geknüpft hat, und das Festmahl. Jene findet, wie auch im Mittelalter, im Hause der Braut, dieses im allgemeinen in dem des Bräutigams statt. Daß die Hochzeit im Hause der Braut oder gar am dritten Orte gefeiert wird, davon will unser deutscher Bauer, der auch hierin wie in anderen Punkten konservativer ist als der Städter, in den meisten Gegenden nichts wissen.

Ist der Hochzeitstag angebrochen, so rüstet sich alles in der Gemeinde. Braut und Bräutigam legen die Hochzeitstracht an, die nur für diesen Tag bestimmt ist, nach ihm in die Truhe kommt und das ganze Leben hindurch zur Erinnerung an den freudereichsten Tag aufbewahrt wird. In frommer Einfalt geht die Tiroler Braut schon vor Sonnenaufgang hinaus in die Natur, um unter Gottes freiem Himmel zu beten: das bringt Glück in die Ehe. Im Hause des Bräutigams wird es bald rege; hier sammeln sich die Hochzeitsgäste, die freilich nicht alle an der ganzen Handlung, sondern nur am Mahl und an den Belustigungen teilhaben. Mit Schmausen beginnt die Feier: es wird die Morgen- oder Brautsuppe eingenommen, ein Voressen, das in den einzelnen Gegenden schon aus bestimmten Gerichten besteht. Dann holt der Bräutigam, meist begleitet von den Brautführern, die Braut ab. In verschiedenen Gegenden, besonders in den katholischen Ländern Oberdeutschlands, erbittet er sich den Segen des Vaters, bevor er diesen wichtigen Schritt tut. Im Hause der Braut wird noch mehrfach zum zweitenmal in aller Förmlichkeit um diese geworben. Auch die Braut verläßt das elterliche Haus nicht, ohne ihren Angehörigen, vor allem den Eltern, nochmals herzlich für alle Liebe und Treue zu danken und den Segen der letzteren zu erbitten. In Schwaben nehmen sie die Eltern mit hinaus und führen sie zum Weihbronnen, wo ihr der Segen erteilt wird. Nur wenige Worte spricht

dann der Vater noch zum Bräutigam, aber diese sind inniger als lange feierliche Reden: „Johannes, då hoſt me Annele, verlaß sie itt.“ Liegen aber Vater oder Mutter draußen auf dem Kirchhof, da weiht ihnen das Mädchen noch Augenblicke treuer Minne, nachdem es schon am Sonntag vorher auf dem Grabe seiner Lieben gebetet und damit ein Zeichen deutscher Frömmigkeit und Pietät gegeben hat.

Von dem Hause der Braut geht der Zug entweder zum Heim des Bräutigams zurück oder sofort nach der Kirche. Ist das Mädchen aus einem anderen Dorfe, so wird im Eifelgebiete, in Mähren und anderwärts den nach der Kirche Ziehenden ein Band oder ein Strick, wie dem Brautwagen in Baden, vorgehalten; der Bräutigam muß dann seine Braut durch ein Geschenk lösen. Vor und nach dem Kirchgang ertönen auch jetzt fast überall Pistolenschüsse, welche die bösen Geister vertreiben sollen. In Fränkisch-Henneberg findet sich die schöne, dem deutschen Natursinn entsprungene Sitte, daß der Weg zur Kirche mit Tannenbäumen besetzt ist, wie auch im Gebiete des Thüringer Waldes und Erzgebirges vielfach Tannen vor dem Hochzeitshause angebracht werden. Während der Trauung selbst überwiegt der Aberglaube fast das religiöse Interesse. Man achtet genau darauf, daß kein Raum zwischen Braut und Bräutigam entstehe, wenn beide vor dem Altar knieen, denn sonst zwängt sich der Teufel dazwischen; verliert eines den Ring, so stirbt es bald; wer die Hand während der Trauung oben hat, oder wer den anderen nach der heiligen Handlung zuerst auf den Fuß tritt, bekommt die Oberhand in der Ehe. Eine wichtige Rolle spielt in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands, besonders in Mecklenburg und den Marken, das Erb- oder Brautschloß. Wenn ein neidischer Feind dieses während des kirchlichen Segens dreimal auf- und zuschließt, so bleibt die Ehe kinderlos. Alles wird aufaufgeboten, um dies zu verhindern, und unter Tränen haben junge Frauen sich von ihrem Gatten ferngehalten, weil sie in dem Wahne lebten, daß sie durch den Zauber jenes Erbschlosses nie Mutter werden könnten. Überall dieser altgermanische mystische Zug: je höher das Fest, desto größer der Anteil unsichtbarer Mächte, desto fester und ausgebreiteter der Aberglaube.

Auch zwischen der Trauung und dem Mahle haben sich alte Gebräuche erhalten, die zum Teil bis in die älteste Vorzeit reichen. Das altdeutsche Wort „Brautlauf“ für Hochzeit scheint auf eine Zeit hinzuweisen, wo der Mann die Frau gewaltsam entführte. Schon Jahrtausende ist diese alte Sitte abgeschafft, aber in der symbolischen Handlung lebt sie in verschiedenen Gegenden noch heute fort: nach dem Kirchgange pflegt die Braut eilenden Fußes zu entweichen, und der Bräutigam muß ihr nachlaufen. In anderen Gebieten, wie in Oberbayern, sind es die Burschen, die den Wettlauf veranstalten; der Sieger erhält von der Braut, für die er gewissermaßen eingetreten ist, ein Gebäck als Preis. An diesen alten Brauch schließt sich in altsächsischem Gebiet ein zweiter, ebenso ernster wie schöner: hat der Bräutigam seine Braut gefangen, so trägt er sie in seinen Armen zur großen Diele des Hauses und wandelt mit ihr dreimal um Herd und Kesselhaken, damit sie die neue Heimat lieb gewinne. Dies Umgehen des Herdes, des heiligsten Ortes des Hauses, ist ein Zug, der sich namentlich bei dem sächsischen und friesischen Stamme zeigt. Führt der Bräutigam sein junges Weib nicht an den Herd, so tut es seine Mutter, die im Saterlande vor der Tür des Hauses die aus der Kirche heimkehrende Braut empfängt, sie an der Hand um den Herd führt und ihr einen hölzernen Schöpflöffel zum Zeichen ihrer Gewalt über Herd und Küche schenkt.

Im Hause des jungen Ehemannes findet der Höhepunkt des Festes, das Mahl, statt. Zu diesem sind schon Wochen vorher Vorbereitungen getroffen worden. Nimmt doch zuweilen das ganze Dorf an diesem Mahle teil, das mitteilsamer Frohsinn und Gastlichkeit darbietet.

Hildesheimer Urkunden aus dem 16. Jahrhundert berichten, daß 500 Personen bei einer Hochzeit zugegen gewesen seien, und noch in unserer Zeit sollen sich in der Lüneburger Heide an einer großen Bauernhochzeit 800—1000 Mann beteiligt haben. Um diese Menge zu befriedigen, wird gebacken, geschlachtet, gebraut. Tile Brandis, der Burgemeister von Hildesheim, erzählt, daß bei der Hochzeit seines Bruders (1540) 2 Wildschweine, 2 Hirsche, 2 Bären, 3 Ochsen und 24 Hammel verzehrt worden seien, und zu den großen Hochzeiten in Wolmuthausen in Thüringen pflegte man noch in unserer Zeit 2 gemästete Ochsen, 6 fette Schweine und 8 Kälber zu schlachten, außerdem 8 Fuldaer Malter Korn und 10 Malter Weizen zu verbacken. Die Üppigkeit beim Hochzeitsmahle zeigt sich in allen Schichten der Bevölkerung, und alle Erlasse dagegen sind fruchtlos gewesen. Während der Tafel selbst wird allerlei Scherz getrieben. Namentlich ist es das Amt des Hochzeitsbitters, durch scherzhafte Reden oder Gedichte die Anwesenden zu unterhalten. Sein Auftreten ist der letzte Überrest der altgermanischen Sänger und Erzähler, die bei keinem größeren Gelage fehlen durften. Aber nicht nur scherzhafte, sondern auch ernste Gedichte mischen sich zuweilen in die allgemeine Festfreude. Solche stimmungsvolle Hochzeitslieder finden wir vor allem bei den abgeschlossenen Siebenbürger Sachsen und den Deutschen in der Gottschee. Da wird mitten während der Freuden des Festes auch der Verstorbenen gedacht und ihnen in inniger Pietät ein Wort der Wehmut und des Gedenkens gewidmet. Während der Tafel darf bei dem sangesfrohen Deutschen auch die Musik nirgends fehlen. Schon am frühen Morgen hat sie sich eingestellt, sie hat den Zug zur Kirche begleitet, sie spielt auch zum Tanz auf, der den Schmaus zuzeiten unterbricht und sich an diesen anschließt. Die Tänze, die am Hochzeitstage getanzt werden, sind meist besonderer Art; sie sind in den einzelnen Gauen Deutschlands verschieden, bald Reihen-, bald Rundtänze, aber bei allen herrscht Heiterkeit und Lust. In vielen Gegenden steht der Brauttanz in dem Vordergrunde: der älteste Bruder der Braut oder ihr Oheim oder ihr Pate eröffnet ihn mit der Braut, die dann von fast allen Teilnehmern durch einen Tanz geehrt wird.

Unter den mannigfachen Scherzen und Vergnügungen, die in den Abendstunden geübt werden, finden wir in allen Gegenden Deutschlands das Abnehmen des Brautkranzes und das Aufsetzen der Haube. Dabei entspinnt sich zwischen den verheirateten Frauen und den Mädchen heftiger Streit. Die junge Frau gehört nun jenen an, allein die Mädchen wollen ihr den Brautkranz nicht nehmen lassen und verteidigen ihn, so gut sie können, bis schließlich die Verheirateten sich seiner bemächtigt und der jungen Frau die Haube, das Zeichen der Ehegattin und angehenden Mutter, aufgesetzt haben.

Der Tag der Festlichkeit ist zu Ende. Mit Musik wird das junge Ehepaar noch in vielen Gegenden nach dem Brautgemach begleitet und dann sich überlassen. Diese Begleitung ist der letzte Rest jener altgermanischen Sitte der „Deckebeschlagung“, die im Mittelalter noch durchweg herrschte und in dem Rechtssinne des Deutschen ihre Wurzel hat: in Gegenwart von Zeugen mußten sich Braut und Bräutigam unter eine Decke legen, wodurch der letzte Akt einer rechtsgültigen Ehe symbolisch besiegelt wurde.

Im Strudel der Freude vergißt der Deutsche aber auch nie die Zukunft und blickt zugleich im Vollgefühl seines eigenen Glückes auf die Leiden seiner darbenden Mitmenschen. Aus dieser Gemütsstimmung heraus sind die Spenden für die Armen geflossen, die wir fast bei allen größeren Hochzeiten finden, aus jenen Erwägungen aber die Geschenke, die alle Teilnehmer dem neuvermählten Paare darbringen. Man nimmt dieses nicht nur in die Gemeinschaft der Eheleute auf, sondern man will es auch bei der Begründung seines Haushaltes durch die Tat

unterstützen. Das sind alte, patriarchalische Sitten, die sich aus der Vergangenheit erhalten haben, wo die Gemeinde noch eine große Familie bildete. Die Zeit, wann man diese Gaben spendet, ist in den einzelnen Gegenden verschieden. Meist geschieht es während des Mahles, in anderen Gauen schon am Abend vor der Hochzeit, in noch anderen erst am zweiten Tage nach dieser. Sie bestehen teils in Gegenständen, die zu dem jungen Haushalt unbedingt nötig sind, teils in blanker Münze. Luxus- und Ziergegenstände als Hochzeitsgeschenke kannte man in alter Zeit und kennt sie auch heute noch in vielen Gegenden nicht: der praktische Sinn unseres Volkes fordert praktische Gaben.

Ähnlich wie der erste Festtag verlaufen auch die folgenden. Schmaus und Tanz und harmloser Scherz lassen die Stunden schnell verstreichen, bis alles zu seiner alten Arbeit und Gewohnheit zurückkehrt.

Das dritte wichtigste Ereignis im menschlichen Leben ist der Tod. Der schlichte Mann hat vor ihm meist keine Scheu; mit ruhigem Auge sieht der Greis ihm entgegen, da er für ihn eine natürliche Notwendigkeit ist, und da ihm sein Gottvertrauen die Schrecknisse des Todes nimmt. Dicht neben diesem Gottvertrauen steht aber auch hier beim Deutschen der Aberglaube. Mancherlei Erscheinungen künden das Nahen des Todes an. Bald ruft das Käuzchen oder der Kuckuck, daß man in kurzem sterben muß, bald mahnt an den Tod ein Leichenzug, der uns begegnet, bald das Fehlen des Schattens oder der doppelte Schatten am Weihnachtsabend. Schier unzählig sind die Vorzeichen des nahen Todes, die sich die Volksphantasie ausmalt. Sie sind unserem Volke nicht allein eigen, sie finden sich natürlich auch bei anderen Völkern, aber nur wenige halten so fest an ihnen und fassen sie mit so heiligem Ernst auf wie die Deutschen in ihrem Drange, die Geheimnisse des Lebens zu ergründen. Ist nun aber die Todesstunde wirklich da, und sieht die Umgebung des Kranken, daß auf Besserung nicht zu hoffen ist und das Leben jeden Augenblick erlöschen kann, dann sucht man mitleidsvoll in jeder Weise dem Sterbenden seine letzte Stunde zu erleichtern. Das Klagen hört auf, da der Kranke sonst schwerer stirbt, man nimmt ihm das Kissen unter dem Kopf weg, ja man legt ihn sogar zur Erde auf Stroh, weil man meint, daß es dem Menschen bestimmt sei, auf der Erde zu sterben. Vielfach verbreitet ist auch die schöne Sitte, dem Sterbenden eine Bibel oder ein Gesangbuch unter das Kissen zu legen. In den katholischen Ländern wird in der Todesstunde die heilige Kerze angebrannt, die nur zu dieser Stunde brennen darf.

Ist der Tod eingetreten, so ist es die erste Pflicht, für die Ruhe des Toten zu wirken und alles zu tun, was seine Wiederkehr verhindern kann. Alle Fenster und Türen werden geöffnet, alle Gefäße umgestellt, die Uhr angehalten, die Blumentöpfe aus dem Zimmer getragen, Spiegel, Vogelbauer und Bilder verhüllt, damit die Seele ja nirgends hängen bleibe oder aus Liebe zu werten Dingen nochmals raste. In der Pfalz und an anderen Orten achtet man sorgfältig darauf, daß dem Toten keine Tränen der Leidtragenden auf die Brust fallen, da er sonst keine Ruhe im Grabe findet. Es ist ein sonderbares Gemisch von Mystik, Liebe zu dem Toten und doch auch Fürsorge für die Zurückgebliebenen, das sich in diesen zahlreichen Totengebräuchen offenbart. Denn daß auch die letztere nicht fehlt, lehrt die Sitte, daß die Anzeige vom Tode des Hausherrn sofort den Bienen, dem Vieh im Stalle, den Haustieren, ja der ganzen Wirtschaft zu erstatten ist. Und wiederum spricht aus diesem alten Brauch, der sich bei allen germanischen Stämmen findet, ein tief gemütvoller Zug, der durch die deutsche Häuslichkeit weht, der die beseelten Tiere und die beseelt gedachten Dinge wie an den Freuden, so auch an den Leiden der Familie teilnehmen läßt. In Thüringen z. B. geht nach dem Tode des Hausherrn

das nächste Familienglied zu jedem Tier im Stalle und ruft ihm zu: „Laß es dir melden, dein Herr ist zu dieser Stunde gestorben", und in Westfalen tritt man zu den einzelnen Bienenstöcken, wenn der Bienenvater gestorben ist, und sagt: „Imme, dein Herr ist tot; verlaß mich nicht in meiner Not." In anderen Gegenden wird sogar den Bäumen, dem Getreide und allen Sämereien die Trauerbotschaft überbracht.

Hat man dem Toten die Augen zugedrückt, so legt man ihn in den Dörfern alsbald auf das Stroh. Wie in altgermanischer Zeit halten an verschiedenen Orten Freunde und Verwandte Totenwacht, solange der Verstorbene nicht der Erde übergeben ist. Wenn er dann zu seiner letzten Fahrt angekleidet werden soll, dann wird bei den Siebenbürger Sachsen das Hochzeitshemd oder bei Kindern das Patenhemd hervorgesucht und angezogen, da es nur zu diesem Gange aufbewahrt worden ist. In den Sarg selbst werden dem Toten noch häufig Gegenstände gelegt, die er im Leben besonders gern gehabt oder gebraucht hat, damit er sie auch fernerhin besitze. Alten, patriarchalischen Sinn zeigt unser Volk auch noch vielfach beim **Begräbnis**. So wird der Sarg des Kindes von den Paten, der der Jungfrau von Jungfrauen, der des Mannes von den Nachbarn getragen. Diese nachbarliche Hilfe beim Begräbnis, die uralt ist, hat auch dort nicht aufgehoben werden können, wo Katholizismus und Luthertum die Gemeinde zerrissen haben: die Bande der Nachbar- und Freundschaft stehen dem Deutschen über der geschichtlichen und oft an Äußerlichkeiten hängenden Konfession.

An das Begräbnis, oft aber nicht unmittelbar, sondern erst dreißig Tage nach dem Ableben des Verstorbenen, schließt sich in allen Gegenden Deutschlands der **Leichenschmaus** an. Es ist die letzte Ehre, die dem Toten erwiesen wird, und in verschiedenen Orten pflegt man sogar einen Platz für den Toten frei zu lassen und Speisen darauf zu stellen. An diesem Leichenessen hält man fest, so viele Verordnungen auch in vergangenen Jahrhunderten dagegen erlassen worden sind. Selbst in Niederösterreich, wo das Landvolk alles äußere Gepränge beim Begräbnis meidet, wo kein Kranz Sarg und Grab schmückt, wo nur ein einfaches Kreuz aus Holz den Namen des Toten nennt, selbst da hängt man treu an dieser althergebrachten Sitte. Die Funde in altgermanischen Grabstätten zeigen, daß die Sitte schon in heidnischer Zeit allgemein verbreitet war, und die Erzählungen unserer nordischen Stammesbrüder geben Zeugnis, daß man, wie heute, schon damals den Leichenschmaus zu Ehren des Toten hielt, und daß dieser desto mehr geehrt wurde, je mehr man dabei aß und trank. Noch im späteren Mittelalter verwarfen Quedlinburger Mönche diesen alten Glauben durchaus nicht, ja in der bayrischen Oberpfalz huldigte man selbst im 19. Jahrhundert noch dem Grundsatz: je mehr bei dem Leichenmahl getrunken wird, desto besser ist's; es kommt dem Toten zu gute.

Ein ganz eigentümlicher Brauch, der sich nur als ein Auswuchs der Sitte des Leichenschmauses und altdeutscher Trinklust erklärt, ist in fast ganz Mittel- und Norddeutschland, vor allem auf altsächsischem und friesischem Gebiete, verbreitet: man kehrt hier auf dem Heimwege vom Grabe im nächsten Wirtshaus ein, um „das Fell oder die Haut oder den Bast zu versaufen". Und doch steckt auch hinter diesem scheinbar rohen Ausdruck ein gemütvoller Zug: auch dieser Trunk gilt dem Gedächtnis des Toten wie das Minnetrinken in Oberdeutschland.

Es sei endlich noch auf zwei Dinge hingewiesen, aus denen die Tiefe des deutschen Gemütes spricht: auf die **Leichen- oder Rebretter** und auf die sorgfältige **Pflege der Gräber**. In dem größten Teile Oberdeutschlands, namentlich im Gebiete des Böhmisch-bayrischen Waldes, ist es Sitte, daß man das Brett, auf dem der Tote gelegen hat, nach der Beerdigung am Kreuzwege oder am Kruzifix oder an der Kirchenmauer aufpflanzt; das sind die Re-, d. h.

Totenbretter. Sie enthalten Namen, Geburts- und Todestag des Verstorbenen, hier und da auch einen Spruch, der die Vergänglichkeit alles Irdischen lehrt: man kann sie die Bauta- und Runensteine des Südens nennen, Zeichen treuen Gedenkens der Hinterbliebenen. Und dieselbe Treue und Liebe, die über den Tod hinausgeht, zeigt sich auch in der Pflege der Gräber. Bei keinem Volke der Erde wird so viel still und einsam hinausgewandelt nach dem Gottesacker, wie bei den Deutschen, bei keinem Volke gleichen die Gräber so sehr einem sich fortwährend erneuernden Blumengarten, wie bei unserem. Unsere Kirchhöfe sind das schönste Zeugnis einer Liebe, die keine Erwartung einer Vergeltung nährt, einer Treue, die der Wandel der Zeiten nicht berührt, einer Dankbarkeit, der nur das Grab selbst ein Ziel setzt.

3. Der Deutsche im Alltagsleben und an den großen und kleinen Festtagen.

„Tages Arbeit, abends Gäste, Saure Wochen, frohe Feste.“ In diesen Worten hat Goethe trefflich das Trachten und Streben des deutschen Mannes zum Ausdruck gebracht. Deutschland ist kein Land, dessen Boden von selbst seine Früchte gibt, es ist ein Land, das zu steter Arbeit auffordert, vielenorts zur Arbeit, bei der täglich, ja fast stündlich das Leben des Einzelnen auf dem Spiele steht. Nur wenige Striche gibt es, wo der Mensch in behaglicher Ruhe seiner Beschäftigung nachgehen kann; in vielen Gegenden lebt er für sein Dasein in stetem Kampfe mit der Natur: im Norden ist das Meer, sind die flachen Ufer der Ströme seine schlimmsten Gegner, auf den Höhen des Mittelgebirges ringt er unter den größten Anstrengungen dem Boden die kärgliche Nahrung ab oder holt aus der Tiefe die Schätze der Erde, in den Alpenländern vermag er sich nur mit Aufbietung aller Kräfte gegen die dämonischen Gewalten der Berge zu schützen.

So ist das deutsche Volk ein Volk der Arbeit geworden, und überall im Auslande sind deutsche Arbeiter gesucht und werden gern aufgenommen. Ganz besonders rühmt man ihre mit Umsicht gepaarte Ausdauer, die nicht mechanisch den gegebenen Auftrag ausführt, sondern selbsttätig mit eingreift. Zu solcher Arbeit wird das Kind von früher Jugend an erzogen, gewissenhaft achten die Eltern darauf, daß Langeweile und zerstörendes Nichtstun den Kindern fern bleibt. „Langeweile ist unser größter Feind und eine nützliche Arbeit unsere dauerhafteste Freundin“, ruft der westfälische Landmann seinem zukünftigen Schwiegersohne zu, und wie jubelte Jeremias Gotthelf, als er nach langem Umherirren endlich wieder eine dauernde Beschäftigung gefunden hatte.

Jederzeit hat sich auch der Deutsche in gerechtem Selbstbewußtsein seiner Arbeit gerühmt, und Faulenzer sind immer die Zielscheibe seines Spottes gewesen. Wenn es gemeinsam an die Arbeit geht, so zeigt sich ein eifriges Streben, daß man bei ihr der Erste sei. In aller Frühe sucht der norddeutsche Mäher seinen Genossen bei der Arbeit vorauszueilen, um den ersten Schnitt zu tun und somit der Vormäher zu werden. Bleibt einer bei der Arbeit zurück, so folgt ihm Spott und Hohn. Wer die letzten Halme schneidet oder bindet, wird das ganze Jahr hindurch faul genannt. In vielen Gegenden Norddeutschlands wird der letzte Mäher fast ganz in Kornhalme gehüllt und dann auf dem Feld umhergetragen, wobei er von den Harkenstielen der Mädchen arg zugedeckt wird. In den Weingegenden werden von den Arbeitern dem trägsten, der die meisten Trauben hat hängen lassen, soviel Schläge verabreicht, als noch Trauben an den Stöcken sind. Dabei singt die arbeitsfrohe Schar: „Da steht der Traubendieb, ein jeder geb' ihm einen Hieb.“ Die Holzknechte des bayrischen Waldes drängen sich um die schwierigste Arbeit, und ein jeder sucht bei der gefährlichen Aufgabe der Holztrift das seinige zu tun. Und

dieser Arbeitseifer ist hineingetragen von dem offenen Lande in die Mauern der Städte, in die Werkstätten der Handwerker, selbst in die poesielosen Räume der Fabriken.

Auch beim weiblichen Geschlechte läßt sich dieser Eifer allerorten beobachten. Die Hauptbeschäftigung der deutschen Mädchen und Frauen war in früherer Zeit das Spinnen. In den Spinnstuben, wo man zu gemeinsamer Arbeit zusammenkam (vgl. S. 279), entwickelte sich ein edler Wettstreit. Wer seine Spule nicht abgesponnen hatte, durfte auch nicht an den Scherzen des jungen Volkes teilnehmen, während in vielen Gegenden die fleißigen Spinnerinnen belohnt wurden. Trefflich läßt die Volksphantasie jenes mythische Wesen, das sie bald Frau Holle, bald Perchta, bald Werre und ähnlich nennt, die Arbeit der Spinnerinnen beobachten: wer von ihnen zu bestimmter Zeit die Spulen nicht abgesponnen hat, die bestraft sie und besudelt ihren Rocken. Auf ganz ähnliche Weise erscheint der norddeutsche Bauer nach seinem Tode den faulen Knechten und treibt sie durch eine Ohrfeige zur Arbeit an.

So lebt in der Seele des deutschen Volkes der Drang zur Arbeit, die Freude an der Arbeit, aber beide sind nicht nur hervorgegangen aus der Nötigung durch die Natur des heimischen Landes, sondern auch geweckt und gestärkt worden durch die deutsche Lebens- und Willenskraft, die nach Betätigung strebt. Und diese Arbeit wird vom Lied begleitet, das um so häufiger begegnet, je weiter man von Norden nach Süden kommt. Wenn der Hirt sein Vieh auf die Weide treibt, wenn die Schnitter ausziehen und heimkehren, wenn der Holzknecht die Axt an den Baum legt, wenn der Jäger an steilen Abhängen die Spur der Gemse verfolgt, wenn der Schiffer die Segel hißt oder den Kahn den Fluß hinaufzieht, dann singt der eine wie der andere sein Lied. Auch in der Spinnstube und am Klöppelsack hört man die Weisen der jungen Mädchen. Es ist noch nicht so lange her, daß jeder Handwerker bei seiner Arbeit seinen Sang kannte, ohne den der Hände Werk nicht recht von statten gehen wollte. Gesang und Arbeit sind bei unserem Volke seit uralter Zeit Hand in Hand gegangen, denn die Seele war froh bei der Arbeit, und ein fröhliches Gemüt mußte der inneren Stimmung Ausdruck verleihen. Daß dies Lied bei der Beschäftigung unseres Volkes immer mehr schwindet, erhöht seine Arbeitsfreude wahrlich nicht. Wo es noch herrscht, da lebt auch noch die alte Heiterkeit und Zufriedenheit, wo es dagegen' vergessen ist, da ziehen Unzufriedenheit und Unlust am Leben ein, Stimmungen, die nicht im Charakter des deutschen Volkes liegen.

„Nach getaner Arbeit ist gut ruhn", sagt ein altes Sprichwort, aber wo ruht es sich besser aus als am heimischen Herde, bei Weib und Kind? Die volle Tiefe seines Gemütes offenbart der Deutsche nirgends schöner als in seinem Heim, im Kreise der Seinen, wo er sich geben kann, wie er ist, wo er seiner Liebe denen gegenüber Ausdruck verleihen kann, für die er im Kampfe des Daseins wirkt und schafft, die ihm oft höher stehen als das eigene Leben. Ein geregeltes Familienleben ist dem Deutschen ein Bedürfnis; daher bietet er, sobald er herangewachsen ist, alles auf, um sich ein solches zu erringen. Sein Heim ist der Stolz des Deutschen, seine Ehre. Diese Liebe zum Heim und zur Familie bezeichnet am besten der lakonische Ausdruck der Vogtländer: „Derham is derham", den wir auch andernorts vielfach finden. Am häuslichen Herd ruht der Mann nach des Tages Arbeit aus, hier widmet er sich am Abend den Kindern, hier gibt er sich am Sonntag behaglicher Untätigkeit hin, hier feiert er in Zufriedenheit und Glück die großen und kleinen Feste der einzelnen Familienglieder, der ganzen Familie. Dies Glück im engsten Kreise entspricht durchaus dem Wesen des Deutschen. Hat er seinen Herd, seine Familie, so kümmert sich der schlichte Mann um niemand weiter in der Welt. Er fühlt sich auch am wohlsten, wenn sich in seiner Nachbarschaft niemand ansiedelt. Solchen Zug

nach Vereinzelung erwähnt bereits Tacitus. Noch heute ist er dem deutschen Bauer in vielen Gegenden eigen. Schon die Anlage seines Gehöftes zeigt dies. In einem großen Teile Nord- und Westdeutschlands, besonders in Westfalen, aber auch in Mittel- und Oberdeutschland, findet man die Einzelhöfe oder Einödhöfe, wie sie der Bayer nennt, d. h. Gehöfte, die mitten in der Feldmark ihres Besitzers und fern von anderen menschlichen Wohnstätten liegen. Das ist dieselbe Art der Ansiedelung, die wir in fast ganz Skandinavien antreffen, und die das Selbstbewußtsein, den trotzigen Sinn eines großen Teiles unserer ländlichen Bevölkerung großgezogen hat. Auf seinem Gehöft schaltet und waltet der Besitzer, der Hofbauer, frei und ungebunden wie ein Fürst. Seiner Umgebung, den Kindern und dem Gesinde, ist er „der Bauer“ schlechthin und läßt sich von ihr nie anders anreden. Dieselbe Achtung, die er in seiner Jugend vor seinem Vater, dem „alten Bauer“, gehabt hat, verlangt er für sich. Er kennt keinen Widerspruch und duldet ihn nicht, wenn er sich in seiner Umgebung regen sollte. Neuerungen ist er abhold: die Vorfahren haben sich unter solchen Verhältnissen auf ihrem Gehöft wohlgefühlt, was sind da neue Sitten, neue Gebräuche nötig? So hängt der Hofbauer mit eisernen Banden bis zur Starrköpfigkeit am Alten, und diesen konservativen Sinn überträgt er auf alle Gebiete des wirtschaftlichen, sozialen, politischen, religiösen Lebens. Selbst in die Fremde hat man dieses echt germanische Wesen aus der Heimat mitgenommen: bis auf den heutigen Tag haben es die niederdeutschen Buren in Südafrika rein zu erhalten gewußt und opfern eher Gut und Leben als ihre Freiheit und ihren Stammescharakter.

Aber nicht nur bei dem Hofbauer, sondern auch bei dem Dorfbauer zeigt sich das Streben, am Alten festzuhalten und Neuerungen den Zugang zu wehren. Neben dem Einzelhofe finden wir schon in alter Zeit das Dorf, besonders das Haufen- oder Sippendorf. Die Sippschaft hat sich zu gemeinsamer Besiedelung ein Stück Land ausgesucht und bebaut es gemeinsam, indem jedem Gliede sein Anteil zugeschrieben wird. Hierdurch wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das bereits durch die Verwandtschaft vorhanden ist, immer wach erhalten und gestärkt. Fühlt man sich so, von regem genossenschaftlichen Sinne geleitet, auf der einen Seite untereinander verbunden, so hält man andere Gemeinden für fremde Körperschaften, wenn diese auch gleiche Sitten, gleiche Gesetze, gleiche Sprache haben. Hieraus entspringt einerseits die große Hilfsbereitschaft, mit der die gesamte Gemeinde ihren Mitgliedern in Freud' und Leid zur Seite steht, anderseits aber auch der deutsche Partikularismus, durch den Nachbargemeinden sich nicht selten in grimmiger Feindschaft gegenübertreten. Diese Züge deutschen Wesens finden wir dann bei der städtischen Bevölkerung wieder: auch hier fühlt sich die Gemeinde als Ganzes; man hilft dem Mitbürger, wenn Feuersbrunst sein Eigentum vernichtet, wenn schwere Krankheit ihn unfähig zum Erwerb macht, wenn er den Eid zu leisten hat, kurz, in allen Lagen des Lebens. Auf die Nachbarstadt jedoch schaut man von oben herab und bespöttelt das Tun und Treiben ihrer Bürger, wo sich nur Gelegenheit dazu bietet. Hieraus erklären sich die zahlreichen Ortsanekdoten und Krähwinkelsagen, die wir in vielen Gegenden Deutschlands antreffen: sie haben fast durchweg ihren Ursprung in einer Stadt, die der verhöhnten benachbart ist. Und was von Gemeinden und Städten gilt, finden wir endlich auch bei den Staaten wieder. Welche Früchte hier der deutsche Partikularismus getragen, ist bekannt: auch die Einigung Deutschlands hat ihn nicht auszurotten vermocht.

Seine Häuslichkeit verlangt der Deutsche einfach, aber reinlich und behaglich. Schon äußerlich muß das Wohnhaus einen einladenden Eindruck machen. Die glatten, leblosen Mauern, die einförmigen Ziegeldächer, die wir heute so oft in den Städten und in Dörfern

antreffen, sind dem deutschen Wesen zuwider. In Fachwerk zu bauen, ist deutsche Art. Bereits Tacitus hebt dies ausdrücklich hervor, und wo heute noch der alte Sinn für ein behagliches Heim waltet, da sehen wir auch die dunkeln Balken die Eintönigkeit der übertünchten Mauern durchbrechen, mögen wir in Nord-, Mittel- oder Süddeutschland weilen. Mancherlei Schmuck ziert das Haus. Die farbigen Wände, deren Tacitus gedenkt, finden wir noch heute in verschiedenen Gegenden Nieder- und Oberdeutschlands. Als besondere äußerliche Zierde springen am niedersächsischen Bauernhause die Pferdeköpfe am Dachfirst (vgl. S. 111 und S. 275) und die Donnerbesen an den Giebelwänden in die Augen, in Mitteldeutschland finden wir an vielen Orten das Vorgärtchen mit seiner Laube, seinen bunten Blumenbeeten und Stachel- und Johannisbeersträuchern, in Oberdeutschland die malerischen Galerieen und Altane, die, durch das Dach vor Regen geschützt, die Wände schmücken. Vielenorts erhebt sich ferner vor dem Eingange des Hauses eine mächtige Linde, deren Gezweig die Bänke beschattet, auf denen man sich in den Abendstunden und an Feiertagen erholt. Zu dem äußeren Schmuck der Häuser gehören auch die Inschriften, die wir in allen Gegenden Deutschlands finden, und die ein sprechendes Zeugnis für deutsches Gottvertrauen, deutsche Innerlichkeit, deutsche Lebensauffassung sind. Da liest man an vielen Häusern:

„Gott beschütze dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus."

oder am Giebel manches sächsischen Hauses in Siebenbürgen:

„Einst seh' ich an der Laufbahn Ende
Auf meine Tage fröhlich hin
Und sage: ‚Herr, durch deine Hände
Empfing ich, was ich hab' und bin.
Hier ist mein Tagewerk! Nicht mein,
Dein ist der Ruhm, die Ehre dein!'"

Auch schlichte Lebensweisheit zeigen die Sprüche oft. Besonders häufig wendet sich der Hausspruch gegen die Krittelsucht unfreundlicher Nachbarn; es heißt da unter anderm:

„Ich kehr' mich nichts daran,
Ich lass' die Leute klügeln:
Wer kann denn jedermann
Das lose Maul verriegeln?"

Bei der Ausschmückung des Hauses im Inneren waltet derselbe Geist. Auch hier verlangt der Deutsche Schmuck und Zier, damit Auge und Herz zugleich erfreut werden. In den niedersächsischen Bauernhäusern, wo der Herd der Mittelpunkt des Familienlebens ist, schmücken diesen zinnerne Schüsseln, Teller und Kannen, und an seinem oberen Rande sind häufig fromme Sprüche angebracht. In Mittel- und Oberdeutschland sind besonders das Wohngemach und die Gaststube oder sogenannte gute Stube mit Zierat versehen. Mag der Erwerb noch so klein sein, auch der geringste Arbeiter hat vielenorts den Drang, sein Gemüt an der Betrachtung des Schönen zu erheben. So schmücken Kränze und Bilder die Wände seines Zimmers, gemalte Teller und Schüsseln oder bunte Gefäße den Sims des alten Kachelofens, Blumenstöcke oder Blumensträuße das Fenster. Wohl ist der Geschmack des einfachen Mannes bei der Auswahl seines Hausschmuckes oft eigentümlicher Art, er liebt das Glänzende, bunte und grelle Farben, aber gerade darin zeigt sich der kindliche Sinn des Volkes: wie das Kind, das noch nicht Unterschiede zu machen und zu vergleichen gelernt hat, greift es zu dem, was am meisten in die Augen fällt.

In den Wohnungen der meisten Gegenden Deutschlands herrscht ferner die größte Sauberkeit. Die Sauberkeit, die der Deutsche schon nach Cäsars und Tacitus' Zeugnis seinem Körper schuldig zu sein glaubte (vgl. S. 271), übertrug er auch auf die Häuslichkeit. Es ist deutsche

Sitte, am Morgen alles im Hause zu fegen und zu kehren. Am Sonnabend aber, und besonders vor Festtagen, muß alles gescheuert und geputzt werden, damit auch das Heim ein sonntägliches und feiertägliches Gewand erhalte.

Die Erholung des Familienvaters am häuslichen Herde nach des Tages Arbeit ist mannigfaltig, aber bei allem, was er hier tut, gibt er sich frei und offen den Eindrücken des Augenblickes hin, genießt das Gebotene in freudiger Stimmung, denkt aber auch immer in frommer Dankbarkeit an seinen Gott. In den meisten Gegenden versammelt sich auch heute noch die Familie morgens und abends zu gemeinsamer Andacht, und keine Mahlzeit wird eingenommen, wenn nicht zuvor das Tischgebet gesprochen ist. Der Sonntag Vormittag ist für den Besuch des Gotteshauses bestimmt. Dieser Zug echter Religiosität findet sich im protestantischen Norden geradeso wie im katholischen Süden. Keine Entfernung, kein Wetter kann die erwachsenen Glieder der Familie abhalten, gemeinsam zur Kirche zu wallen, und die Kinder schließen sich meist an. Die Heilighaltung des Sonntags durch den Kirchenbesuch wurzelt tief in unserem Volke. Man hält es noch in vielen Gegenden geradezu für Sünde, wenn nicht wenigstens ein Glied der Familie zum Gottesdienste geht, falls die anderen durch Krankheit oder zwingende Umstände abgehalten sind. „Bete mit für mich!" ruft man dem Fortgehenden zu. Im engsten Zusammenhange hiermit steht die Tatsache, daß die meisten Gemeinden ihr Gotteshaus haben, zu dem auch der Ärmste freudig beigesteuert hat. Die vielen, zum Teil recht schmucken Kirchen, die man vor allem in Oberdeutschland findet, zeugen für die Opferwilligkeit des Volkes und seinen religiösen Sinn. Aus diesem entspringt auch die Achtung, die man vor dem Geistlichen hat, der vielenorts nicht nur als Berater in seelischen Angelegenheiten, sondern auch in weltlichen Dingen angegangen wird. Bei den Siebenbürger Sachsen wird daher der Pfarrer „Herr Vater", seine Gattin „Frau Mutter" angeredet. Auch noch in anderer Weise zeigt sich der religiöse Sinn unseres Volkes. Im protestantischen Norden findet sich fast in jedem Hause die Bibel, aus der der Hausvater am Sonntage vorzulesen pflegt. In vielen Gegenden, besonders Mitteldeutschlands, erhält das Brautpaar bei der Trauung vom Geistlichen eine Bibel oder ein Gesangbuch, das ebenfalls in keinem Hause fehlt. „Wo keine Bibel ist im Haus, Da sieht es öd' und traurig aus", beginnt ein altes volkstümliches Lied.

Zu diesen beiden Büchern gesellen sich Erbauungsbücher, im katholischen Süden Heiligenlegenden, die ihren Platz unter dem Kruzifix haben, wie es stets in einer Ecke des Hauses angebracht ist. Trotz dieses religiösen Sinnes hört man den Deutschen nur selten über die Religion sprechen. Was bei ihm Herzenssache ist, hat er nicht auf der Zunge. Ja nicht einmal mit Religionslästerern läßt er sich in einen Streit der Ansichten ein; ihnen gegenüber kennt er nur Verachtung.

Der Sonntag Nachmittag wird geradeso wie der Feierabend bald der Familie, bald der Geselligkeit gewidmet. Jenes überwiegt in Nord- und Westdeutschland, dieses in Oberdeutschland. Während der Städter am Sonntag mit den Seinen hinaus in die freie Natur zu gehen pflegt, setzt sich der Landmann auf die Bank am Hause. Um ihn herum sitzen oder spielen die Kinder, denen er gute Lehren gibt oder Geschichten und Märchen erzählt, wie er sie selbst in seiner Jugend vernommen hat. Diese Freude am Erzählen und Zuhören, die schon den alten Germanen die Stunden der Erholung gekürzt hat, ist noch heute in unserem Volk nicht erstorben. Neben den Märchen und Ortssagen, die der Vater oder die Mutter erzählt, wird nicht selten auch von geschichtlichen Ereignissen berichtet, zumal wenn der Vater selbst mit an den großen Kämpfen unseres Vaterlandes teilgenommen hat. In solchen Feierstunden macht sich auch die Neigung zu Musik und Gesang geltend. Wir finden sie in Süd- und Mitteldeutschland ungleich

mehr ausgeprägt als in Norddeutschland. Wer nur irgend kann, läßt dort seinem musikalischen Drange freien Lauf. In den Alpen wie auf den Höhen des deutschen Mittelgebirges hört man in solchen Feierstunden frischen Gesang und nicht selten auch das Spiel der Zither, der Flöte, der Ziehharmonika. Diese Freude am harmonischen Tone, der des Gemütes Fröhlichkeit erhöht, hat die Bewohner des Erzgebirges, des Thüringer Waldes, des Harzes und anderer Gegenden zu Vogelstellern gemacht: nur selten finden wir hier ein Haus, aus dem uns nicht die Stimme eines gefangenen Waldsängers entgegenschlägt.

Zu den Erholungen an den Feierabenden und an den Sonntagen gehört auch das Wirtshausleben. Während sich die jungen Leute bei Tanz, Gesang und Gesellschaftsspielen die Zeit vertreiben, suchen die älteren Männer die Wirtsstube auf, wo getrunken und gespielt wird. Bei keinem Volke findet sich ein solcher Hang zu gemeinsamem Trunk wie bei dem deutschen. Nicht nur die Feste sind es, die zu Zusammenkünften Veranlassung geben, sondern auch die Ruhestunden am Abend, am Sonntag. Wohl nur ganz wenig Dörfer in Deutschland gibt es, wo sich nicht ein Wirtshaus oder ein Krug befindet. Was einst Tacitus über die Zechlust der alten Germanen geäußert hat, gilt auch heute noch von der ihrer Nachkommen. Und daß es im Mittelalter nicht anders gewesen ist, bezeugen die Strafpredigten der Geistlichen und die vielen Erlasse gegen die Trunksucht. Wollten doch im Elsaß, dessen Bewohner wie in anderen Dingen so auch in der Zechlust sich jederzeit als echt germanischen Stamm gezeigt haben, die Bauern trotz aller gesetzlichen Bestimmungen keinen unter sich dulden, der im Zechen ermüdete; ihre Losung war: „Sauf oder lauf.“ Und wie die Bauern, so trieben es auch die Bürger und der Adel. Die Trinkhornbruderschaft, die aus lauter Adligen bestand und ihre bacchanalen Versammlungen auf dem Schlosse Hoch-Barr bei Zabern im Unterelsaß hielt, gewährte nur dem Edelmanne Aufnahme, der ein großes Büffelhorn, welches vier Liter besten Rebensaftes enthielt, auf einen Zug und stehenden Fußes bis zur Neige leeren konnte. So war es allerorten. „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben“ sagt Luther, „Welschland seinen, Frankreich seinen, unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein, muß Sauff heißen, daß er so durstig und hellig ist, das mit so großen Sauffen Weines und Bieres nicht kann gekühlt werden, und wird solcher ewiger Durst Deutschlands Plage bleiben, habe ich Sorge, bis an den Jüngsten Tag.“ Kein Stand konnte und kann sich dieses Erblasters enthalten. Mußte doch in früheren Zeiten wiederholt selbst gegen die Geistlichen vorgegangen werden, weil sie öfter trunken gefunden worden waren. Solches Zechen geschieht fast stets in Gesellschaft, und dieses gemeinsame Trinken ist es gewesen, woraus sich unser Wirtshausleben entwickelt hat; es war den Deutschen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sich kein Jenseits ohne dieses Zechen vorstellen konnten. In der nordischen Dichtung ist aus dieser Auffassung die Mythe von den Einherjern entstanden, die sich täglich am Kampf erfreuen, am Abend aber zu gemeinsamem Gelage vereinen, wobei die Walküren ihnen das Methorn reichen. Trinkbecher, die man in altdeutschen Gräbern gefunden hat, bezeugen, daß bei unseren Vorfahren ein ähnlicher Glaube bestand. Noch heute kennt man in fast ganz Niederdeutschland die Nobiskrüge, d. h. Grenzwirtshäuser: sie sind hervorgegangen aus dem Glauben des Volkes, daß die Seele des Abgeschiedenen noch einmal im Wirtshaus einkehre, bevor sie ins Jenseits gelange.

Keine Gelegenheit zu gemeinsamem Trunke wird vorübergelassen. Wie dem Deutschen die Familienfeste ohne Zechgelage undenkbar sind, ist bereits S. 276 gezeigt worden. Aber auch bei vielen anderen Ereignissen ist ein solches in der Volksauffassung nötig: wenn gemeinsam beraten wird, wenn zwischen mehreren ein rechtliches Abkommen getroffen, wenn ein Prozeß zu Ende, eine

gemeinsame Erbschaft angetreten ist, stets muß bei solchen Gelegenheiten ein Trunk das Wort oder die Handlung bekräftigen. Und hierin finden wir keinen Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen Stadt und Land, zwischen früherer und späterer Zeit. Von dem flachen Lande ist die Freude am Trinken mit in die Stadt gezogen und ist hier, wie die große Anzahl der Wirtshäuser zeigt, nicht verkümmert. In den Innungen und Zünften hat sie besonders geblüht: keine Morgensprache, d. h. gemeinsame Besprechung, war denkbar, zu der nicht ein Faß Bier aufgelegt wurde. Eine besondere Ausbildung hat ferner das Kneipleben unter unserer akademischen Jugend erlangt. Bei keinem Volke können wir ähnliche Zechgelage finden, wie sie unsere Studenten haben. Gesang und andere Bräuche, die sich daran knüpfen, gehen wie die Namen dieser Bräuche zum Teil auf die ältesten Zeiten zurück. Wie noch heute ein feierliches Gelage mit dem sogenannten „Anstich" eröffnet wird, so lehrte einst die nordische Brynhildr den jungen Sigurd: „Den ersten Becher sollst du segnen", und bei jedem größeren Feste wurde das erste Horn oder der erste Becher den Göttern geweiht. Auch sonst herrscht bei den Gelagen neben Frohsinn sittlicher Ernst. Wie heute noch bei ihnen lästerhafte Worte mit dem Ausschluß des Lästernden bestraft werden, so saß schon nach der altnordischen Fridthjofssaga bei König Angantyr ein Mann beim Gelage abseits von den anderen und mußte Wacht halten und ein Horn nach dem anderen leeren. In dem deutschen Zechgelage paart sich deutscher Frohsinn mit dem alten germanischen Erbfehler, der Trunksucht. Getrunken wird dabei meist Bier, das echt nationale Getränk der Deutschen. Nur in den Weingegenden West- und Süddeutschlands überwiegt der Wein. Ganz besonders ist Bayern das Land des Bieres und des Zechens, weshalb man auch im Auslande, so in Dänemark, das in der Heimat nach deutscher Art gebraute Bier schlechthin „Bayrisch" nennt.

Zu solch gemeinsamem Trunke vereinen sich nach getaner Arbeit die Dorf- oder Gruppen von Stadtgenossen. Nicht selten hat jeder im Wirtshaus einen bestimmten Tisch, den „Stammtisch", ja oft einen bestimmten Platz, an dem er sitzt. Auch hieraus spricht der konservative Sinn unseres Volkes. Selbst die ältesten Leute zieht es zur bestimmten Stunde nach dem Wirtshause. Man kann beobachten, daß drei, vier oder mehr ältere Herren stundenlang zusammensitzen, oft ohne ein Wort zu sprechen; und doch gehen sie auch an einem solchen Abende befriedigt auseinander. In der Regel unterhält man sich über Personen oder Dinge, die öffentliche Angelegenheiten betreffen. Daneben liebt man es jetzt auch mehr als früher, zu politisieren. Je nach der Gemütsart der Teilnehmer verlaufen die Gespräche ruhig oder erregt. In letzterem Falle kommt es nicht selten zu Raufereien und Schlägereien. Ganz besonders berüchtigt sind in dieser Beziehung die Oberbayern, deren heftige Gemütsart häufig in Tätlichkeiten Ausdruck findet. In jüngster Zeit hat selbst das Vereinsleben seine Zufluchtsstätte im Wirtshause gefunden. Während man früher die Feste in der Natur feierte, Feste, an der die gesamte Gemeinde, jung und alt, Mann und Frau teilnahm, halten jetzt die verschiedenen Vereine der Neuzeit, diese Produkte aus Sonderbestrebungen, Freude an der Geselligkeit und Zechlust, als da sind Schützen-, Turn-, Militär-, Gesang- und andere Vereine, ihre Sitzungen und Stiftungsfeste im Wirtshause ab, wo sich ihre Mitglieder im Zechen und Sprechen üben und nach alter deutscher Weise auch den deutschen Gesang pflegen.

Neben der Freude am Trinken hat sich auch noch das andere Erblaster unserer Vorfahren bis auf den heutigen Tag in alter Frische erhalten: die Spielsucht. Würfel- und Kartenspiele, also Beschäftigungen, bei denen mehr oder weniger der blinde Zufall herrscht, vertreiben noch vielen Tausenden in Deutschland die Zeit. Im Mittelalter und in den späteren

Jahrhunderten gehörte „ein Würfel und ein Karten" zum Handwerkszeuge der deutschen Landsknechte, und auch heute finden sich wenige Familien, zumal auf dem Lande, die nicht im Besitze eines Kartenspieles sind. Das Würfelspiel ist wohl etwas zurückgetreten, um so mehr hat aber das Kartenspiel, zumal in Mitteldeutschland, wo sich Altenburg, die Heimat des Skates, befindet, an Gebiet gewonnen. Unter den Spielen, die Kraft und Gewandtheit erfordern, muß das Kegelspiel als spezifisch deutsch genannt werden: auch bei ihm zeigt sich nicht selten die altdeutsche Leidenschaft des Spielens. Im Gebiet des Böhmisch-bayrischen Waldes z. B. sind oft die Burschen vom Sonnabend Abend bis Montag früh mit ihm beschäftigt.

Kehren wir vom Wirtshause zur Familie zurück! Neben den Kindern gehören zu dieser die Dienstboten, das Gesinde. Es ist bereits S. 269 hervorgehoben worden, daß der Germane einen Sklavenstand in der römischen Auffassung des Wortes nicht gekannt hat. Wohl hatte auch er Unfreie, die ihm dienten und seinem Willen gefügig waren. Allein er war ihnen gegenüber jederzeit menschenfreundlich, und wie ihm selbst die persönliche Freiheit über alles ging, so ließ er diese auch seinen Untergebenen. Als dann die christliche Lehre von der menschlichen Behandlung der Dienstleute zu dem germanischen Stamme kam, deckte sie sich ganz mit seinen Grundanschauungen und fand deshalb widerstandslos Aufnahme. So entwickelte sich das schöne Verhältnis zwischen Dienstherrn und Dienstboten, wie es sich noch heute bei fast allen germanischen Stämmen zeigt, wie es in den Städten in dem Verhältnisse zwischen Meister und Gesellen seinen Widerhall gefunden hat. Der Dienstbote ist kein Fremdling im Hause. Schon der Empfang ist nicht kalt oder gar verletzend. In vielen Orten West- und Mitteldeutschlands wird der Dienstbote von seinem neuen Herrn abgeholt, in altsächsischem Gebiete wird die Magd am Herde feierlichst empfangen, fast überall werden die Dienstleute in freundlicher Weise in ihr neues Amt eingeführt. Der Hausherr hat für ihr körperliches wie für ihr seelisches Wohl zu sorgen, und er kommt dieser Pflicht meist mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit nach. Keine Morgen- oder Abendandacht, kein Tischgebet wird ohne die Dienstleute gesprochen. Am Sonntag müssen sie wie die Herrschaft ins Gotteshaus gehen. Auf moralische Fehler oder Vergehen macht sie der Bauer oder der Wirt, Baas, Meister aufmerksam und weist sie auf den Weg des Rechten: das hohe ethische Pflichtgefühl des Deutschen steht hier im Dienste des Mitgefühls für den irrenden Nächsten. Die Mahlzeiten werden noch hier und da von der Herrschaft und den Dienstleuten gemeinsam eingenommen; in althergebrachter Rangfolge sitzt dann die ganze Familie vom Hausherrn bis zum Tagelöhner und Stallburschen an einem Tisch. Auch für die Erholung, für die Zukunft der Leute sorgen Hausvater und Hausmutter. An bestimmten Tagen, an den Jahrmärkten, dem Kirchweihfeste, den Feiertagen, besonders von Weihnachten bis Neujahr, sind die Dienstboten ihr eigener Herr. In der Regel erhalten sie an diesen Tagen auch noch Geschenke, aber keinen eitlen Tand, sondern Gegenstände, die zur Gründung des eigenen späteren Haushaltes notwendig sind, so vor allem Wäsche; denn anders läßt es der praktische Sinn des Deutschen nicht zu. Auf der anderen Seite sind aber auch die Dienstleute nicht teilnahmlos gegen das, was die Herrschaft betrifft. Sie zeigen in jeder Beziehung Anhänglichkeit, Treue und Ergebenheit, sind nicht selten dem Herrn Ratgeber, nehmen an allen Freuden und Leiden, an allen Besorgnissen und Hoffnungen der Familie regen Anteil und sind jederzeit bereit, den Willen ihres Herrn zu erfüllen. Wenn heute vielfach über die Dienstleute, namentlich in den Städten, geklagt wird, so liegt die Schuld auf beiden Seiten: der Herrschaft sind leider nur zu oft der deutsche Gerechtigkeitssinn und das deutsche Herz für die Mitmenschen abhanden gekommen, den Dienstboten aber die alte Ehrfurcht und Treue, die zu den Kardinaltugenden des

deutschen Volkes gehören. Schlechte Dienstleute hat es natürlich jederzeit neben harten Herrschaften gegeben, nur daß früher beide die Ausnahme gewesen sind, und die Ausnahme bestätigt auch hier nur die Regel.

Der Gerechtigkeitssinn des Deutschen, verbunden mit reiner Herzenseinfalt und innigem Mitleid, offenbart sich aber nicht nur in dem Verhältnis des Herrn zum Knecht, sondern auch im Verhältnisse der einzelnen Mitglieder der Gemeinde zueinander. Offen und ehrlich kommt man dem Nachbar entgegen und verlangt von ihm ein Gleiches. In einzelnen Gegenden, wie z. B. in Tirol und da und dort in Norddeutschland, wird noch heute weder Tür noch Tor am Abend verschlossen. Bei der Verteilung des gemeinsamen Wiesenlandes oder Waldes, die sich im Norden Deutschlands bis zur Gegenwart erhalten hat, sieht man streng auf gerechte Behandlung des Einzelnen: nach altgermanischer Weise schneiden die zur Teilung Berechtigten auf Holzstäbchen ihre Hausmarke ein; diese Holzstäbchen werden dann im Dorfkruge in einen Hut geworfen und von dem Ältesten einzeln herausgenommen. Wessen Los zuerst gezogen wird, erhält Anteil 1 u. s. w. Die Gemeindemitglieder sorgen auch gemeinsam dafür, daß jedem sein Eigentum bleibt. Maßt sich einer fremdes Besitztum an, oder übervorteilt er auf andere Weise seine Nachbarn, so empört sich das Rechtsgefühl wie der genossenschaftliche Sinn des Volkes gegen ein solches Gebaren. Hieraus erklären sich die Volksgerichte, die wir im Mittelalter allgemein in Deutschland verbreitet finden, und die noch heute im bayrischen Haberfeldtreiben fortleben. Auf der anderen Seite unterstützt man nach Kräften die Mitglieder der Gemeinde, die durch unverschuldete Verhältnisse in Not geraten sind. Nach einer Feuersbrunst trägt jeder dazu bei, das Haus des Abgebrannten wieder aufzubauen; bei Krankheiten helfen die Nachbarn das Feld bestellen; bei Vernichtung der Saaten unterstützen sie sich durch Vorschießen von Aussaatgetreide u. dgl. Wer unrecht tut oder geizig ist, wird von den anderen verachtet; nach dem Glauben des Volkes findet weder der eine noch der andere im Grabe Ruhe, und der Deutsche, der Ruhe im Äußeren wie im Inneren so hoch schätzt, sieht dies für eine furchtbare Strafe an. Auch der Bettler wird nicht hartherzig behandelt. Er ist in der Auffassung des deutschen Volkes ein bedauernswerter Mensch, der auf alle Fälle, mag er verschuldet oder unverschuldet ins Unglück gekommen sein, Mitleid verdient. Und die Armen der Gemeinde sind noch vielenorts den Bemittelten geradezu ans Herz gewachsen: bei besonderen Festlichkeiten, wie bei Hochzeiten oder zu Weihnachten, in katholischen Ländern namentlich am Allerheiligentage, vergißt man sie nie: an solchen Freuden- und Gedenktagen erhalten sie doppelte Spende.

Wie in seinem häuslichen Leben, wie bei seiner Alltagsarbeit zeigt der Deutsche auch einen unerschütterlichen Hang zum Alten bei der Feier seiner Feste. Wollen wir unser Volk von dieser Seite kennen lernen, so dürfen wir uns nicht in den Mauern der Großstädte umschauen, wo Handel und Industrie und ein krankhaftes Ringen nach Reichtum die Oberhand gewonnen haben, sondern wir müssen auf das flache Land, in die Berge und in die kleinen Städte gehen. Hier herrscht noch das alte fröhliche Treiben, hier leben noch die alten Feste, an denen jung und alt, vornehm und gering in gleicher Herzlichkeit teilnehmen.

In ähnlicher Weise wie bei den Feiern, die sich an die wichtigsten Familienereignisse knüpfen, zeigt sich der deutsche Charakter auch bei den Sitten und Gebräuchen, die das kirchliche Jahr oder der Wechsel in der Natur bedingt hat. Nicht aus gleicher Quelle sind sie geflossen, nicht zu gleicher Zeit sind sie entstanden: die einen haben ihren Ursprung in grauer Vorzeit, als unsere Vorfahren noch Heiden waren und in der freien Natur ihre Götter verehrten,

andere hat uns die Berührung mit fremden Völkern, besonders mit den Römern, gebracht, noch andere die christliche Religion. Daher kommt es auch, daß wir manches Fest mit unseren Nachbarn und anderen Völkern gemein haben, und daß sich manche Sitte, mancher Festbrauch auch andernorts in gleicher oder ähnlicher Weise findet wie bei uns. Allein die Übereinstimmung ist zum größten Teil nur äußerlich; es lassen sich bei den Sitten und Gebräuchen der deutschen Jahresfeste gewisse Grundzüge feststellen, die sich bei allen wiederholen, und die wir in ähnlicher Weise bei den anderen Völkern nicht wahrnehmen können. Was auch dem Deutschen Veranlassung zum Feste gegeben haben mag, woher auch die Form gekommen ist, er hat diese mit seinen Anschauungen vom Leben und vom Lebensgenuß, mit seinem Gemüt, mit seinem ganzen Wesen erfüllt. So ist auch das fremde Fest ein echt deutsches geworden, wie es sich z. B. beim schönsten aller Feste, beim Christfeste, zeigt.

Diese Feste sind dem Deutschen geradezu ein Bedürfnis, weil zwei seiner charakteristischsten Eigenschaften, Gemüt und Humor, darin zum Ausdruck kommen können. „Fröhlich und guter Dinge sein", sagt im Anfang des 16. Jahrhunderts Johannes Agricola in seinen Sprichwörtern, „wohlleben, herrlich essen und trinken ist löblich, wenn's selten geschieht; wenn es aber täglich geschieht, so ist es sträflich. Wir Deutsche halten Faßnacht, St. Burchard und St. Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andern Gezeiten im Jahre fröhlich sein und schlemmen; Burchards Abend um des neuen Mosts willen, St. Martin um des neuen Weins willen; da brät man feiste Gans und freut sich alle Welt. Zu Ostern bäckt man Fladen. Zu Pfingsten macht man Laubeshütten, und man trinkt Pfingstbier wohl acht Tage. Zu den Kirchmessen oder Kirchweihen gehen die Deutschen vier, fünf Ortschaften zusammen; es geschieht aber des Jahres nur einmal, darum ist es löblich und ehrlich, sintemal die Leute dazu geschaffen sind, daß sie freundlich und ehrlich untereinander leben sollen."

Je nach dem Ursprung des Festes überwiegt die ernste oder heitere Feier; dort offenbart sich die Tiefe des deutschen Gemütes, hier frischer Humor, Sorglosigkeit und ungebundene Lebenslust, vor allem die Freude an der Natur, an Tanz und Sang. Da nun aber die meisten Feste Vermischungen alter Volksfeste und kirchlicher Feste sind, so zeigt sich bei der Mehrzahl das deutsche Wesen nach beiden Seiten hin, nach der ernsten und nach der heiteren. Doch überwiegt fast durchgängig die heitere Feier, zumal sie entschieden die ältere ist.

Ferner ist der Deutsche bei der Feier seiner Feste allem äußeren Prunke abhold. Ihm kommt es auch hier auf die Sache an und nicht auf die Form. Großartige Aufzüge, wie wir sie namentlich bei den Festen der romanischen Völker so oft finden, sind dem deutschen Volkscharakter zuwider. Daher hat z. B. der Karneval in vielen Gegenden, besonders in dem protestantischen Norden, nie Eingang gefunden; wo man versucht hat, ihn einzuführen, wie in Leipzig, Hamburg und Berlin, hat er nur wenige Jahre ein Scheindasein gefristet, und auch in den katholischen Ländern im Süden und Westen Deutschlands trägt er einen wesentlich anderen Charakter als in den Städten Italiens. Vor allem ist es der Norddeutsche, der nichts von dem äußeren Prunke wissen will; er zeigt auch nach dieser Richtung, daß er den alten Volkscharakter am reinsten bewahrt hat.

Wenn wir im folgenden das deutsche Volkstum betrachten, wie es sich in den Sitten und Gebräuchen an den einzelnen Festtagen zeigt, so ist es geraten, vom kirchlichen Jahre auszugehen, denn die volkstümlichen Feste sind fast durchweg im Laufe der Zeit auf Tage kirchlicher Feste verlegt worden, auch wenn sie von Hause aus nicht mit diesen zusammenfielen.

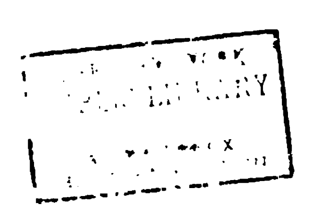
Unser Kirchenjahr eröffnet die Advents- und Weihnachtszeit. Sie nimmt ihren

Anfang mit dem Andreasabende (30. November) und endigt mit dem Tage der heiligen drei Könige (6. Januar). Es ist die frohe Zeit schlechthin, eine Zeit, die bei keinem anderen Volke in ähnlicher Weise gefeiert wird wie bei uns. Im Mittelpunkte dieser Tage steht das Christfest, und dieses ist ein echtes deutsches Familienfest geworden, das sich der Deutsche im Laufe der Zeit gestaltet hat, wie es seinem Gemüte am meisten entspricht. Die Feier im engen Kreise der Familie unter dem Schimmer des Tannenbaumes, mit dem gleichsam ein Stück Natur in die behaglichen Räume des Hauses getragen ist, die Freude am Geben, die Lust an Essen und Trinken und an besonderem Gebäck, und daneben der Besuch der Kirche und die Freude am Gesange der Christlieder (s. die beigeheftete Tafel „Deutsche Weihnacht, von Ludwig Richter"), alles das sind Züge, die in der Seele des germanischen Volkes gewachsen und zu einem harmonischen Ganzen vereint sind. Wir wissen heutzutage, daß unsere Weihnachtsfeier in der jetzigen Form durchaus nicht alt ist. Im Mittelalter hat man sie nicht gekannt, und unser Lichterbaum, der heute gewissermaßen den Mittelpunkt des Festes bildet, hat sich erst im 19. Jahrhundert über fast alle Länder verbreitet, wo Deutsche wohnen; in den früheren findet er sich nur vereinzelt, und vor dem siebzehnten ist er überhaupt nicht nachweisbar. Und ebenso steht es mit dem Verteilen der Gaben unter dem Christbaum. Noch Sebastian Franck in seinem Weltbuch kennt diesen Brauch am Weihnachtstage nicht; er erzählt nur, daß es zu seiner Zeit gang und gäbe sei, am Neujahrstage Geschenke zu machen, eine Sitte, die wir ja auch bei anderen Völkern antreffen, und die von den Römern zu uns gekommen ist. Im Mittelalter und in den folgenden Jahrhunderten stand beim eigentlichen Christfest die kirchliche Feier im Vordergrunde, aber daneben finden wir in der ganzen Weihnachtszeit eine Menge Sitten und Gebräuche, die sich noch heute erhalten haben. Sie sind verschiedenen Ursprungs: die einen stammen aus der heidnischen Zeit der Germanen, andere hat die Einführung des Christentums mit sich gebracht, noch andere sind erst in späthistorischer Zeit entstanden oder in Anlehnung an andere Festgebräuche geschaffen worden. Schon unseren heidnischen Vorfahren waren die Wochen, wo die Natur abgestorben war und sich zu neuem Leben vorbereitete, eine heilige Zeit. Das waren die Tage, wo die Sonne fern war, wo die Geister, die Seelen der Abgeschiedenen, ihr Wesen mehr als sonst trieben. Im Freien, vor allem in den Wäldern, heulten die Stürme: diese mögen die erste Veranlassung zum Glauben an das Treiben der Geister gegeben haben. Bald fuhren diese allein, bald vom Wind- und Totengotte oder von dessen Frau geführt, durch die Lüfte. Bis auf den heutigen Tag haben sich jene alten Mythen vom wütenden oder vom Wodesheere oder vom wilden Jäger erhalten, denen sich die von der Frau Holle zur Seite stellen. Zu Ehren dieser fahrenden Geister und ihres Führers oder ihrer Führerin fanden Opfer und Opferschmäuse statt. Für diese war die Zeit besonders geeignet: das Vieh sowohl wie die Äcker lagen in Ruhe, und demnach hatte auch der Mensch wenig Arbeit. Der Mangel an Futter und der Haushalt hatten dann weiter gefordert, daß ein Teil der Haustiere eingeschlachtet worden war, und so waren Mittel für die Feier des Festes genügend vorhanden. An diesen Opferschmäusen nahmen die Geister nach dem Glauben des Volkes selbst teil: an gewissen Orten, besonders an Kreuzwegen, tafelte man ihnen auf; ihr Führer erhielt auf der für ihn bestimmten Opferstätte seinen Anteil. War jemand während des verflossenen Jahres in der Familie gestorben, so wurde ihm an dem Platze, wo er bei Lebzeiten zu sitzen gepflegt hatte, der Tisch gedeckt. In jener Zeit trieben auch Geisterbanner und Wahrsagerinnen ganz besonders ihr Wesen, denn die Seelen der Abgeschiedenen konnten in ferne Gegenden und in die Zukunft sehen und waren dem dienstbar, der es verstand, sie durch Zauber zu locken und zu bannen. Die erregte Phantasie glaubte dann



Deutsche Weihnacht, von Ludwig Richter.

Nach einem Holzschnitt von A. Gaber in „Beschauliches und Erbauliches“, Leipzig 1879.



jene Geister mit Augen zu schauen, bald in menschlicher, bald in tierischer Gestalt. Diese Erscheinungen wurden von den Menschen festgehalten: sie ahmten sie selbst nach und zeigten sich dann ihren Mitmenschen in allerlei Karikaturen.

Alle diese Züge altgermanischen Glaubens und Kultes können wir noch heute zur Weihnachtszeit in den Sitten und Gebräuchen, im Aberglauben bei unserem Volke wiederfinden. Es ist besonders die Zeit der Zwölf Nächte oder der Unternächte, d. h. der Zwischennächte, wie sie der Vogtländer nennt, oder der Lostage, d. h. der Schicksalstage, an denen wir sie beobachten können. Diese Tage fallen in den einzelnen Gegenden Deutschlands verschieden. Wohl unter christlichem Einflusse sind sie auf die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag festgelegt worden; in Schlesien sind es die zwölf Tage vor Weihnachten, in Mecklenburg und Franken die zwölf ersten Tage des neuen Jahres. Nach christlicher Umdeutung treiben die Hexen an ihnen ihr Wesen. Die Geister fahren noch heute im Glauben des Volkes durch die Lüfte, nicht selten die Seelen von Ungetauften und Verbrechern, und daher vom Teufel geführt. Deshalb muß man an diesen Tagen das Vieh im Auge behalten, muß ihm besonderes Futter geben, muß vor der Schwelle oder an die Wand seines Stalles das Kreuz oder den Drudenfuß befestigen oder zeichnen. Die Alltagsarbeit muß ferner zu dieser Zeit ruhen: in ganz Norddeutschland herrscht noch heute der Glaube, daß der wilde Jäger dem Schaden zufüge, der arbeite, und wenn an diesen Tagen das Mädchen am Spinnrocken sitzt, dann kommt Frau Holle oder der Wode und zerzaust die Spinnerin oder besudelt sie und den Rocken mit Pferdemist. Im altfränkischen Gebiet kommt Ungeziefer oder Krankheit in das Haus, in dem während der Zwölf Nächte gearbeitet worden ist, oder der Wolf fährt in die Herde des Besitzers. In den katholischen Ländern Oberdeutschlands geht der Hausvater durch alle Gemächer, Ställe und Wirtschaftsgebäude seines Besitztumes, besprengt sie mit Weihwasser und durchräuchert sie mit Weihrauch, weshalb hier diese Tage Rauch- oder Rauhnächte genannt werden. Aber auch diese Sitte, in der alter heidnischer Aberglaube und christliche Frömmigkeit einen merkwürdigen Bund eingegangen sind, ist, wie alle anderen jener Zeit, nicht auf zwölf Tage beschränkt, sondern erstreckt sich auf den ganzen Zeitraum von St. Andreas bis Epiphanias.

Die Weihnachtszeit ist ferner im Volksglauben die Zeit der Weissagung, die Zeit des Zaubers. Daher die Bezeichnung Lostage. Mit dem Andreasabende beginnt diese Zeit der allgemeinen Prophetie, hinter der etwas mehr steckt als ein kindischer Scherz: es ist der naive Wunsch unseres Volkes, hinter den Schleier der Zukunft zu schauen, ein Zug, der in erster Linie dem weiblichen Geschlechte eigen ist. Erwachsene, unverheiratete Mädchen sind es vor allem, die an diesen Tagen eine Frage an das Schicksal stellen und zu erfahren suchen, ob sie ihr Lebensziel, die Verheiratung, im kommenden Jahr erreichen werden, und was für ein Mann ihnen zugedacht sei. Am meisten verbreitet ist die Sitte des Bleigießens: aus der Form, die das geschmolzene Blei annimmt, wird die Gestalt oder die Beschäftigung des Zukünftigen erschlossen. Hinter den Rücken geworfene Apfelschalen zeigen den Anfangsbuchstaben des zukünftigen Bräutigams. In den meisten Gegenden Deutschlands findet sich ferner das Schuh- oder Pantoffelwerfen. Die Mädchen werfen, mit dem Rücken nach der Tür gekehrt, einen Schuh hinter sich; liegt dieser mit der Spitze nach der Stube zu, so kommt im folgenden Jahre der Bräutigam. Die Richtung der Schuhspitze weist dabei noch auf die Gegend, woher er kommt. Die mannigfachsten Mittel hat sich bei dieser Art des Orakels die kindliche Phantasie des Volkes ausgedacht, um durch sie die Zukunft zu erfahren. Dabei ist man auch auf Dinge gekommen, die von dem Gemüte unseres Volkes Zeugnis geben: die Tiere, für die das Mädchen zu sorgen

hat, besonders Hühner und Schweine, geben ihm an diesen Lostagen die beste Auskunft. So geht die Jungfrau in vielen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands des Nachts an den Hühnerstall und klopft dreimal an die Tür; meldet sich zuerst der Hahn, so macht sie in diesem Jahre Hochzeit, meldet sich dagegen die Henne, so bleibt sie noch ledig. Auch zum Wasser, in dem ja nach der Auffassung des Deutschen geheimnisvolle Geister walten, wird oft die Zuflucht genommen: gewisse Brunnen oder Quellen zeigen dem Mädchen in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr das Bild des zukünftigen Geliebten.

Solches Schicksalsfragen, das tief in unserem Volkstum wurzelt, wird nicht nur am Andreasabend, sondern auch am Thomastage, am Christabend, am Silvester vorgenommen. Und nicht allein für die Mädchen, sondern für das ganze Volk sind diese Tage Schicksalstage. Was in den Zwölf Nächten geträumt wird, geht zweifellos in Erfüllung. Besonders die bäuerliche Bevölkerung achtet genau auf die Erscheinungen in dieser Zeit. Man schneidet ferner fast in ganz Mitteldeutschland eine Zwiebel in zwölf Stücke, bestreut diese mit Salz und legt sie so der Reihe nach hin, durch jedes einen Monat bezeichnend; derjenige Monat, auf dessen Stück das Salz besonders feucht ist, wird naß sein. Andernorts tut man dasselbe mit zwölf Nußschalen, die mit Salz gefüllt sind, oder mit Mehlhäufchen. Eine besondere Rolle spielt in Oberdeutschland bei diesem Orakel der Schatten. Sieht man seine Gestalt am Christabend an der Wand ohne Schatten, oder kann man beim Heimgange von der Mette seinen eigenen Schatten schauen, so stirbt man im folgenden Jahre. Auch dieser Aberglaube vom Künden des Todes wuchert in unzähligen Formen und steckt so tief in unserer Volksseele, daß vielenorts selbst der Gebildete und Aufgeklärte unwillkürlich in seinem Banne steht.

Der Weihnachtszeit eigentümlich sind weiter das Auftreten und die Umgänge verschiedener Gestalten, denen man meist Namen aus der Heiligengeschichte gegeben hat, und die Weihnachtsspiele, in denen diese und ähnliche Personen erscheinen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie an die Stelle älterer, heidnischer Vorbilder getreten sind, denn Konzilien, Bußordnungen und Satzungen der Fürsten eifern schon im frühesten Mittelalter unausgesetzt gegen den Mummenschanz in der Weihnachts- und Neujahrszeit, den sie als heidnisch bezeichnen und auszurotten suchen. Man hat den alten Gestalten nur neue Namen, neue Form gegeben, sonst läßt man sie, auch hier zäh am Hergebrachten festhaltend, nach wie vor schalten und walten. In ihnen zeigt sich aber ein Stück Gemüts- und Geistesleben unseres Volkes; sie legen Zeugnis von seinem frischen Humor ab, von seinen gesunden pädagogischen Grundsätzen, aber auch zugleich von seiner tiefen Religiosität. Nicht überall sind christliche Personen an Stelle der altheidnischen getreten; namentlich in Norddeutschland hat sich auch in diesen Anschauungen bis heute das Alte erhalten. Hier huscht noch der alte Schimmelreiter durch die Straßen, ein Bursche, dem vor die Brust ein Sieb mit langer Stange gebunden ist, an der sich ein Pferdekopf befindet. Ihm gesellt sich in Pommern der Klapperbock zu, der wie der skandinavische Julbock die Kinder, welche nicht beten können, stößt und erschreckt. Jener wirft unter die Kinder Äpfel und Nüsse, wodurch er sie mit seiner abschreckenden Gestalt zu versöhnen sucht. In Schwaben erscheint der Schimmelreiter als Pelzmärte oder Buzegraale. In einem großen Teile Mittel- und Süddeutschlands ist an seine Stelle seit dem 17. Jahrhundert Knecht Ruprecht, in anderen Gegenden, vor allem im nordwestlichen und südlichen Deutschland, der Kalenderheilige Nikolaus getreten. Am ersten Adventsonntage pflegt er seinen ersten Umgang zu halten, andernorts am 6. Dezember. In manchen Gegenden begleitet ihn das Christkindlein, in Oberdeutschland auch hier und da die Perchta. Dann bestraft er die faulen und ungezogenen Kinder, während das Christkind die

guten und fleißigen belohnt. Nicht immer zeigt auch dieser Weihnachtsmann, zumal wenn er allein auftritt, ein erschreckendes Äußere. Schon in Mitteldeutschland hat seine Gestalt eine mildere Form. Hier ist Knecht Ruprecht meist eine alte, ehrwürdige Gestalt mit langem, weißem Bart und erweckt mehr Ehrfurcht als Schrecken. In den katholischen Gegenden Oberdeutschlands erscheint St. Nikolaus im Bischofsgewand, mit der Bischofsmütze und den Bischofsstab in der Hand. Dann gibt er auch nicht selten gute Lehren und ermahnt die Kinder zum Fleiß und Gehorsam. Oft teilt er dabei nicht nur Äpfel und Nüsse, sondern auch Backwerk und Geschenke aus. Wird doch in verschiedenen Gegenden West- und besonders Nordwestdeutschlands am St. Nikolausabend feierlichst durch den St. Nikolaus beschert.

So ist überall die alte Geisterwelt unserer Vorfahren von christlichen Formen umkleidet, von ethischen Gedanken durchtränkt. Aber sie hat sich stellenweise auch noch in alter Form erhalten. Hierher gehört vor allem der Spuk, den man in Oberdeutschland während der Knöpfles- oder Bosselnächte, wie sie der Schwabe nennt, treibt. Da tun sich junge Leute oder Kinder zusammen, lärmen durch die Straßen des Ortes, klopfen mit Hämmern und Ruten an die Türen und werfen Erbsen oder Linsen an die Fenster der Häuser. Das geschieht an den Donnerstagen in der Adventszeit.

Eine schöne Sitte, die heute in verschiedenen Gegenden namentlich Mitteldeutschlands wieder aufzublühen scheint und in Oberdeutschland nie ganz geschwunden ist, sind die deutschen Weihnachtsspiele. Wir können sie bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen; einst sind sie allgemein verbreitet gewesen. Sie sind unter sich ziemlich verschiedenartig nach der Örtlichkeit und der Art ihrer Aufführung, aber nur eines wollen sie alle bezwecken: die Darstellung und Feier der Geburt Christi in einer Weise, wie sie dem deutschen Gemüte entspricht. In diese Spiele haben ihre Verfasser, schlichte Männer aus dem Volke, ihre Auffassung von der Menschwerdung Christi gelegt, und so hat man diese Dichtung mit vollem Rechte ein wichtiges Stück alten deutschen Volkstums genannt, aus dem man deutsche Art in Gedanken und Worten erkennen kann. Hand in Hand mit diesen Weihnachtsspielen gehen die Aufstellung von Krippen, die ursprünglich in Kirchen, später aber auch in den Häusern stattfand, und die damit verbundenen Krippenspiele, die man noch jetzt mehrfach in den mitteldeutschen Gebirgen findet.

Im Mittelpunkte der Weihnachtszeit steht heute die Feier der Geburt Christi. Nach den gottesdienstlichen Vorschriften des römischen Bischofs Liberius ist der Tag der Menschwerdung Christi, der früher ganz verschieden gefeiert wurde, im Jahre 354 auf den 25. Dezember festgelegt worden, und seitdem wird an diesem Tage, wie in der ganzen abendländischen Kirche, auch bei den germanischen Völkern das Christfest gefeiert. Mitten in der Zeit, wo die Natur abgestorben zu sein scheint, in den Tagen, die schon in heidnischer Zeit Festtage waren, das Geburtsfest des Heilandes zu feiern, der die Menschheit vom Wahne der Finsternis befreit hat, das Fest, an dem sich der Mann zu einem Kinde herabläßt, um es zu verehren, an dem die Kinder gleichen Anteil nehmen wie die Erwachsenen, das war ein Gedanke, der an die tiefsten Saiten unserer Volksseele anschlagen und freudig von ihr aufgenommen werden mußte. Wohl ist lange Zeit das Christfest ein überwiegend kirchliches Fest gewesen, aber aus ihm heraus und neben ihm hat sich ein Familienfest entwickelt, wie wir es bei keinem anderen Volke finden: das Weihnachtsfest in seiner heutigen Form ist der lebhafteste Ausdruck deutschen Gemütes am deutschen Herde, die schönste Poesie, die ein ganzes Volk besitzt. Wir brauchen nicht zu suchen und zu prüfen, ob die einzelnen Sitten und Gebräuche, die heute unser Weihnachtsfest zu einem echten Familienfeste stempeln, germanisch-heidnischen oder christlichen oder fremden Ursprungs

sind: mögen sie ererbt oder von außen gekommen sein, sicher ist, daß sie sich nicht erhalten hätten oder nicht aufgenommen worden wären, wenn sie in der Seele des deutschen Volkes keinen Widerhall gefunden hätten.

Schon Wochen vor dem eigentlichen Christtage zieht durch die Zurüstungen auf das Fest ein Stück Poesie in fast jedes Haus. Bei verschlossenen Türen werden die Gaben für die Angehörigen vorbereitet. Selbst den Familienvater fesselt es an diesen Tagen und Abenden mehr an das Heim und an eine außergewöhnliche Arbeit als sonst. Unter den Kindern herrschen Heimlichtun und Flüstern, Sehnsucht und erwartungsvolle Freude. Dem Mitgefühl für die darbenden Mitmenschen ist zu keiner Zeit das Herz so weit geöffnet wie in diesen Wochen. Auf der Straße und in den Stuben hört man fast zu allen Zeiten aus dem Kindermunde das Lied vom Christkindlein, von der Heiligen Nacht und vom grünen Tannenbaume. Und wenn dann auf dem Markte des Ortes mitten im Winter ein flüchtiger Fichten- oder Tannenwald entsteht und im Hause Nüsse und Äpfel vergoldet und der Weihnachtsstollen gebacken wird, da erreicht die Spannung des kindlichen Gemütes ihren Höhepunkt, und die Stunden bis zum Christabend werden gezählt, wo Vater oder Mutter die Kinderschar zu den mit Äpfeln, Nüssen und anderem Naschwerk geschmückten Lichterbaum ruft, unter dem das Festgebäck aufgetafelt ist, die Festgaben ausgebreitet sind. Der Ruf unter den Christbaum ist zugleich das Zeichen zum Beginn der Familienfeier. Zuvor jedoch muß fast in allen Gegenden Deutschlands nach alter guter Sitte (und gottlob hat sich diese auch in den größeren Städten in ihrer Frische erhalten) das Gotteshaus besucht und hier das Evangelium von der Menschwerdung Christi angehört werden. Mag das Gehöft auch noch so entfernt von der Kirche liegen, mag es draußen auch noch so sehr schneien und wettern, ein Christfest ohne Besuch der Christmette ist noch in vielen Gegenden Deutschlands undenkbar, ebensowohl im katholischen Süden wie im protestantischen Norden. Und mit der Herrschaft muß sich auch das Gesinde an diesem Kirchgange beteiligen.

Unter allen Gebräuchen am Weihnachtsfeste knüpft sich an den **Lichterbaum** die schönste Poesie. Um seinem Magdale wenigstens diese nicht zu zerstören, wurde der Pecherlenz, der sein Lebtag keinem ein Haar gekrümmt hatte, zum Waldfrevler und betäubte die Stimme des Gewissens, die ihn warnte, das Christbäumlein im Walde seines Herrn abzuschneiden (Rosegger). Weder in der Hütte noch im Palast darf heute der leuchtende Tannenbaum fehlen. Er ist noch nicht so alt, wie man glauben könnte. Die ältesten Nachrichten von dem Tannenbaum auf dem Weihnachtstische stammen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und weisen nach dem Elsaß, nach der Umgebung von Straßburg. Damals prangte der Baum nur mit Rosen aus buntem Papier, Flittergold, Zuckerwerk, Äpfeln und dergleichen; die Lichter strahlten noch nicht von ihm herab. Auch im ganzen 17. Jahrhundert werden sie noch nicht erwähnt; aus Schweden scheint diese Sitte während des Dreißigjährigen Krieges zu uns gekommen zu sein und sich dann ganz besonders im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sehr schnell in allen Gegenden, wo die deutsche Zunge klingt, verbreitet zu haben. Die Liebe zur Natur, vor allem zu dem Walde, wurzelt ja tief in unserem Volke. Im Mittelalter herrschte allerorten der Glaube, daß ze wîhen nahten die Bäume blühten, ja daß die Apfelbäume Früchte trügen, und noch heute pflegt man Zweige von Obstbäumen am Andreastage zu pflücken und ins Wasser zu setzen, damit sie zu Weihnachten blühen. Solche Sehnsucht nach der Natur und solche Freude an ihr ließ die anfangs örtlich beschränkte Sitte, die grünen Bäume des Winters, Tannen oder Fichten, in die menschlichen Wohnungen zu tragen, überall Anklang finden und sich schnell fortpflanzen. Zu dem Grün gesellte sich später der Glanz der Kerzen, die Licht und Freude in der Stube verbreiten

sollten. Wo der Deutsche hinkommt, nimmt er diese Sitte mit. Als unsere Krieger 1870 auf Frankreichs Boden standen, hat es wohl wenige Regimenter gegeben, die sich am Christabend keinen Tannenbaum angezündet hätten: das waren deutsche Weihnachten im Feindeslande.

Wie der Lichterbaum hat sich auch das Weihnachtsgeschenk in späthistorischer Zeit erst allmählich entwickelt. In Anlehnung an altrömische Sitte hat man sich früher am Neujahrstage gegenseitig beschenkt, wie es in den romanischen Ländern noch heute geschieht. Später ist vielfach der Nikolaustag dazu verwendet worden. Am Christtage die Geschenke unter den Weihnachtsbaum zu legen, hat wahrscheinlich im protestantischen Deutschland seinen Ursprung. Heute fehlt das Christgeschenk wohl nirgends in deutschen Landen, und überall, wo wir es finden, zeigt sich auch, daß die Freude, zu geben, größer ist als die Freude, Gaben zu empfangen.

Wie an allen Tagen der Freude spielt auch am Christfest das Essen und Trinken bei dem Deutschen eine besondere Rolle. Vielenorts sind es ganz bestimmte Gerichte, die an diesem Tage gegessen werden; sie sind nach den einzelnen Gegenden verschieden, Fisch und Backobst treten vor allem hervor. Auch besonderes Gebäck muß am Christfest in der Familie genossen werden. Im östlichen Mittel- und Norddeutschland ist es der Christstollen, in Schwaben das Huzelbrot, bei dem bayrischen Stamme das Klozenbrot, das zu dieser Zeit in keiner Familie fehlen darf. Auch Honigkuchen gibt es an diesem Tage fast in jedem Hause. Mit solchem Gebäck sucht man auch die Armen zu erfreuen. Aber nicht nur die darbenden Mitmenschen sollen Anteil an der allgemeinen Freude haben, sondern auch die Tiere erhalten an diesem Festtage besseres Futter als sonst. Eine besonders schöne Sitte, die wir vereinzelt auch in Oberdeutschland, allgemein bei unseren Stammesbrüdern in Norwegen finden, ist das Füttern der Vögel zu Weihnachten: hier gibt es fast kein Gehöft, wo wir nicht an den Zäunen oder auf den Dächern der Häuser und auf Bäumen ein Bündel Hafer befestigt sehen, damit die befiederten Bewohner der Luft ihren Hunger stillen können.

Mit diesem Zuge kindlichen Mitgefühls verlassen wir das deutsche Weihnachten und die Weihnachtszeit. Wie bei keinem anderen Fest läßt sich bei diesem der schroffe Gegensatz zwischen der germanischen und romanischen Rasse wahrnehmen: bei dieser steht die pomphafte Feier in der Kirche mit ihren rauschenden Klängen und ihrer äußeren Pracht im Mittelpunkt des Festes, bei jener verlebt man die Stunden des Festes im Familienkreise; hier wird das Auge gesättigt, dort bringt das Fest Nahrung für das Gemüt.

Man ist vielfach in dem Wahne, Weihnachten sei an die Stelle eines altgermanischen Festes getreten, das unsere Vorfahren einst zu Ehren der wiedererwachten Sonne gefeiert hätten. Nicht die geringste Andeutung spricht für diese Annahme. Zur Zeit der Zwölf Nächte merkt der Naturmensch noch nichts von einer Rückkehr der Sonne, von der er überhaupt erst dann zu sprechen pflegt, wenn er die Wirkung ihrer erneuten Kraft auf die Natur und auf sich selbst empfindet; dazu aber sind die meist kalten und rauhen Tage des Januars wahrlich nicht angetan. Erst im Februar macht es sich allmählich fühlbar, daß wir uns der Sonne wieder nähern. Dies ist die Zeit, wo heute unter kirchlichem Einflusse die Fastnacht gefeiert wird: die Art und Weise der volkstümlichen Sitten und Bräuche, die wir an diesen Tagen bei allen deutschen Stämmen finden, läßt vermuten, daß an ihnen einst unsere Vorfahren der wiederkehrenden jungen Sonne entgegengejubelt und ihr Spenden der Freude dargebracht haben. Noch heute ist die volkstümliche Feier der Fastnacht, d. h. des Frühjahrsfeuerfestes, an keinen festen Tag gebunden; sie muß in den meisten Gegenden Deutschlands einst im März stattgefunden haben und ist nur in einzelnen Gebieten unter kirchlichem Einfluß auf einen früheren Zeitpunkt festgelegt worden.

Daher sind die ältesten volkstümlichen Bräuche auch nicht an die Fastnacht gebunden, sondern wir finden sie ganz allgemein in der Fastenzeit, die ja zum größeren Teil in den März fällt.

Waren die deutschen Weihnachten ein beredtes Zeugnis für das Gemüt und den Familiensinn des deutschen Volkes, so zeigen uns die Sitten und Bräuche der Fastenzeit seine Freude an dem erwachenden Leben in der Natur, der es durch symbolische Handlungen, harmlosen Scherz und fröhliche Gelage Ausdruck zu geben sucht. Die Chronik des alten Klosters Lorsch berichtet, daß im März des Jahres 1090 die prächtige Kirche und ein großer Teil der Gebäude des Klosters durch Feuer vernichtet worden seien. Die Ursache dieses Unglücks war das Emporschleudern einer brennenden Holzscheibe bei einem am Abend der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche stattfindenden Volksfeste gewesen. Dies ist das älteste Zeugnis für das Scheibenwerfen oder Scheibenschlagen in der Fastenzeit, das wir ausschließlich in Oberdeutschland, aber auch sonst in keinem anderen Lande Europas, antreffen. Noch heute ist diese Sitte im schwäbisch-alemannischen Gebiete ziemlich allgemein, muß sich aber früher weiter nördlich auch über Franken erstreckt haben. Aus dieser Gegend haben wir aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts das Zeugnis des Johannes Bohemus Aubanus, der zwar nicht von einem Scheibenschlagen, aber dem diesem ähnlichen Scheibentreiben berichtet. Nach ihm erzählt davon Sebastian Franck in seiner „Wahrhaftigen Beschreibung aller Teile der Welt": „Zu Mitterfasten flechten sie ein alt Wagenrad voller Stroh, tragens auf einen hohen, jähen Berg, haben darauf den gantzen Tag ein guten Mut, mit vielerley Kurtzweil, singen, springen, dantzen, Geradigkeit und anderer Abentheuer, umb die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassens mit vollem Lauff ins Thal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief." Daß in diesem Rad die Sonne symbolisch verkörpert werden soll, unterliegt wohl keinem Zweifel. Sie muß sinnbildlich zugegen sein, wenn man zu Ehren ihrer Wiederkehr ein Fest feiern will, das sich ja allerorten an diese symbolische Handlung anschließt. Wie dieser Vorgang schon an und für sich ein Stück lebensvoller Poesie unseres Volkes ist, so wird er auch noch von der Poesie begleitet oder hat Veranlassung zu poetischer Darstellung gegeben. Wo das Sonnenrad geworfen oder getrieben wird, da fehlt auch der Spruch in Versen nicht. So singen die Burschen am Feldberg, wenn sie die Scheibe schlagen:

„Schib, Schib, Schib,
Schib wol über de Rhi;
Weam soll denn die Schib si?
Die Schib got krumm,
Die Schib got grad,
Got reacht, got schleacht,
Sie got dem N. N. eaben reacht.
Got sie net, so gilt sie net."

In der Regel findet diese Feier am ersten Sonntage der Fastenzeit (Invocavit) statt, der nach ihr im Volksmunde Funkensonntag oder Schoffsonntag (d. h. Strohwischsonntag) heißt. Mit ihr verbunden ist das Anzünden von großen Strohfeuern, an denen man die Scheibe anbrennt. Die Strohfeuer in der Fastenzeit sind noch heute verbreitet, und zwar auch in Gegenden, wo man nichts mehr vom Scheibenschlagen weiß. Dort, wo wir das Scheibenschlagen nicht finden, wird in der Regel eine Strohfigur in dem Feuer verbrannt, in einigen Gegenden sogar eine lebende Katze. Jene Strohpuppe wird dann die „Hexe" genannt: sie ist wahrscheinlich eine symbolische Darstellung der dämonischen Mächte des Winters. Um das Feuer pflegen die Burschen und Mädchen zu tanzen und zu jubeln; hier und da schwingen jene dabei brennende Fackeln. Die gleichen Sitten und Bräuche sind auch in Norddeutschland allgemein verbreitet, nur finden sie hier nicht in der Fastenzeit, sondern erst in der Osterzeit statt. Diese zeitliche Trennung gleicher Feier mit demselben religiösen Hintergrunde dürfte sich wohl daraus erklären, daß in

Niederdeutschland das Weichen des Winters sich erst etwas später bemerklich macht als in Süddeutschland. Möglicherweise hat aber auch unter dem Einflusse der Kirche und der Fastnacht, wie sie in den südeuropäischen Ländern gefeiert wurde, eine Verlegung der altdeutschen Frühlingsfeier auf eine frühere Zeit stattgefunden, da ja Oberdeutschland allein mit Italien in einem regen Wechselverkehr gestanden hat.

Auf einen ähnlichen alten Volksglauben wie die Frühjahrsfeuer ist das Todaustragen zurückzuführen, das wir vor allem in dem fränkisch-thüringischen Mitteldeutschland antreffen, und das auch die slawischen Völker teilweise von uns angenommen haben. Es findet in der Regel am Sonntag Lätare statt, der deshalb auch der Schwarze Sonntag oder der Rosensonntag, in alter Zeit auch der Totensonntag, heißt. In den meisten Gegenden ist das Todaustragen zu einem Kinderfest geworden. Die Knaben, gewöhnlich verkleidet, tragen eine Figur, welche den Tod, d. h. den Tod in der Natur, den Winter, darstellen soll, herum und verbrennen sie zuletzt oder werfen sie ins Wasser. Dabei singen sie:

„Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kasten.
Heute ist Mittfasten."

In mancherlei Gestalt und unter mancherlei Namen — so heißt er in Schlesien „der alte Jude" — wird der Winter in den einzelnen Gegenden aus dem Dorfbezirk getragen. Nicht selten, besonders in Österreich, hat das Vertreiben des Winters Veranlassung zu dramatischen Scherzen gegeben. Burschen stellen dann Winter und Sommer dar, und beide beginnen untereinander einen Streit, der natürlich mit dem Sieg des Sommers endet. Der Winter zeigt sich in Pelzwerk und mit Pelzhandschuhen oder mit dem Dreschflegel, der Sommer dagegen in weißem, lichtem Gewande oder mit einer Sichel in der Hand. Jede dieser Gestalten hat eine zahlreiche Kinderschar in ihrem Gefolge, die den poetischen Worten der Streitenden lauscht. In Steiermark wird zwischen Sommer und Winter ein förmlicher Rechtshandel eingeleitet, der mit der Verurteilung des Winters schließt. In dem einen wie dem andern Falle knüpfen sich aber auch an diese symbolischen Darstellungen Tanz und Gelage am Abend.

Die Fastnachtszeit ist außerdem reich an einer weiteren Reihe harmloser Scherze, Vermummungen und Versteckspiele, die wir besonders in Süddeutschland finden; sie haben ihre höchste Blüte, fast möchte man sagen Ausartung, in den Karnevalen der großen Städte erlangt, die sich mehr oder weniger unter südeuropäischem Einfluß entwickelt haben und deshalb ein fremdes Reis am deutschen Stamme sind. Die Anfänge der Vermummungen in der Fastenzeit sind sicher alt, und in ihrer einfachen Weise entsprechen sie ganz dem deutschen Volkscharakter mit seiner kindlichen, sonnigen Heiterkeit und Lebensfreude, wie er uns in den harmlosen Verkleidungen der Weihnachtszeit entgegengetreten ist. So geht das Hanseli im Schwarzwalde mit einem Fuchsschwanz auf dem Rücken und mit Flittergold geschmückt umher und verteilt unter die Kinder Nüsse und Äpfel, die es in einem Korbe bei sich hat. In Tirol wirft der Hudler in ähnlicher Weise Brezeln unter die Jugend und schlägt dann mit seiner langen Peitsche die um das Gebäck Streitenden. Vom flachen Lande sind diese harmlosen Belustigungen auch in die Städte gekommen, wo sie besonders die Zünfte gepflegt haben. Aus ihnen sind die Feste der Metzger, Böttcher, Küfer und anderer Innungen hervorgegangen, die fast durchweg in der Fastnachtszeit gefeiert wurden: am Tage durchzogen die Innungsgenossen in feierlichem Aufzuge die Stadt, und den Abend verbrachten sie unter Tanz und Gelage.

Der Winter ist vorüber, die Natur ist erwacht und prangt in frischem Grün, allerorten erklingt das Lied der munteren Vögel, Wege und Stege sind wieder gangbar: der Mai ist

gekommen. Das sind die Tage, die von jeher das deutsche Gemüt in freudigste Stimmung versetzt haben, die die Dichter des Mittelalters über alle Freuden der Welt erheben.

Sælic meie, dû aleine
trôstest al die welde gar

Sel'ger Lenzmond, du alleine
Bringest Trost der ganzen Welt.

singt Ulrich von Lichtenstein, und Walther von der Vogelweide:

Muget ir schouwen, waz dem meien
wunders ist beschert?
Seht an pfaffen, seht an leien,
wie daz allez vert.
Grôz ist sîn gewalt:
ine weiz obe er zouber künne;
swar er vert in sîner wünne,
dân ist nieman alt.
Uns wil schiere wol gelingen.
wir suln sîn gemeit,
Tanzen, lachen unde singen,
âne dörperheit.
Wê wer wære unfrô,
sît die vogelîn alsô schône
schallent mit ir besten dône?
tuon wir ouch alsô!

Könnt ihr schauen, was den Maien
Wunders all belebt?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das alles lebt!
Groß ist sein' Gewalt,
Alles wird durch ihn vollbracht;
Wo er schwebt in seiner Pracht,
Da ist niemand alt.
Frohsinn herrscht in allen Dingen.
Fröhlich laßt uns sein,
Laßt uns tanzen, lachen, singen
Anstandsvoll und fein!
Wer ist da nicht froh,
Wenn die Vöglein also schöne
Spenden ihre besten Töne?
Tun wir auch also!

Was hier Walther anstimmt, ist das Echo der deutschen Volksseele. Keine Zeit wird von dem Volke, das so eng mit der heimischen Natur verwachsen ist, so freudig begrüßt wie die Maientage, und dieser Freude wird Ausdruck gegeben in mannigfaltigen Belustigungen, Sitten und Gebräuchen, die wir in gleicher oder ähnlicher Weise in allen Gegenden Deutschlands finden, und die heute noch fortleben, wie sie schon im frühen Mittelalter die Gemüter bewegt haben. Man trifft sie nicht immer am 1. Mai. Auch sie sind unter dem Einflusse der Kirche auf ein kirchliches Fest verlegt worden, auf das **Pfingstfest**, das daher in vielen Gegenden zu einem Volksfest in der freien Natur geworden ist, an dem die kirchliche Seite ganz zurücktritt. Am allgemeinsten von den Maigebräuchen ist die Einholung und die Aufpflanzung der **Maibäume**, eine Sitte, die wir im 13. Jahrhundert überall verbreitet finden. Die Glieder einer Gemeinde oder die Bürger einer Stadt, die Genossen einer Zunft ziehen am 1. Mai oder zu Pfingsten hinaus in den Wald, um den Mai zu suchen. Hier pflücken sie junge Bäume, meist Birken oder Tannen, tragen diese heim und pflanzen sie vor dem Haus oder dem Viehstall auf. Nicht selten werden diese Maibäumchen unter dem Absingen von Liedern von Haus zu Haus getragen. Die Träger, die sogenannten Maien- oder Pfingstknechte, heischen in den einzelnen Häusern Gaben an Wurst, Speck, Eiern und dergleichen. In vielen Gegenden setzen die Burschen den Mädchen Maibäume. Dabei offenbart sich der Sinn unseres Volkes für Ehre und Recht: ein Mädchen, das Wankelmut in der Liebe zeigt oder unkeusch gewesen oder zänkisch ist, erhält einen Strohmann oder einen dürren Baum vor ihre Tür. Diese Ehrenstrafen, die an die Maie angeknüpft sind, finden wir nur bei den Germanen, während das Pflanzen des Maibaumes sich auch bei romanischen und den westslawischen Völkern nachweisen läßt.

Neben diesen Maibäumen, die ja heute von Händlern nach der Stadt gebracht und am Pfingstabend vor den Häusern aufgepflanzt werden, kennt man noch in vielen Gegenden Deutschlands den großen Maibaum, den Maibaum des Ortes, die **Maistange**. In ihr haben wir einen echt deutschen Brauch. Auch sie ist in der Regel eine Birke oder Tanne, nur wählt man

dazu besonders große. Auf gemeinsamen Beschluß der ganzen Gemeinde wird sie aus dem Walde geholt und im Mittelpunkte des Ortes oder auf dem Markte der Stadt aufgepflanzt. Der Baum muß sorgfältig gehütet werden, da die Nachbargemeinden ihn zu entführen suchen. Gelingt dies, so muß er ausgelöst und dann in feierlichem Aufzuge zurückgebracht werden. Fast durchweg wird dieser Baum seiner Äste beraubt; nur die Krone behält er. In dieser werden Bänder, Tücher, Kuchen, Würste und andere Dinge befestigt, die die Burschen durch Klettern zu erwerben suchen. Auf unseren Schützenfesten lebt dieser Maibaum in der Kletterstange fort. Um den Maibaum wird auch ein festlicher Reigen aufgeführt, an dem sich kein Mädchen von makelhaftem Ruf beteiligen darf. Vielfach findet dieser Tanz auch unter der Dorflinde statt.

Doch nicht nur ein Baum wird aus dem Wald in das Dorf, in die Stadt gebracht, sondern der Mai selbst mit all seiner Kraft soll herbeigeführt werden. Wir lesen bei den mittelhochdeutschen Dichtern wiederholt, daß der Mai König genannt und als solcher feierlichst begrüßt wird. Die Allegorie scheint hier an die Stelle einer alten Gottheit getreten zu sein. In ungezählten Sitten und Gebräuchen, die sich in allen germanischen Ländern nachweisen lassen, hat sich ein Nachklang des heidnischen Ursprungs erhalten, ein Nachklang, der mehrfach an das Nerthusfest des Tacitus erinnert. In vielen Gegenden Deutschlands spielt am Pfingstfest der Maikönig eine hervorragende Rolle. Er wird meist von der Dorfjugend oder von den Burschen aus ihrem Kreise gewählt, mit frischem Grün oder welkem Laub umhüllt und in feierlichem Zuge nach dem Ort gebracht. Ihm zur Seite stehen die verschiedenen Diener des Königs, die der Wirklichkeit entnommen, und denen symbolische Gestalten gegeben worden sind. Auf eine ältere Zeit weisen Koch und Kellermeister, auf eine spätere Oberst, Rittmeister, Fähnrich. Zwei der angesehensten Burschen in stattlichem Anzuge mit weißen Stäben führen den Zug an, Musik begleitet ihn. So zieht man in den Ort ein, wo an bestimmtem Platze oder vor dem Wirtshause Halt gemacht wird. Während des Zuges sind überall für den König Gaben gesammelt worden, die meist in Naturalien bestehen und am Abend von der Gesamtheit verspeist werden, denn auch bei dieser Feier schließen Tanz und Gelage das Fest. An manchen Orten wird der König mit Wasser begossen oder in den Teich oder Bach getaucht, hier und da wird auch die Laubhülle, die ihn umgibt, verbrannt. In diesem Falle scheint das Todaustragen des Winters aus der Fastenzeit mit dem Maikönig der Pfingsten vermengt zu sein. Dasselbe ist wohl auch bei den anderen Gestalten der Fall, welche die Volkslust in dieser Zeit auftauchen läßt. So kennt man in Thüringen den Grünen Mann, das Laubmännchen, im Erzgebirge den Wilden Mann, im Elsaß das Pfingstklötzl, in Bayern das Pfingstl, in Schwaben den Latzmann und andere. Nicht immer sind sie in Laub gehüllt, sondern meist in Stroh. Auch sie werden nach dem Ort gebracht, und hier wird ihre Hülle unter allgemeinem Jubel ins Wasser geworfen oder gepeitscht oder verbrannt. Zuweilen wird die Gestalt zuvor mit Ruß oder schwarzer Farbe bestrichen. Daß diese symbolische Figur den Dämon des neuen Sommers darstellen soll, ist durchaus unwahrscheinlich; vielmehr scheint sie die vergangene Jahreszeit zu versinnbildlichen, der im Mai der Garaus gemacht wird, wofür auch die Tatsache spricht, daß man sie in einigen Gegenden in der Fastnachtszeit antrifft. Der Volkshumor hat an den Scherzen Vergnügen gefunden und hat sie daher andernorts an den Pfingstkönig geknüpft; wenn wir weiter in der Geschichte zurückgehen, können wir sogar noch die doppelten Gestalten in derselben Gegend nebeneinander finden.

Der Maikönig hat auch Aufnahme in den Städten gefunden. Hier erscheint er als Maigraf und bildete den Mittelpunkt des Mai- oder Pfingstfestes der mittelalterlichen Schutzgilden in den hanseatischen Städten Niederdeutschlands und Skandinaviens. Dieser Maigraf behielt seine

20*

Würde ein ganzes Jahr. Mit ihm ritten vom 15. bis zum 17. Jahrhundert am 1. Mai oder zu Pfingsten die Gilden hinaus ins freie Feld, wo man einen neuen Maigrafen wählte, den man mit einem Kranze schmückte und in feierlichem Zuge nach der Stadt führte. In der Gildestube mußte dann der alte Maigraf einen großen Festschmaus ausrichten. Das Maigrafenfest, das hierauf folgte, dauerte in der Regel mehrere Tage, an denen fröhliche Ausritte und solenne Trinkgelage stattfanden. Mit ihm waren meist Schützenfeste verbunden, die sich ja in vielen Städten bis heute erhalten haben und noch vorwiegend in der Pfingstwoche veranstaltet werden. Hier und da nahm sich der Rat des Festes an, empfing den Maigrafen feierlichst und gab selbst ein großes Gelage. Als diese von Haus aus harmlosen und einfachen Feste in Üppigkeit ausarteten, sah sich die Obrigkeit genötigt, durch Verordnungen dagegen einzuschreiten: sie sind auf deutschem Boden heute fast ganz verschwunden und mit ihnen ein Stück Poesie aus den Mauern der Städte. Mag auch im Schützenkönig der alte Maigraf noch fortleben, die Freude an der wiedererwachten Natur, die diesen geschaffen hat, läßt sich in unseren Schützenfesten nicht wiederfinden.

Außer dem Maikönig kennt das deutsche Volk auch eine Maikönigin. Während die Sitten, die sich an den Maikönig knüpfen, eine gewisse Derbheit zeigen, spricht aus den Umzügen der Maikönigin die zarte Poesie unseres Volkes. Die Mädchen wählen aus ihrer Mitte die Schönste zur Pfingstkönigin, zieren sie mit Blumen und tragen sie dann unter Gesang durch die Straßen des Dorfes. Vor jedem Hause hält man an, die Mädchen schließen um die Königin einen Kreis, singen althergebrachte Volkslieder und nehmen Gaben in Empfang. So verstreicht unter Gesang und Musik der ganze Tag. In anderen Gegenden treten Maikönig und Maikönigin nebeneinander auf; sie heißen dann das Brautpaar und werden ebenfalls in feierlichem Umzuge durch den Ort geführt. Der Maikönig, der von den Burschen erkürt ist, wählt sich seine Maikönigin, der er sich ein volles Jahr zu widmen hat. Alsdann werden in feierlicher Sitzung die anderen heiratsfähigen Mädchen an ehrenhafte Burschen vergeben; jeder hat für sein Mädchen das ganze Jahr zu sorgen, hat sie bei allen Festlichkeiten abzuholen und heimzubegleiten. Das ist die eine Form der Mailehen, die wir in Thüringen, Hessen, Westfalen, den Rheinlanden verbreitet finden. Nach einer anderen werden die Mädchen angesichts des lodernden Maifeuers mit den meistbietenden Burschen auf ein Jahr vereint. Am Abend findet gemeinsamer Tanz unter der Linde statt; die durch die Versteigerung eingebrachten Gelder werden vertrunken. Das Mädchen kann seinen Käufer beim ersten Tanze durch einen Knix ablehnen; heftet sie ihm dagegen eine Blume an die Kopfbedeckung, so erkennt sie ihn an. Auch bei dieser Festlichkeit wird streng auf die Ehrenhaftigkeit des Burschen und des Mädchens gesehen: der geringste Makel schließt von der Feier aus. So zeigt unser Volk auch in den Tagen der höchsten Lust und Freude sittlichen Ernst und den alten keuschen Sinn.

Mit der neuerwachten Natur regt sich in unserem lebenskräftigen und wettkampflustigen Volk auch der Trieb, die Kraft des Körpers, die Gewandtheit der Glieder zu proben, zu zeigen und an andern zu messen. Daher fallen in die Maien- und Pfingstzeit die meisten Spiele unseres Volkes, die von jenen Eigenschaften Zeugnis geben. Zu diesen altdeutschen Spielen gehört das volkstümliche Wettrennen, das bald zu Fuß, bald zu Roß stattfindet. In einigen Gegenden, wie in Schwaben, gehen diese Spiele bereits in der Osterzeit vor sich. Bei dem Wettrennen fehlt auch die lustige Person nicht, der Spaßmacher, der dem an und für sich ernsten Spiele einen heiteren Anstrich gibt. Ein schlechtes Pferd und ein schalkhaftes Kostüm kennzeichnen ihn: in kurzen, humoristischen Sinnsprüchen pflegt er den anwesenden jungen Mädchen, aber auch



Sonnenwendfeuer im mittleren Inngebiet.

Nach einer Zeichnung in dem Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ (Wien 1889).

den Bauern in echt deutscher Geradheit und Offenherzigkeit die Wahrheit über ihr Tun und Wandeln oder ihr Äußeres zu sagen. So spricht er in Schwaben:

„Von (beim) X. is a Moad (Maid), sitzt von Taoa (Tor)
Wei (wie) a Krapa (Krähe), wei a Hetz (Elster),
Hat se d' Kütl (Kleider) alla gesetzt."

oder zum Hofbauer: „De X. is a Muan (Mann), dear alls passeln (pasteln, selbst machen) kuan". In Niederdeutschland, wo das Pfingstreiten unter der ländlichen Bevölkerung noch heute am verbreitetsten ist, ist vielenorts das Ringstechen mit dem Wettritt oder Wettlauf verbunden, eine Belustigung, die Kraft und Gewandtheit zugleich fordert, und die wir auch hier und da bei den Tirolern antreffen. An einem Stricke, der über zwei Pfählen liegt, ist eine Scheibe mit fünf Löchern aufgehängt. Diese Löcher muß man nach bestimmter Reihenfolge mit einem runden hölzernen Stecher, der fast gerade so dick wie das Loch selbst ist, mitten im Lauf durchstechen. Wer am schnellsten in der vorgeschriebenen Reihenfolge die Löcher durchstochen hat, ist der Sieger.

An solchen Belustigungen nimmt natürlich die ganze Gemeinde regen Anteil. Die Alten schauen freudig zu und beurteilen die Leistungen der Burschen, die Mädchen jubeln bei jedem Erfolg und spenden dann dem Sieger oder König ein seidenes Taschentuch, wofür er freilich verpflichtet ist, mit jeder am Abend zu tanzen, denn wie bei allen solchen Festlichkeiten fehlt auch bei dieser Tanz und Gelage nicht.

Die nächste volkstümliche Festzeit im Kreislauf des Jahres sind die Tage der Johanniszeit, an denen die Sonne nach der volkstümlichen Auffassung ihren Höhepunkt erreicht, die letzten Tage des Juni, an denen die Kirche das Gedächtnis Johannis des Täufers und der Apostel Petrus und Paulus zu feiern pflegt. Um die Bräuche zu verstehen, die an diesen Tagen geübt werden, muß man sich in die Seele des Landmanns versetzen: das Getreide, der Lohn saurer Arbeit und die Hoffnung auf Gewinn, geht der Reife entgegen, seine Herden weiden in der freien Natur, bangen Herzens schaut er täglich nach dem Himmel, der in wenigen Stunden alle seine Hoffnungen vernichten kann. Ist doch die Zeit des Hochsommers die Zeit, wo Hagel und Gewitter besonders häufig auftreten, und wo sich verheerende Krankheiten unter Tieren und Menschen einstellen. In ihnen allen treiben nach altem Glauben feindliche Dämonen ihr Wesen und bemühen sich, dem Menschen zu schaden. Gegen sie sucht er sich zu schützen: aus der symbolischen Abwehr gegen diese verderblichen Gewalten erklären sich die meisten Gebräuche, die wir in der Johanniszeit bei unserem Volke finden, und die sich bis in die frühesten Zeiten unserer Geschichte zurückverfolgen lassen.

Das Feuer hat nach altgermanischem Glauben reinigende und Dämonen abwehrende Kraft. Bei Besitzergreifung neuen Gebietes pflegten unsere Vorfahren mit einem Feuerbrande den erworbenen Grund und Boden zu umgehen, um das Land vor verderblichen Geistern zu schirmen. Unter christlichem Einfluß ist an Stelle des Feuers das Heiligenbild getreten; in vielen katholischen Gegenden umgeht mit diesem noch heute der Geistliche das zu bestellende Feld. Vielenorts brennen auch in der Osterzeit die Feuer auf den Feldern, ein Überbleibsel in der Sitte aus den Tagen des lebendigen Glaubens. So können wir die abwehrenden Feuer zu verschiedenen Zeiten, bei den verschiedensten Gelegenheiten beobachten. Aber nie spielen sie eine so hervorragende Rolle in der Volkssitte wie zur Zeit der Sommersonnenwende, zu der wir die Not-, Hagel- oder Johannisfeuer in fast allen Gegenden Deutschlands finden. (S. die beigeheftete Tafel „Sonnenwendfeuer im mittleren Inngebiet".) Sinnlose, nichtssagende Spielereien sind diese Feuer nicht. Der Deutsche hat einen viel zu praktischen Sinn, als daß er solche

unter sich hätte aufkommen lassen. Das Feuer des Holzstoßes hat ihn belehrt, wie die Luft von schädlichen Stoffen, nach volkstümlicher Auffassung von feindlichen Dämonen, gereinigt werden könne, und so entstand bei Seuchen oder ansteckenden Krankheiten das Notfeuer, gegen das schon die Synoden des 8. Jahrhunderts als einen heidnischen Brauch ankämpfen. Es war ursprünglich an keine bestimmte Zeit geknüpft, sondern wurde entfacht, wenn epidemische Krankheiten unter Menschen oder Vieh ausgebrochen waren, und zwar auf Beschluß und mit Hilfe der ganzen Gemeinde. Zuvor wurden alle Feuer des Ortes ausgelöscht. Dann zog alt und jung vor Sonnenaufgang nach einem festgesetzten Platz und brachte hierher Nahrung für ein neues Feuer mit. Dieses mußte ein reiner Jüngling durch Reiben eines harten Holzes mit einem weichen entfachen (daher erhielt das Feuer den Namen „Notfeuer", d. h. durch Reibung erzeugtes Feuer), worauf jedes Glied der Gemeinde das Feuer nährte. Durch den brennenden Holzstoß wurde dann das gesamte Vieh der Gemeinde dreimal getrieben, bis die Menschen endlich selbst durch die Flamme sprangen. Zum Schluß nahm jede Familie etwas Feuer mit nach dem heimischen Herde, während die Asche auf Felder und Wiesen gestreut und den Tieren unter das Futter gemischt wurde.

Die Quellen berichten ausdrücklich, das sei gegen die Drachen geschehen, so die Luft verderbeten. Nun trieben aber im Volksglauben die Drachen, d. h. die bösen Geister, vor allem in der Johanniszeit ihr Wesen, worüber uns ebenfalls mittelalterliche Quellen belehren. Daher kam man auf den Gedanken, der Gefahr der Verseuchung vorzubeugen und das abwehrende Feuer jährlich in dieser Zeit zu entzünden. So wurde das einmalige Notfeuer zum jährlich sich wiederholenden. Diese Sitte der Notfeuer zur Sommersonnenwende hat sich in Niederdeutschland bis ins 19. Jahrhundert in alter Frische erhalten; in anderen Gegenden ist sie jedoch schon länger verblaßt, und das Johannisfeuer ist nur als schwaches Abbild davon übriggeblieben. Auf die Art der Entfachung wird bei ihm nicht mehr gesehen, und an Stelle des heiligen Ernstes ist meist Scherz und harmlose Fröhlichkeit der Jugend getreten. Aber auch in dieser abgeschwächten Form erinnert manches an den lebendigen Volksglauben. Vielenorts glaubt man noch heute, daß diese Feuer vor Krankheiten und Unwetter schützen. So errichtet der Steiermärker an seinem Feld ein solches Feuer und spricht dabei:

O heiliger Johanni und Donati,
Behüte unser Feld und unser Vieh
Vor Blitz und Donner und Schauertoben,
Auf daß wir euch immer und ewiglich loben.

Ähnliches geschieht in Bayern, Schwaben und anderen Gauen. In einigen Gegenden vertreibt nach dem Volksglauben das Hagelfeuer die Hexen. Auch den Sprung durch das Feuer können wir noch antreffen, in Oberdeutschland, wo der Bursche gemeinsam mit seinem Mädchen über das Feuer zu springen pflegt, in Mitteldeutschland, wo es die Knaben tun. Nur mit dem Vieh ist man vorsichtiger geworden: man hütet sich jetzt, es durchs Feuer zu treiben, aber in mehreren Gegenden führt man es am nächsten Morgen über die Asche und glaubt dadurch auch ihm gegenüber seine Pflicht zu erfüllen. In anderen Orten wird um das Feuer getanzt. Auch werden nach alter Weise zuweilen Blumen oder Bänder, ja selbst Gebäck in das Feuer geworfen, und manches Mädchen will aus ihm seine Zukunft lesen.

Wenn wir uns am Johannisabend in den Vorbergen der Sudeten befinden, sehen wir Hunderte solcher Johannisfeuer leuchten. Sie machen schon an und für sich einen erhebenden Eindruck. Aber hinter ihnen flammt ein Stück alten Volkstums auf, das uns belehrt, wie

unsere Vorfahren in ihrer Weise die Rätsel der Natur zu lösen suchten. Alles Eifern der Geistlichkeit gegen diese altheidnische Sitte, die mahnenden Worte des heiligen Elegius im 7. Jahrhundert wie die Bestimmungen dagegen, die von Burchard von Worms herrühren, sind vergeblich gewesen: auch heute wird man die Sonnenwendfeuer bei der deutschen Bevölkerung Böhmens nicht auszurotten vermögen, trotz der scharfen Verfügungen, die eine vom Slawentum beeinflußte Regierung gegen diese alte Sitte erläßt. Ja die Deutschen Böhmens haben an ihr sogar den nationalen Gedanken entfacht und sehen jetzt in dem Johannisfeuer ein Stück ihres Volkstums, das sie mehr als jede andere volkstümliche Sitte pflegen.

Für den Landmann ist der Sommer die Zeit der Arbeit, der Ernte. Für Festlichkeiten ist in diesen Monaten kein Raum. In den Städten nur regt sich hier und da fröhliches Leben. In manchen Gegenden sind die Schützenfeste von Pfingsten auf den Sommer verlegt, in anderen kommen sangesfrohe Brüder zusammen, um in gemeinsamem Chore ein deutsches Lied erklingen zu lassen. Denn Deutschland ist das Land des Gesanges, und das deutsche Wort „Lied“, ohne das sich der Franzose den Deutschen gar nicht vorstellen kann, ist französisches Lehnwort geworden. Der Chorgesang deutscher Männer ist mit diesen nach England geschifft und in die neue Welt gezogen. Und in Deutschland ist die Liebe zum heimatlichen Gesange mächtig gewachsen. Mag man an Tafeln, in Kränzchen oder in Bünden sein, der Gesang wird geübt, das Lied geliebt (von Reinsberg-Düringsfeld). Solche Zeit des gemeinsamen Sanges ist besonders die Sommerzeit, zu der in den Städten die Arbeit weniger drängt als im Winter.

Frohsinn und heiterer Lebensgenuß erreichen allerorten in Deutschland noch einmal ihren Höhepunkt im Herbste, wenn die Ernte vorüber ist und die Garben eingesammelt sind. Ob dies Herbstfest auf ein altheidnisches Dankfest zurückgeht, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist es in seiner Art ein echt deutsches Fest geworden, worauf sich schon im Mittelalter jung und alt wochenlang freute. Dieses Herbstfest ist auch ein durchaus volkstümliches Fest, das Hauptfest der ländlichen Bevölkerung, und wenn es gleich seit alter Zeit einen kirchlichen Namen geführt hat, so ist doch jederzeit seine kirchliche Bedeutung ganz nebensächlich gewesen. Um dem volkstümlich heidnischen Treiben in dieser Zeit ein christliches Mäntelchen umzuhängen, hat die Kirche bestimmt, daß im Herbste jedes Jahres die Erinnerung an die Weihe der Kirche, die *Kirchweihe* und die damit verbundene *Kirchmesse*, gefeiert werde. Das ist die alemannische Kilchwih, Kilbi, die fränkische Kirbe, die mitteldeutsche Kirmes oder Kermse.

In dieser Zeit sind die Speicher mit neuem Getreide gefüllt, und der Bauer hat bereits begonnen, einen Teil des Viehes einzuschlachten. Essen und Trinken steht daher im Mittelpunkte dieser Festlichkeit, und die altgermanische Gastfreundschaft zeigt sich an diesen Tagen in manchen Gegenden in alter Frische. Wie in altheidnischer Zeit feierliche Gelage stattfanden, zu denen Verwandte und Freunde von nah und fern geladen wurden, so geschieht es vielenorts auch zur Kirmes. In den meisten Gegenden Deutschlands ist diese ein großes Familien-, ein Gemeindefest. Es wird geschlachtet, gebacken, gebraut wie zu einer Hochzeit. Nicht mit *einem* Tag ist die Feier abgetan, sondern meist dauert sie drei. Während sich die Alten am Essen und Trinken erfreuen, tummelt sich die Jugend im Tanze. Mancher alte Brauch unterbricht das eine wie das andere. In verschiedenen Gegenden wird in diesen Tagen ein Hammel oder ein Schwein ausgetanzt oder ausgekegelt, um dann gemeinsam genossen zu werden. In Thüringen pflegt man in feierlichem Ritt einen Hammel aus der Herde zu holen und zu schlachten, in Böhmen ist der Hahnschlag heimisch; auch hier wird der erschlagene Hahn gemeinsam verzehrt. In vielen Landesteilen ist mit der Kirmes ein Jahrmarkt verbunden, und in fränkischem

Gebiete werden Aufzüge wie in der Fastenzeit abgehalten. Wie ein altes Opfer sieht eine symbolische Handlung aus, die wir in vielen Gegenden, besonders Ober- und Mitteldeutschlands, antreffen: das ist die alte Sitte, die „Kirmes zu begraben". Dies pflegt am letzten Tage der Feier zu geschehen. Im Zuge zieht man nach einem bestimmten Orte, gräbt hier ein Loch, wirft in dieses eine Flasche Wein oder, wie in Mitteldeutschland, eine Strohpuppe, in Niederdeutschland einen Pferdekopf mit Kuchen, Brot und anderen Dingen und bricht dann in ein geheucheltes Weinen und Klagen über das Ende der Kirmes aus. Die Freude unseres Volkes an der Natur läßt vermuten, daß dieses symbolische Klagen der absterbenden Natur gilt. An solchem Kirmesfeste muß jeder in der Familie teilnehmen. Auch bei dem Gesinde muß die Arbeit ruhen; besondere Speisen und Geschenke müssen ihm an diesen Tagen zugedacht werden. Wie volkstümlich gerade dieses Fest ist, lehrt am besten eine Tatsache: in Schwaben wird an einigen Orten das Fest nicht gefeiert. Der Volksmund sagt, daß den Bewohnern dieser Orte die Feier verboten worden sei, weil sie sich einer Freveltat schuldig gemacht hätten; in dem einen Orte haben sie einen Bettelmann verhungern lassen, in anderen haben sich einst Bettler oder Frauen aus Streitsucht in diesen Tagen erschlagen. Und doch begleitet auch dieses ausgelassenste aller deutschen Volksfeste ein ernster Zug, der namentlich auf alemannischem Gebiete heimisch ist: feierlich, bald prozessionsweise, bald in Familiengruppen, zieht man nach der Kirche oder nach einem Seelenamte hinaus zu den Gräbern der Verschiedenen, um ihrer auch an diesen Tagen der Lust zu gedenken und sie gleichsam an der allgemeinen Freude teilnehmen zu lassen.

In der Regel findet die Kirmes im Oktober statt, doch wird auch sie hier früher, dort später gefeiert. Noch einmal im Jahre findet sich im nächsten Monat die männliche Bevölkerung der Gemeinde zu gemeinsamer Feier zusammen: am Martinstage. Daß wir es auch an diesem Tage mit einem alten volkstümlichen Feste zu tun haben, zeigt die Tatsache, daß in nichtgermanischen Ländern, wie in Frankreich, das Gedächtnis des St. Martin nur in der Kirche, und zwar mit allem möglichen Pomp, gefeiert wurde und noch gefeiert wird. Von einem volkstümlichen Feste findet sich hier keine Spur, während es in allen germanischen Ländern von der Schweiz bis nach Norwegen gleich und ganz allgemein ist. Im Mittelpunkte dieser Feier steht der Martinsschmaus und der Martinstrunk, wogegen bereits die Synode zu Auxerre im Jahre 590 als gegen eine heidnische Sitte geeifert hat. Da wir es hier mit rein germanischen Bräuchen zu tun haben, mag St. Martin nach seiner Heiligsprechung an Stelle einer germanischen Gottheit getreten sein, der zu Ehren in früherer Zeit unsere Vorfahren für den Segen der Herden, in späterer für die Früchte des Gartens und des Weinstocks Opfer und Spenden brachten. Denn St. Martin galt bald als Schutzpatron der Herden und des Geflügels unter den Haustieren, und die Winzer riefen ihn an, daß er die Trauben wachsen und gedeihen lasse. Vor allem wurde ihm die Gans als heiliges Tier zugeschrieben, weshalb noch in unserem Jahrhunderte am Martinstage der Gänsebraten ein allgemeines Gericht von den Alpen bis zu den norwegischen Fjorden ist. Sebastian Franck sagt in Anlehnung an Bohemus: „St. Martins fest celebriert diß volck wunder ehrlich. erstlich loben sie Martin mit gutem wein, gänsen, biß sie voll werden. vnselig ist das hauß, das nicht auff diese nacht ein ganß zu essen hat; da zepffen sie ihre newe wein an, die sie bisher behalten haben, da gibt man auff diesen tag den armen ein gute notturfft." Mag man nun dieses Fest auf heidnische Zeit zurückführen oder nicht, auf alle Fälle spricht aus dem Gedächtnismahl und der Feier der Drang des deutschen Gemüts nach Dankbarkeit gegen eine höhere Macht, in deren Hand man sich befindet, und dadurch zugleich der tief religiöse Sinn unseres Volkes.

Außer Schmaus und Gelage knüpfen sich an den Martinstag noch andere Sitten, die wir an den verschiedenen volkstümlichen Festen schon beobachtet haben. So pflegte man früher allgemein am Martinsabende Feuer zu entfachen, wozu man Holz, Reisig, Körbe und anderes Material in der Gemeinde sammelte. In einigen Gegenden durchziehen die Kinder noch heute mit Lichtern die Straßen des Ortes. Oft treffen wir auch das Martinssingen an: Kinder gehen im Zuge von Haus zu Haus, singen das Lob des heiligen Martin und sammeln dabei alle möglichen Gaben ein. Auch Vermummungen finden wir, besonders in Norddeutschland, am Martinstage. Endlich darf auch hier und da ein besonderes Gebäck in dieser Zeit nicht fehlen, das z. B. in Schlesien Martinshörnl heißt.

Mit dem St. Martinstage schließt der Kreislauf der volkstümlichen Feste der Deutschen. Sie wurzeln alle mehr oder weniger in dem wirtschaftlichen Leben des gemeinen Mannes, sie zeugen allerorten für die Freude an einem heiteren Lebensgenusse, an der Natur, an harmlosem Scherze, an Poesie und Gesang. Auf der anderen Seite sprechen sie aber auch für die heilige Scheu, die der Deutsche jederzeit vor dem höheren Wesen gehabt hat, und für den Drang nach Dankbarkeit, der zur Natur unseres Volkes gehört.

4. Deutsche Sitten und Bräuche bei den wichtigsten Beschäftigungen und in den verschiedenen Ständen.

Eine weitere Reihe Sitten und Gebräuche, aus denen das Wesen unseres Volksstammes spricht, knüpft sich an die mannigfachen Beschäftigungen, die dem Deutschen den Unterhalt für sich und die Seinen gewähren. Als die Germanen in die Geschichte eintraten, herrschte bei ihnen im allgemeinen noch Weidewirtschaft. In ihren Herden bestand ihr Reichtum, vom Gedeihen der Herden war mehr oder weniger ihr Wohlstand abhängig. Daher wurde diesen besondere Aufmerksamkeit gewidmet: durch alle möglichen symbolischen Handlungen pflegte man sie unter den Schutz der Götter zu stellen und diesen nach dem Heimtrieb bei Beginn des Winters ein Stück Vieh als Opfer darzubringen. Viele von diesen religiösen Handlungen haben sich in Sitte und Brauch geflüchtet und sind bei der Landbevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten. Außer der Weidewirtschaft kannten aber die Germanen auch den Ackerbau, der durch den Verkehr mit den Römern in rationelleren Betrieb gebracht wurde, und der seit dem Ausgang der Völkerwanderung den Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens bildete. Auf dieser Stufe wirtschaftlichen Lebens blieb der überwiegend größere Teil unseres Volkes bis zum Beginn der Neuzeit, und auch heute noch herrscht auf weiten Gebieten unseres Vaterlandes der Ackerbau vor; die Viehzucht hat sich mit diesem verbunden, ist ihm aber in den meisten Gegenden untergeordnet worden. Noch mehr als der Hirt ist der Landmann von der ihn umgebenden Natur abhängig, und von dem Bewußtsein dieser Abhängigkeit ist er vollständig durchdrungen.

Wie noch heute der Bauer in banger Sorge nach dem Himmel schaut, wenn das Getreide der Reife entgegengeht oder gemäht auf den Feldern liegt, so hat er es auch in alter Zeit getan. Aber während er jetzt ein inbrünstiges Gebet zum Himmel sendet, hat er früher die schädigenden Dämonen seines Glaubens ähnlich wie der Hirt durch symbolische Handlungen unschädlich und wohlwollende Gottheiten sich geneigt zu machen gesucht. Auch diese symbolischen Handlungen haben sich zum großen Teil in alter oder neuerer Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Gerade bei der Landbevölkerung zeigt sich dieses Hängen am Überlieferten am ausgeprägtesten: die ewig gleiche Natur hat den Landleuten den konservativen Sinn gepredigt, der bei dem bedächtigen Wesen der germanischen Rasse Aufnahme und Pflege gefunden hat. Im

deutschen Bauer gebiert sich so das deutsche Volk immer wieder, wenn fremde Einströmungen einen Teil der volkreichen Städte entnervt haben. Zum Feldbau hat sich später der Obst- und in verschiedenen Gegenden der Weinbau gesellt, und die Sitten, die an jenem hafteten, sind auf diese Beschäftigungen übertragen worden.

Neben diesen alten bildeten sich im Mittelalter neue Erwerbszweige heraus: in den Mauern der Städte entstand das Handwerk, entfaltete sich der Handel. Der Handwerker und der Kaufmann sind gezwungen, den Verhältnissen, den Zeiten, ihrer Umgebung Rechnung zu tragen. Sie dürfen nicht beim Alten beharren, sondern müssen vorwärts streben. Daher sind die Städte der Sitz des Fortschrittes, der Weiterentwickelung unseres Volkes geworden, und der Drang nach Neuerung und Fortschritt ist in ihnen um so größer, je reger der Verkehr mit anderen Städten und Ländern ist, und je mehr die Bevölkerung wächst und fremde Elemente in sich aufnimmt. Wohl haben bis in unsere Zeit manche Städte noch ein halb ländliches Aussehen bewahrt, und ein großer Teil der Bürger treibt außer seinem Handwerk auch Ackerbau, aber solche Städte verschwinden durch die neueren Verkehrsmittel immer mehr, und schon hat sich die emporstrebende Industrie eines Teiles des flachen Landes bemächtigt und von hier die ländliche Bevölkerung verdrängt oder sie von sich abhängig gemacht. In jene Städte ist nun auch in früherer Zeit ein Teil der alten Sitten und Bräuche zugleich mit der ländlichen Bevölkerung eingezogen; hier aber fanden diese keinen Grund und Boden, sie wurden entweder verdrängt und durch neue ersetzt oder umgestaltet. Und doch zeigen auch diese neuen Bräuche in den Städten denselben Grundton germanischen Wesens, den man bei den ländlichen Sitten und Gebräuchen heraushören kann; nur dort ist er verwischt worden, wo ein internationaler Kaufmannstand die Herrschaft erlangt oder sozialistische Heilsapostel unsere Volksseele vergiftet haben. Aber auch in solchen Orten bewahrt der Mittelstand meist seine alten Sitten und mit ihnen die unverdorbene Volksseele.

Frühzeitig in der geschichtlichen Zeit des deutschen Volkes tritt die Weidewirtschaft in den Hintergrund. Daher kennen wir keinen eigentlichen Hirtenstand. Allein die Viehzucht ist in allen Ländern deutscher Zunge ein wesentlicher Bestandteil der Landwirtschaft, ja sie überwiegt in einigen Gebieten, wie in den Alpen, den rauheren Gegenden des Mittelgebirges, den norddeutschen Marschen den Ackerbau, und man kann sogar sagen, sie steht dort im Mittelpunkte des wirtschaftlichen Lebens. Dabei tritt, je nach der Beschaffenheit des Bodens, die Pflege dieser oder jener Tierart in den Vordergrund. Dieses rege Interesse für die Viehzucht ist unstreitig ein Überbleibsel der alten Weidewirtschaft, und wie sich somit diese selbst, wenn auch in etwas anderer Form, erhalten hat, so finden wir auch viele Sitten und Gebräuche, die in uralter Zeit schon bestanden haben, bei denjenigen, welchen die Pflege des Viehes vor allen zukommt, bei den Hirten. Zu diesen nahm man in früherer Zeit allgemein, heute nur noch hauptsächlich in den Alpen, jüngere Leute, denen die Obhut über das im Freien weidende Vieh die erste Stufe ihres bäuerlichen Berufes war.

Aber nicht nur die Hirten, sondern auch der Besitzer des Viehes selbst und alle seine anderen Leute nehmen regen Anteil an dem Gedeihen der Haustiere und suchen es durch alle möglichen symbolischen Handlungen zu fördern und Krankheiten von ihm fernzuhalten. Wohl hat es den Anschein, als ob sich diese Maßregeln, diese Sitten und Bräuche aus rein praktischen Rücksichten erklärten, und zweifellos haben diese auch ganz wesentlich dazu beigetragen, das Alte Jahrhunderte hindurch zu erhalten, allein sie sind unterstützt worden durch das rege Interesse, das der Deutsche für alles Getier hat, das sich in seiner Umgebung befindet. Aus seinem

Verhalten diesem gegenüber spricht ebensosehr sein kindlicher Sinn wie sein tiefes Gemüt. Mit welcher Freude werden z. B. allerorten die Wandervögel bei ihrer Rückkehr im Frühjahr begrüßt! Sie gelten als heilige Tiere, und niemand darf ihnen ein Leid zufügen. Welche Poesie und Gemütstiefe knüpft sich an die Schwalbe, das Rotkehlchen, den Storch! Wenn die Schwalben kommen, öffnet der westfälische Hausvater das Tor der Scheune und ladet den alten Hausfreund feierlich zum Einzuge ein. In Hessen wurde lange Zeit die Ankunft der ersten Schwalben vom Turmwächter angezeigt und von der Ortsbehörde öffentlich ausgerufen. Mit der Schwalbe zieht Frieden in das Haus, und wo Unfriede waltet, verläßt der Vogel alsbald seine Niststätte. In dem Gebäude, wo die Schwalbe ihr Heim aufgeschlagen hat, bricht kein Feuer aus, schlägt kein Blitz ein. Wehe dem, der diesem Tiere etwas zuleide tut: ihn verfolgt das Unglück auf Schritt und Tritt, seine Kühe geben rote Milch oder gar keine, seiner Wohnung droht fortwährend Feuersgefahr, seiner Familie Krankheit und Tod. Eine ähnliche Bedeutung in der Volksauffassung und infolgedessen auch denselben Schutz genießen das Rotkehlchen, das Rotschwänzchen, die Bachstelze und besonders der Kreuzschnabel, den der kindlich religiöse Sinn des Deutschen mit Christi Leidensgeschichte in Verbindung brachte. Er hängt namentlich in den Waldgegenden Mitteldeutschlands fast an jedem Hause, ja man bringt ihn an das Bett des Kranken, da er die Krankheit an sich zieht und vor Behexung schützt. In Norddeutschland ist der Storch oder der Herrgottsvogel, wie er öfter genannt wird, das heilige Tier, dem man ein Wagenrad auf das Dach legt, damit er im Gehöfte niste und Glück und Kindersegen bringe. Er ist zugleich der Prophet des Hauses: wie es ihm und den Seinen ergeht, so ergeht es auch der Familie des Hauses, auf dem er sein Nest hat.

Neben diesen freien Tieren der Vogelwelt spielen eine besondere Rolle im Gemütsleben unseres Volkes die Bienen, die freilich in vielen Gegenden zu den Haustieren gerechnet werden und deshalb schon aus praktischen Gründen dieselbe Sorgfalt fordern wie diese. Bienen wegfangen wurde nach den mittelalterlichen Gesetzen und Weistümern schwer geahndet. Wer sie tötet, ist nach altem Glauben dem Teufel verfallen, ja man darf nicht einmal von ihnen sagen, wie von anderen Tieren, daß sie „fressen" oder „krepieren": sie essen und sterben. Daß ihnen in erster Linie der Tod des Hausherrn angesagt wird, ist S. 286 hervorgehoben worden.

Ein Volk, das solchen Anteil an dem Geschick der Tiere in der freien Natur nimmt, mußte natürlich auch großen an den Geschöpfen nehmen, mit denen es selbst jahraus jahrein unter einem Dache lebte, von deren Wohlbefinden zum Teil der eigene Wohlstand abhängig war: an den Haustieren. Solange das Vieh im Stalle war, wurde alles aufgeboten, um Krankheiten von ihm fern zu halten. Im Mittelalter besuchte jeder Landmann allabendlich sein Vieh, beobachtete es scharf und genau, um zu sehen, ob nicht aus der Gebärde des einen oder anderen auf eine Krankheit oder Schwäche zu schließen sei. Auf der Schwelle oder an den Pfosten der Stalltür wurden und werden noch heute in kindlich einfältigem Aberglauben heilige Zeichen angebracht: ein Hufeisen oder der Drudenfuß oder drei Kreuze mit den Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar) oder die Maigerte, mit der das ausziehende Vieh geschlagen worden ist, und andere geweihte Zweige. Durch alle diese Mittel sollen die bösen Geister und somit Krankheiten ferngehalten werden. Zu gleichem Zwecke wird das Vieh mit geweihtem Oster- oder Pfingstwasser besprengt, gibt man ihm in der Johannisnacht oder in den Zwölf Nächten gewisse Kräuter mit Mehl und geweihtem Salze, macht ihm selbst ein Kreuz auf die Stirn und dergleichen. Das Vieh darf nicht beschrieen werden, und wer in den Stall tritt, muß „Glück in Stall" sagen. Zu den Stallungen wählt man in der Regel die wärmsten

Räume des ganzen Gebäudes. Jede Tierart hat ihren Schutzheiligen, an dessen Namenstage man um Gesundheit für das Vieh zu bitten und dem Geistlichen Spenden zu bringen pflegt. Auch das Vieh zu schlagen oder gar zu quälen, ist streng verboten. So schreiben die Tiroler Weistümer vor: „Der schweiner [Schweinehirt] soll mit den schweinen nit grob sein, auch nit mit großen pengl [Prügel] oder stecken und geißlen umgehen und nit mit stein werfen", und selbst wenn sich das Vieh auf die umzäunten Wiesen oder auf fremden Grund und Boden verirrt hat, darf es nicht geschlagen oder gestoßen werden, sondern man soll es, wie es in einem anderen Weistume heißt, „tugenlich daruß triben". Geht man doch so weit in der Fürsorge für das Vieh, daß man in verschiedenen Gegenden Oberdeutschlands sogar seinem Heimweh zu steuern sucht. Will sich eine neugekaufte Kuh nicht eingewöhnen, und sieht man, daß sie nur wenig frißt und infolgedessen nicht gut gedeiht, so führt man sie über ein Tuch und gibt ihr von den Brosamen des eigenen Tisches zu essen, damit sie sich an die neue Familie gewöhne und merke, daß sie auch im neuen Heim gewissermaßen als Familienglied gelte.

Ebenfalls einen Einblick in das Gemütsleben des deutschen Hirten und Landmannes gewährt ferner die Namengebung des Viehes. Vor allem im Alpengebiete, aber auch in West- und Norddeutschland, hat fast jede Kuh ihren Namen; in Mitteldeutschland sind es besonders die Rosse, die man in ähnlicher Weise wie Menschen zu nennen und zu rufen pflegt. Durch diese persönliche, trauliche Benennungsweise wird das Tier gewissermaßen fester an den Menschen gekettet. Bald haben Geburtstage oder Geburtsmonate des Tieres den Namen für das Tier hergeben müssen, bald war seine Farbe oder Gestalt Veranlassung zu diesem. Häufig finden wir aber den Tieren, namentlich den Pferden, auch menschliche Taufnamen beigelegt. Wenn das Tier zu derselben Zeit geboren wird wie ein Knabe oder ein Mädchen in der Familie, so bekommen beide in verschiedenen Gegenden Deutschlands denselben Namen. In Westfalen ist die Namengebung des Rindviehs ein feierlicher Akt, der am Morgen des 1. Mai vollzogen wird. Diese Namengebung erstreckt sich auch auf diejenigen Tiere des Hauses, die wir dort finden, wo keine Viehzucht, kein Landbau getrieben wird, und die daher keine Tiere sind, die zum eigentlichen Haushalt gehören, auf Hund und Katze. Beide Tiere fanden sich früher in den meisten Familien, und in erster Linie war es der Hund, der stete Begleiter seines Herrn, der Wächter des Hauses, der Freund und Spielkamerad der Kinder, der nirgends fehlen durfte. Seine Treue und Anhänglichkeit haben ihn von jeher zum lebenden Inventar der deutschen Familie gemacht, und dies Tier mit seinem Gattungsnamen zu nennen, gilt noch heutigentags als hart und herzlos; jeder Hund hat seinen Namen, durch den er gewissermaßen Mitglied der Familie geworden ist.

Die wichtigsten periodischen und zugleich ältesten Sitten und Bräuche im Hirtenleben und bei der Viehzucht finden wir beim Austrieb und Heimtrieb des Viehes. Fast überall, wo Viehzucht zu Hause ist, müssen die Tiere den Sommer im Freien zubringen, weil sie in reiner Luft und bei frischem Futter besser gedeihen. In den meisten Gegenden Deutschlands werden heute allabendlich die Tiere in die Ställe getrieben, und nur in einzelnen, vor allem in den Alpen, läßt man sie auch während der Nacht im Freien. Aber in dem einen wie in dem anderen Falle hält man an den alten Sitten, die sich an Aus- und Heimtrieb knüpfen, noch heute vielfach fest, und zwar auch dort, wo die Tiere keiner besonderen Obhut bedürfen. In erster Linie ist die Zeit des Austriebes reich an solchen alten Sitten und frommen Bräuchen. Sie fällt in den Anfang des Mai, in die Zeit um Pfingsten, und wie zu dieser allgemein die Frühjahrsfeuer lohen, so zündet auch der Hirt ein Feuer an, wenn er seine Tiere zum ersten Male

auf die Weide führt. Wie die alten Notfeuer haben diese Feuer für sein Vieh reinigende Kraft: sie halten die schädigenden Krankheitsdämonen während des Sommers fern, weshalb in früherer Zeit die Herde durch das Feuer getrieben wurde, bevor sie zur Trift ging. Ein eigentümlicher alter Brauch hat sich in Westfalen erhalten. Hier schlägt vor dem Austrieb der Hirt die junge Kuh, die noch nicht gekalbt hat, die „Stärke", mit der Fruchtrute oder Maigerte, einem Zweige der Eberesche, in Gegenwart der Hausgenossen dreimal auf ihr Kreuz, ihre Hüfte und ihr Euter und spricht dabei:

Quick, quick, quick,
Miälk (Milch) in dinen Strick (Zitze).
De Sap (Saft) es (ist) in den Biärken (Birken),
Een Namen kritt (kriegt) de Stärken,
Den Namen sast du genaiten (sollst du genießen):
Bunte lêve (Bunte Liebe) sast du haiten.

Dieses Lebensreis, das die Fruchtbarkeit des jungen Tieres erwecken soll, wird dann an der Stalltür befestigt (vgl. S. 315). Ähnlichen Brauch kennt man auch in anderen Gegenden altsächsischen Gebietes. Zu diesen volkstümlichen Bräuchen haben sich frühzeitig christliche Sitten gesellt. In verschiedenen Gebieten Oberdeutschlands geht der Hirt allein oder mit seinem Bûr vor dem Austrieb ins Gotteshaus und betet hier zum Schutzheiligen des Viehs für dessen Gedeihen. Dann besprengt er die Tiere mit geweihtem Wasser. In anderen Gegenden werden die Kühe mit heiligem Salze bestreut oder mit geweihtem Brote gefüttert, damit sie wohlgenährt und gesund von der Weide zurückkehren.

Auch das Leben des Hirten auf der Weide ist ein Stück Poesie. Unter Gesang treibt er noch in vielen Gegenden sein Vieh aus, das hier und da mit Kräutern und Blumen geschmückt ist, auf den Bergen, besonders in Tirol, ist das Lied oder das Alphorn der stete Begleiter des Sennen. Überhaupt hat der Kuhhirte Oberdeutschlands eine fröhliche, heitere Natur. Er steht in dieser Beziehung fast im Gegensatze zu dem mehr ernsten Schäfer Mittel- und Norddeutschlands, der auf etwas öderer Trift seine Herde in Gemeinschaft mit seinem treuen Hunde weidet. Aber doch berühren sich beide in ihrem religiösen Sinne. Denn wenn aus dem Tale herauf nach den Bergen die Abendglocke ertönt, dann fällt der Senne auf seine Kniee, um sein Abendgebet zu sprechen, und ebenso zieht der Schäfer seinen Hut vom Kopfe und faltet die Hände zum Gebet, wenn die ersten Klänge der Kirchenglocke hörbar werden. Unsere Schäfer zeigen ferner bis in die Neuzeit Züge, die tief in unserem Volkscharakter wurzeln. Die Untätigkeit des Körpers bei ihrer leichten Arbeit läßt ihren Geist sich üben, läßt sie die Natur, den Zug der Wolken und Wetter, das Gebaren der Tiere genau beobachten, läßt sie auf die Kräuter achtgeben, die das Wohlbefinden der Herde fördern. Die grübelnde Natur unseres Stammes und der Drang nach Beschäftigung lassen auch diese schlichten Männer des Volkes nicht arbeitslos in den Tag hineinleben, sondern haben sie zu Denkern des Volkes gemacht. So sind unsere Schäfer Wunderdoktoren und Wetterpropheten geworden, zu denen noch heute der Mann aus dem Volke oft seine Zuflucht nimmt, wenn er von Krankheiten befallen ist oder die Witterung Tage voraus wissen möchte. Und daneben hat sich in ihrer Einsamkeit ganz besonders der Sinn für mystische Spekulationen entwickelt, der ja dem Deutschen mehr eigen ist als den meisten anderen Völkern, und hat sie zu Männern gemacht, die in schlichter Weise die zukünftigen Ereignisse zu wissen wähnen. Es sei nur an die Prophetieen des Schäfers Thomas erinnert.

In ähnlich feierlicher Weise, wie im Frühlinge der Hirt seine Herde ausgetrieben hat, treibt er sie zu Anfang des Winters, meist im Oktober oder Anfang November, wieder heim. Auch beim Heimtrieb wird kein Unterschied gemacht, ob das Vieh während des ganzen Sommers und Herbstes oder nur während des Tages in der freien Natur gewesen ist. Wenn in den

Alpen die Herde heimwärts kommt, da hört man in den Tälern nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen. Geschmückt und unter dem harmonischen Klange der Kuhglocken ziehen die Herden in die Täler. Nur wenn sich Tiere „verfallen" haben, d. h. umgekommen sind, verläßt die Herde ungeschmückt und klanglos die Berge. Auch der Hirt in Mittel- und Norddeutschland schmückt am letzten Weidetage sein Vieh und kehrt unter Gesang und Peitschenknall fröhlich heim, denn wie den Sennen der Alm erwarten auch ihn Geschenke und frohe Stunden, die ihm der Bauer bereitet.

Während sich dem Hirtenleben und der Viehzucht eine gewisse Eintönigkeit, trotz der sinnigen und poetischen Züge, die sich hier und da finden, nicht absprechen läßt, zeigt die Beschäftigung mit dem Acker- und dem verwandten Obstbau einen fortwährenden Wechsel der Arbeit. Schon die Mannigfaltigkeit der Feldfrüchte bedingt ihn. Daher sind hier die volkstümlichen Sitten und Bräuche ungleich zahlreicher als bei der Viehzucht. Aber auch bei dieser Beschäftigung können wir zwei Zeitpunkte wahrnehmen, die die anderen an Wichtigkeit überragen, wie bei dem Hirtenleben die Zeit des Aus- und Heimtriebes: das sind die Tage der Aussaat und die der Ernte, die heiligen Tage, die Festtage des Landmanns.

Der deutsche Landmann ist die konservativste Natur, die man sich denken kann. Er wurzelt mit allen Fasern seines Lebens in dem Stück Land, das er sein eigen nennt. Lieber will er seine Freiheit opfern als den Grund und Boden aufgeben, auf dem er geboren ist. Hieraus erklärt es sich, daß schon im frühen Mittelalter viele Freibauern, die ihr unbewegliches Eigentum nicht mehr halten konnten, es einem Mächtigeren übergaben, um es von diesem als Lehen wiederzubekommen. Noch heute geben in verschiedenen Strichen Oberdeutschlands die jüngeren Geschwister ihr Erb- und Pflichtteil auf, wenn der älteste Bruder nach dem Tode des Vaters das Gut übernommen hat, um nur auf dem väterlichen Sitze weiterleben zu können. Diese Liebe des Landmanns zur Heimat geht aber nicht zum kleinen Teil zurück auf die Liebe zu der Natur, die ihn von Jugend an umgeben hat, die die erste Poesie seines Lebens gewesen ist, die gleichsam Anteil an allen seinen Freuden und Leiden genommen hat. Man kann den Älpler in die fruchtbarsten Gegenden bringen, man mag dem Bauern der mitteldeutschen Bergländer das schönste Los vormalen, immer wird es jenen nach seinen Bergen, diesen nach seinen Wäldern mit Allgewalt ziehen, wie den norddeutschen Seemann nach seinem Meere. Und mit diesem Hange an der Heimat steht in engster Verbindung der Hang an alter Sitte, an altem Brauche. Auch in dieser Hinsicht ist der deutsche Bauer eine durchaus konservative Natur: in keinem Stande hat sich so viel Altes bewahrt wie bei ihm. Aus all diesen bäuerlichen Sitten spricht aber das innige Verwachsensein mit der Natur. „Mensch und Natur", sagt Hugo Elard Meyer mit vollem Rechte, „stehen bei unserem Volke in regstem Wechselverkehr, in einem persönlichen Doppelverbande zueinander. Die Natur ist dem Landmann nicht nur ein Gleichnis, eine nur poetisch empfundene Analogie des menschlichen Lebens, sondern ihr Tun und Leiden ruft auch wirklich ein ähnliches Tun und Leiden im menschlichen Leben hervor." So spricht durch gewisse Vorgänge und Erscheinungen die Natur zu dem Menschen, wie anderseits der Mensch durch symbolische Handlungen die Natur zu dem zu bewegen sucht, wonach Sinn und Herz sich sehnt. In dieser kindlichen Auffassung der Dinge wurzelt der größte Teil alter Sitten und Bräuche unserer Landleute. Der uralte Trieb unseres Volkes, der einst die Gottheit und das Opfer erzeugt hat, ist also noch nicht erstorben; er ist der reinste Ausdruck wahrer Religiosität, den das Christentum nur neu belebt und befruchtet hat.

In den meisten Gegenden Deutschlands wird keine Feldarbeit ohne Gebet und Spende

verrichtet. Bevor der Pflug die mütterliche Erde aufwühlt, betet der Landmann in dem Gotteshause oder vor dem Pfluge sein stilles Vaterunser. In den katholischen Ländern West- und Oberdeutschlands werden Pflug wie Zugochsen mit Weihwasser besprengt, und nicht selten brennt an jenem die geweihte Kerze. An vielen Orten wird der Pflug über ein Brot geführt, das dann entweder den Armen oder dem Zugtier und dem Knecht gegeben wird. Weit verbreitet sind namentlich im katholischen Oberdeutschland die Wallfahrten und Flurprozessionen. Man zieht unter Gebet, Gesang und Musik mit Fahne und Kreuz oder der Hostie um die Flur oder das Dorf und macht an vier Ecken vor laubgeschmückten Altären Halt, um je einen Abschnitt aus den vier Evangelien anzuhören. Ist das Feld zum Empfang der Saat hergestellt, so beginnt mit der **Aussaat** vielenorts noch heute eine heilige Zeit, in der man sich aller Vergnügungen, in der der sächsisch-siebenbürgische Bauer sich sogar des ehelichen Beischlafes enthält. Damit die Feldfrucht gedeihe, muß vor allem die mütterliche Erde ihre Kraft geben. Daher bringt man dieser in vielen Gegenden Spenden, nachdem man unter tiefstem Stillschweigen die heilige Aussaat vollendet hat. Wie schon im 10. Jahrhundert die Angelsachsen nach vollbrachter Aussaat mit Milch geknetetes Brot in die Erde vergruben, so tut man es noch heute in manchen Gegenden Deutschlands. Aber auch die junge keimende und aufgehende Saat sucht man im voraus vor ihren schlimmsten Gegnern, namentlich vor Vögeln und Gewürm, zu schützen: man wirft diesem Getier eine Handvoll Getreide hin und spricht dazu einen Zauberspruch, der die schädigenden Tiere fernhalten soll. So sagt der Thüringer Landmann:

„Mein Weizen will ich säen,
Die Vögel sollen Erden fressen
Und meinen Weizen lassen stehen!
Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und heiligen Geistes †.“

In derselben Gegend wirft der Sämann die ersten Körner an die Außenseiten des Ackers und spricht dazu die Worte: „Das ist für die Vögel.“ Oder in der Rheinpfalz wehrt man sich gegen Schneckenschaden, indem man die Körnerspende hinwirft und dazu sagt:

„Da tu ich meinen Samen hinschmeißen,
Daß mir die grauen, die schwarzen und die weißen
Den Samen nicht abbeißen.“

Eine besondere Rolle spielt bei diesem Aussaatspenden das Ei, dessen Schalen in vielen Gegenden auf den eben besäten Acker geworfen werden, und das der Sämann vor seiner Arbeit gegessen haben muß. Diesen altheidnischen Bräuchen haben sich christliche zugesellt. Auch an die Aussaat macht sich der Bauer nie ohne Gebet oder ein „Mit Gott!“ oder „Zur Ehre Gottes und zum Seelenheil!“. Zuweilen ist auch ein bestimmter Saatsegen bekannt, den der Bauer unter Entblößung seines Hauptes spricht, indem er unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit eine Handvoll Saatkorn nach Osten wirft. So spricht er in Baden:

„Hier stehe ich auf Gottes Land,
Ich säe aus meiner Hand,
Der Herr behüte dich vor Butz (hier = Bilwisschnitter) und Brand.“

In dem katholischen Oberdeutschland wird noch vielfach das Saatkorn mit Weihwasser besprengt, wie es hier und da in Franken auch der Priester einsegnet, damit der gefürchtete Bilwisschnitter der jungen Saat nicht schade, jene mythische Gestalt unseres Volksglaubens, die nächtlicherweile mit ihrem Sichelschuhe durch die Furchen der Felder geht. Beim ersten Auswurf wird die Gottheit um Schutz gegen alle bösen Mächte angefleht, und nur selten wird die Handlung ohne Gebet geschlossen. Ganz ähnliche Bräuche finden wir auch beim Säen des Flachses und Hanfes,

beim Pflanzen des Krautes und anderer Feldfrüchte. So fehlen bei der Aussaat des Flachses die Körner nicht, die man, z. B. in der Oberpfalz, dem Holzfräulein in die Büsche des nahen Waldes wirft, und ebensowenig der Wunsch- und Segensspruch, daß der Flachs groß und stark werde. So sagt der Bauer in Schleswig-Holstein beim Flachssäen:

„Flass, ick streu dy in den Sant,
Du must wassen as (wachsen wie) en Arm dick
Und as en Kaerl (Mann) lank."

Reich wie die Aussaat ist die Ernte an alten Sitten und Bräuchen. Auch sie wird nie ohne Gebet begonnen. Der Bauer begibt sich mit den Schnittern zuvor ins Gotteshaus und bittet Gott in der heiligen Messe um günstiges Wetter, oder er fällt vor der ersten Mahd unter freiem Himmel auf seine Kniee und erfleht den Segen des Himmels zur Arbeit, die eben beginnen soll. Der Feierlichkeit der Handlung soll auch durch die Kleidung Ausdruck gegeben werden. In Sonntagskleidern gehen die Siebenbürger Sachsen am ersten Mähtage hinaus aufs Feld, und ist die erste Garbe in der Gemeinde geschnitten, dann trägt sie der Bauer zum Pfarrer, der für den nächsten Morgen alle Umwohnenden zum Gottesdienste ruft. Wehe dem, der diesen meidet! Eine Sage berichtet, daß ein Nachbar, der dies getan habe, bald darauf eines jähen Todes gestorben sei. In Nord- und Westdeutschland wird in verschiedenen Gegenden die Ernte eingeläutet. Auch hier schmücken sich die Mäher und ziehen in feierlichem Zuge hinaus aufs Feld, um mit einem „Walt's Gott!" die Arbeit zu beginnen. Am Tage, wo die Ernte ihren Anfang nimmt, werden vor allem in Mitteldeutschland bessere Speisen genossen als gewöhnlich; hier und da wird auch Kuchen gebacken.

Als besonders heilig gelten die ersten Ähren, die erste Garbe. In vielen Gegenden Deutschlands werden von jedem Schnitter oder wenigstens von dem Vormäher drei Ähren vor Beginn der Mahd abgeschnitten und an die Lenden gebunden: sie schützen gegen Kreuzschmerzen und verhüten Verwundung durch Sense oder Sichel. Zuweilen werden die drei ersten Ähren kreuzweise auf den Acker gelegt oder, z. B. in der Oberpfalz, an der Haustüre festgenagelt; hier wie dort sollen sie schädigende Geister von Feld und Haus fernhalten. In Thüringen werden diese ersten Ähren des Nachts hinter das Scheunentor gestellt und sind hier für die Engel bestimmt. In früherer Zeit diente die erste Garbe zum Schutze gegen den schädigenden Drachen, wovon noch die Chemnitzer Rockenphilosophie, jenes bekannte Werk über Aberglauben aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, zu erzählen weiß, oder gegen die Mäuse in der Scheune, denen man noch heute in einigen Gegenden Thüringens die erste Garbe auf die Tenne wirft. Diese Bräuche sind Reste der alten Verehrung der ersten Garbe. Hieran erinnern auch die feierliche Überreichung der ersten Garbe an den Gutsherrn in dem größten Teile des altsächsischen Gebietes, das Salz und Brot, das in fränkischem Gebiete in die erste Garbe gebunden wird, oder der Johanniswein, mit dem man diese besprengt.

Ähnliche sinnbildliche Handlungen wie die, welche sich an die erste Garbe und an den Anfang der Mahd knüpfen, finden wir dann auch bei der letzten Garbe, bei dem Schlusse der Ernte. Auch aus ihnen spricht ein Stück Poesie unseres Landvolkes, das sich in Taten äußert, wie ja anderseits auch den Schnitt des Getreides hier und da das Lied oder harmloser Scherz begleitet. Nirgends fehlt die Mittagsruhe, denn in den Mittagsstunden streicht die „Mittagsmutter" durch die Felder und verwirrt den Mähern das Haar. Am Abend aber ziehen die Schnitter unter dem Gesange alter Volkslieder, aus denen mehr ernste als heitere Stimmung spricht, heimwärts, denn der Schnitt des Getreides selbst stimmt sie ernst, als ob sie mit ihm

ein Stück Leben in der Natur vernichtet hätten. Ist dann der Schnitt beendet, so tritt die letzte Garbe in den Vordergrund der Handlung. Bald bleibt sie auf dem Felde stehen, bald wird sie unter feierlichen Zeremonieen zum Gehöft gebracht. Das erstere scheint das ältere zu sein. Dies Büschel, das da auf dem Felde gelassen wird, hat im Volksmunde mancherlei Namen erhalten; bald heißt es die Alte, bald der Wolf, bald das Wichtelmännchen, der Feldmann, in Österreich das Bärimandl, in der Schweiz das Erdmännel, in Baden der Bock, in Württemberg Mockel, in Bayern Oswald, in Norddeutschland der Vergobendeelsstruß und dergleichen. Diesen Namen der letzten Garbe pflegt auch derjenige zu erhalten, der den letzten Schnitt getan hat. Nicolaus Gryse weiß im 16. Jahrhundert zu erzählen, daß damals das Landvolk in Niederdeutschland dies Büschel Getreide dem Affgade (Abgott) Woden dargebracht habe, und daß die Leute um dasselbe getanzt und gesungen hätten:

„Wode, hale (hole) dynem Rosse nu Voder (Futter),
Nu Distel vnde Dorn,
Thom (Zum) andren Ihar beter Korn."

Noch in unserem Jahrhundert wird in gleicher Weise um dieses letzte Büschel, das in der Regel mit Blumen und bunten Bändern geschmückt ist, getanzt und gesungen, und wo dieser altheidnische Brauch geschwunden ist, wie in verschiedenen Strichen Oberdeutschlands, da betet man wenigstens noch bei dem letzten Halmbüschel ein Vaterunser. Das Büschel läßt man nach wie vor aus Scheu vor der alten Sitte draußen auf dem Felde stehen und deutet es schön und sinnig als Spende für die Vögel.

Neben diesem Brauch wird in anderen Gegenden Deutschlands die letzte Garbe, wie bemerkt, feierlichst nach dem Gehöft gebracht. Auch dann führt sie mancherlei Namen; besonders oft heißt sie die Alte, der Wolf, der Bock, die Roggensau, der Roggenhund, die Habergeiß und ähnlich. Das Wogen des Getreides hat den Mythus entstehen lassen, daß in ihm ein Dämon sein Wesen treibe. Bald ist es ein Weib, das Kornweib, die Kornmutter, Roggenmutter, Roggenmuhme, auch Großmutter genannt, ein Weib mit lang herabhängenden Brüsten und feurigen Fingern, bald auch ein Tier, der Roggenwolf, die Roggensau, der Roggenhund, der Haferbock, die Kornkatze. Wenn der Schnitt begonnen hat, flüchtet dieser Dämon aus einer Garbe in die andere, bis er in der letzten gefangen wird. Diese wird dann besonders aufgeputzt, mit Blumen und bunten Bändern versehen und auf dem letzten Erntewagen heimgebracht. Hier wird sie feierlichst dem Gutsherrn überreicht, der dafür den Schnittern das Erntebier geben muß, oder sie wird dreimal um die Scheune gefahren und dann in dieser an besonderem Platze aufgestellt. Nach dem Glauben des Volkes wohnt ihr eine besondere Kraft inne, denn die Körner dieser Garbe müssen auf alle Fälle unter das Saatkorn des folgenden Jahres gemischt werden, wenn dieses reiche Frucht tragen soll.

Ganz ähnliche Sitten wie bei der Getreideernte findet man auch bei der Heu-, bei der Flachs-, bei der Beerenernte: überall zeigt sich im Volksglauben das Bewußtsein, daß der Mensch in der Gewalt eines höheren Wesens steht, von dem allein das Gedeihen des Werkes seiner Hände abhängig ist. Sich diesem Wesen dankbar zu zeigen und ihm das Bewußtsein menschlicher Ohnmacht zu erkennen zu geben, das ist der Kern unseres Volksglaubens, der sich in all diesen Sitten und Gebräuchen deutlich abspiegelt. Und diesen Glauben können wir auch beim Obstbauer wahrnehmen, vor allem beim Winzer, der ja manchen Brauch, manche Sitte vom Ackerbauer in seine Tätigkeit aufgenommen und seinen Verhältnissen angepaßt hat. Seit der heilige Urban im Volksglauben der Schutzheilige des Weinstockes geworden ist, werden ihm

dankbar vom ersten jungen Most Trankspenden dargebracht, und wie die letzte Garbe vom Felde unter besonderer Feierlichkeit eingeholt wird, so wird in manchen Weingegenden auch das letzte Faß des neuen Weines mit Bändern und Blumen geschmückt und von den Winzern feierlichst von den Weinbergen heimgeführt.

Daß sich alte Sitten und Gebräuche, die in der Jugendzeit unseres Volkes entstanden sind und daher den Volkscharakter am klarsten widerspiegeln, gerade bei der ländlichen Bevölkerung am längsten erhalten haben, erklärt sich hauptsächlich daraus, daß der Hirt und Landmann seiner Tätigkeit in der freien Natur nachgeht und das Leben in dieser den germanischen Volkscharakter am meisten anspricht. Wo die Natur die Arbeit des Deutschen bestimmt, da herrscht auch die größte Zufriedenheit und Genügsamkeit, und beides ist bei dem Hirten und dem Landmann zu Hause. Dasselbe ungetrübte Glück, das wir hier antreffen, finden wir aber auch in den anderen Berufen, die den Arbeiter an die Natur ketten. Der Holzknecht des bayrischen Hochlandes und des Schwarzwaldes ist heiter und frohen Sinnes bei der gefährlichen Arbeit, der schon so mancher erlegen ist; laut ertönt im Bergwalde sein Jauchzen, das nur einige Tage ruht oder gedämpfter klingt, wenn die Arbeit wieder einen der Kameraden gefordert hat und an dem Orte, wo er gefallen ist, das Marterl, die Gedenktafel, errichtet worden ist. Mit heiterem Sang geht der Jäger im Walde und auf den Bergen seiner Beschäftigung nach, und derselbe Mann, der täglich Getier zur Strecke bringt, hat das wärmste Herz für jedes Tier, kennt genau seine Freuden und Leiden und sucht nicht selten die Qualen, die ihm die Natur bereitet, zu lindern. Der Wald ist sein Element, „in dem er lebt, in dem er sich wohl fühlt, jener deutsche Wald, ohne den das deutsche Volk gar nicht denkbar ist, der den inwendigen Menschen erwärmt und einer der wichtigsten Faktoren zur Kraftentwickelung unseres Stammes ist" (Riehl). Und wie der Oberdeutsche an seinen Bergen, der Mitteldeutsche an seinem Walde, so hängt der Niederdeutsche an seiner See. Der heitere Sinn des Ober- und Mitteldeutschen geht wohl dem norddeutschen Schiffer ab, aber deshalb nicht das Gemüt und der kindliche Sinn, mit dem er seine Umgebung auffaßt. Beim deutschen Seemann zeigt sich vor allem der deutsche Mut in der Todesgefahr, die ihn so oft umgibt, und die Opferfreudigkeit, dem Mitmenschen beizustehen, wenn diesem das Verhängnis droht. Weder auf das eigene Leben noch auf Weib und Kind wird geachtet, wenn draußen auf dem Meere ein Schiff dem Untergange nahe ist: Retten ist in diesem Falle seine Pflicht, und wo die Pflicht ruft, da gibt es für den Deutschen keine Rücksichten, kein Zaudern. Schon mancher deutsche Seemann ist beim Rettungswerke selbst von den Wellen begraben worden, aber trotzdem bleibt keiner zurück, wenn der Obmann zum Rettungsboote ruft.

Etwas anders als bei den Bewohnern des flachen Landes hat sich das Leben in den deutschen S t ä d t e n entwickelt. Von Haus aus ist der Deutsche dem Zusammenleben in eng begrenzten Orten feind; er hat sich erst im Laufe der Zeit daran gewöhnt. Hier in den Städten hat der Deutsche seine Anhänglichkeit an die freie Natur, an Wald und Heide wenigstens zum Teil preisgeben müssen, aber um so mehr hat sich dafür die Geselligkeit ausgebildet. Wie im Mittelalter die Innungen der Handwerker oder die Gilden der Kaufleute bei jeder Gelegenheit zusammenkamen und nicht nur geschäftliche Dinge besprachen, sondern auch den Becher kreisen und manches fröhliche Lied erklingen ließen, so trifft man sich auch heute noch in allen möglichen Vereinen und Vereinchen, um Gelegenheit zu gemeinsamem Trunke und Aufheiterung des Gemüts zu haben. Und der Deutsche bedarf solcher Aufheiterung, wie ja schon die Feste der ländlichen Bevölkerung gelehrt haben. Daher sind diese Vereine, Turn-, Schützen-, Gesang-, Militärvereine u. a., in den Städten hauptsächlich die Pflegstätten deutschen Wesens. Und doch

ist die Liebe zur freien Natur, zum deutschen Wald und zu den deutschen Bergen auch in den Städten nicht erloschen. Nirgends finden wir so viel Gärten an den Häusern, nirgends so viel Schmuckplätze zur Erholung für jung und alt als in den Ländern der germanischen Rasse. Und wo dazu Grund und Boden fehlt, wie namentlich in den Großstädten, da werden die Kinder der Natur, Blumen und Blattpflanzen, in den Zimmern gepflegt, und mit kindlicher Freude wird ihr Gedeihen verfolgt. Ganze Gartenkolonieen sind entstanden, wo die Jugend sich in der freien Natur tummeln, die Alten sich nach des Tages Last und Mühe und an Sonntagen erholen können. Auch die Spaziergänge vieler Tausend Städter in Wald und Heide zeugen für diese Freude unserer Stadtbewohner an der freien Natur. Trefflich hat Goethe diese mit dem kurzen Worte charakterisiert: „Hier ist des Volkes wahrer Himmel". Und wem es irgendwie die Mittel erlauben, der schüttelt während des Sommers auf einige Wochen den Staub der Stadt ab, um in waldiger Gegend oder auf den Bergen oder am Meere die Freiheit in der Natur zu genießen. Wieder ist bei keiner anderen Rasse dieser Drang nach Waldfreiheit und nach der Poesie des Meeres und der Berge so groß in allen Schichten der Bevölkerung wie bei der germanischen. Die Tausende Städter, die alljährlich die deutschen Mittelgebirge bevölkern oder am Meere sich sonnen oder die Alpen erklimmen, legen beredtes Zeugnis davon ab. Begeisterung für die Natur und die Poesie, die sie birgt, treibt die meisten hinaus, nicht Sucht nach Abwechselung und Streben nach Zeitvertreib, wie nur zu oft die Vertreter anderer Nationen. Mit dem Wanderstab in der Hand, leichten Sinnes und mit leichtem Gepäck, durchstreift der Deutsche Berg und Tal. Hier zeigt sich auch bei dem Stadtbewohner noch der angeborene Natursinn, und so erklärt es sich, daß gerade von ihm ein großer Teil jener Wald- und Naturlieder herrührt, die unserer Dichtung eigen sind, und aus denen nicht allein die Freude an der Natur, sondern auch die Sehnsucht nach ihr in den mannigfachsten Tönen ernst und lustig widerklingt.

Aber auch noch andere echt deutsche Charakterzüge haben in die Städte ihren Einzug mitgehalten. Wie schon berührt, ist die Freude an Lied und Dichtung in der Stadt nicht verkümmert. Als die Ritter aufgehört hatten, zu singen und zu sagen, da nahmen sich die deutschen Meister in den Städten der Poesie an. Später ist manches treffliche Wander- und Burschenlied hier entstanden, und die Arbeit in den Werkstätten hat bis in unsere Zeit Schritt gehalten mit dem Rhythmus des Liedes. Die alte Religiosität unseres Volkes ist ebenfalls mit in die Stadt gezogen: das beweisen noch heute die Heilighaltung des Sonntags und die vollen Kirchen, die wir in großen und kleinen Städten antreffen. Auch den unserem Volke eigenen Sinn für Recht und Pflicht hat der Deutsche in den Mauern der Stadt nicht verkümmern lassen. Von jeher haben die Städte als Wahrerinnen des Rechts gegolten, und das vor allem zu einer Zeit, wo auf dem flachen Lande Gewalt vor Recht ging. Deshalb flüchteten damals von hier Tausende in die Mauern der Städte, um dort Schutz und Schirm zu finden. Unter dem Schutze der Städte konnte auch der deutsche Kaufmann von Ort zu Ort ziehen; ihre Reisigen verteidigten ihn. Und war dem einen oder anderen von den übermütigen Rittern Unrecht geschehen, oder waren Bürger auf offener Landstraße angefallen worden, dann zogen die Handwerker zum Schlosse des Frevlers, und nicht selten haben sie diesen sein rechtloses Beginnen mit dem Tode büßen lassen. Die vielen kühnen Taten der Städter zur Zeit des Raubritterwesens und der allgemeinen Unsicherheit, die in Volksliedern bis heute fortleben, zeugen ebensosehr von ihrem Rechtsgefühl und ihrem Selbstbewußtsein wie von ihrer Tapferkeit. Denn auch die deutsche Waffenfreudigkeit und Vaterlandsliebe offenbaren sich in den

Städten in keinem schwächeren Lichte als auf dem Lande. Seit sich die Bürger der Stadt Worms des unglücklichen Heinrich IV. angenommen und ihr Geld und ihre Waffen gegen bischöfliche und fürstliche Anmaßung ihrem Könige zur Verfügung gestellt haben, ist zu unzähligen Malen die bewaffnete Macht der Städte die Mauer gewesen, an der vaterlandsloser Sinn und habgieriges Streben äußerer Feinde zu Grunde gegangen sind. Selbst zu Zeiten, wo die Neigung des Landmannes für das Waffenhandwerk erstorben zu sein schien, wie während und nach dem Dreißigjährigen Kriege, lebte sie in den Städten fort und erhielt sich hier, bis sie durch die Großtaten eines Friedrich II. und durch die Gewaltherrschaft eines Napoleon zu neuem Leben entfacht wurde. Und dieser Waffenfreudigkeit, dieses alten Erbteiles von unseren Vorfahren her, bedürfen wir mehr als jedes andere Volk, wenn wir unsere Eigenart erhalten wollen, da wir auf allen Seiten von fremden Völkern umgeben sind, die auf Kosten unseres Landes ihr Gebiet zu vergrößern trachten. Diese Waffenfreudigkeit, der äußere Ausdruck persönlichen Mutes, hat neben der deutschen Innerlichkeit, der Religiosität und der Freude an der Natur den Kern unseres Volkes gesund erhalten. Solange diese vier Eigenschaften in uns noch nicht erstorben sind, werden wir uns auch ferner allen äußeren Feinden gegenüber schützen können: sie sind die Grundpfeiler des Lebens unseres Stammes, und wer sie zu vernichten strebt, hat keinen Anteil an dem Volk, in dem er geboren ist, an der heiligen Heimat, die ihn großgezogen hat.

6.

Die altdeutsche heidnische Religion.

Von

Eugen Mogk.

Die altdeutsche heidnische Religion.

I. Der deutsche Götterglaube.

Im Herzen von Altgermanien, zwischen Elbe und Oder, saß in alter Zeit der Völkerbund der Sueben. Von ihnen, so berichtet Tacitus, waren die Semnonen am angesehensten. Das Alter ihres Stammes ließ die Nachbarstämme eine heilige Scheu vor ihnen haben, und sie waren die Schirmer heiliger Waldungen, in denen die höchste Gottheit ihre Wohnstätte hatte. In diesem geweihten Walde kamen zu bestimmten Zeiten die Blutsverwandten zusammen und brachten dem Lenker aller Dinge ihre blutigen Opfer. Nur gefesselt traten sie unter das dichte Laubdach, und wer auf diesem heiligen Gange strauchelte, der durfte sich nicht wieder erheben, sondern mußte kriechend den Ausgang des Waldes suchen. Solche Ehrfurcht hatten die Sueben vor ihrer Gottheit. Und das war ein Zweig desselben Volkes, vor dem das stolze, unbesiegbare Rom gezittert hat, dessen Freiheitsliebe den Römern gefährlicher geworden ist als der Widerstand der Samniter, Punier, Gallier und Parther. Tapferkeit und Gottvertrauen gingen bei ihm Hand in Hand.

Wie unsere Krieger 1813 und 1870 unter dem Gesange altehrwürdiger Kirchenlieder dem Feind entgegenzogen, so sangen die alten Germanen zum Preis ihrer Götter, wenn der Feind in Sicht war und der Kampf bevorstand. So weit wir die deutsche Geschichte und deutsches Leben zurückverfolgen können, überall tritt uns das gleiche feste Gottvertrauen unseres Volkes entgegen. Es offenbart sich als Demut in der Freude, als Ergebung in Gottes Willen im Leid. Das deutsche Volk betet auch heute noch, und wer es in dieser heiligsten seiner Handlungen beobachtet, wird bald wahrnehmen, daß das Gebet von Herzen kommt. Das ist im protestantischen Norden nicht anders als im katholischen Süden und Westen. Aus ihrer Urheimat hatten die Germanen den Glauben an einen Gott des lichten Himmels mitgebracht. Es war dieselbe Gottheit, die von den Griechen als Zeus, von den Römern als Jupiter verehrt wurde. Wir finden sie als Ziu oder Tyr bei allen germanischen Stämmen. Als der allgewaltige Herrscher mag dieser Gott noch unter den Semnonen fortgelebt haben, bei den meisten Stämmen dagegen war sein Gebiet in menschliche Sphäre gezogen worden. Krieg war das Lebenselement unserer Vorfahren geworden, durch Krieg mußten sie sich ihre Wohnsitze erwerben, zum Krieg wurde der Knabe erzogen, am Kriege fand der Mann seine höchste Freude, und im Schlachtentode sah er sein Streben belohnt: kein Wunder, wenn der alte Himmelsgott hauptsächlich zum Kriegsgotte geworden war, so daß die Römer in ihm ihren Mars wiederzufinden meinten. Und doch verehrte man ihn nicht ausschließlich als Kriegsgott. Wenn nach langer Wintersnacht im hohen Norden die wiederkehrende Sonne ihre leuchtenden Vorboten sandte, da vereinten sich die

Bewohner der Gegend zur Begrüßung derselben Gottheit und empfingen sie mit Schmaus und Gelage, und als Friesen in römischem Solde am Hadrianswall gegen Pikten und Skoten kämpften, gedachten sie des Gottes, der in ihrer Heimat des Dinges (Gerichtes) waltete, und setzten ihm und seinen jungfräulichen Begleiterinnen nach römischem Vorbild Altäre.

Was jeden einzelnen germanischen Stamm am meisten bewegte, worin er seine Lebensinteressen fand, das erbat er von der Gottheit, das schrieb er ihrem Walten zu. Ideale Schwärmer sind die alten Germanen wie auf keinem anderen, so auch nicht auf religiösem Gebiete gewesen: die Verehrung der Gottheit entsprang überall der heiligen Scheu vor etwas Höherem, das man nicht begreifen konnte, und aus den Lebensinteressen. Und da diese bei den einzelnen germanischen Stämmen verschieden, da sie bei den mehr ackerbautreibenden Westgermanen andere als bei den mehr wandernden Ostgermanen waren, da sie bei den Oberdeutschen sich mit denen der Niederdeutschen nicht deckten, so wurde dieselbe Gottheit auch bei den verschiedenen Stämmen nicht aus gleichen Ursachen verehrt. Nur die Art und Weise der Verehrung war überall die gleiche: allerorten dieselbe Scheu vor dem höheren Wesen, derselbe Ernst in religiösen Dingen, dieselbe Innigkeit, durch die der Mensch getrieben wurde, die waltende Gottheit zu erfreuen.

Und was von dem höchsten Gott der germanischen Stämme gilt, das zeigt sich auch bei den Göttern, die neben ihm und nach ihm von allen Germanen verehrt wurden. Den Wagen der Nerthus, jener mütterlichen Gottheit, die auf meerumflossener Insel sieben Stämme an der Ost- oder Nordsee verehrten, durfte allein der Priester berühren. In heiligem Haine stand er aufbewahrt und fuhr nur durch die Gefilde, wenn das große Fest der Göttin unter allgemeiner Freude und Waffenruhe gefeiert wurde. Kein Sklave durfte am Leben bleiben, der bei seiner heiligen Arbeit dem Priester beigestanden hatte, alle wurden der Göttin geweiht. Waren aber die Tage vorüber, an denen die Göttin unsichtbar unter den Sterblichen geweilt hatte, dann wurde der Wagen seinem Heiligtum zurückgegeben; das geheimnisvolle Rauschen der Blätter nahm ihn auf, das Rauschen, durch welches die Nerthus ihre Gegenwart verkündete. Ähnliche heilige Scheu hatten die Friesen vor ihrem Fosite, nach dem die Insel Helgoland „Fositesland" hieß. Alkuin berichtet in seiner Lebensbeschreibung des Willebrord, daß jener Stamm für die dem Gott geweihte Stätte die höchste Verehrung gehabt habe. Keiner der Heiden des Landes wagte Tiere, die dort weideten, oder irgend welchen Gegenstand des Landes zu berühren, nur schweigend schöpften sie Wasser aus der Quelle, die dort entsprang. Nach König Redbads Satzung galt es für ein des Todes würdiges Verbrechen, als Willebrords Gefährten Tiere der Insel zur Nahrung schlachteten und Willebrord drei Leute in der heiligen Quelle taufte.

Aus dieser Scheu vor den höheren Mächten erklärt sich auch die Ehrfurcht, die der Germane vor den Dienern der Gottheit, den Priestern, hatte und vor den heiligen Frauen, durch deren Mund der höhere Wille sprach. Könige und Herzöge waren den alten Germanen nur Vorbilder; ein Recht, über den freien Mann zu richten und zu strafen, hatten sie nicht: das war Sache des Priesters, der es im Auftrage der Gottheit tat, die im Krieg und Frieden dem Menschen zur Seite steht. Dem Priester wird es auch überlassen, durch das Los zu erforschen, ob die höheren Mächte Verhandlungen über wichtige Angelegenheiten gestatten oder verbieten, ob sie das Leben eines Gefangenen wünschen oder nicht. Und neben dem Priester steht die heilige Frau mit ihrer prophetischen Gabe, deren Ratschläge angehört und treulichst ausgeführt werden; denn in der Frauenseele walten nach der Auffassung des Germanen besondere mystische Kräfte. Allgewaltig war z. B. die Veleda aus dem Bruktererstamme im

Bataveraufstande. Der Glaube an ihren prophetischen Blick war durch das Glück der Deutschen unter Civilis, das sie vorausgesagt hatte, gewachsen, auf ihr Geheiß wurde der römische Unterfeldherr Mummius Lupercus den Göttern geweiht, ihrem Schiedsspruch unterwarfen sich Tenkterer und Kölner, als jene die unbedingte Rückkehr zur germanischen Freiheit von diesen verlangten. Von hoher Warte aus gab sie, den gewöhnlichen Sterblichen unnahbar, die Antwort; nur ein Erkorener vermittelte zwischen ihr und dem Volke: auf sie war die Scheu vor der Gottheit in vollem Maße übertragen.

Ihre Gottheit und der Ort, wo diese verehrt wurde, ging den Germanen über alles. Wiederholt erzählen uns die alten Schriftsteller, daß zum Schutz der Gottheit heftige Kämpfe geführt worden seien, wie die Deutschen ihre Ideale ja immer mit den Waffen in der Hand verteidigten. Nicht nur wegen ihrer Stammesverwandtschaft mit den Marsern ergriffen die Brukterer, Tubanten und Usipeter im westlichen Deutschland die Waffen gegen Germanicus, als dieser die marsischen Gefilde verödet hatte, nein, die Römer hatten das alte Heiligtum der Marser, den hochgehaltenen Tempel der Tanfana, dem Erdboden gleichgemacht, und solche Freveltat forderte die Rache der Glaubensgenossen heraus und ließ sie wie ein Mann gegen die Frevler am Heiligtume aufstehen. Ebenso nahm der Kampf, den Jahrhunderte später Karl der Große gegen die heidnischen Sachsen zu führen hatte, erst dann an Umfang und Heftigkeit zu, als es in Nord- und Westgermanien bekannt geworden war, daß es der Frankenkönig auf die Vernichtung der alten heimischen Götter, der alten Religion abgesehen hatte. Die Zerstörung des heiligen Waldes der Westfalen, in dem sich die Irminsäule erhob, war das Zeichen zum Aufstand aller derer, die sich zum großen sächsischen Völkerbund bekannten. Alle inneren Zwistigkeiten wurden vergessen, die verletzte Gottheit rief zu den Waffen und zwang zur Einigkeit.

Aber auch unter den Stammesverwandten entbrannte zuweilen der Kampf um das Vorrecht der Gottheit und um heilige Orte: hier machte sich der deutsche Partikularismus auf religiösem Gebiete geltend. Zwischen dem Lande der Chatten und Hermunduren bildete ein salzreicher Fluß die Grenze. Um diesen haben beide Stämme heftige Kämpfe geführt, die mit dem Siege der Hermunduren endeten, weil diese dem Ziu und Wodan die feindlichen Krieger geweiht hatten. Nicht der Salzreichtum des Wassers allein ließ sie diesen Fluß bis auf den letzten Mann verteidigen, sondern vor allem der alte Glaube, daß die Waldungen zu beiden Seiten des Flusses dem Himmel besonders nahe seien, daß deshalb in dieser Gegend die Gebete mehr als anderwärts von den Göttern gehört und erfüllt würden. Das Salz, das der Fluß barg, wuchs nur durch die Gnade der Gottheit.

Welch schroffer Gegensatz zwischen der Götterverehrung dieses gesunden, natürlichen Volkes und der des römischen! Gewiß muß in Betracht gezogen werden, daß die Römer auf dem Gipfel kultureller Entwickelung standen, auf dem die meisten Völker sich vom Glauben der Völker abwenden. Auch zu den Germanen ist diese Kultur gekommen, aber das ist der große Unterschied zwischen ihnen und der romanischen Rasse, daß sie immer auf dem Standpunkt der Überkultur in der Religion den Kern ihres Wesens wiedergefunden und wiedererlangt haben, während diese genußsüchtig und oberflächlich geworden ist und dadurch den inneren Halt verloren hat. Zur Zeit des Tacitus war bei den Römern in der Religion alles äußere Form, und nur selten zeigte sich noch die Tiefe der Überzeugung; bei den Germanen lebte alles in und mit der Gottheit, und niemand wagte es, frevelnde Worte über Dinge zu äußern, die schon der Väter Herz und Gemüt erfüllt hatten. Die äußere Form der Götterverehrung trat dagegen bei den Germanen ganz in den Hintergrund. Was sie erfüllte, war der Inhalt, die Sache; Schein und

Blendwerk sind unseren Vorfahren auch auf religiösem Gebiete fremd gewesen. Wohl knüpften sich an die Götterfeste durchweg Festlichkeiten und frohe Gelage, allein diese hatten in dem natürlichen Hange des Germanen zu harmlosem Lebensgenuß und gemütlicher Geselligkeit ihre Wurzel und wurden zugleich für das praktische Leben ausgenützt. Die Gottheit war in jeder Beziehung menschlich gedacht, daher hatte sie auch menschliche Leidenschaften, menschliche Gefühle, menschliche Bedürfnisse. Sie weilte im Glauben des Volkes unter den Feiernden, und je mehr ihr zu Ehren gezecht wurde, um so mehr fühlte sie sich geehrt. Zugleich fanden aber bei diesen Festlichkeiten Beratungen über öffentliche Angelegenheiten statt, die den gesamten Kultverband oder einzelne Glieder desselben betrafen.

Solche Götterfeste dauerten in der Regel mehrere Tage, und schon dieser Umstand bedingte es, daß an dem geweihten Orte eine Art Gebäude für die Festteilnehmer errichtet wurde, in dem das Gelage stattfand, in dem sie während der Nacht ausruhten, wo sie sich miteinander besprachen. Neben diesem Versammlungsgebäude mag schon frühzeitig ein Nebengebäude entstanden sein, in dem das Opfer vom Priester vorgenommen wurde, in dem man auf kunstlosem Steine das Bild der Götter aufgestellt hatte. Auf diese Weise entstand der Tempel, das Gotteshaus. Ursprünglich ist dieses unseren Vorfahren fremd gewesen, aber bereits Tacitus gedenkt seiner zu wiederholten Malen.

Auch in der Auffassung von der Götterwohnung steht der Germane in schroffem Gegensatze zu dem Römer. Er, der selbst die Freiheit der Person, die Freiheit in der Natur, die Freiheit in allem Tun und Handeln über alles liebte, konnte sich nicht denken, daß seine Gottheit in engen Wänden eingeschlossen ihr Dasein verbringe. Im schattigen Walde, in dem großen, von der Natur selbst errichteten Hause, unter dessen Laubdach noch heute heilige Stimmung in die fühlende Brust des Deutschen einzieht, mußte sie wohnen, denn einen schöneren Aufenthalt für sie konnte sich das deutsche Naturgefühl nicht denken, und wenn der Wind die Zweige bewegte oder der Sturm sie peitschte, da gab sie Zeichen ihres Daseins. Daher bedeuten die altgermanischen Worte für die Götterwohnung sowohl „Wald" als auch „Tempel", „Gotteshaus". Daneben heißt sie auch das Heiligtum schlechthin (althochdeutsch wîh) oder die geweihte Friedensstätte (friduwîh). Denn eine Friedensstätte war der heilige Hain; niemand durfte ihn bewaffnet betreten, und selbst dem Friedlosen gewährte er Schutz und Schirm. Wie sich der Deutsche selber in nie zweifelndem Gottvertrauen an seine Götter wandte, so sollte auch das Vertrauen selbst seines Feindes nicht getäuscht werden, und dieser Zug von Mitleid, Gutmütigkeit und Pietät ist nicht nur ein Zeichen für die kindliche Herzenseinfalt des Deutschen, sondern auch für sein hohes ethisches Pflichtgefühl.

Aber auch in Wäldern, die kein besonderes Kultheiligtum, keine eigentliche Friedensstätte aufzuweisen hatten, fühlten die alten Germanen sich wohl und heimisch, denn auch aus ihnen schien eine Gottheit oder wenigstens die Seelenschar Verstorbener zu ihnen zu sprechen, wie sich das deutsche Naturgefühl immer mit religiös-mystischen Anschauungen verband. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade der Windgott bei den meisten germanischen Stämmen eine Machtfülle erlangt hat wie keine andere Gottheit. Wenn es draußen stürmt, wenn der Wind die Zweige der Äste beugt, sagt man noch heute in manchen Gegenden Deutschlands „Der Wode jagt" und weiß sich zu erzählen von „Wuotes" oder von dem „wütenden" Heere. Aus solchen Wahrnehmungen in der Natur ist in grauer Urzeit der Glaube an ein mächtiges Windwesen hervorgegangen, das die oberdeutschen Stämme Wuotan, die niederdeutschen Wôdan, die nordischen Ódinn nannten. Seinem Namen nach war es von Haus aus nur der Gott des Windes. Da

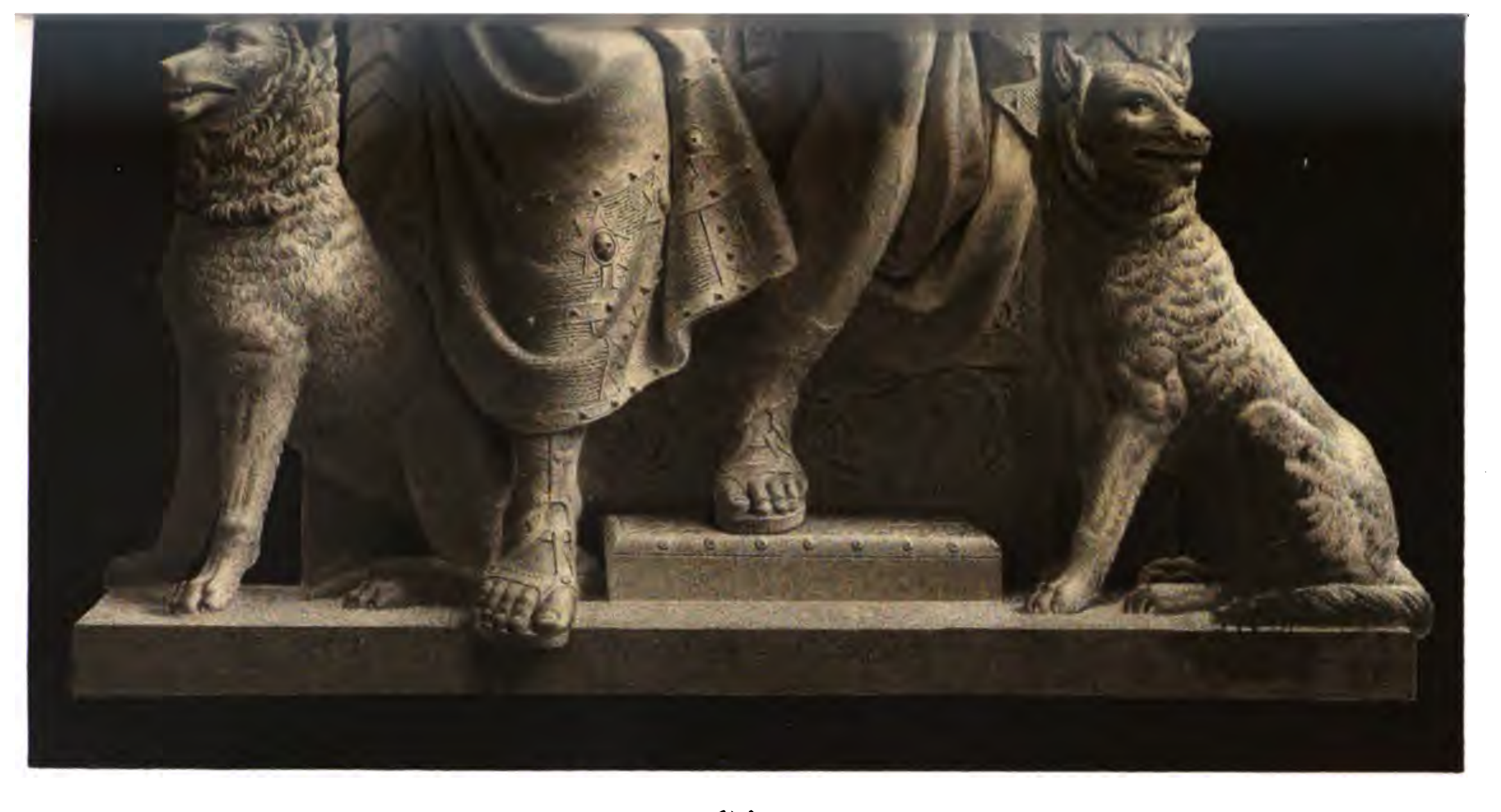




Odin.

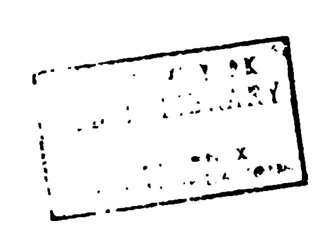
Nach der Kolossalstatue (1884) von Wilhelm Engelhard.





Odin.

Nach der Kolossalstatue (1884) von Wilhelm Engelhard.



aber nach altem Volksglauben im Winde das Heer der abgeschiedenen Seelen durch die Lüfte fuhr, so wurde Wodan zugleich Totengott, weshalb die Römer ihren Mercurius für ihn setzen, wenn von ihm die Rede ist. Zur Zeit des Tacitus hatte Wodan in vielen Gegenden Deutschlands sich bereits zum obersten Gott emporgeschwungen, er war zum allgewaltigen Himmelsgotte geworden, und der alte Ziu hatte ihm das Feld räumen müssen. Besonders verehrt wurde er in der kriegerischen Wikingerzeit von unseren skandinavischen Stammesbrüdern, bei denen sich die Dichtung um ihn wob. Hier wurde er der Gott des Kampfes und der Herr und König von Walhall, wo er alle vereinte, die im Kampfe gefallen waren, wo diese Einherjer tagtäglich zu neuem Kriege auszogen und den Abend bei frohem Gelage verbrachten. Dieses nordische Kriegerparadies entspricht so recht dem germanischen Wesen, dem kriegerischen Sinn der Germanen und ihrer Freude am Gelage. Kein Volk kennt einen ähnlichen Glauben. Ein Bild dieses Gottes in seiner erweiterten Machtfülle gibt die beigeheftete farbige Tafel nach Wilhelm Engelhards kraftvoller Kolossalstatue „Odin". Nur das Schwert, das dem Gotte nicht zukommt, hätte der Künstler durch den Speer ersetzen sollen; dieser allein ist Wodans Waffe. Im Gefolge Odins befanden sich nach nordischem Mythus die Walküren, Schlachtenjungfrauen, ausgerüstet mit Brünne, Lanze und Schild, die die Befehle des Schlachtengottes ausführen und demjenigen Sieg bringen, den Odinn bestimmt. Zugleich führen sie die Gefallenen nach Walhall und reichen ihnen hier das Methorn. Die bekannteste dieser nordgermanischen Walküren ist die gewaltige Brynhildr, die nur Freude am Kampfe findet und sich nimmer vermählen will. Sie ist das poetische Bild eines echt germanischen Heldenweibes. Gegen den Willen ihres göttlichen Gebieters hat sie in ihrem Selbstgefühl dem jungen Agnar den Sieg verliehen und den alten Hjalmgunnar dem Tode geweiht. Zur Strafe für ihren Ungehorsam hat sie Odinn mit dem Schlafdorn gestochen und ihr bestimmt, sich zu vermählen. Aber sie will nur den zum Gatten nehmen, der keine Furcht kenne und durch die leuchtende Waberlohe reite, mit der sie Odinn umgeben. Als dann der kühne Sigurd sie erweckt, aber später wieder verlassen hat, sinnt sie nur auf den Tod des einzig Geliebten, um dann mit ihm zu sterben und wenigstens im Tode mit ihm vereint zu sein.

Für Wodans allgemeine Verehrung und seine Machtfülle spricht auch, daß ihm besonders die heiligen Haine geweiht waren. Und wenn die Hermunduren im Kampfe mit den Chatten außer dem Kriegsgotte dem Wodan die Feinde darbrachten, so scheint es jene Gottheit gewesen zu sein, die in den Wäldern am Salzflusse wohnte und den Umwohnenden das Salz spendete (vgl. S. 329).

So wurzelt der altgermanische Wodansglaube und die Wodansverehrung wesentlich mit in der heiligen Scheu vor der Natur. Aber noch eine andere Gottheit der Germanen ist auf demselben Boden entsprossen, Donar. Die unheimliche Gewalt des Gewitters, der langanhaltende Donner und das zuckende Licht am hellen Tage haben bei fast allen Völkern, die diese Naturerscheinung in ihrer Heimat kennen, den Glauben an ein höheres Wesen erzeugt, das in Donner und Blitz sein Dasein zu erkennen gibt. Darum konnte dieser Glaube auch nicht bei einem Volke fehlen, das wie unsere Vorfahren mit der Natur gleichsam verwachsen war, und dem kein Vorgang in der Natur entging. Nach dem anhaltenden Donner, der noch heute auf kindliche Seelen tieferen Eindruck macht als der schnell verschwindende Blitz, nannten sie dieses höhere Wesen. Mit großem Barte stellten sie es sich vor, und wenn der Gott durch die Lüfte fuhr, rief er in diesen Bart. Diesen Ruf des Gottes ahmten die Krieger nach, wenn sie in die Schlacht zogen: das war der den Römern fürchterliche Bartgesang (barditus). Das schnelle Erscheinen

und Verschwinden des Blitzes konnte aber nur von einer Waffe herrühren, die der Gott warf, und die alsbald wieder in die Hand des Werfenden zurückkam. So dachte man Donar mit einem Hammer oder einer Keule bewaffnet, womit er die den Menschen feindlichen Dämonen vernichtete. Hieraus erklärt es sich, daß die Römer diesen germanischen Gott bald mit ihrem Jupiter identifizieren, bald mit Herkules übersetzen. Auch er wurde, wie Ziu und Wodan, von allen germanischen Stämmen verehrt und ist die dritte Gestalt in der altgermanischen Götterdreiheit. Wie dem Ziu unter römischem Einflusse der Dienstag, dem Wodan der Mittwoch, so wurde ihm der Donnerstag geweiht. Auch ihm setzen, wie jenen Gottheiten, die batavischen Reiterschwadronen in Rom Denksteine, ihn schwören in Oberdeutschland nach Einführung des Christentums die Alemannen ab, wie in Niederdeutschland auf Befehl Karls des Großen die Sachsen.

Neben dieser männlichen Götterdreiheit finden wir bei fast allen germanischen Stämmen eine weibliche Göttergestalt. Auch sie ist von Haus aus eine Naturgottheit, aber frühzeitig wie die anderen Götter zur ethischen Gestalt geworden. Wir finden diese Göttin bald allein, bald mit diesem oder jenem Gott ehelich verbunden. Es ist die mütterliche Erde, die die Bäume und Sträucher grünen, die Saat wachsen und die Früchte gedeihen läßt. Aus dem 12. Jahrhundert erfahren wir von einem alten niederdeutschen Brauch, der uns noch wie ein Stück Heidentum entgegenleuchtet, obgleich er unter der Leitung christlicher Priester geschieht. Geistliche der verschiedensten Klassen wählten nämlich im Frühjahre unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung von den Frauen eine aus, schmückten sie mit Purpur und Krone, setzten sie auf einen Thron und behandelten sie wie eine Königin. Dann sangen sie den ganzen Tag unter Musikbegleitung feierliche Lieder und erwiesen ihr alle Ehren wie einem Götzenbilde. Diese Schilderung läßt auf den ersten Blick erkennen, daß wir hier eine Darstellung jener alten Maigrafen- oder Maiköniginfeste (vgl. S. 308) vor uns haben, die in allen Gegenden Deutschlands, namentlich Norddeutschlands, und des germanischen Skandinavien bis in unsere Zeit hinein tief im Volke wurzeln, und deren Ursache und natürlicher Hintergrund leicht zu erkennen sind: wenn die Natur im Frühjahr erwacht ist, dann jubelt unsere Brust der verjüngten Erde entgegen, ein Volk aber, das wie die Deutschen ganz in dieser Freude aufgeht, empfängt in seiner Natürlichkeit diese verjüngte Natur unter symbolischen Gestalten, feiert ihnen und ihr zur Ehre frohe Feste, und kein Priester wagt es, diesen in unschuldigem Gewande auftretenden heidnischen Brauch zu stören. Es ist dasselbe Sehnen nach Frühlings- und Sommertagen, dieselbe Freude über die neu belebte Erde, die in grauer Vorzeit den Glauben an die mütterliche Göttin und ihre Verehrung hat keimen lassen. Unter dem Namen Nerthus, d. h. die Unterirdische, tritt uns diese Göttin im nördlichen Deutschland entgegen. Tacitus fand keine bessere Wiedergabe ihres Namens als „Mutter Erde" (terra mater). Westlich vom Nerthusgebiete, am Unterlaufe des Rheines und der Schelde und auf den der Küste vorlagernden Inseln, namentlich auf Walcheren, wurde dieselbe Gottheit als Nehalennia verehrt. Auf den Steinbildern, deren Bruchstücke noch heute von ihrem Kulte zeugen, finden sich die Spenden, die man der Göttin zu reichen pflegte, nachdem sie diese in der Natur hatte gedeihen lassen: in ihrem Schoße, auf einigen Bildern auch neben sich am Boden, hat sie den Fruchtkorb. Ihr zur Seite steht der Hund, der treue Begleiter, wie des Menschen, so hier auch der Göttin. Unter dem Namen Tanfana verehrten im westlichen Mitteldeutschland die Marser die mütterliche Erde. Im Herbste, wenn die Früchte eingeerntet waren, wurde ihr zu Ehren das große Fest gefeiert, an dem einst Germanicus die Deutschen überraschte: er fand sie schlafend auf Bänken und neben den Tischen, an denen sie zu Ehren der Göttin tüchtig gezecht und fröhlich geschmaust hatten.

Neben dieser mütterlichen Göttin der Erde ist schon frühzeitig ein weiteres weibliches göttliches Wesen von den Germanen verehrt worden, das ebenfalls in mystischer Auffassung von Vorgängen in der Natur seine Wurzel hat, in dem sich aber auch zugleich die altgermanische Auffassung von der Ehe und von der Heiligkeit des Weibes widerspiegelt. Außer dem Wode fahren noch mannigfache Wesen durch die Lüfte; namentlich um Weihnachten herum, zur Zeit der Zwölf Nächte, wo die Stürme am meisten in den altgermanischen Wäldern tobten, sind sie den Menschen bemerkbar. Bald sind es Druden, Mahren, Hexen, bald die wilden Weiber schlechthin oder Holz-, Moos-, Lohjungfern. Aber auch als weiße Frauen, Saligfräulein, Nachtfräulein erscheinen sie in einigen Gegenden Deutschlands. Der poetische Sinn der Germanen hat eine solche Frau mit Wodan in engsten Zusammenhang gebracht und den Mythus entstehen lassen, daß der Windgott ein solches weibliches Wesen verfolge. Das ist die Windsbraut der deutschen Volkssage. Sie wird weißfarbig dargestellt, mit langem, flatterndem Haare und herabhängenden Brüsten, und sie besitzt die Kraft, sich immer kleiner zu machen: alles spricht dafür, daß die vom Winde gepeitschte Wolke jenem Mythus von der verfolgten Windsbraut Gehalt und Farbe gegeben habe. Verfolgt aber der Windgott seine Braut, so kann er dies nur getan haben, um sich mit ihr zu vereinen, sie zu seiner Gattin zu machen.

In frühester Zeit muß es bei den Germanen, wie noch heute bei mehreren wilden Völkern, Sitte gewesen sein, die Braut zu entführen (vgl. S. 284 über den „Brautlauf"). Solches Erjagen der Braut mag auch hinter dem Mythus von der Windsbraut stecken. Aber der Gott hat seine Verfolgte auch eingeholt und führt nun mit ihr ein gemeinschaftliches Leben: sie ist sein Weib geworden. Als solches heißt die Göttin Frija, d. h. die Geliebte, das Weib schlechthin. In unserem „Freitag" lebt die Erinnerung an sie fort. Mit Wodan ist sie zur Himmelsgöttin emporgestiegen und die Göttin der Ehe und Liebe geworden, zugleich aber, vom deutschen Sinn für Häuslichkeit und Gemütlichkeit in dieser Richtung ausgebildet, eine echte und rechte germanische Hausfrau, zu der die irdischen Hausfrauen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie der Hilfe bedürfen. Ganz besonders flehen sie um Kindersegen zu ihr. Nicht tyrannisch zeigt sich ihr Gatte ihr gegenüber, im Gegenteil, er hört ihren Rat an und befolgt ihn gern, sobald er ihn für richtig befunden hat, handelt also geradeso, wie es der Germane mit seiner Frau zu tun pflegte, denn Klugheit wohnte nach seiner Auffassung dem Weibe oft mehr inne als dem Manne. Darum kann es auch vorkommen, daß die Frija ihren Gatten überlistet. Ein schönes Beispiel solcher weiblichen Klugheit der Frija enthält der Mythus vom Ursprung des Langobardennamens. Zwischen den Winilern und Wandalen ist es zum Streit gekommen; letztere bitten Wodan um Sieg. Der Gott antwortet, er wolle denen den Sieg verleihen, die er bei Sonnenaufgang zuerst sehen werde. Auf Veranlassung ihrer Mutter wenden sich dagegen die Fürsten der Winiler an die Frea, Wodans Frau, und bitten diese um ihren Beistand. Da gab Frea den Rat, die Winiler sollten bei Sonnenaufgang sofort auf dem Plane sein, und zwar nicht allein die Männer, sondern auch die Frauen, die ihre Haare lose vorn über die Brust herabfallen lassen möchten. Als es nun am anderen Morgen hell wurde, ging Frea an das Lager ihres Mannes, wandte sein Antlitz gen Osten und weckte ihn auf. Sein erster Blick fällt auf die Winiler, und wie er da die Frauen mit den lose herabhängenden Haaren sieht, fragt er: „Wer sind denn diese Langbärte dort?" Die wenigen Worte lassen die Frea ihr Ziel erreichen. „Herr, du hast ihnen den Namen gegeben", fiel die Göttin sofort ein, „so gib ihnen nun auch den Sieg." Es war nämlich altgermanische Sitte, daß der Namengebung des Kindes ein Geschenk folgte, mochte der Vater oder ein naher Verwandter oder auch ein Fremder diese heilige Handlung vornehmen.

So war Wodan durch die Klugheit seiner Frau überlistet: er hielt sein Wort und gab den Winilern den Sieg. Diese hießen aber von jener Zeit an Langobarden, „Langbärte“.

Wie dürftig auch unsere Quellen über den altgermanischen Götterglauben fließen, so gestatten sie uns doch einen tiefen Blick in die Volksseele, der dieser Glaube in seiner Eigenart entsprossen ist. Überall spricht aus ihm neben der Scheu vor dem höheren unsichtbaren Wesen, verbunden mit der Ehrfurcht vor den mystischen Anlagen der Frauenseele, die Liebe zu der Natur. Die Mythen, die sich an die alten germanischen Götter knüpfen, gehen zu nicht geringem Teile auf alte Naturpoesie zurück, und der Kult, in dem sich der Götterglaube äußert, ist häufig Naturverehrung. Aber auch diese Naturverehrung hat eine tiefere Wurzel, eine Wurzel, die weder Zeit noch Christentum aus unserem Volke hat ausjäten können: das ist der Glaube an das Fortleben der Seelen in der Natur und an die elfischen und dämonischen Gestalten, deren Vorhandensein die schöpferische Phantasie des Volkes im Laufe der Zeit aus diesem Glauben gefolgert hat.

II. Der deutsche Seelen- und Dämonenglaube.

Wenn man vor einem altgermanischen Gräberfelde steht, deren ja unsere Zeit so viele bloßgelegt hat, so staunt man über die Ordnung, die in diesen altheidnischen Begräbnisstätten herrscht. Sie zeugt für die Verehrung, die unsere Vorfahren den Toten gegenüber an den Tag gelegt haben. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit kam man den überlieferten Forderungen nach, wenn ein Toter dem Erdboden übergeben wurde. Endete doch der Tod das seelische Leben des Menschen keineswegs: er trennte nur die Seele vom Leibe. Jene aber lebte fort, bald im Winde als unsichtbarer Hauch, bald im Nebel und in Flüssen oder in Bergen, sie besuchte zuweilen ihren toten Körper oder zeigte sich bald in Tier-, bald in veränderter Menschengestalt. Es ist eine eigentümliche und doch schöne Poesie, die sich an diesen alten Glauben vom Fortleben der Seele bei unseren Vorfahren geknüpft hat. Und dieser Glaube ist uralt: die Funde in der Erde, die aus einer Zeit stammen, wo noch an keine schriftliche Überlieferung zu denken war, geben uns von ihm Zeugnis. Jahrtausende sind seitdem vergangen, aber noch heute lebt dieser Glaube in der Brust von Millionen. Wohl ist er nicht ausschließlich germanisch, denn er findet sich fast bei allen Natur- und vielen Kulturvölkern, aber die Form, in der er bei unserem Volke zum Ausdruck kommt, offenbart die deutsche Volksseele, den germanischen Volkscharakter.

Man ist lange in dem Wahne gewesen, daß unsere Vorfahren nur einen Glauben vom Fortleben der Seele in Walhall gehabt hätten, und daß dem Toten deshalb die Waffen mit in das Grab gegeben worden wären. Allein dieser Glaube von dem Kriegerparadiese ist nur eine im germanischen Norden ausgebildete poetische Form der allgemeinen Überzeugung, daß der Mensch sein Leben nach dem Tode fortsetze. Und wie das Erdenleben in den einzelnen Gegenden, in den einzelnen Zeiten ganz verschieden gewesen ist, so war natürlich auch die Vorstellung vom Fortleben der Seele verschieden: sie fügte sich ganz den materiellen und wirtschaftlichen Interessen der Zurückbleibenden an. Daher findet man auch bei den verschiedenen Geschlechtern, in den verschiedenen Zeiten und Gegenden die verschiedensten Gegenstände in den Gräbern: die Frau bedarf ihres Schmuckes, sie bedarf der Nadel und der Spindel; ihr das im Tode zu versagen, wäre die Verletzung der heiligsten Pflicht gewesen, und so gab man diese Gegenstände der Toten mit ins Grab. Ganz ähnlich bei den Männern: in kriegerischen Zeiten durften Speer, Schwert und Schild nicht fehlen. Auch das Roß, der Haushund, der Falke begleiteten den

gestorbenen Herrn ins Jenseits. Daneben fehlten Kamm und Schermesser nicht und der Becher oder das Horn, die bei dem zu erwartenden Gelage nötig waren. Den kriegerischen Zeiten sind friedliche gefolgt, dem Heidentum das Christentum, aber der alte Glaube ist nicht ganz ausgestorben, und noch in unseren Tagen hat man Kamm, Rasiermesser und Waschzeug oder Regenschirm und Gummischuhe dem Toten mit ins Grab gegeben, weil er sie hier gebrauchen kann.

Weitere Züge aufrichtigen Glaubens an das Fortleben der Seele und großer Ehrfurcht vor den Toten zeigten sich bei den alten Deutschen in den Leichenschmäusen, der Mitteilung vom Tode des Herrn an die Haustiere, vor allem die Bienen, und im Umstellen sämtlicher Gerätschaften in der Wohnung des Verstorbenen, Bräuche, von denen wir S. 286 und 287 gesehen, daß sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Eine wichtige Rolle spielt bei allen germanischen Stämmen nach dem Tode der „Dreißigste". Man ließ nämlich in rechtlicher und wirtschaftlicher Beziehung während der ersten dreißig Tage nach dem Hinscheiden alles beim alten: die Witwe blieb im Vollbesitz der Hinterlassenschaft, das Gesinde durfte nicht fortgeschickt, das Vieh nicht verkauft, an eine Erbteilung durfte nicht gedacht werden. In christlicher Zeit wurden in verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich in Oberdeutschland, während dieser Tage Seelenmessen für den Toten gelesen. Während dieser Zug aber fremdem, christlichem Einflusse zuzuschreiben ist, ist die Unantastbarkeit der Hinterlassenschaft ein echt germanischer und ausschließlich germanischer: durch ihn zeigt das deutsche Gemüt seine Scheu vor einer völligen und plötzlichen Umkehr des Hauswesens, seinen Konservativismus auch in diesen mehr oder weniger äußerlichen und unwichtigen Dingen. Das Recht des neuen Gebieters wird mit Rücksicht auf die Hausgenossen eingeschränkt, und die hinterlassene Witwe insbesondere soll ihre bisherige Stellung nicht in schroffem Wechsel verlieren. Erst nach Ablauf jener Frist erfolgt die Erbteilung, und der neue Erbe tritt beim Gedächtnismahl des Toten in den Vollbesitz seiner Rechte.

Wohl an keinen Vorgang im menschlichen Leben knüpft sich bei den Deutschen — und das ist ja ganz natürlich — noch heute so viel abergläubischer Brauch wie gerade an den Tod. Diesen Brauch können wir in der Geschichte zurückverfolgen bis zu den Anfängen des Christentums: die alten Konzilien und die ersten deutschen Bischöfe eifern bereits dagegen, denn schon damals erkannte die Kirche, daß die Richtung des Deutschen auf das Mystische eng verschwistert ist mit der Neigung zum Aberglauben. Mannigfach sind diese Gebräuche, aber ein Grundgedanke durchzieht sie alle: das von Gemüt und Pietät eingegebene Streben, der abgeschiedenen Seele Ruhe zu bereiten und dadurch selbst vor ihr Ruhe zu haben. Damit sie diese erlange, gibt man ihr ins Grab mit, was dem Menschen ganz besonders lieb gewesen ist; man wäscht und rasiert den Körper sorgfältig, damit nicht Gespenster kommen und diese Arbeit verrichten. Wird die Leiche im Sarge fortgetragen, so müssen die Füße vorn sein; wird der Sarg auf die Bahre gesetzt, so wird er zuvor dreimal in die Höhe gehoben, sonst hat der Tote keine Ruhe. Auch übermäßiges Weinen und Klagen mag die abgeschiedene Seele nicht: es stört ihre Ruhe. Wohl findet sich auch dieser Glaube bei vielen Völkern und hat Stoff zu mancherlei Mythen gegeben, aber keine von allen ist so sinnig und gemütvoll wie die Thüringer Sage vom Tränenkrüglein, nach der die irrende Kindesseele zur Mutter kommt, die weinend auf des Kindes Grabe sitzt, und sie in ihrer kindlichen Weise bittet, von dem Weinen abzulassen, da durch der Mutter Tränen das Tränenkrüglein, das die Kindesseele trage, nur immer schwerer werde.

Der Glaube an das Verweilen der Seele in der Nähe des alten Heimes, in der Nähe ihres Körpers ist es aber auch gewesen, in dem die altdeutsche Weissagung und der altdeutsche Zauber ihre Wurzel haben. Der grübelnde Sinn der Deutschen, das Geheimnisvolle, das im

Tode und in der Zukunft lag, haben von jeher unser Volk mit besonderer Neigung zu Zauber und Weissagung begabt. Die Seele, die im Luftraum frei umherschwebte, konnte nicht nur ferne Gegenden schauen und von ihnen künden, sondern sie sah auch das Zukünftige voraus. Eine tägliche Erfahrung hat den natürlichen Menschen zu dieser Überzeugung gebracht. Wir wissen, welche Rolle die **Träume** in der deutschen Dichtung, im deutschen Volksleben spielen. Es ist eine allgemeine Annahme, daß man durch sie die Zukunft erfahre; „die Träume trügen nicht" hört man noch heute sagen. Der Traum aber ist ein Stück Seelenleben während des Schlafes, den auch die Germanen als Bruder des Todes auffaßten. Im Schlafe verläßt die Seele den Körper und waltet dann frei über Ort und Zeit. Die deutsche Sage weiß aus allen Zeiten Mythen von Seelen zu erzählen, die in Gestalt einer Maus oder einer Schlange oder eines anderen kleinen Tieres den Körper des Menschen während des Schlafes verlassen haben und erfahrungsreicher in diesen zurückgekehrt sind. Eine der ältesten Aufzeichnungen verdanken wir dem Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus. Er erzählt, wie einst der fränkische König Guntram allein mit einem Diener auf der Jagd gewesen und, von Müdigkeit übermannt, im Schoße seines treuen Begleiters eingeschlafen sei. Da sah der Diener, wie aus Guntrams Mund ein Tierlein in Schlangenweise herausschlich und an einem Bache, über den es nicht wegspringen konnte, Halt machte. Wie das des Königs Genosse merkte, nahm er sein Schwert und legte es über den Bach. Auf dem Schwerte schritt das Tierlein über das Wasser, ging dann in das Loch eines nahen Berges, kehrte nach einigen Stunden zurück und verschwand wieder, nachdem es zum andern Male über die Schwertbrücke gegangen war, in dem Mund des Königs. Wie dieser kurz danach erwachte, äußerte er zu seinem Gesellen: „Ich muß dir einen Traum erzählen, den ich gehabt habe. Ich erblickte einen großen, breiten Fluß, darüber war eine eiserne Brücke gebaut. Über diese ging ich und kam dann in die Höhle eines Berges, in der ein unsäglich großer Schatz der alten Vorfahren lag." Da erzählte ihm der Geselle, was er gesehen hatte, während sein Herr schlief, und wie der Traum mit der wirklichen Erscheinung übereinstimme. Darauf sei an jenem Orte nachgegraben und in der Tat in dem Berge eine große Menge Silbers und Goldes gefunden worden.

Aus solchen Traumerfahrungen, die uns diese und ähnliche Sagen lehren, ist der Glaube an die Allwissenheit der freischwebenden Seele entstanden. Daher treiben die Menschen, die die Geister zitieren zu können vorgeben, am häufigsten kurz nach eingetretenem Tode in der Nähe des Leichnams ihr Handwerk. Durch geheimnisvolle Lieder, gegen die die Verordnungen der alten christlichen Kirche immer und immer wieder eifern, locken sie die Seele und zwingen sie, ihnen Rede und Antwort zu stehen. Aber sie gehen auch zuweilen weiter. Haben diese Menschen — in der Regel sind es Frauen, die Trägerinnen besonderer mystischer Kräfte — durch ihre Lieder die Seele gebannt, dann steht diese auch in ihrem Dienste. Und diesen Dienst der Geister benutzen sie zum Zauber, indem sie durch die Seele dem Menschen entweder Unglück bringen lassen oder dieses von ihm wegnehmen. Denn auch zu solchem Tun und Treiben besitzt die freie Seele Kraft. Es liegt eben etwas Geheimnisvolles in der Seele, im Scheiden der Seele vom Leibe, und gerade dies Geheimnis hat die Phantasie unserer Vorfahren tief erregt und erregt sie noch heute. Fast aller Aberglaube, soweit er heimischen Ursprunges ist, hängt mit der Vorstellung von der freien Seele und dem Tode aufs engste zusammen.

Daneben haben wir aus alter Zeit untrügliche Zeugnisse, daß man die Zauberer und Geisterbeschwörer für verworfen hielt, sie haßte und bestrafte. Dies kann nicht allein darin seinen Grund gehabt haben, daß diese Menschen zuweilen Unglück über ihre Mitmenschen gebracht

haben; es muß tiefer liegen. Die Pietät vor der abgeschiedenen Seele verlangte, daß diese möglichst bald Ruhe erhielt; wer diese Ruhe störte, machte sich eines Verbrechens schuldig. Und das taten die Geisterbeschwörer. Denn im allgemeinen kam die Seele bald in die große Schar der Geister, die in Flüssen und Quellen, in Bergen und Wäldern fortlebte, die mit dem Totengotte durch die Lüfte fuhr und Veranlassung zu den vielen mythischen Gestalten dämonischer Wesen gegeben hat. Nur wer im Leben unrecht gehandelt hat, findet keine Ruhe nach dem Tode. Dieser Glaube ist das schönste Zeugnis für den ausgeprägten Gerechtigkeitssinn des Germanen, denn was seine Seele bewegt, hat er auch in seinem Glauben niedergelegt. Wie noch heute der unverdorbene Deutsche mit der vollen Kraft seines Geistes für das eintritt, was er für recht erkennt, so haben es schon unsere Vorfahren getan. Rechtlich muß der Mensch handeln, das war ihnen selbstverständlich; und wenn er das tat, so tat er nichts als seine Pflicht und Schuldigkeit. Daher wissen die alten Deutschen nichts von einer Belohnung für gute Taten nach dem Tode, und in dieser Auffassung unterscheiden sie sich wesentlich von anderen Völkern. Anders stand es mit dem Übeltäter, der seine Mitmenschen in ihrem Rechte beeinflußt, der ihnen ihr Eigentum entwendet, ihnen gesetzwidrig Schaden am Körper zugefügt oder auch nur aus Eigennutz die gesellschaftlichen Pflichten vernachlässigt hatte. Dieser wurde nach dem Tode bestraft, wenn sein Frevel während seines Erdenwallens unentdeckt oder ungesühnt geblieben war, und die Strafe bestand darin, daß die Seele wenigstens so lange keine Ruhe fand, als seine Frevel unter den Mitmenschen nicht gesühnt waren. Aus diesem Glauben heraus sind die unzähligen Spuksagen entstanden, die wir in allen germanischen Ländern finden.

Als dann das Christentum angenommen und die heidnischen Götter abgeschworen waren, hörte dieser Glaube nicht auf, sondern er wurde nur christlich verändert und vertieft: auch diejenigen, die gegen die christliche Sittenlehre gehandelt hatten, fanden im Grabe keine Ruhe. Noch heute kennt man im bayrischen Dialekte das Wort „Weiz, Weize" und bezeichnet damit die Strafe der abgeschiedenen Seelen oder die Spukgeister, die keine Ruhe finden und umgehen müssen. Das Wort ist das althochdeutsche wîzi, das die Strafe für jedes rechtliche und gesellschaftliche Vergehen bezeichnet. Wie weit man in diesem Rechtssinn gegangen ist, lehren die vielen Tierprozesse, die im Mittelalter gespielt haben. Die Geister konnten ja nach dem Tode nicht nur menschliche Gestalt, sondern auch Tiergestalt annehmen, und deshalb wurde während des ganzen Mittelalters oft Tieren, in denen man eine Menschenseele wähnte, in aller juristischen Form der Prozeß gemacht; die immer noch Böses übende Seele sollte auch nach dem leiblichen Tode mit weltlichen Strafen belegt werden. Dieser Rechtssinn lebt noch heute in unserem Volke in alter Frische fort und erzeugt in Anlehnung an die alten immer neue Mythen und Sagen. Wer den Grenzstein verrückt, wer einen Meineid geschworen, wer dem Nachbar heimlich Getreide oder Gras entwendet, wer einem Fremden sein Obdach versagt, wer sein Gelübde nicht gehalten hat, wer hartherzig gegen seine Mitmenschen gewesen, der Mörder, der der weltlichen Strafe entgangen ist, der Geizige, der Wucherer, alle finden nach allgemeinem Volksglauben nach dem Tode keine Ruhe und zeigen sich bald hier, bald dort. Weitverbreitet sind ferner die Mythen von jenen Geizhälsen, die ihr Geld vergraben haben: sie irren während der Nacht unstet umher, erscheinen den Leuten, winken ihnen, mitzugehen, und finden erst Ruhe, wenn einer den Schatz hebt, den sie in die Erde versenkt haben. Der Glaube in christlichem Gewande läßt dann Ungetaufte, Sonntagsschänder, Selbstmörder, Leute, die nicht die letzte Ölung genossen haben, und andere keine Ruhe nach dem Tode finden. In den Berner Landen erzählt man sich, wie Mädchen, die infolge ihrer Tanzleidenschaft gestorben sind, nach ihrem

Tode unruhig um die Wirtshäuser herumstreichen, und wer auf Erden allzu ungestüm seinem Jägerhandwerke nachgegangen ist, der muß mit der wilden Jagd bis zum Ende der Welt durch die stürmischen Lüfte fahren.

Wer sich jemals mit deutschen Sagen beschäftigt hat, kennt die Menge solcher Spuk- und Geistergeschichten. Es gibt keine deutsche Gegend, die nicht von der einen oder anderen Person weiß, daß sie umgehe, von der einen oder anderen Stätte, daß es hier spuke. Aber diese Sagen sind fast durchweg nicht in gleichgültigem Ton erzählt, sondern es geht meist durch sie ein Zug des Mitleids für die ruhelose Seele und spricht aus ihnen eine Mahnung an die noch Lebenden. So sind sie ein Stück Sittenlehre unseres Volkes, das aus dem ihm angeborenen Sinn für Recht und Pflicht hervorgegangen ist. Allein dieser Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode ist noch von einer anderen Seite durch den Volksgeist befruchtet worden. Was auf das kindliche Gemüt des Deutschen von außen einwirkt, nimmt er mit voller Seele in sich auf und durchtränkt es mit den Gefühlen und Neigungen, die sein Innerstes selbst erfüllen. Und wenn er sich dann dieser Eindrücke wieder entäußert, so fördert er ein Stück Poesie zutage, die das Innerste seiner Seele, all sein Denken und Fühlen widerspiegelt. Ein solches Stück Poesie sind auch die unzähligen Mythen und Sagen von dämonischen Wesen. Die ganze Natur, seine nächste Umgebung ist für den Deutschen belebt, erfüllt mit Lebewesen, denen er eine im allgemeinen von ihm nicht viel verschiedene, aber bald größere, bald kleinere Gestalt gibt. So sind die Riesen, Zwerge und elfischen Geister des deutschen Volksglaubens entstanden. Jene, die Riesen, sind dem Menschen feindliche Mächte, sie hat das Element, die Natur oder die Naturerscheinung erzeugt; diese, die elfischen Geister, sind dem Menschen meist freundlich gesinnt und haben ihre Wurzel im Glauben an das Fortleben der Seele, wenn sich auch bald die Dichtung von diesem frei gemacht und die subjektive Phantasie neue Gestalten geschaffen hat. Weiß doch noch heute die Volksmythe von den verschiedensten elfischen Geistern, daß in ihnen Menschenseelen fortleben. So erzählt man im Vogtlande, daß der Kobold der Geist eines ungetauften Kindes sei; eine Rügener Sage berichtet, wie der Klabautermann eine Kindesseele ist, die in einen Baum fährt und dann mit dem Stamme des Baumes auf das Schiff kommt, wo sie nun ihr Wesen treibt. Auch die Nixen im Wasser, die Wald- und Feldgeister sind nach weitverbreitetem Glauben Seelen Verstorbener, die immer andere nach sich ziehen.

In beiden Fällen fühlt der Germane mit seinem stark ausgebildeten Natursinn das geheimnisvolle Walten in den Elementen oder an gewissen Orten, und er fühlt sich ihm verpflichtet, von ihm abhängig. Hieraus erklären sich die Spenden, die seit grauer Vorzeit bis auf den heutigen Tag jenen Elementen gereicht werden. Römische und griechische Schriftsteller berichten, wie die Alemannen, die Franken, die Langobarden und andere germanische Stämme den Flüssen oder Quellen Opfer gebracht haben. Die christlichen Gesetze des frühen Mittelalters richten sich gegen diesen heidnischen Kult. Und doch hat er sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn er sich auch meist in symbolische Handlungen geflüchtet hat. In welcher Gegend Deutschlands ist nicht die Sage verbreitet, daß ein See, ein Fluß, ein Teich alljährlich sein Opfer fordere? Besonders ist es der Walpurgis- und Johannistag, an dem das Wasser ein Menschenleben verlangt. Das ist die unfreiwillige Spende, die noch heute die Geister des feuchten Elements sich holen. Im Heidentum brachten die Menschen freiwillig die Gabe dar. Als die Franken z. B. den Po überschritten, opferten sie dem Wasser dieses Flusses die Weiber und Kinder der Kriegsgefangenen, und Alemannen brachten an den Strudeln der Flüsse Pferdeopfer. In der Schweiz und andernorts ist es Sitte, daß man Seen, Brunnen oder Quellen

und andere Gewässer segnet, daß man verbietet, sie zu beunruhigen, daß man ihnen an bestimmten Tagen Brot, Früchte, Blumen und dergleichen darbringt. Weit und breit sind auch die Brunnenfeste bis auf den heutigen Tag noch beliebt, an denen in der Regel eine Puppe, zuweilen auch unter allgemeinem Jubel ein Mensch, in das Wasser geworfen wird. Zu diesem im Grunde ernsten Spiele gesellt sich vielenorts das sinnige Symbol. Wenn in Hessen die jungen Leute am zweiten Ostertage aus der Quelle am Meißner Wasser schöpfen, so tun sie es nie, ohne Blumen mitzubringen, und die Kinder von Sievershausen werfen Blumen und Zwieback in den Ilkenborn. In Schwaben schmücken die Mädchen am Maitage die Brunnen, aus denen sie ihr Vieh zu tränken pflegen, mit frischen Maien, die mit bunten Bändern geziert sind. Sie bitten die Geister des Elements, auch ferner das Vieh gedeihen zu lassen. Einen weiteren Zug deutscher Sinnigkeit, der sich an den Glauben an die Wassergeister knüpft, finden wir im Erzgebirge: hat sich hier das junge Mädchen zum ersten Male in der Kunst des Spitzenklöppelns versucht, so bringt es die ersten Spitzen dem Wasser und bittet um Segen für seine fernere Arbeit. Nach altheidnischer Weise werden dann auch an den Brunnen oder an anderen Gewässern zu bestimmten heiligen Zeiten, namentlich im Frühjahre, Schmäuse abgehalten oder Belustigungen anderer Art, wie Tanz, getrieben.

Diese Heiligkeit, die der germanische Natursinn dem Wasser wegen der in ihm wohnenden Geisterwelt verliehen hat, ist es auch gewesen, die dieses Element heilkräftig macht und die Zukunft künden läßt. Vor Sonnenaufgang geht man an bestimmten Tagen, besonders an dem heiligen Oster- und Pfingstmorgen, zu dem fließenden Wasser; schweigend, wie man auf dem ganzen Gange sein muß, schöpft man das Krüglein voll: solches Wasser fault nie und hilft gegen verschiedene Krankheiten. Oder wer an einem solchen geweihten Tage die abgeschnittenen Nägel dem Flusse übergibt, der bleibt das Jahr über von Zahnweh verschont. Überall ist ferner das Wasserorakel verbreitet. An vielen Orten gehen in einer bestimmten Nacht die Mädchen an eine Quelle, brennen hier Lichter an und erkunden auf die mannigfachste Art die Zukunft. Im Bergischen werfen sie einen grünen Kranz und einen Strohkranz ins Wasser und greifen dann rücklings nach einem; erwischen sie den grünen, so bedeutet es Glück und Verlobung, der Strohkranz dagegen bringt Unglück und sagt, daß der Freier noch fern ist. In Böhmen wirft man ein grünes Kreuz in die Quelle; bleibt es oben, so bedeutet es Glück, sinkt es unter, Unglück. In ganz Nord- und Westdeutschland herrscht der Glaube, daß der Wasserstand eines Teiches oder Sees oder auch nur eines Brunnens im Frühjahr angebe, wie teuer das Getreide der kommenden Ernte werde, und in der Nähe von Wien steht ein Brünnlein, nach dem alljährlich am Karfreitag, am Johannistag und am Tage der heiligen drei Könige gewallfahrtet wird, weil das Wasser dieser Quelle die Nummer lesen läßt, die bei dem Lotteriespiel gewinnt. Das sind alles alte Bräuche, wenn auch die Form neu ist. Sie finden sich wohl auch bei anderen Völkern, aber selten kommt eines dabei dem deutschen an Überzeugungstreue und Innigkeit gleich.

Ganz ähnlich und aus demselben Grunde wie das Wasser und seine Geister wurden die Windgeister von unseren Vorfahren verehrt. Wie der alte Wodansglaube aufs engste mit dieser Verehrung zusammenhängt, wurde bereits gezeigt (S. 330). Ist doch der Wind diejenige Naturerscheinung, die von jeher die Phantasie des Deutschen erregt hat und es noch heute tut. Im Heulen des Sturmes glaubt man Männerstimmen und Tierlärm zu vernehmen, in dem sanften Wehen der bewegten Luft das Wandern ruhiger Geister zu spüren. Aus dieser poesievollen Umdeutung der Naturerscheinungen sind jene zahlreichen Mythen entstanden, die heute noch der gemeine Mann zu erzählen weiß, jene Mythen vom Wütenden Heere und vom Wilden

Jäger oder der Frau Holle, der Perchta, dem Seelenheere u. dgl., auf die schon S. 333 hingewiesen worden ist. Diese Windgeister sind bald gute, bald böse, je nachdem der Wind Nutzen oder Schaden bringt. In den bösen Windgeistern sah man im Mittelalter vielfach Drachen, in der Neuzeit Hexen. Namentlich in der Zeit der Zwölf Nächte halten diese Geisterscharen ihre Umzüge: das ist die Zeit, zu der in dem alten Deutschland die Winde am meisten tobten, zu der die Geister der Sonne Licht und Kraft genommen zu haben schienen. Die Menschen bringen dem Heere dann ihre Spenden. Namentlich an Kreuzwegen pflegen sie sie niederzulegen. Dieses alte Windopfer, durch das man ein fruchtbares Jahr zu erlangen hoffte, hat sich bei dem gemeinen Mann bis in unsere Zeit erhalten. Prätorius weiß im 17. Jahrhundert von einer Frau in Bamberg zu erzählen, die einst bei heftigem Winde einen Sack Mehl zum Fenster hinausgeschüttet und dabei die Worte gesprochen habe: „Leg' dich, lieber Wind, Bringe dies deinem Kind." In Niederösterreich, Schwaben und anderwärts wird am St. Blasiustage der Wind gefüttert, und zwar mit Mehl oder Salz, damit er in der Heuernte nicht wehe, und im Mölltale in Kärnten wird das erste Heu in die Luft geworfen mit den Worten: „Da hat der Wind sein Teil." Wohl denkt man hier so wenig wie dort noch an die Geister, die im Winde daherfahren, allein man fühlt sich wie in alter Zeit von dem Elemente abhängig und sucht dieses daher wohlwollend zu stimmen.

Dachte man sich im Winde eine Schar Geister, so mußten diese auch ihren Ruheort haben, wo sie sich aufhielten, wenn draußen in der Natur sich die Luft nicht bewegte. In erster Linie galten als solche Zufluchtsstätten die **Berge**. Hieraus erklärt sich die Verehrung, die in heidnischer Zeit die Berge genossen. Immer und immer wieder eifern die mittelalterlichen Konzilien gegen die Opfer, die man auf Bergen und Hügeln brachte, und die Bußbücher setzen auf solchen Bergkult harte Strafe. Dieser Glaube, daß die Berge der Aufenthaltsort der Seelen seien, hat sich gleichwohl durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Von vielen Bergen Deutschlands weiß man zu erzählen, daß in ihnen Geister ihr Wesen treiben, die von Zeit zu Zeit das Gestein verlassen. Besonders häufig findet sich der Mythus, daß diese Geister Seelen von Kriegern seien, die nach dem Tode in der Luft ihr Handwerk fortsetzen. Zu diesem Kreis von Mythen gehört auch die Barbarossasage, die so recht zeigt, wie es der deutsche Volksgeist verstanden hat, einem fremden Stoffe deutschen Glauben und deutschen Geist einzuhauchen. Die Barbarossasage ist der Glaube und die lebendige Hoffnung auf die Weltbestimmung des deutschen Volkes in einer Zeit, in der es ohnmächtig im Rate der Völker saß. Aus dem romanischen Süden war die Sage gekommen, daß einst ein mächtiger Fürst erscheinen und die Völker vor dem Auftreten des Antichristen durch Kampf zum Sieg führen werde. Bald war dieser Fürst Karl der Große, bald Otto der Große; zur Zeit der Hohenstaufen hatte man die Sage mit Kaiser Friedrich II. zusammengebracht: man wollte nicht glauben, daß er gestorben sei, man hoffte, er werde einst wiederkommen und Deutschland von dem fremden Joch befreien. Und an diesem Glauben hielt das Volk in den Zeiten der Not mit staunenswerter Beharrlichkeit, mit jener Zähigkeit fest, die zu den charakteristischen Eigenschaften des Deutschen gehört. Man hat, gestützt auf alten Volksglauben, dem schlafenden Kaiser bald diesen, bald jenen Berg als Aufenthaltsort gegeben. Besonders hat sich die Sage in Thüringen an den Kyffhäuser geknüpft, wohin sich Friedrich II., den später Friedrich Barbarossa verdrängt hat, mit seinem Gefolge zurückgezogen haben, und von wo aus er aufbrechen soll, um sich an die Spitze der Seinen zu stellen.

Während in den Bergen hauptsächlich der Führer der Geisterscharen wohnt, hausen diese selbst auf den Bergen, in den **Wäldern**, die diese krönen. Jeder Baum, der hier grünt,

hat seine Seele, wie eine solche überhaupt allen Bäumen zugeschrieben wird. So lebendig hat sich der Glaube vom Geist im Baume bis heute erhalten, daß man an verschiedenen Orten Deutschlands den Bäumen den Tod des Hausherrn anzukündigen pflegt. Man weiß allerlei von diesen Menschenseelen in Bäumen zu erzählen. In der Oberpfalz z. B. hängt man an dem Orte, wo jemand gewaltsamen Todes gestorben ist, eine Tafel mit einer Gedächtnisinschrift an einen Baum. Bei Tage soll dann die arme Seele des Getöteten im Baume hausen, nachts aber entbunden sein und in gewissem Umkreise frei schalten dürfen. Weitverbreitet sind ferner die Sagen von den Blutbäumen, in denen die Seelen schuldlos Hingerichteter wohnen sollen. Aus diesem Glauben erklären sich die harten Strafen, die im Volksrechte auf Baumfrevel gesetzt sind. Die Weistümer schreiben vor, man soll dem Baumschäler die Gedärme aus dem Leibe schneiden und mit ihnen die wunde Stelle des Baumes umwinden, oder es solle dem Frevler der Kopf abgeschlagen und dieser auf dem verwundeten Baume aufgepflanzt werden. Wie weiter nach altem Volksglauben verletzte Bäume bluten sollen, ist aus Schillers „Tell" hinlänglich bekannt. Noch heute bittet der Oberpfälzler, wenn er einen gesunden Waldbaum fällen muß, diesen um Verzeihung. In den Bäumen wohnen auch die Schutzgeister der Einzelnen, des Hauses, des Dorfes. Namentlich niederdeutsche Mythen erzählen, wie diese Geister in den Baumstämmen bleiben, wenn letztere auch gefällt sind. Mit den bearbeiteten Baumstämmen ziehen sie als Schutzgeist in das Haus, wenn der Stamm zum Dachbalken, auf das Schiff, wenn er zum Mast verwendet wird. So fühlt sich der Deutsche aufs engste mit dem Baume verwachsen, und daher darf dieser auch nie fehlen, wenn Freude über die Natur seine Brust schwellen läßt. Kein Frühlings- oder Maifest vergeht, wo nicht die Maie in die menschlichen Wohnungen gebracht wird, keine Erntefest wird ohne den Erntebaum gefeiert, und seit den letzten Jahrhunderten darf nirgends der Christbaum fehlen, wo Deutsche das sinnigste aller germanischen Feste feiern.

Aber neben diesen seelischen Gestalten läßt der Natursinn im Volksglauben auch noch d ä m o n i s c h e in denselben Elementen, an denselben Orten hausen. Das sind mythische Erscheinungen, die nicht selten Märchenmotive belebt haben. Im Wasser wohnt der Nix mit seinem grünen Haar und seinen behaarten Zähnen, der bald in Zwerg-, bald aber auch in Roß- oder Stiergestalt auftritt. Daneben haust hier die weibliche Nixe, die in der Sonne ihr goldenes Haar kämmt, wie die Loreley auf dem nach ihr benannten Felsen, die Freundin des Tanzes, des Gesanges und der Musik. Beiden darf man nicht nahe kommen, denn sie lieben es, den Menschen in ihr feuchtes Reich zu ziehen. Kindern, die nicht gehorchen wollen, droht man, daß sie der Nix holen werde. Auch die Berge hat die Volksphantasie mit einer Reihe dämonischer Gestalten bevölkert. In ihrem Inneren wohnt neben den Seelen das Völkchen der kunstreichen Zwerge, die namentlich in Gegenden zu Hause sind, wo man sich mit Bergbau beschäftigt. Ferner leben auf den Bergen die Riesen, so der Watzmann in Tirol, der Gibich im Harz, der Katzenveit im Vogtlande. Unter ihnen ist besonders Rübezahl, der Dämon des Riesengebirges, eine auch andernorts berühmte volkstümliche Gestalt geworden, ein Geist, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Auch in den Wäldern schalten und walten Dämonen. Weibliche Wesen sind es zumeist, Holzweibel, Waldfräulein, Moosleute, in Tirol Salige oder Saligfräulein, auch Fengen genannt. Ihren Leib denkt sich die Volksphantasie ihrem Aufenthaltsort entsprechend: sie haben einen behaarten Körper, ein altes, runzeliges Gesicht und sind fast ganz in Moos gehüllt. In Oberdeutschland erscheinen sie mehr als Dämonen in übermenschlicher Gestalt, die dem Menschen zu schaden suchen, in Mittel- und Norddeutschland dagegen sind es mehr zwerghafte Wesen,

die dem Menschen freundlich gesinnt sind und ihn bei seinen Arbeiten im Walde unterstützen. Es ist eigentümlich, wie gerade auf diese mythischen Wesen die Natur der Gegend in den einzelnen deutschen Gauen verschieden eingewirkt hat: die mächtigen Berge des Südens mit ihrem Firn und ihren Gletschern haben riesische Gebilde erzeugt, während in der Ebene und besonders in der Hügellandschaft dasselbe Wesen fast rein menschliche Formen angenommen hat.

Den Waldfrauen ähnlich erscheinen auch die Korndämonen. Wenn der Wind das Getreide bewegt, daß es auf und nieder schwankt, so treibt nach dem Volksglauben ein Dämon in ihm sein Wesen, über dessen Art und Fang in der letzten Garbe S. 321 berichtet ist. Ein gleicher Dämon wohnt auch im Gras, im Klee.

Mag man dem Glauben an diese dämonischen Gestalten auch keinen tieferen ethischen Hintergrund zuschreiben dürfen, so spricht er doch für den Drang unseres Volkes nach Poesie und Phantasiebetätigung, der sich in allen jenen mythischen Gebilden offenbart. Sie sind nicht zum geringen Teile der Jungbrunnen des gemeinen Mannes gewesen, durch den sein oft kärgliches Dasein erfrischt worden ist, und der ihm immer neue Daseinsfreude gegeben hat. Sucht man sie ihm zu nehmen, so unterbindet man ihm die eigentliche Lebensader. Der Deutsche mit seinem tiefen Gemüt verlangt nach solchen poetischen Gestalten; mit ihnen zerstört man zugleich sein individuelles Leben. Mögen diese Erscheinungen auch im Kerne im Heidentum und in heidnischer Anschauungsweise wurzeln: sie schaden heute, solange sie nicht ausarten, dem Staat ebensowenig wie dem Christentum.

7.

Das deutsche Christentum.

Von

Karl Holl.

Das deutsche Christentum.

I. Der Begriff des deutschen Christentums.

Die deutsche Religion oder das Verhältnis, in welchem bewußterweise die deutsche Menschheit sich zu den Mächten einer übersinnlichen und überirdischen, unendlich wertvollen und unendlich erstrebenswerten göttlichen Gestaltenwelt befunden hat und noch befindet, wenigstens ihrer überwiegenden Mehrzahl nach, ist keine einfache Folge der von Anfang an feststehenden deutschen Gemüts- und Geistesart, sondern erst das Produkt, das entstanden ist aus der Wechselwirkung dieser angestammten Art mit den geschichtlichen Erlebnissen, in denen die Weltstellung des deutschen Volkes begründet ward. Weder vermögen wir zu erraten, was aus der ursprünglichen, nur noch in versprengten Bruchstücken zu enträtselnden heidnischen Religion der Deutschen geworden wäre, wie sie im vorausgehenden Abschnitt skizziert ist, wenn ihr nicht in dem römischen Reiche, dem sie das Ende bereiteten, die geistig und sittlich so viel höher stehende christliche Religion entgegengetreten wäre, noch vermögen wir uns vorzustellen, welche Entwickelung etwa der deutsch-religiöse Genius genommen haben würde, wenn ihm zur Zeit, als die Deutschen seßhaft geworden waren und ein in Krieg und Frieden geordnetes Dasein zu führen begannen, statt der Lehre, der Hierarchie und des Mönchswesens der lateinischen Kirche das schlichte Evangelium, wie es die ersten Jünger Jesu verkündigten, mitgeteilt worden wäre. Nicht das Evangelium, sondern das bereits zur Kirche gewordene Christentum ist durch den Gang der Geschichte dem deutschen Geist entgegengebracht worden, und in ihrer wechselseitigen Durchdringung ist so die Religion erwachsen, in der seit anderthalbtausend Jahren unser Volk seine höchsten Ideale gefunden und niedergelegt hat: das deutsche Christentum.

Bei der Aufgabe, dieses deutsche Christentum als „die deutsche Religion" zu schildern, unter deren Zeichen unser Volk seine größten weltgeschichtlichen Taten vollbracht hat, muß daran erinnert werden, daß in allem höheren Geistesleben einer Nation, in Kunst, Wissenschaft und Literatur ein religiöses Element im weiteren Sinne des Wortes mit enthalten ist. Demnach tritt auch in der Schilderung, die diesen Seiten des Volkslebens gewidmet ist, das Religiöse irgendwie zu Tage. Deutlich zeigt sich das religiöse Element in Dichtung, Kunst und Musik. Noch weit mehr aber ist das unbewußte Volksleben in Sprache, Sage, Sitte, Brauch und Recht durchdrungen von uralten, niemals ganz verlierbaren Stimmungen, Ahnungen und Gewohnheiten einer aus unvordenklicher Zeit stammenden „natürlichen Religion". Von ihr mußte in der vorliegenden Schilderung Abstand genommen werden. Ein vom Christentum und seiner rationellen Kultur noch nicht aufgezehrter oder beschatteter Rest solchen deutschen „Heidentums",

solcher wildwachsenden urtümlichen Religiosität lebt heute noch fort in dem Schatz gemütvoller volkstümlicher Überlieferungen und unser Seelenleben durchklingender Stimmungen. Erst wenn man diese unwillkürlichen religiösen Regungen mit den öffentlichen und privaten Religionsformen, die wir unser Christentum nennen, zusammen schaut, gewinnt man ein Gesamtbild unserer deutschen Religion.

Auch ist es aus Mangel an ausreichender Überlieferung unmöglich, die religiöse Vorstellungswelt wieder ganz zurückzurufen, die in ungezählten Jahrhunderten die Deutschen erfüllt hat, bevor sie Christen wurden. Sie wurde absichtlich und unabsichtlich von der Kirche zerstört. Wir sind darum bei unserem eigenen Volke nicht in der glücklichen Lage, wie bei den Völkern der antiken Welt, Griechen und Römern, aus einer Fülle von literarischen und künstlerischen Denkmälern uns ein annähernd getreues Bild seiner natürlichen Religion machen zu können, um dann aus der Veränderung, die mit der Annahme des Christentums in ihm vorgegangen ist, den Einfluß genau abzuschätzen, den das Christentum auf seine angeborene Natur gehabt hat; ebensowenig wie das Maß seiner Rückwirkung auf das überlieferte Christentum. Kein Volk verhält sich ja einer ihm von außen her als göttliche Offenbarung zugebrachten Religion gegenüber rein rezeptiv, sondern es wird diesen Stoff, auch ohne bewußte Absicht, indem es ihn sich aneignet, zugleich seiner Eigenart nach umwandeln.

Eben diese Eigenart vermögen wir nur aus Andeutungen zu erschließen, und wir müssen aus Analogieen folgern, daß sie zunächst von der neuen Offenbarung bedeckt wurde. Denn diese Offenbarung trat den deutschen Stämmen entgegen in der Gestalt einer ihnen vollkommen überlegenen Kultur, der Kultur der lateinisch redenden Kirche. Das Christentum war bei ihnen nicht so wie bei den antiken Völkern die Sonne, die den Spätherbst ihres Lebens mit matten Strahlen vergoldete, sondern das Licht, das in ihre noch jugendlichen Seelen hineinfiel, als sie eben dem epischen und mythischen Alter ihrer Wander- und Heldenzeit entwuchsen. Sie mußten, wie das die Jugend tut, zunächst lange Zeit kritiklos der fremden Autorität sich beugen, bis aus der innerlichen Verschmelzung des von außen her angenommenen Glaubens mit der nun erst recht sich entwickelnden Innerlichkeit des angeborenen Charakters das hervorging, was wir das deutsche Christentum nennen: die dem Genius des Volkes entsprechende Form einer es im Innersten bewegenden Religion. Das „deutsche Christentum" ist, um es kurz und bündig zu sagen, dasjenige, was unwillkürlich und immer das deutsche Auge am Christentum als das Wesentliche erschaut hat.

Tiefer als in irgend eines anderen Volkes Schicksal hat das kirchliche Christentum in das unsere eingegriffen, aber auch die Rückwirkung der Nation auf die Ausprägung des Christentums ist gewaltiger. Sie hat sich schließlich in mehreren typischen Gestalten verfestigt, von denen man keine als die alleingültige oder dem deutschen Wesen am besten zusagende Form bezeichnen kann, die vielmehr alle in gewissen gemeinsamen Zügen den Ursprung aus einer und derselben religiösen Charakteranlage verraten. Jede dieser Gestalten deutschen Christentums hat ihre Geschichte, ihre Helden, ihre Märtyrer, und alle durchdringen sich heute noch im Volksleben der Gegenwart aufs wirksamste. Konfessionelle Voreingenommenheit und nationaler Stolz haben immer wieder eine Form des deutschen Christentums als die normale und darum allein berechtigte angesehen. Mit Unrecht. Es wird stets der Traum hochsinniger Gemüter sein, jenes ursprüngliche Christentum zurückzurufen, wie es zuerst unter dem beseelenden und beseligenden Verkehr des Meisters von Nazareth mit den Auserwählten unter seinen galiläischen und judäischen Landsleuten entsprang, als ein neuer todüberwindender Glaube, der sie

zu Gemeindegründern machte, oder wenigstens in der Gestalt, mittels deren Paulus, der Apostel Christi, aus der Sklaven- und Arbeiterwelt der hellenischen Großstädte die Anfänge der Kirche schuf; doch so wenig der Meister und seine Jünger zurückgerufen werden können, so wenig wiederholen sich die nationalen, politischen und sozialen Umstände, unter denen ihr Evangelium zündete. Gerade darum aber gehört das, was durch die Befruchtung mit ihrem Worte sich auf dem Boden des deutschen Gemütes und des deutschen Charakters in diesen dreizehnhundert Jahren entwickelt hat, zu den bedeutsamsten geschichtlichen Schöpfungen des Christentums überhaupt. Kein anderes Volk hat so bestimmend auf die Entwickelung des Christentums eingewirkt wie das deutsche.

Es sind geradezu die Hauptwendepunkte in der Entwickelung des Christentums, die dem Eintritt der deutschen Nation als Ganzes in die Kirche entstammen. Das deutsche Kaisertum hat im frühen Mittelalter durch rechtzeitiges Eingreifen das Papsttum aus tiefem Fall erhoben und somit die Kirche gerettet; die deutsche Reformation hat in höchst kritischer Zeit das Christentum in der Kirche gerettet, und indem die im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland auf humaner Grundlage erwachsene vollkommen freie Geistesbildung des deutschen Idealismus die Ehrfurcht vor dem Walten Gottes in Natur und Geschichte und die Begründung aller Sittlichkeit hierauf bewahrte, hat sie für die gesamte gebildete Welt die Religion gerettet.

Diesen geschichtlichen Vorgängen entsprechen die drei Grundformen, in denen sich bis jetzt das deutsche Christentum ausgesprochen hat, und die heute noch alle mit unverminderter Kraft fortbestehen. Wir wollen sie in Ermangelung einer bereits festgestellten Ausdrucksweise deutsches katholisches Christentum, deutsches protestantisches Christentum und deutsche konfessionslose Religiosität nennen. Während die Formen des Katholizismus den Deutschen von außen überliefert wurden und sie nur einer innerlichen Umgestaltung durch das deutsche Wesen unterlagen, sind Protestantismus und konfessionslose Religiosität selbst spezifisch deutschen Ursprunges und von hier aus erst zu den anderen Völkern gekommen. Als ihre typischen Vertreter lassen sich aufstellen, wenn auch nur beispielshalber und nicht um damit das Ganze jeder dieser drei Religionsgestalten zu zeichnen, Karl der Große, Luther, Goethe. Diese drei Formen deutscher Religion hängen eng zusammen. Die späteren sind aus den früheren entsprungen, sind durch sie bedingt, und heute bedürfen sie einander gegenseitig, ja sie gedeihen nur recht im lebendigen Wetteifer miteinander. Die Deutschen sind eben nicht nur das einzige wirklich paritätische Volk Europas, sondern sie zählen auch unter den Genossen der verschiedenen Konfessionen eine nicht unerhebliche Anzahl solcher, die sich innerhalb ihrer Konfession zu den Grundsätzen eines eigentlich konfessionslosen Christentums bekennen. Des weiteren ist dann der Reichtum und die Tiefe der europäischen Religionsentwickelung dadurch bedingt, daß für jede Hauptgestalt derselben deutsche Geister eintreten.

So erscheinen die genannten Formen wie drei verschiedene Temperamente unseres religiösen Volkscharakters, und erst alle drei zusammen eröffnen uns den Blick in den geheimnisvollen Grund, aus dem sie ihre Nahrung ziehen, in das deutsche religiöse Gemüt. Natürlich können diese drei Grundformen deutschen Christentums hier nicht in der Breite ihrer allmählichen persönlichen und geschichtlichen Entfaltung geschildert, sondern nur in den Spitzen ihrer Erscheinungen angedeutet werden. Wenige einzelne Namen müssen dazu dienen, ganze Gruppen religiöser Bewegungen zu charakterisieren, Hunderte müssen verschwiegen werden, und die Schilderung religiöser und kirchlicher Zustände, die in den verschiedenen Jahrhunderten sehr verschiedene Bilder zeigen würde, muß meist ganz unterbleiben.

II. Der deutsche Katholizismus.

Die erste Form des deutschen Christentums war katholisch. Man versteht unter Katholizismus jene Gestalt des gläubigen Christentums, die den Zusammenhang der einzelnen Seele mit Gott und den Besitz der göttlichen Offenbarung verbürgt sieht allein durch die auf göttlicher Stiftung beruhende Kirche. Diese Form des Christentums wurde von den Deutschen fertig vorgefunden. Aber sie haben auch darauf und darin einen umbildenden Einfluß anderer Art und Richtung bewiesen als die romanischen Völker. Die „Kirche" ist den Deutschen etwas anderes, innerlicheres, geheimnisvolleres geworden, als sie jemals in römisch-antiken oder französischen Köpfen war. Dabei ist freilich nicht die frühe Entscheidung für das Christentum, sondern das zähe Festhalten an ihm, nachdem es einmal die nationale Religion geworden, das für alle germanischen Nationen Kennzeichnende. Von einer besonderen „Vorherbestimmung" gerade dieser Nationen für das Christentum wird man kaum sprechen dürfen, wenn man bedenkt, daß bis zum Eintritt aller germanischen Stämme in die Kirche, von den ältesten Goten bis zu den Schweden, mehr als 600 Jahre verflossen sind, während die antike Welt weniger als die Hälfte dieser Zeit dazu brauchte, und wenn man weiter bedenkt, daß die Annahme des Christentums durch germanische Stämme nur zum geringeren Teil die Folge einer eigentlichen Bekehrung aus freiem Entschluß, zum größeren Teil dagegen ein Werk der Politik und des Zwanges war.

Dürften wir das älteste Schriftdenkmal in einer germanischen Sprache, die Bibelübersetzung des Gotenbischofs Ulfila, zu den im engeren Sinne deutschen Werken rechnen, so würden sich hier bereits eigentümliche Züge deutscher Religiosität vorfinden. Aber Ulfila ist doch wohl mehr der Prophet seines Volkes gewesen, der ihm ein Ideal künftiger Religiosität vorhielt, als sein Repräsentant. Die Form des damals im römischen Reiche herrschenden arianischen Bekenntnisses mag einem stark monotheistischen Zuge des gotischen Gemütes entsprochen haben, wie er aus dem erhaltenen Glaubensbekenntnis des Ulfila hervorgeht, und man kann in der weit geringeren Ausbildung der Hierarchie in den gotischen Kirchen eine Hindeutung auf spätere deutsche Neigungen finden. Sicherlich haben aber für den Arianismus äußere Gründe am stärksten gewirkt. Dem arianischen Christentum der Goten folgten Vandalen und andere ostgermanische Stämme, die um so zäher an dieser „Irrlehre" festhielten, als sie von den Römern verworfen wurde, deren Reich sie in Italien, Gallien, Spanien, Afrika zerstörten. Bekanntlich ist dieser Arianismus mit seinen Trägern verschwunden. Westgoten und Burgunder haben ihn, noch rechtzeitig für ihre Erhaltung als weltgeschichtlicher Faktoren, mit dem „katholischen" Christentum vertauscht.

Das epochemachende Ereignis für die Einführung des Christentums bei den eigentlichen Deutschen, der tatsächliche Anfang der Christianisierung unseres Vaterlandes, ist der auf jetzt französischem Boden vollzogene Übertritt des Frankenkönigs Chlodovech (Chlodwig) mit seinem kriegerischen Gefolge zur katholischen Kirche (496 n. Chr.). Die persönlichen Motive dieses Übertrittes mögen ähnlich gewesen sein denen Konstantins des Großen, mit dem auch an weltgeschichtlicher Wirkung Chlodovech verglichen werden kann. Beide überzeugten sich davon, daß Christus der stärkere, der den Sieg verleihende Gott sei. Aber zu diesem persönlichen Motiv gesellte sich die politische Erwägung des Vorteils, der dem deutschen Sieger aus der Annahme der Religion der besiegten romanisierten Gallier erwuchs. Sie beförderte die Verschmelzung beider zu einem Volk. Doch lassen weder Chlodovech und sein Geschlecht noch seine Franken vorerst jene sittlichen Wirkungen des neuen Glaubens verspüren, in denen wir den Kern des Christentums erblicken. Vergleicht man die Beschreibung, die der gallische Schriftsteller

Salvianus von der bewundernswerten Züchtigkeit der verschiedenen germanischen Stämme entwirft, die teils ketzerische Arianer, teils noch Heiden sind, und von ihren Tugenden, von der Keuschheit der Goten, der Gastfreiheit der Franken, der Mildherzigkeit der Sachsen, mit den offenen Schilderungen des Bischofs Gregor von Tours von dem Leben seiner fränkischen Zeitgenossen drei Menschenalter nach diesem Übertritt, so sieht man, daß hier zunächst nur ein Tausch der Religion, keine Bekehrung zu einer neuen religiösen Sinnesweise stattgefunden hat. Nicht die christliche Religion, sondern die Ordnungen und Lebensgewöhnungen der Kirche als einer äußerlich rechtlichen Einrichtung sind von dem kriegerisch stolzen, gewalttätigen und zur Weltentsagung wenig geneigten Frankenheere angenommen worden. Voraussetzung dabei war allerdings der dem deutschen Wesen eingeborene Zug zur Ahnung und Verehrung einer übersinnlichen Welt, dessen schon Tacitus bei den Germanen seiner Zeit gedenkt. Erst ganz allmählich haben katholisches Dogma, Sittenlehre und Disziplin einen umbildenden Einfluß auf die Franken und die ihrem Beispiel folgenden Stämme ausgeübt, und nur durch vielhundertjährige strenge Zucht hat es die Kirche, stets anknüpfend an jene Ehrfurcht vor dem Überweltlichen, dahin gebracht, daß alle Momente des individuellen und gemeinsamen Lebens der Deutschen mit der Erinnerung an die christliche Heilsgeschichte und Erlösungslehre so fest verwuchsen, daß das Volksgemüt, auch wo es sich selbst überlassen blieb, diesen unbedingt anhing. Aus anfangs schwer zu bändigenden Wildlingen wurden die treuesten Söhne der Kirche.

Einstweilen erschien den Franken der von ihnen angenommene Gott **Christus** nur wie **ein neuer Volkskönig**. Im Prolog des Gesetzes der salischen Franken, abgefaßt, nachdem sie sich zum katholischen Glauben bekannt und „frei gehalten hatten von aller Ketzerei", heißt es: „Es lebe Christus, der die Franken liebt, er bewahre ihr Reich bis in Ewigkeit, er erfülle ihre Fürsten mit dem Licht seiner Gnade und beschirme das Heer, er verleihe dem Glauben Schutzwehr, Friede, Glück und Gesundheit durch ungezählte Jahrhunderte. Denn das ist das Volk, das tapfer und stark das harte Joch der Römer im Kampf von seinem Nacken schüttelte und, nachdem es die Taufe des Christentums angenommen, die Leiber der heiligen Märtyrer kostbar mit Gold und edlen Gesteinen schmückte, die Leiber, welche die Römer mit Feuer verbrannt, mit Eisen durchbohrt, den wilden Tieren zum Zerreißen vorgeworfen haben." Man sieht, es ist von diesem naiven Pochen auf die äußeren Verdienste um die Sache Christi bis zu der männlichen Gottesfurcht eines Walther von der Vogelweide und der Innigkeit der Christusminne der Mystiker noch ein weiter Weg.

Das Christentum trat den Franken entgegen in der Gestalt der römisch-gallischen Kirche, die im 4. Jahrhundert durch die Wirksamkeit des heiligen **Martin von Tours** das Heidentum äußerlich überwunden und im 5. Jahrhundert eine rege geistige Tätigkeit entfaltet hatte. Sie stand in Verbindung mit Rom, zählte nach römischen Konsulatsjahren, lebte nach römischem Recht und bewahrte die orthodoxe Lehre. Die von ihr gepredigte Religion ist die des Glaubens an die Dreieinigkeit im orthodoxen Sinn und an die Heiligen, die damals für besonders groß galten, an die Unumgänglichkeit einer bischöflichen und priesterlichen Vermittelung beim Gottesdienst, an die besondere Verdienstlichkeit des mönchischen Lebens; sie ist der Glaube an die Wunderkraft von Reliquien, an die bewahrende Kraft von Bittgängen und Prozessionen, von heiligen Kapellen, Kreuzzeichen und geweihtem Wasser. Dazu kommt die Überzeugung von der Vorzüglichkeit der mehr passiven Tugenden Geduld, Barmherzigkeit, Herablassung zu den Armen, Güte gegen Sklaven, Milde gegen Verbrecher, die das Höchste sind nächst dem asketischen Verzicht auf irdisches Wohlbehagen.

Im Vergleich mit jener ursprünglichen Religion des Neuen Testaments, die eine ungetrennte Gottes- und Nächstenliebe, die von allen gleichmäßig Friedfertigkeit und Erhebung über alles Irdische bis zum Verzicht auf Ehre und Eigentum verlangt, ist das eine zwiegestaltige Religion, die einerseits gegen ein Minimum von Leistungen der Unterwerfung unter die Kirche die Seligkeit verspricht und doch anderseits nicht verzichtet auf das Maximum von Leistungen der mönchischen Vollkommenheit. Und nur ein solches Christentum war zunächst im stande, deutsche Völker zu einer höheren Gesittung zu erziehen, die als kraftstrotzende, kühne, beutegierige und oft genug gegen Untreue treulose Eroberer das römische Reich zertrümmerten. Sie verbanden zwar mit der vollen Lust am Diesseits, an einem Leben voll Kampf, Gelage und Jagd tiefsinnige Ahnungen von einem Leben nach dem Tode, das dem Tapferen Ehre und Sieg und nur dem Gleichgültigen ein ewiges Dämmerdasein bietet, aber sie wußten noch nichts von einer Lebensaufgabe strenger Leibes- und Geistesarbeit, vom Denken, Sinnen, Sorgen und Sparen für die Zukunft.

Schon im Anfange der Christianisierung findet sich doch neben der Willkür und Gesetzlosigkeit fränkischer Herren als erste Wirkung der Scheu vor dem Heiligen ein tiefes Gefühl der Bußpflicht für einzelne Frevel, woran die Kirche anknüpfen konnte. Vor allem entfachte sie die Opferwilligkeit für Kirchenbauten. Die Errichtung solcher Privatkapellen hat den Grund gelegt zu dem System von Landpfarreien, das die germanischen Landeskirchen ackerbaubeflissener Bauernvölker von der römischen Kirche städtischer Bürgerschaften unterscheidet. Noch höher gewürdigt wurde die Stiftung von Klöstern, in denen für das Seelenheil der Stifter gebetet wurde. Daneben aber behauptete sich im ganzen Umfange des Christentums deutscher Völker die alte Anhänglichkeit an die in der heidnischen Vorzeit heiligen Kultusstätten in Wäldern, an Felsen, Quellen und Kreuzwegen, blieben Gelübde und Beschwörungen, Amulette, heidnische Festtage und Glückstage in Geltung.

Rasch wurde so die Kirche die reichste und angesehenste Korporation im Lande, in ihrer Abgeschlossenheit und strengen Unterordnung unter das Königtum die erste „Landeskirche". Aber was man mit dem Namen „Kirche" benannte, war nicht die juristische Körperschaft, die das kanonische Recht meint, oder jener mächtige soziale Organismus, den wir heute Kirche heißen, sondern es war ein wunderwirkendes Mysterium, ein Inbegriff von göttlichen überirdischen Gewalten, nämlich die göttliche Dreieinigkeit, die Mutter Gottes, die Heiligen im Himmel und ihre Stellvertreter, Dolmetscher und Diener auf Erden: Bischöfe, Priester und Mönche. Und jedes Gotteshaus, wo die „Wandelung" vollzogen und getauft wurde, wo also einer zum Dienstmann des Himmelsgottes angenommen wird — das Wort für den getauften Christen, fidelis, hat zugleich diesen Sinn —, ist eine Einlaßpforte in dies überirdische Reich. So konnte man den alten Göttern entsagen, denn der neue Glaube, wie hart er auch dem persönlichen Ehrgefühl, dem Rachebedürfnis und der Verflochtenheit des Einzelnen in das Recht der Sippe ankam, er bot doch mehr und behielt dabei völlig den polytheistischen Charakter der alten Naturreligion.

Von den Franken verbreitete sich das Christentum mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft zu Alemannen, Thüringern, Bayern hauptsächlich wohl durch Stiftung von Kirchen und Kapellen auf königlichem Grundbesitz, wodurch Land und Leute dem Schutz und Recht des neuen Gottes unterworfen wurden. Dagegen wissen wir von einer eigentlichen „Mission", die die fränkische Kirche ausgeübt hätte, nichts. Die ersten Missionare in allen den genannten Gebieten sind vielmehr keltische Mönche aus dem von Schotten bewohnten Irland. Diese mit Klöstern bedeckte „Insel der Heiligen" sandte seit der Mitte des 6. Jahrhunderts Scharen von

Mönchen aus, meist in Gruppen von dreizehn Personen, die zunächst keinen anderen Zweck hatten, als „Christo nachzufolgen als Fremdlinge" auf der Wanderschaft, der Meerfahrt, in unwirtlichen Gegenden, Wäldern, Einöden. Ihre Niederlassungen, Gruppen niedriger Hütten, wurden durch das reiche Inventar von Sprachkenntnissen, klassischer Bildung, Lese- und Schreibkunst und sonstigen Fertigkeiten ihrer Bewohner zugleich Musterstätten einer neuen Zivilisation. Natürlich verkündigten diese Schottenmönche auch dem heidnischen Volke, in dessen Mitte sie sich furchtlos ansiedelten, sobald sie seine Sprache verstanden, den wahren Glauben und bemühten sich in handgreiflicher Weise, es von der Machtlosigkeit der falschen Götzen zu überführen. Dabei aber hielten sie an gewissen kirchlichen Bräuchen und an einer Verfassungsform fest, die der römischen Kirche und ihren Tochterkirchen fremd war. Ihre Spuren finden sich überall in Alemannien, Bayern, Thüringen, wenn wir auch selbst von den allerberühmtesten, wie z. B. von Gallus, dem Gründer der Zelle an der Steinach, des nachmals so bedeutsamen Klosters, wenig mehr als Namen und Lebenszeit sicher wissen, da die spätere kirchliche Überlieferung die originalen Züge ihrer Wirksamkeit verwischt hat. In ihr erscheinen die Schotten als Benediktinermönche. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts gibt es im außerfränkischen Deutschland, in der ganzen Schweiz, in Süddeutschland und am Rhein zwar Klöster und Kirchen, aber christianisiert sind darum diese Gebiete durchaus noch nicht, denn es fehlt der feste priesterliche Verband und die allgegenwärtige kirchliche Ordnung und Zucht.

Die ersten wirklichen Missionare, denen die Pflanzung des Christentums in der Gestalt der lateinischen Kirche Lebenszweck, nicht wie bei den Iren nur Nebenzweck war, sind den Niederdeutschen stammverwandte Angelsachsen. Insofern die katholische Ansicht alle Apostel wesentlich als Kirchengründer, als die ursprünglichen Bischöfe auffaßt, kann man nach diesem Sprachgebrauch den Friesenmissionar Willebrord den „Apostel der Friesen" und Winfried-Bonifatius den „Apostel der Hessen und Thüringer", ja den „Apostel der Deutschen" nennen. Die angelsächsische Kirche aber ist zum Teil eine Schöpfung des römischen Papstes Gregor I. Die aus England kommenden Glaubensboten, ohne Ausnahme Mönche, brachten die unter Beihilfe der fränkischen Hausmeier und des Königs Pippin von ihnen zuerst organisierte deutsche Kirche in die gleiche Verbindung mit Rom wie ihre Heimatkirche, führten ihr aber auch die reiche humanistische Bildung zu, die sich in England nicht ohne Einfluß der Iren- und Schottenmönche erhalten hatte.

Bonifatius ward neben seiner Wirksamkeit als Missionar und kirchlicher Organisator unter Hessen, Thüringern, Bayern, Friesen der Reformator der fränkischen Kirche, indem er die Unterwerfung der Priester unter das bischöfliche Regiment, die strenge Durchführung der Diözesaneinteilung, das Synodalwesen und die Rezeption des kanonischen Rechtes beförderte. So hat er den Grund gelegt zu dem Werke Karls des Großen. Bonifatius ist keine deutsche, aber eine durchaus germanische Gestalt, der Typus eines englischen Missionsbischofs; ein für die damalige Zeit hoch- und feingebildeter Mann, streng gegen sich selbst und andere, aber zur rechten Zeit auch mild, ängstlich und peinlich auch in allen Äußerlichkeiten, von tiefer Ehrfurcht für die höchste kirchliche Stelle erfüllt, dem es dabei einerlei ist, wie das vielfach im innersten Gefühl von ihm angegriffene Volk über ihn denkt, wenn er nur ein gutes Gewissen von seinem Rechte hat. Er war Mönch, Bischof und kirchlicher Staatsmann und hat ehrlich nach der Märtyrerglorie verlangt, die ihn ziert. Mit der in päpstlichem Auftrag vollzogenen Salbung Pippins als Frankenkönig hat er symbolisch das Bündnis der Monarchie der Karolinger mit dem Papsttum angedeutet, das in Karl seinen Höhepunkt erreichte.

Karl der Große, dieses Musterbild eines mittelalterlichen Weltherrschers, ist für uns ein Typus des deutschen katholischen Christentums. Er hegt unbegrenzte gläubige Achtung vor der göttlichen Offenbarung in der überlieferten Gestalt, er unterwirft sich kindlich dem Prinzip der Kirche, die ihm in Papst und Bischöfen als den gegenwärtigen Vertretern der himmlischen Heiligen verkörpert erscheint, aber dabei bewahrt er sich die volle Freiheit eines unbefangenen klugen Denkens auch über ihre Geheimnisse. Er fragt bei allem nach den Gründen, befördert jedes Studium und übt aus fürstlicher Machtvollkommenheit, gestützt auf die Schrift selbst, an kirchlichen Lehrentscheidungen Kritik. Er verlangt, daß das Christentum durch Überzeugung wirke, im Bunde mit der Bildung stehe und vor allen Dingen den Charakter veredele. Daraus schöpft er den Mut zu dem großartigen Unternehmen, die Herrschaft der Kirche zu gründen auf die Erziehung seiner Völker zur Wahrheit. Der erste deutsche Staatsmann, der den Gedanken einer schwesterlich mit der Obrigkeit Hand in Hand arbeitenden Volkskirche nach allen Seiten hin durchdacht hat!

Seine Reichsschöpfung ruht auf religiösem Grunde, auf der zwar nicht eigentlich biblischen, aber wegen ihres antiken Ideengehaltes nur um so einflußreicheren Anschauung des Kirchenvaters Augustinus vom „Gottesstaat". Karl verband in seiner Hand die weltliche und geistliche Herrschaft über die geeinigten Völker des Abendlandes zu dem Zwecke ihrer Dienstbarkeit unter Gott und Christus. Staat und Kirche nach heutigem Sprachgebrauch bildeten in diesem Reich nur die zwei Seiten derselben Völkereinheit. Aber Karl hat dem Gedanken des Kirchenvaters eine neue Wendung gegeben. Während dieser die irdische Gestalt des von ihm geglaubten Gottesstaates in der Kirche als dem Reiche Christi auf Erden findet, hat Karl das von ihm beherrschte irdische Reich zu einem von dem König nach Gottes Gesetz regierten Gemeinwesen zu machen gestrebt; er hat recht eigentlich eine Theokratie nach Art des israelitischen Königs David, wie die Bibel ihn schildert, erstrebt und ließ sich im Kreise seiner höfischen Akademie am liebsten mit diesem Namen nennen. Während dem Kirchenvater alles irdische Leben nur die kurze Vorbereitung auf das jenseitige Gottesreich ist, faßt Karl die Aufrichtung eines dauernden gottwohlgefälligen Wesens auf Erden ins Auge: die Ausbreitung der christlichen Zivilisation über das ganze westliche Europa. Dabei müssen die Kirchendiener ihm ebenso helfen, wie er ihnen hilft.

Jenes Programm also, das der eigentliche zielzeigende Geist des Mittelalters, der dessen Gedanken am vollkommensten ausgesprochen, Dante, in dem Buch über die Monarchie literarisch ausgeführt hat, hat Karl zu seinem Teil bereits verwirklicht: kaiserliches Fürstentum und päpstliches Priestertum verbündet zu einem Zweck. Das bedeutet aber die Bereicherung der Weltgeschichte um einen neuen, im ursprünglichen Christentum gar nicht enthaltenen Gedanken. Denn nun ist der geschichtliche Zweck der Sendung Christi auf Erden, der erreicht werden soll, noch bevor sich sein Endzweck, die Vollendung des Himmelreiches, verwirklicht: die Herrschaft des christlichen Gesetzes über die gesamte Erdbevölkerung in einer vollkommenen Monarchie. Dadurch vertieft sich der Gedanke der katholischen Kirche, der allgemeinen Kirche, die sich als Gottes Stiftung auf Erden ansieht, berufen, allen Völkern die Segnungen christlichen Glaubens und christlicher Lebensordnung zu bringen. Nicht als ob diese Auffassung Karl bewußterweise vorgeschwebt hätte: sie war aber die ihn beherrschende Triebfeder; und ihre Folgerungen wurden allseitig erst gezogen in den kommenden Jahrhunderten, von Otto dem Großen ebenso wie von Gregor VII., Innocenz III., Alexander VI. und Leo XIII. In der Konsequenz dieses Gedankens liegt dann der andere, den erst der Protestantismus zur durchgreifenden Anerkennung in der Christenheit gebracht hat, von der Gleichwertigkeit des mit sittlich religiösem

Inhalte zu füllenden zeitlichen Lebens mit dem jenseits des Todes anhebenden ewigen Leben. Er tritt vorerst nur in instinktiven Stimmungen von Kunst und Poesie auf und stößt dann mit der dualistischen Lebensauffassung der Kirche zusammen, die doch unwillkürlich, sofern sie von Leistung, Schuld und Buße dieses Lebens ausschließlich das Los im Jenseits abhängig macht, dem irdischen Dasein das größere Gewicht beimißt.

Das christliche Kaisertum Karls des Großen und wieder später das römische Kaisertum deutscher Nation besteht in dem Bunde, den das deutsche Volkskönigtum eingeht mit der Kirche als der nach Rang und Stellung ehrwürdigeren, wenn auch jüngeren Institution. Der Kaiser vertritt die Kirche in allen weltlichen Angelegenheiten, sie vertritt das Reich mit ihren Gebeten vor Gott. Irgend einen Herrschaftsanspruch der Kirche hat Karl nicht anerkannt, dafür aber ist seine gesamte Reichsgesetzgebung geleitet von dem Gesichtspunkte der Förderung der Kirche und der christlichen Gesittung seiner Völker. Karl hat den letzten kerndeutschen Stamm, der sich noch des Christentums erwehrte, die Sachsen, die auch den Widerstand der noch nicht übergetretenen Friesen im Norden von Friesland unterstützten, in dreißigjährigem Kampf gebrochen. Man begreift die Verzweiflung dieser Kämpfe, wenn man die den Sachsen bei der Taufe zugemutete Abschwörungsformel liest, die sie zwingt, die alten Volksgötter Donar, Wodan, Saxnot als „Teufel" zu verabscheuen. Leisteten sie diesen Schwur, so ging, wer nicht wirklich von der Wahrheit des Christentums überzeugt war, mit dem Brandmal einer den alten Göttern gebrochenen Treue im Gewissen herum und mußte sich nun erst recht fürchten vor dem, was er zuvor angebetet hatte.

Als Teufel lebten nun wirklich die alten Götter im Glauben der mittelalterlichen Menschen fort. Was diese Pein überwunden hat, ist schließlich der überschwengliche Ersatz, den die Kirche für jeden von ihr verworfenen falschen Glauben in der majestätischen Sicherheit ihrer Bürgschaften für das ewige Leben bot. Die Hoffnung auf Unsterblichkeit im Himmelreich ist es, die auch die Deutschen für das Christentum gewonnen hat. Man wird aus der angelsächsischen Bekehrungsgeschichte und aus den Spuren in einzelnen Aufzeichnungen von Missionspredigten vor deutschen Heiden schließen dürfen, daß die Frage nach dem Woher und Wohin der Welt und besonders des Menschen die nachdenklichen Deutschen längst irgendwie beschäftigt hatte. Darauf gab die Kirche die bestimmteste und einfachste Antwort in ihrem aus der Verbindung von platonischer Mythologie, aristotelischer und stoischer Naturansicht und biblischer Überlieferung zusammengesetzten Weltbild, das weitere naturwissenschaftliche Fragen ausschloß. So ließ Bonifatius die „Irrlehre" von der Existenz von Gegenfüßlern verdammen Aus den Katechismen, die für den Gebrauch der Heidenbekehrer verfaßt sind, hört man diesen Ton der Überlegenheit des Wissens um die wichtigsten Geheimnisse von Himmel und Erde heraus. Daneben konnte das alte Heidentum in Sage und Legende fortbestehen.

Vieles von dem, was man sich von Ziu erzählte, wurde auf den Erzengel Michael übertragen, von Wodan auf Sankt Martin; an Fros Stelle verehrte man Sankt Stephan, und die Furcht vor den in Teufel verwandelten alten Göttern fand ihre Lösung in dem Glauben an die Zauberkraft, die dem Kreuzeszeichen, dem Weihwasser und dem Glockenklang beiwohnt. Die Elfen, Wichte und niederen Gottheiten lebten ohnehin in der Phantasie und in den Mären der Winternächte und Spinnstuben fort. Wie in England, so bestanden auch in Deutschland die alten Heiligtümer, nur sozusagen christlich geweiht, fort und wurden mit Bittgängen, Votivbildern, Blumensträußen und Kranzopfern nach wie vor geehrt. Zahllose Kirchen und Kapellen oder wenigstens die Erinnerung an sie bezeugen das noch heute.

Den tiefsten Eindruck machte das Christentum auf die Sprache. Mit neuen Begriffen brachte die Kirche neue Wörter: Christenheit, Evangelium, Kreuz, Engel, Teufel, Almosen, Opfer. Alte Wörter erhielten neuen Sinn: Heide, Weissager, Gemeinde, Reue, Frevel, Gebet, Gnade, Minne, Demut, Hölle, Unhold, Gott.

Die gleichmäßig geistliche wie weltliche Dinge umfassende Gesetzgebung des großen kaiserlichen Schulmeisters begründete die Kirche als Zwangsinstitut, teilte das Reich in Bistümer, unterwarf diesen den gesamten Klerus, sorgte für Ausstattung jeder Taufkirche (Pfarrkirche) mit Land und Knechten, verfolgte das Heidentum in seinen charakteristischen Äußerungen (Opfer, Leichenverbrennung, Glaube an Hexerei, Verwandtenehe), nötigte jeden, seine Kinder taufen zu lassen, Sonn- und Feiertage zu halten, zu beten, zu fasten, die Messe zu besuchen, den Zehnten zu zahlen. Fortwirkende Denkmäler dieser Regierungsweise sind einmal die großen Klosterschulen zu Fulda, Reichenau, Sankt Gallen, Weißenburg, Corvey, Essen und sodann die ersten Anfänge deutscher prosaischer wie poetischer Literatur. Während bisher der ganze Reichtum der Heldendichtung und volkstümlichen Weisheit, der Rechtsgebräuche und der Lebensregeln nur mündlich überliefert worden war und darum verschollen ist, zeigen die umfangreichsten der erhaltenen Werke, die beiden Evangeliendichtungen aus der Zeit Ludwigs des Frommen, in welchem Sinne man sich damals das Christentum angeeignet haben mag.

Der in altsächsischer Sprache gedichtete „Heliand“ (s. die beigeheftete Tafel „Eine Seite aus dem Vatikanischen Bruchstück des „Heliand““) ist das Werk eines neubekehrten Sachsen, der auch das Wichtigste aus der alttestamentlichen biblischen Geschichte behandelt hat. Im Heldensange geübt, erzählt er in der Weise des altdeutschen Heldenliedes in Stabreimen die Geschichte des aus der Himmelsburg auf die Erde niedergestiegenen Gotteskindes und Königs, der auf Erden ein Gefolge von treuen Degen um sich schart, ihnen den Weg zum Himmel zeigt durch seine Lehren und durch den Sieg über den Teufel die Pforten des ewigen Lebens öffnet. Wer ihm folgt, der erwirbt zeitlichen und ewigen Lohn; wer zu Gott bittet, wird erhört. Spiegelt dabei die Dichtung überall die sittlichen und sozialen Zustände des in festen Sippenverbänden mit Gesamthaftpflicht gegliederten Volkes wider, dessen höchste Tugend die Treue der Degen gegen ihre Gefolgherren ist, und läßt sie die offene Freude an der Wonne dieses Lebens im „Mittelgarten“, d. h. auf der Erde, durchscheinen, so treten dagegen die spezifisch evangelischen Tugenden der Geduld, Selbstverleugnung, Feindesliebe merklich zurück, von Wundern werden nur wenige berichtet, nämlich solche, die „den Sachsen glaubhaft erscheinen konnten“. Der Heiland ist ein geistlicher Held, ein Heerkönig himmlischer Abkunft, der als solcher ein Gefolge aus seinen Getreuen sammelt, für die er durch Wort und Wunder den Teufel überwindet. Das ist der Anfang des deutschen Christusbildes, dessen Zügen wir immer wieder begegnen werden.

In mehr asketischem Geist, wie es seinem Mönchsstande entsprach, hat Otfried von Weißenburg seinen „Krist“ gedichtet, wenn man ihm auch den Stolz auf sein in Krieg und Sieg bewährtes Frankenvolk anmerkt, als dessen Mund er zum erstenmal in „fränkischer Zunge“ das Lob Christi besingt. Das Werk ist als epische Erzählung mit allegorisierenden Deutungen und moralischen Erklärungen im Stil damaliger Theologie durchflochten, ein Erbauungsbuch, das mehr auf gebildete, also besonders klösterliche Kreise berechnet ist als der „Heliand“. Beide Werke zeigen, daß der Anlaß zur wirklich innerlichen Bekehrung neben den äußeren Zwangsmaßregeln nicht wie seinerzeit bei Griechen und Römern die zuversichtliche Beantwortung der brennendsten Rätselfragen des religiösen Denkens war, sondern daß das Epos der biblischen Geschichte, das Bilderbuch der Taten Gottes, die kindlichen Herzen gewann.

Thó umbi thana neriandon criſt nahor gengun
ſulica geſiđos, ſo he im ſelƀo gikóſ,
waldand, undar them werode. ſtúodun wíſa mann,
gumun, umbi thana godaſ ſunu gerno ſuiđo,
weroſ an willeon: waſ im thero worđo niúd,
Tháhtun endi thagodun, hvat im thero thíodo drohtin
weldi, waldand ſelf, wordun kúthean,
theſun liódion te liova. Than ſát im thie landaſ hirdi
geginwarđ for them gumun, godaſ égan barn,
welda mid iſ ſprákun ſpáhworđ manag
lérean thea líudi: hú ſea lóf goda
an theſun weroldríkea wirikean ſcoldin.
Sat im thúo endi ſvígoda endi ſah ſea an lango,
waſ im hold an iſ hugi, helag drohtin,
mildi an iſ múode; endi thúo mund antlóc,
wíſda mid wordun, waldandaſ ſunu,
manag márlic thíng endi them mannun ſagda
ſpáhun wordun, them the hé te thero ſpráku tharod,
Criſt alowaldo, gikoran haƀda,
hvilica wárin allaro iriminmanno
goda werđoſtun gumono kunneaſ.
ſagda im thúo te ſuođan, quađ, that thia ſalíga wárin,
mann an theſaro middilgardun, thea hier an iro muódi wárin
arama thuruh ódmuóđi: Them iſ that éwana ríki,
ſvíđo hélaglic, an heƀanwange
ſinliſ fargeƀan. quađ, that ók ſáliga wárin
mađmundea mann: thea muótun thea márean erđa
aſſittean, that ſelva ríki. quađ, ók ſáliga wárin,
thea hiér wiópin iro wammun dádi: thea muóton eſt willean gebíđ:
fruoƀra an iro fráhon ríkea. Sáliga ſind ók the ſea hiér frumono geluſt
Rinkoſ, that ſia rehto adúomean. theſ muótun ſia werđon an th
rikia drohtinaſ
gifullid, thuruh iro ferahtun dádi: ſulicara múotun ſia frumono biknég
thea rinkos, the hier rehto duómeat, ne willeat an rúnon beſvík
man thar ſea an mahla ſitteat. Sáliga ſinđ ók them hier mildi wir
hugi an heliđo bréoſtun: them wirđit the hélago drohtin
mildi, mahtig ſelƀo. ſáliga ſind ók undar theſaro manigon thíod
the hebbiat iro herta gihrénid: thea muotun thana heƀanaſ walda
ſehan an ſinum ríkea. quad ók, that ſaliga wárin [ſehta gewirikea
thea the friđuſamu undar theſun folcu libbeat endi ne willeat énig
ſaka mid iro ſelƀaro dádeun: thea muótun weſan ſuni drohtinaſ ginemni
hvand he im wili ginádig werđan; thaſ muótun ſia neátan lang
ſelƀon thaſ ſinaſ ríkeaſ. quađ, that ók ſaliga wárin
thea rinkoſ, the rehto weldin endi thuruh thaht[1] tholot ríkero man
heti endi haramquidi: them iſ ok an himila
godaſ wang fargeƀen endi géſtlic líf [. . .]

[1] Lies that.

auf dem Kaiserthrone, davon überzeugt, daß die Sorge für himmlische Dinge, d. h. für Kirche und Geistlichkeit, die wichtigste Angelegenheit auch der Politik ist. Der religiöse Eifer der Laien hat auch hier die Kirchlichkeit bestärkt.

Als Ideal des Christenlebens erscheint nun auch in Deutschland der Mönchsstand. Ein Gedicht aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts („von dem heiligen Glauben") spricht es aus: wer dem Rate des heiligen Geistes folgen will,

„der lezzit eigen unde lehen,
beide wîb unde kint,
die frunt, die ime lieb sint,
scône hof unde hûs:
er vert zo closter unde ze clûs
unde lîdet darinne
durch die gotis minne
menige grôzze arbeit."

der läßt Eigentum und Lehen,
Weib sowohl wie Kind,
die Freunde, die ihm lieb sind,
den schönen Hof und das schöne Haus:
er wallt zum Kloster und zur Klause
und leidet dort
aus Liebe zu Gott
manche große Mühsal.

Dafür gibt ihm dann Gott zum Lohn das Himmelreich. Das gilt für Laien. Dem Priester dagegen wurde nun die möglichste Annäherung an das mönchische Leben durch das Zölibatsgebot zur Pflicht gemacht und die volle Unterwerfung unter die geistliche Gewalt zu Gemüte geführt durch den Kampf des Papsttums wider die Laieninvestitur, d. h. die Ernennung geistlicher Fürsten durch weltliche Herren. Der Kampf ward ausgefochten von Gregor VII. Zuerst dieser Kampf hat die naive Sicherheit mittelalterlicher Gläubigkeit erschüttert und den Anfang selbständigen Denkens über das Verhältnis geistlicher und weltlicher Macht herbeigeführt. Von nun an erst kann man von selbständigen religiösen Charakteren und Bewegungen in Deutschland sprechen. Die Emanzipation des Individuums von der völligen Herrschaft der Kirche und damit die eigentlich deutsche Entwickelung des Christentums, im Unterschied vom romanischen, beginnt.

Wie der gregorianische Streit befruchtend auf die geschichtliche Literatur gewirkt hat, so auch auf die Erbauungsliteratur. Die zweite Phase des Kampfes zwischen Papsttum und Kaisertum zur Zeit der staufischen Kaiser zeigt schon, daß man die in diesem Herrschaftsanspruch liegende Vermischung von politischen und geistlichen Dingen begriffen hat, die „unsanften" Bannbriefe, die „von Rom kommen", schrecken viele kaisertreue Leute nicht mehr, und bereits unter Ludwig dem Bayern wird der Grundsatz der Gleichwertigkeit und Unvergleichbarkeit, der Gleichberechtigung und der Unabhängigkeit fürstlicher und päpstlicher Gewalt, geistlicher und weltlicher voneinander wissenschaftlich formuliert. Schon hundert Jahre zuvor hatte der „Sachsenspiegel" die Unabhängigkeit des Kaisertums vom Papsttum ausgesprochen.

Eine wichtige Einwirkung des Mönchtums datiert von der Ausbreitung des Prämonstratenser- und Cistercienserordens. Der erste ist von einem Deutschen begründet, der zweite blühte in Deutschland besonders. Sie haben beide das Verdienst der letzten großen Waldrodung im mittleren Europa und der Kolonisation des slawischen Ostens. Mit ihrer musterhaften Großgüterwirtschaft, Wohltätigkeit und Armenpflege erscheinen ihre Ansiedelungen dem Volk nicht anders denn als die großen Höfe Gottes und seiner Heiligen und versinnbildlichen ihm noch einmal die Vornehmheit und die Mütterlichkeit der Kirche. Diese ist nun die sichtbare Repräsentantin einer höheren Ordnung der Dinge, mitten im kampfbewegten Treiben irdischer Lüste ein Asyl für alle Bedrängten, eine Bildungsstätte aller emporstrebenden Geister, das Kloster ein Gotteshaus. Zuerst solche deutsche Mönchsarbeit hat gelehrt, daß Arbeit, die von Haus aus doch nur dem Erwerb dient, auch ein Gottesdienst sein kann. Denn indem der Mönch seine nun Gott

dargebrachten Kräfte in Feld und Wald, als Handwerker und Künstler im Dienste der Heiligen brauchte, eignete er diesen sein Werk zu und erwarb damit überirdischen Lohn. Nicht nur dem Gebet, auch der Arbeit öffnete sich der Himmel. Sie ist nun gewissermaßen ein Frondienst Gottes.

Mit den Ansprüchen, die die Kirche erhob, steigerte sich auch — ein Beweis der Gesundheit des Institutes — ihre Selbstkritik durch berufene Träger ihres eigenen Ideales. Unter allen Propheten des Mittelalters hat den tiefsten Eindruck eine deutsche Seherin, die 1178 oder 1179 verstorbene Äbtissin Hildegard vom Kloster Ruppertsberg bei Bingen, gemacht, die Zeitgenossin von Bernhard von Clairvaux, von Konrad III. und Friedrich I., die als vom Papste anerkannte Prophetin den Fall des Papsttums und die Zersplitterung des Deutschen Reiches voraussagte. Beides nebeneinander: die tiefste Ehrfurcht vor der göttlichen Institution der Kirche und die schonungslose Kritik der Mißbräuche in ihr, das ist ja eine echt mittelalterliche Erscheinung und entspricht vornehmlich der deutschen Sinnesweise.

Die größte Demonstration des an die Spitze des Abendlandes tretenden Papsttums sind die Kreuzzüge zur Wiedereroberung des „unter die Heiden" gefallenen heiligen Landes. Auch zwei deutsche Kaiser, die Staufer Konrad III. und Friedrich I., zahlreicher anderer Fürsten zu geschweigen, konnten sich ihnen nicht entziehen. Sie knüpfen an das Bedürfnis der ritterlichen Gesellschaft an, in ihrer Weise Treue gegen den himmlischen König mit Waffendienst zu betätigen, sie stellen eine Gottesheerfahrt dar, befördern aber auch die Lockerung der kirchlichen Bußdisziplin, die im Ablaßwesen sich aufzulösen droht. In ihnen weihte sich das weltliche Rittertum dem Dienste Gottes, und sie gaben Anlaß zu der merkwürdigsten Erfindung des mittelalterlichen Geistes, zu den geistlichen Ritterorden, deren einer wesentlich deutschen Ursprungs ist, den Rittermönchen, die mit der Weltentsagung des Mönches die ritterliche Waffenehre verbinden: eine Verschmelzung christlichen und kriegerischen Geistes, die nur im Islam ein Vorbild hat. Ein idealer Schwung bemächtigte sich aber auch der weltlichen Kreuzritter.

Nu alrêst leb' ich mir werde,	Jetzt erst hat mein Leben seinen Wert,
sît mîn sündic ouge siht	seit mein sündig Auge sieht
lant daz reine und ouch die erde,	das reine Land und auch die Erde,
den man vil der êren giht	denen man viel Ehre zuspricht

singt Walther von der Vogelweide, und dem kriuze zimt wol reiner muot und kiusche site (zum Kreuz gehört wohl reiner Sinn und keuscher Wandel), spricht Hartmann von Aue.

Hat Deutschland weniger als andere, an der See gelegene Länder teilgenommen an den Kreuzzügen, so organisierte dafür der deutsche Ritterorden jahrhundertelang die Heerfahrt gegen die heidnischen Preußen. „Von Anbeginn nahm er mit schrofferem Nationalstolz als die anderen Ritterorden nur Söhne deutscher Zunge in seinen Kreis, und bald entsprang seines Meisters lichtem Haupte der große Gedanke der Staatengründung." Der schwarze Adler Preußens ist der vom Kaiser Friedrich II. dem ersten Hochmeister Hermann von Salza als Schildzeichen verliehene deutsche Reichsadler und das Kreuz der deutschen Ritter unser „eisernes Kreuz".

Die ritterliche Dichtung in Deutschland, die in Walther von der Vogelweide, in Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg gipfelt, stellte mit vollem Bewußtsein ein weltliches Lebensideal neben dem geistlichen auf, diesem gleichberechtigt, nicht ihm feindlich. Es besteht in der Stete, der Treue, der Demut vor Gott und der Resignation gegenüber den unerforschlichen Rätseln des Daseins, endlich in der ehelichen Liebe (Wolfram) und zeigt bei aller Ehrfurcht vor der Kirche eine mämnliche Selbständigkeit gegenüber ihren Überlieferungen, Toleranz gegenüber anderen Glaubensweisen. Der Zweifel, im Sinne der inneren Zwiespältigkeit,

ist der eigentliche Feind des Mannes. Man darf vielleicht die einschlagenden Sprüche aus Freidanks „Bescheidenheit“, diesem Breviere ritterlicher Frömmigkeit und Lebensklugheit, die den Ausdruck seines tiefsten Sinnes bezeichnen, zusammenfassen in die Mahnung: man vergesse nicht über dem zeitlichen Leben das ewige.

Swer umbe dise kurze zît	Wer für dieses kurze Leben
die êwigen fröude gît,	die ewige Freude gibt,
der hât sich selbe gar betrogen	der hat sich selber ganz betrogen,
unt zimbert ûf den regenbogen.	baut sein Haus auf einen Regenbogen.

Die ritterliche Dichtung selbst ist so wenig wie die mittelalterlichen Baustile oder irgend eine andere Form mittelalterlichen Lebens ein rein deutsches Produkt; und sie ist nur eine kurze Episode. Aber in der psychologischen Vertiefung, die der bedeutendste ritterliche Romanstoff, die Gralsage, durch Wolfram gefunden hat zur Darstellung einer mit dem Weltleben ausgesöhnten, von mönchischer Ekstase freien und von keiner theologischen Gelehrsamkeit beschwerten, eifrigen treuen Kirchlichkeit, die auf Überzeugung beruht und ein froher Gottesdienst ist, zeigt sich die erste reife Blüte eines deutschen „Laienchristentums“. Man ist sich bewußt, auch so den Himmel verdienen zu können. Dem ursprünglichen Christentum gegenüber hält das Laienchristentum fest an dem Gebot persönlicher Ehre, die der Mann mit dem Schwert verteidigen muß, der Frauendienst ist ihm kein Hindernis des Gottesdienstes, die Nächstenliebe besteht nicht darin, daß man mit dem Nächsten teilt, sondern im Schutz der Schwachen, in der Großmut gegen Besiegte, im unverbrüchlichen Worthalten auch gegenüber dem Feind. Es gibt kein Reich Gottes auf Erden, aber der irdische Streit wird verklärt durch den Ausblick auf den Gottesfrieden im Himmelreich, auf das unschuldige Freudenspiel aller seligen Gotteskinder vor dem Angesichte Gottes. Die Gralritterschaft bedarf der Priester wohl, des Papstes bedarf sie nicht; die tiefsten Belehrungen verdankt Parzival einem Laien.

Der zunächst im mönchischen Denken wurzelnde Mariendienst, der seinen Ursprung teilweise im Heidentum hat, sich aber in der poetischen Ausmalung apokrypher Legenden der alten Kirche zu einer sinnigen Mariendichtung entwickelte, hat in deutscher katholischer Auffassung seine tiefste Bedeutung nicht im Kultus des „ewig Weiblichen“ als der Verkörperung göttlicher Barmherzigkeit, sondern in der Verehrung der unberührten Jungfräulichkeit als des eigentlichen Gefäßes göttlicher Wunder, also in einem sittlichen Ideal, das man in Maria anschaute: der entschlossene Verzicht auf die Welt wird von Gott mit der höchsten Ehre belohnt.

Die Frage nach dem Woher und Wohin der Dinge, von der Kirche so zuversichtlich beantwortet, hat dem deutschen Geist in der Zeit der deutschen Vorherrschaft in Europa wenig Skrupel gemacht. Die Philosophie ward nicht von den Deutschen erfunden. Die Anfänge zunächst der kirchlichen Philosophie sind auf französischem Boden gemacht worden. Erst als daraus bereits eine im „Studium“ zu Paris zentralisierte Weltwissenschaft und die Kunst geworden war, vermittelst dialektischer Hin- und Herbewegung der Begriffe die Rätsel des Daseins zuerst zu finden und dann zu lösen, haben sich Deutsche in namhafter Weise an ihrer Ausübung beteiligt. Aber der Vorläufer und geistige Vater des größten Scholastikers, des Italieners Thomas von Aquino, ist ein schwäbischer Graf Albertus, in der gelehrten Mönchswelt „der Große“ genannt, der doctor universalis (gest. 1280). Er gründete seine Lehre von der Verbindung und Versöhnung von Vernunft und Überlieferung, Wissenschaft und Glauben, Philosophie und göttlicher Offenbarung nicht bloß auf Aristoteles, sondern er ließ sich von diesem zu selbständiger Forschung in der Natur anleiten, er verband mit dem Idealismus einer kühnen

Dichtung in Begriffen den Realismus einer beobachtenden Naturforschung und lebt darum in der Volkssage als Zauberer fort. Diese erste Regung deutscher „Wissenschaft“ zeigt bereits sprechende Züge ihrer späteren Entwickelung. Wenn die Scholastik in der allmählichen Verwandlung der von der Kirche in anschaulichen Bildern mitgeteilten Glaubensgeheimnisse in ein System von Begriffen besteht, die als die Vorbedingung alles eigentlich wissenschaftlichen Denkens über die Dinge Himmels und der Erden galten, so kann man es als eine Wirkung des deutschen Geistes ansehen, wenn das Dasein Gottes für Albert kein Glaubensartikel, sondern eine unmittelbare Gewißheit ist.

Die Pflegestätte dieser scholastischen Wissenschaft waren die Bettelorden. Albert ist Dominikaner. Das Bettelmönchtum vertritt jenes neue Ideal, das der Christenheit gezeigt wurde durch den einflußreichsten der zahlreichen religiösen Reformatoren des Mittelalters, den Italiener Franz von Assisi. Es kommt dabei weniger dessen wirkliche geschichtliche Persönlichkeit in Betracht als das auf diesen wunderbaren und liebenswerten Menschen aufgetragene legendarische Bild, wonach er als die tatsächliche Nachbildung des Lebens Christi galt, in seiner Armut, seiner unbeschränkten Menschenliebe, seiner Bekehrungsarbeit an Ketzern und Heiden, seiner völligen Aufopferung alles irdischen Besitzes. Denn an diesem über dem Grunde eines geschichtlichen Menschenlebens errichteten Idealbild lernte die Christenheit zum erstenmal sich eine deutlichere Vorstellung von dem menschlichen Leben Christi machen, das bis dahin nur als eine Kette von überschwenglichen Wundertaten und Leiden erschienen war. Die fromme Phantasie in ganz Europa erhielt dadurch einen neuen Schwung, jede Liebestätigkeit ein neues Motiv, nicht zum geringsten die deutsche.

Dieser „Vermählung“ des Franz von Assisi mit der „Frau Armut“ ist eine ganze Reihe von „Volksheiligen“ entsprossen, zu denen wir auch die in Deutschland am meisten gefeierte ungarische Königstochter Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, zählen dürfen, die persönlich die Barmherzigkeitsübung des deutschen Mittelalters aus reinem Mitleid am schönsten verkörpert. Dagegen hat die „Nachfolge des armen Lebens Christi“ nur in Deutschland jene Vergeistigung erfahren, die sie erst zu einer neuen Form persönlicher Frömmigkeit innerhalb der bestehenden kirchlichen Ordnung machte, in der Schule des „deutschen Philosophen“ Meister Eckhart von Straßburg (gest. 1327). Er ist Thüringer von Geburt. Von ihm datiert die Verbreitung der deutschen Mystik, keiner neuen Philosophie neben der Scholastik, sondern nur einer originellen Verdeutschung und Methodisierung derselben. Man erkühnte sich, auf dem Wege denkender Vertiefung in das eigene Innere selbständig die Geheimnisse des Glaubens: das Wesen der Gottheit, die Verbindung von Gottheit und Menschheit, die Einzigkeit der Persönlichkeit Jesu Christi, zu ergründen und dadurch ihrer ganzen Herrlichkeit schauend teilhaftig zu werden. Dazu gab eine deutsche mystische Predigtweise Mönchen und Nonnen, aber auch erweckten Laien Anlaß, die sich nun zu besonderen Kreisen geistlicher Freundschaften als „Gottesfreunde“ zusammenschlossen, alle beflissen der mystischen Seelenvereinigung mit Gott nach dem Vorbilde Christi. Hier liegen die Ursprünge des deutschen Pietismus: der Gottesminne, der Christusverehrung, der Seelenfreundschaften, des erbaulichen Briefverkehres zwischen Männern und Frauen, also einer neuen Form von Laienfrömmigkeit, die priesterlicher Leitung entraten kann und teilweise in den ganz unkirchlichen Separatismus sogenannter freier Geister ausgeartet ist. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist das Rheintal vom Bodensee bis zum Meer.

Die hervorragendsten Schüler Eckharts sind die Dominikanermönche Johannes Tauler von Straßburg und Heinrich Suso (eigentlich Seuse, d. h. Sauser, aus Überlingen) von

Konstanz. Man kann Taulers Lehre in den Satz zusammenfassen: Werde nichts, damit Gott in dir alles werde. Sein nach schweren inneren Prüfungen einem stets wachsenden Kreis von Schülern und Schülerinnen verkündigtes Evangelium von der Vereinigung mit Gott, die nur durch Selbstentäußerung erlangt wird, dann aber auch den Menschen über alle äußeren Regeln des Lebens hinaushebt, klang in einer kirchenpolitisch durch die erneuten Kämpfe von Papst und Kaiser tief erregten Zeit wie eine Botschaft der Freiheit vom äußeren Kirchentum, ohne doch die Kirche zu entwerten. Suso (1295?—1366) steht als schriftstellerischer Vertreter des Minnespieles der Seele mit dem Heiland, als dichterischer Visionär, dem es gegeben schien, die Schleier der himmlischen Welt zu lüften, in unserer Literatur einzig da. Die Visionärin Mechthild von Magdeburg ein Menschenalter früher kommt ihm nicht gleich.

Eine Voraussetzung des in noch erhaltenen Briefen bezeugten Seelenverkehrs über mystische Fragen und der sich daran knüpfenden mystischen Lyrik ist jener wirtschaftliche und soziale Umschwung in Deutschland, der sich im Aufblühen der Städte kenntlich macht und dadurch wieder befördert wird. Zunächst Handel und Gewerbe haben die Städte emporgebracht, in ihnen erwuchs das Element der Zukunft, der dritte Stand der als Stadtbürger freien Handel- und Gewerbtreibenden. Auch die Religiosität, deren maßgebende Formen bis dahin Geistliche und Ritter ausgeprägt hatten, nimmt die Form des Bürgertums an. Sie äußert sich in Genossenschaften und Vereinen („Bruderschaften") und entfesselt zu Zeiten Massenbewegungen. So erst bilden sich, was man heute „Gemeinden" im geistlichen Sinne nennt, und bereitet sich eine christliche Presse vor in zahlreichen Erbauungsschriften.

An der Hebung des Bürgertums ist wesentlich mit beteiligt der erste der Bettelorden, der der Franziskaner, der von Anfang an die eindrucksvollsten Bußprediger und Volksprediger in die Städte sendete, in die Städte, weil dort das Volk sich sammelte und er mit seinem Privilegium, überall zu predigen und Beichte zu hören, mit seiner anfänglich großartigen Uneigennützigkeit sich schnell das Zutrauen der Massen gewonnen hatte. Der unerhörte Aufschwung, den die seit Karl dem Großen nie wieder ganz verstummte Predigt vom 13. Jahrhundert an nahm, gipfelt in dem Franziskanerbruder Berthold von Regensburg (1220?—1272), der als unermüdlicher Wanderredner fast alles deutsche Land, Schwaben, Bayern, Österreich, Mähren, Schlesien, Ungarn, Thüringen, Franken, Rheinlande und Schweiz durchzog. Mit seiner bilderreichen, sprachgewaltigen, volkstümlichen Verkündigung eines kirchlich pünktlichen, verständigen, werktätigen Christentums, auch der Weltleute in allen ihren Ständen, ist er, abgesehen von mangelnder Duldsamkeit gegen Heiden und Ketzer und von der von ihm verlangten Unterordnung aller weltlichen Gewalt unter die geistliche, ein bürgerliches Seitenstück zu der frischen, weltfreudigen Weise der ritterlichen Dichtung. Vor allem aber ist Berthold ein Anwalt der kleinen Leute, ein Seelsorger für alle, ein zerschmetternder Bußprediger gegen Gewalttätige, Wucherer, Kuppler, Geizige. In seinen Reden entrollt sich uns ein Bild christlicher Frömmigkeit unseres Volkes in allen seinen Ständen.

Und wir sehen das Volk jener Tage noch heute an der Arbeit beim Blick auf die Reihe der im Wetteifer der Bürgerschaften mit den Bischöfen geschaffenen Dome und Münster gotischen Stiles in den Rheinlanden, in Schwaben, Bayern, Franken, in Westfalen und an der ganzen Ostseeküste bis Danzig, Riga und Dorpat, in denen man für Gottesdienste, Umzüge und Volksversammlungen den Säulenwald wölbte, in dessen Dämmer durch die bunten Fenster das Licht wie aus einer höheren Welt hereinfloß. Sie sind als die Dankopfer des Bürgerfleißes und der bürgerlichen Tapferkeit für die ihnen gegönnten Erfolge der Ausdruck einer Massenfrömmigkeit,

wie sie frühere Jahrhunderte nicht gekannt. Auch diese Ehrung Gottes zählt auf Vergeltung, aber der Gottesdienst ist verklärt durch den Stolz, künstlerisch alles Dagewesene zu überbieten.

Seitdem die Bettelorden den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit, die mit der Seelsorge der Weltgeistlichkeit wetteiferte, in die Städte verlegt hatten, als die Mittelpunkte des geistigen und des Verkehrslebens, seitdem Predigt und wissenschaftlicher Vortrag die eigentlichen Mittel der Bearbeitung des Volkes geworden waren, hörten die Klöster auf, die eigentlichen Stätten der Andacht zu sein. Auch die Frömmigkeit nimmt jetzt die Gestalt genossenschaftlicher Massendemonstration an. Das ändert auch ihr inneres Wesen. Der Gedanke der Gesamthaftbarkeit und des Gemeinwohls wird lebendig. Die Übung frommer, „milder" Werke wird eine Angelegenheit der städtischen Behörden, eine Pflicht bürgerlicher Selbstverwaltung. So erwächst die aus Christenpflicht geübte Fürsorge für Arme und Kranke in den bürgerlichen Hospitälern, Siechenhäusern, Bettlerstiftungen, Armenhäusern, Seelenbädern u. dgl. Der alte Gedanke, daß das Kirchengut das Patrimonium der Enterbten sei, wird ersetzt durch das Erwachen der Einsicht, daß die bürgerliche Gemeinde für ihre Armen zu sorgen, der Wanderbettelei zu steuern und dem Verschmachtenden zu helfen habe. Seit dem 14. Jahrhundert verbreiten sich so in den deutschen Städten Laienvereine und -verbrüderungen nicht nur zum Gebet füreinander, zu Begräbnisfeiern und Seelenmessen, sondern auch zur Krankenpflege und Armenpflege. Die zeitweise in den rheinischen Städten massenhaften Beginen-Ansiedelungen, freie Vereine von zurückgezogenen Frauen für Gebet und milde Werke, die für eine Brutstätte der Ketzerei galten und der Verfolgung anheimfielen, zeigen, daß man das Kloster nicht mehr brauchte, um Gott zu dienen.

Wie die genossenschaftliche Regelung der Arbeit erst den Begriff des „bürgerlichen Berufes" geschaffen hat im Gegensatz zu den früheren Standespflichten der Bauern, Ritter, Geistlichen, des Berufes nämlich zur Hervorbringung gemeinnützlicher Dinge, mit dem man auch Gott einen Dienst leistete — Tauler sagt: „Es ist kein noch so klein Werklein oder Künstlein, so gering es wäre, es kommt alles von Gott" —, so empfindet nun jeder die Pflicht der Anteilnahme an gemeinsamen christlichen Werken der genannten Art. Die Pflicht der Liebe und des Mitleids wird empfunden, nicht mehr bloß die Schönheit und Süßigkeit ihrer Übung, und es wird auch nicht bloß auf ihren Lohn gerechnet.

So hoch die Heiligtümer der Kirche in Ansehen stehen, die Mängel und Schwächen ihrer irdischen Repräsentanten, Bischöfe, Pfaffen und Mönche, werden erkannt und freimütig verspottet. Man lernt das übersinnliche Element in der Kirche trennen von der zeitlichen Vertretung ihrer Interessen. Zu dieser Einsicht haben verschiedene Gründe zusammengewirkt: vornehmlich die Erneuerung des Kampfes zwischen Papst und Kaiser, die den größeren Teil Deutschlands auf kaiserliche Seite trieb, die Verbreitung der „Ketzerei", die seit dem 13. Jahrhundert mit ihrer Leugnung der hierarchischen und sakramentalen Ordnungen der Kirche unter dem verführerischen Gewande eines sittenreinen und gottgelassenen Lebens umschlich, und endlich der Greuel, daß beim sogenannten päpstlichen „Schisma" drei Nachfolger Sankt Petri sich um die Statthalterschaft Christi stritten.

Die großen Reformkonzilien von Konstanz und Basel tagten auf deutschem Boden, die Reformgedanken waren aber nur zum Teile deutschen Ursprungs. Sie vollendeten jenes System des Kirchenrechtes, das man nun als das bischöfliche dem päpstlichen gegenüberstellte. Aber sie brachen auch den Stab über der verfrühten Reformation der Wiclif und Hus. Wenn auch die blutigen Verwüstungen, die die hussitische Ketzerei im südlichen und mittleren Ostdeutschland anrichtete, ihre unbedingte Verwerfung durch die Kirche zu rechtfertigen schienen,

so hatte man doch den Unterschied von göttlichem Inhalt und menschlichem Gefäß der Kirche begriffen. Daß auch ein Papst ein Sohn der Hölle sein könne, nicht jeder Pfaffe geistlich, nicht jeder Mönch ein Heiliger war, das erzählte man sich in hundert Geschichten und Schwänken; Bilder, Schnitzwerke und Ornamente an den gotischen Kirchen zeugen davon mit drastischem Humor und kecker Satire. Dennoch stand das Gebäude der Kirche fest, gehalten von der Wucht seines geistigen Materials. Der tiefe sittliche Verfall vieler klösterlicher Stiftungen, das vielfach lockere Leben der Weltgeistlichkeit wurde so wenig als ein Vorwurf gegen die Kirche empfunden, wie etwa heutzutage Korruption und Amtsmißbrauch dem Staat und der öffentlichen Ordnung als solchen angerechnet werden. Gerade im ausgehenden Mittelalter ist das überlieferte kirchliche Christentum zum Gemeingut des ganzen Volkes geworden. Das Volksleben ist mit ihm verwachsen. Noch heute ruht unsere ganze alte Volkssitte auf diesem Grunde.

Und bis jetzt hat unsere deutsche Malerei Holdseligeres und Lieblicheres nicht aufzuweisen als die Werke jener kölnischen Malerschule, die am Ende des 14. Jahrhunderts erblühte und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts den höchsten Stand erreichte. Die zarte Geistigkeit, unschuldsvolle Reinheit und stille Seligkeit ob der Wunder der göttlichen Heilsoffenbarung, die sie zu schildern weiß, hat man mit Recht in Parallele gestellt mit der oben geschilderten deutschen Mystik. Einen kräftigen Schritt ins Leben hat ihr größter Meister Stephan Lochner getan, der Maler des „Kölner Dombildes", das die Jungfrau mit den besonderen Kölner Heiligen, den drei Königen, Ursula und ihren Jungfrauen und Gereon, schildert. Von ihm ist sein lieblichstes Bild, Maria mit dem Kinde in der Rosenlaube, auf der beigehefteten farbigen Tafel („Madonna im Rosenhag") mitgeteilt. Es behandelt die zarteste Dichtung, die der christliche Mythus des Mittelalters aus den kurzen biblischen Berichten von der Jungfraugeburt des Gottessohnes herausgesponnen hat, indem es die Freude des himmlischen Vaters darstellt, der durch die Öffnung eines Zeltdaches mitsamt dem Heiligen Geiste niederblickt auf das Wunder seiner Schöpfung, die jungfräuliche Himmelskönigin. Sie hält das Kind auf dem Schoße, einen kräftigen schönen Knaben; selber schlicht gekleidet, aber geschmückt mit einer von Juwelen und Perlen blitzenden Kaiserinkrone, so sitzt sie in einer Rosenhecke auf blumigem Grunde. Aus der Wiese sprießen Lilien auf, und zierliche Kinderengel musizieren auf Saitenspielen oder huldigen anbetend und mit schönen Früchten dem Erlöserknaben.

Die biblische Geschichte und die Heiligenlegende, seit Jahrhunderten der unerschöpfte Stoff der gesamten kirchlichen Kunst in Wand-, Tafel- und Glasmalerei, in Erz- und Holz- und Steinplastik, in Miniaturbildern und textiler Kunst, empfingen nun ihre sprechendste, allgemein verständliche Verkörperung in den dramatischen Schaustellungen, die, seit dem 13. Jahrhundert immer häufiger werdend, aus den Kirchen auf die große Volksbühne des Marktplatzes hinaustraten. Teilweise von eigens zu diesem Zweck gestifteten Brüderschaften in den Festzeiten, besonders vor und nach Ostern, veranstaltet, zogen diese Weihnachts-, Passions-, Oster-, Himmelfahrts-, Fronleichnamsspiele das Landvolk nach den Städten und füllten seine Phantasie mit unvertreibbaren Gestalten. Nimmt man dazu die mit dem Bücherdruck beginnende Verbreitung deutscher Bibelübersetzungen, die massenhafte Produktion von Erbauungsliteratur, die Steigerung der kirchlichen Andachtsamkeit am Vorabende der Reformation trotz so mancher entgegenwirkender Elemente der Kritik, so wird man den herannahenden großen Abfall von der „Kirche" nicht der Zweifelsucht oder Irreligiosität des Geschlechtes zuschreiben, das ihn vollzog.

Wie plötzlich auch der Sturm kam, der in dem größeren Teile Deutschlands das Verfassungsgebäude der seitherigen Kirche in Trümmer legte, er war durch einen Jahrhunderte



Madonna im Rosenhag. Von Stephan Lochner (15. [illegible]

Nach dem Original, im Museum Wallraf-Richartz zu Kö[illegible]

so hatte man doch den Unterschied von göttlichem Inhalt und menschlichem Gefäß der Kirche begriffen. Daß auch ein Papst ein Sohn der Hölle sein könne, nicht jeder Pfaffe geistlich, nicht jeder Mönch ein Heiliger war, das erzählte man sich in hundert Geschichten und Schwänken; Bilder, Schnitzwerke und Ornamente an den gotischen Kirchen zeugen davon mit drastischem Humor und kecker Satire. Dennoch stand das Gebäude der Kirche fest, gehalten von der Wucht seines geistigen Materials. Der tiefe sittliche Verfall vieler klösterlicher Stiftungen, das vielfach lockere Leben der Weltgeistlichkeit wurde so wenig als ein Vorwurf gegen die Kirche empfunden, wie etwa heutzutage Korruption und Amtsmißbrauch dem Staat und der öffentlichen Ordnung als solchen angerechnet werden. Gerade im ausgehenden Mittelalter ist das überlieferte kirchliche Christentum zum Gemeingut des ganzen Volkes geworden. Das Volksleben ist mit ihm verwachsen. Noch heute ruht unsere ganze alte Volkssitte auf diesem Grunde.

Und bis jetzt hat unsere deutsche Malerei Holdseligeres und Lieblicheres nicht aufzuweisen als die Werke jener kölnischen Malerschule, die am Ende des 14. Jahrhunderts erblühte und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts den höchsten Stand erreichte. Die zarte Geistigkeit, unschuldsvolle Reinheit und stille Seligkeit ob der Wunder der göttlichen Heilsoffenbarung, die sie zu schildern weiß, hat man mit Recht in Parallele gestellt mit der oben geschilderten deutschen Mystik. Einen kräftigen Schritt ins Leben hat ihr größter Meister Stephan Lochner getan, der Maler des „Kölner Dombildes“, das die Jungfrau mit den besonderen Kölner Heiligen, den drei Königen, Ursula und ihren Jungfrauen und Gereon, schildert. Von ihm ist sein lieblichstes Bild, Maria mit dem Kinde in der Rosenlaube, auf der beigehefteten farbigen Tafel („Madonna im Rosenhag“) mitgeteilt. Es behandelt die zarteste Dichtung, die der christliche Mythus des Mittelalters aus den kurzen biblischen Berichten von der Jungfraugeburt des Gottessohnes herausgesponnen hat, indem es die Freude des himmlischen Vaters darstellt, der durch die Öffnung eines Zeltdaches mitsamt dem Heiligen Geiste niederblickt auf das Wunder seiner Schöpfung, die jungfräuliche Himmelskönigin. Sie hält das Kind auf dem Schoße, einen kräftigen schönen Knaben; selber schlicht gekleidet, aber geschmückt mit einer von Juwelen und Perlen blitzenden Kaiserinkrone, so sitzt sie in einer Rosenhecke auf blumigem Grunde. Aus der Wiese sprießen Lilien auf, und zierliche Kinderengel musizieren auf Saitenspielen oder huldigen anbetend und mit schönen Früchten dem Erlöserknaben.

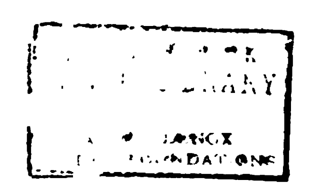
Die biblische Geschichte und die Heiligenlegende, seit Jahrhunderten der unerschöpfte Stoff der gesamten kirchlichen Kunst in Wand-, Tafel- und Glasmalerei, in Erz- und Holz- und Steinplastik, in Miniaturbildern und textiler Kunst, empfingen nun ihre sprechendste, allgemein verständliche Verkörperung in den dramatischen Schaustellungen, die, seit dem 13. Jahrhundert immer häufiger werdend, aus den Kirchen auf die große Volksbühne des Marktplatzes hinaustraten. Teilweise von eigens zu diesem Zweck gestifteten Brüderschaften in den Festzeiten, besonders vor und nach Ostern, veranstaltet, zogen diese Weihnachts-, Passions-, Oster-, Himmelfahrts-, Fronleichnamsspiele das Landvolk nach den Städten und füllten seine Phantasie mit unvertreibbaren Gestalten. Nimmt man dazu die mit dem Bücherdruck beginnende Verbreitung deutscher Bibelübersetzungen, die massenhafte Produktion von Erbauungsliteratur, die Steigerung der kirchlichen Andachtsamkeit am Vorabende der Reformation trotz so mancher entgegenwirkender Elemente der Kritik, so wird man den herannahenden großen Abfall von der „Kirche“ nicht der Zweifelsucht oder Irreligiosität des Geschlechtes zuschreiben, das ihn vollzog.

Wie plötzlich auch der Sturm kam, der in dem größeren Teile Deutschlands das Verfassungsgebäude der seitherigen Kirche in Trümmer legte, er war durch einen Jahrhunderte



Madonna im Rosenhag. Von Stephan Lochner (15. Jahrhundert).

Nach dem Original, im Museum Wallraf-Richartz zu Köln.



währenden Umbildungsprozeß des religösen Gemütes vorbereitet, und darum konnte er nicht zum Untergang, sondern mußte zu neuem Leben führen. In der Schule der lateinischen Kirche hatte das deutsche Volk den Gottessohn und Himmelskönig zugleich als mitleidigen gütigen Menschen kennen gelernt, war von äußerer kirchlicher Pflichterfüllung fortgeschritten zu innerer persönlicher Frömmigkeit, die aller äußeren Formen entbehren kann, und wagte nun auch an eine solche „Nachahmung Christi" zu denken, die nicht mehr auf der Spur des Thomas a Kempis in Demut und Weltabgeschiedenheit, in Todesgedanken und Herzenszwiesprache mit Jesus, in Klosterleben und Sakramentsgenuß besteht, sondern in der Erneuerung des Kampfes, den Jesus gekämpft hat mit den Pfaffen und Weltfürsten seiner Zeit und in einem rechtschaffenen Leben persönlicher und bürgerlicher Pflichterfüllung.

Aber aus diesen Voraussetzungen, auch aus den weitestgehenden Reformationsforderungen folgt noch nicht mit Notwendigkeit der Bruch mit der Kirche überhaupt. Endigt doch die mit der deutschen Reformation gleichlaufende italienische Renaissance, deren Kritik so viel weiter geht, die eine ganz neue Weltanschauung aufbringt, d. h. eine andere Würdigung der Welt, des Menschen, des Erdendaseins, der Nationalitäten, als die mittelalterliche Kirche sie zugelassen hatte, schließlich mit einer neuen Unterwerfung der Geister der romanischen Völker unter die neu befestigte Kirche.

So hat sich denn in den Sturmzeiten der Reformation die lateinische Kirche in Deutschland, wenn auch nur schwach, ungenügend und nicht von den stärksten Geistern verteidigt, erhalten als Kirche einer geistigen und numerischen Minderheit von „Altgläubigen". Gelehrte, witzige und polternde Humanisten wie Eck, Emser, Dietenberger, Cochläus, Murner, friedensselige Mystiker wie Staupitz, fromme Juristen wie Ulrich Zasius, Gropper, historische Romantiker wie Witzel, Cassander und viele andere konnten der zugleich religiösen und revolutionären Gewalt des „Evangeliums" der Protestierenden nicht die Spitze bieten. Wir sind gewöhnt, aus jenen Tagen der tiefsten Erschütterung, die je ein Volk in seinem religiösen Gemüt erfahren, nur den Ton des hellen Jubels, der der Freiheit entgegenjauchzt, einerseits, der leidenschaftlichen Abwehr anderseits zu vernehmen; wir ergründen aber wohl nur schwer das Maß von dumpfem Schmerz, bitterem Gram und stiller Verzweiflung, das der Glaubenskampf damals über tausend und abertausend Seelen im Volk gebracht hat.

Die Hilfe kam der „Kirche", die wir nun die katholische nennen, von dem weltlichen Arm und von der spanisch-italienischen Renaissance des romanischen Katholizismus in streng päpstlicher Gestalt, wie die Jesuiten und das tridentische Konzil sie durchführten. Die Kirche, die hier ihr Dogma formuliert hat, ist nicht mehr das überall die irdische Welt mit seinen übersinnlichen Kräften durchdringende und durchwebende mystische Reich Gottes und der Heiligen, auch nicht mehr die Volkskirche des Mittelalters, sondern die juristisch und dogmatisch fest umschriebene, hierarchisch geordnete Körperschaft, die einfachen Gehorsam heischt und sicheren Lohn verspricht: Papstkirche, Bischofskirche. Das mystische, poetische, phantastische Element ist zum guten Teil in den Protestantismus übergegangen, wenngleich es dort vorerst durch stärkere Strömungen niedergehalten wird.

Deutschland hat auch zur Blüte des Jesuitenordens beigetragen mit seinen Canisius, Balde, Friedrich von Spee und Schall, aber die Führung im Kampfe gegen die Reformation fiel ihm nicht zu. Der deutsche Katholizismus hat in Predigt, Katechismus und Kirchenlied vom Protestantismus gelernt, sich der Bibelkunde beflissen, hat im Jesuitendrama mit der protestantischen Schaubühne den Kampf aufgenommen, aber seine geistlichen Staaten haben nur vegetiert,

sein Ordenswesen lahmte, seine Universitäten verdumpften, und der Eroberungslust, die den Katholizismus anderer Länder groß machte, stand der konfessionelle Reichsfriede, der die Religionsgebiete ein für allemal abgegrenzt hat, entgegen.

Die Stunde des Erwachens auch für das geistige Leben der katholischen Kirche in Deutschland kam erst mit der Aufklärung. Mit der Durchführung des Grundsatzes der Religionsfreiheit öffnete sie auch dem Katholizismus die Bahn zu neuen Eroberungen und schuf so die Voraussetzungen zu seiner inneren Wiedergeburt. Die Aufklärung erst hat das zum Schutt gewordene Mittelalter hinweggeräumt, das jede Entwickelung hemmte. Die Welt des Aberglaubens, der Wunder und Gespenster, der Teufels- und Hexenspuk wurden erkannt als etwas Unwirkliches, „eine verzauberte Welt", des Koppernikus von der Kurie früher verworfene Lehre mußte erst anerkannt sein, dann konnte man Hand in Hand mit der neuen Wissenschaft von der Wirklichkeit der Dinge daran denken, dem religiösen Glauben seine Welt zu sichern, die unsichtbare hinter dem sichtbaren Himmel.

Daran hat auch die katholische Kirche teilgenommen. Der Aufschwung der historischen, philosophischen und Staatswissenschaften im Zeitalter der Aufklärung kommt auch ihrer Gelehrsamkeit zu gute, und die kritische und spekulative Philosophie, die auf protestantischem Boden erwachsen und zunächst nur da möglich war, befruchtete die bedeutendsten Vertreter eines innerlich frommen Katholizismus, wie Johann Michael Sailer (1751—1832), der, ohne seinen kirchlichen Ideen etwas zu vergeben, mit frommen Protestanten im innigsten Verkehr stand, oder wie Jakob Salat, der den Grundsatz der religiösen Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen verteidigte. Diese sich auf das ihr gehörige große Erbe der kirchlichen Frömmigkeit aller Jahrhunderte besinnende katholische Kirche, in der ähnliche Reformideen lebendig waren, wie sie die katholische Kirche Frankreichs großgemacht haben, vermochte auch einzelne hervorragende Protestanten, denen die Höhenluft der absoluten Glaubensfreiheit zu dünn war, an sich zu ziehen, wie den durch die Fürstin Amalie Galizin, eine frühere Deistin, dann Hamanns Freundin, bekehrten Grafen Friedrich Leopold Stolberg (1800).

Die eigentliche Erneuerung des Katholizismus in Deutschland ist das Werk von Konvertiten und datiert von der Romantik. Einer der Begründer der Romantik, Friedrich Schlegel, hat zuerst (1808) den Übertritt zum Katholizismus vollzogen, von den Begründern der romantischen Restauration in der Politik war ihm darin Adam Müller vorangegangen, Karl Ludwig von Haller folgte. Dennoch ist der Ort, die Romantik zu besprechen, nicht hier. Sie ist kein Produkt des Katholizismus, sondern der Neukatholizismus ist ihr Produkt. Zu den sozusagen historischen „Entdeckungen" der Romantik gehörte nämlich die Kirche, zunächst die der Vergangenheit als einer zugleich religiösen und sozialen Institution, als der Mutter von Kultur, Kunst und Wissenschaft, als Hüterin der sozialen und nationalen Freiheiten, als ehemals einflußreichster wirtschaftlicher Korporation. Diese Entdeckung fand statt genau in dem Augenblick, wo das klerikale Fürstentum der sächsischen Kaiserzeit im Reichsdeputationshauptschluß 1803 zu Grunde ging und nur die Kirche als jener sakrale Verband übrigblieb, den Karl der Große begründet hatte. Das geschah gleichzeitig mit der Entdeckung des „deutschen Volkstums".

Nach den Wundern der Befreiung des Vaterlandes, die nicht gelungen wäre ohne die stärkste Anspannung auch der religiösen Kräfte aller Konfessionen, bei der Aufrichtung des zerfallenen Reiches, der Neuordnung des deutschen Staatswesens, glaubte man auch der Kirche eine zeitgemäße Auferstehung schuldig zu sein. Der patriotische Plan einer nur dem Namen nach vom Papst abhängigen autonomen deutschen Nationalkirche, also eines eigentlich

deutschen katholischen Kirchentums, scheiterte. Aber der tiefste Gedanke der Männer, die als die geistigen Väter des neuen deutschen Katholizismus zu gelten haben — wir nennen den Natur-, Mythen- und Geschichtsforscher Joseph Görres (1776—1848), die Philosophen Franz von Baader (1765—1841) und Anton Günther (1783—1863), die Dogmatiker Drey (1777—1853), Staudenmaier (1800—1856) und Hirscher (1788—1865), die Kirchenhistoriker Johann Adam Möhler (1796—1838) und Johann Joseph Ignaz von Döllinger (1799—1890), ganz zu geschweigen der Reihe katholischer Dichter, Geschichtschreiber und Publizisten — war ein wesentlich anderer als der einer einfachen Papstkirche. Er läßt sich so ausdrücken: Die Kirche hat die göttliche Mission, vermittelst ihrer äußeren Hierarchie mit persönlicher Spitze im römischen Papst als eine internationale, aber nur zu geistiger und geistlicher Einwirkung berufene Macht des Friedens, des Fortschrittes, der Zivilisation und der persönlichen Freiheit die Gedanken des Christentums in der Welt zu behaupten. Sie hat, aus bescheidenen Anfängen wachsend, im Laufe der Jahrhunderte in normaler Entwickelung und in folgerichtiger Auseinandersetzung mit allen Weltmächten jenen Wunderbau der Verfassung, des Dogmas und des Kultus errichtet, der jedem Bedürfnis des denkenden Geistes, jeder Regung des heilsverlangenden Gemütes zu genügen vermag, und wenn auch in allen Jahrhunderten stets die Wirklichkeit der Kirche hinter dem Ideal zurückblieb, so ist sie doch für alle Zukunft die eigentliche Vertreterin aller höheren Ziele der Menschheit. Unter dieser Voraussetzung haben jene Männer gearbeitet an der Begründung einer katholischen Wissenschaft, Literatur und Politik. Aber sie erblickten darin zugleich den besten Schutz der deutschen Nationalität. Nur auf friedlichem Weg und nur unter der gegenseitigen Achtung gewährleisteter Religionsfreiheit, nur infolge eines Sieges im geistigen Wettkampf erwarteten sie eine allmähliche Rückkehr der protestantischen Geister zu der alten Mutter, nachdem sie sich davon überzeugt haben würden, daß alle Mißbräuche, gegen die die Reformatoren sich erhoben, beseitigt und damit die eigentlichen Differenzen hinfällig geworden seien.

So konnte der Bund zwischen deutschem Geist und katholischem Christentum in einem christlichen Staate, wie Karl der Große ihn geschaffen, erhalten bleiben, und noch einmal mußte dann Deutschland die Führung der europäischen Nationen zufallen. Das ist der Traum des romantischen Katholizismus gewesen, wie Eduard Steinle ihn im „Kaiserdom“ zu Frankfurt gemalt hat. Er zerging völlig erst 1870 mit dem vatikanischen Konzil.

Der äußeren Wiederherstellung der katholischen Kirche in den deutschen Bundesstaaten in Gestalt einer neuen Einteilung und würdigen Dotierung der Bistümer folgte eine innere Belebung in Kunst, Gottesdienst und Klosterwesen. Allerdings kommt diese Belebung nicht wie im Mittelalter aus neuen Gedanken, sondern von dem in Deutschland dem Katholizismus aufgezwungenen Wettstreit mit dem Protestantismus, dessen religiöse und sittliche Ideale die lebendigeren sind, der modernen Zeit besser entsprechen und auch in gewissem Grade den Katholiken annehmbar sind. Damit wuchs der konfessionelle Eifer. Seit dem sogenannten Kölner Streit, dem Zerwürfnisse des preußischen Staates mit der Kurie wegen der Behandlung der gemischten Ehen (1837—41), geht der Katholizismus zum Angriff vor, er strebt nach Macht im Staate und, da Machtbedürfnisse keine Grenze kennen, nach der Macht über den Staat. Er wurde zum Angreifer, wie er es seiner Natur nach werden muß, wenn ihm nicht entweder innere Selbstbeschränkung auf rein geistliches Wirken oder äußere Verhältnisse Rücksichten auferlegen. Aber eben diese begannen sich ihm in der Epoche größter Nachgiebigkeit der Regierungen gegen katholische politische Forderungen 1841—1871 zu fügen.

Mit der Annahme des Unfehlbarkeitsdogmas durch die deutschen Bischöfe, denen umsonst eine mächtige Laienbewegung gebildeter Deutschen warnend in den Weg getreten war, wurde die unbeschränkte Universalherrschaft des Papstes über die gesamte Kirche mit allen Konsequenzen auch für die deutschen Katholiken Glaubenssatzung. Nur die der Zahl nach geringe „altkatholische“ Kirche hält den Gedanken einer von Rom unabhängigen und der Nationalität ihr Recht vergönnenden Kirche aufrecht, sonst aber weicht der Geist des deutschen Katholizismus, den wir im Flug über die Jahrhunderte hin kennen gelernt haben, dem römischen Geist, der seine schärfste Ausprägung in dem Denkmal der spanischen Gegenreformation der Gesellschaft Jesu findet. Der Jesuitismus mit seiner skrupellosen Politik und seiner religiösen Skrupulosität, mit seinem Aufgebot großer Mittel zu im Grunde kleinen Zwecken, ohne Verständnis für die göttliche Mission, die Volkstum, Vaterland und Freiheit haben, ist und bleibt dem Deutschen fremd. Es tritt hier im Gewand des Religionsgegensatzes ein Gegensatz der Rasse auf. Weil der deutsche Katholik nach persönlicher Frömmigkeit strebt, muß er stets dem Romanen als ein halber Ketzer erscheinen. Der Gegensatz zwischen diesen zwei Richtungen im Katholizismus, der sich lange auch den erleuchtetsten seiner Führer vor 1870, wie dem Bischof Melchior Diepenbrock (1798—1853) und Döllinger, anderer zu geschweigen, verbarg, übt nun eine erdrückende Macht aus. Weder in Wissenschaft noch in Kunst sind dem Katholizismus seitdem Werke entsprungen, die den älteren katholischen Schöpfungen ebenbürtig sind.

Noch scheint dieser Gegensatz der Masse des katholischen Volkes nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Es lebt wie seine Vorfahren im deutschen Mittelalter im angeschauten Wunder seines Meßgottesdienstes, der in fremder Sprache meist gesangweise vollzogen wird zum Besten der Gegenwärtigen und Abwesenden, während die Andächtigen ihre besonderen Anliegen Gott und den Heiligen vortragen; noch tönt Chorgesang und volles Orchester in feierlichem Hochamt, noch gefällt sich der Eifer des Volkes in immer zahlreicheren und glänzenderen, wenn auch nicht schöneren Bauten zur Ehre Gottes, immer mannigfaltiger wird die von Ordensleuten, mehr noch von Laien geübte Charitas, die Liebestätigkeit, ausgestaltet. Doch hat das Ordenswesen nicht entfernt mehr die Bedeutung wie im Mittelalter, nachdem die meisten seiner Tätigkeiten in Kultur, Kunst, Wissenschaft, Unterricht, Armenfürsorge und Krankenpflege in weltliche Hände übergegangen sind.

Eine größere Kraft entfaltet der Katholizismus im Weltklerus, die größte aber, seitdem die Massen mündig erklärt worden sind, als Laienreligion. Die katholische Priesterschaft, die sich zum größeren Teil aus dem Bauernstand und niederen Bürgerstand ergänzt, ist, wie im Mittelalter das Mönchstum, eine mit dem Volk und seinen Bedürfnissen innig vertraute, wahrhaft volkstümliche Macht, bei sorgfältiger Überwachung und Zucht geistig und vor allem sittlich höher stehend als in irgend einem früheren Jahrhundert. Von größter Bedeutung aber ist unter ihrer Leitung im Zeitalter des allgemeinen Wahlrechtes das katholische Volk als politische Gruppe geworden. Hier wird die Entwickelung des Katholizismus für das Christentum verhängnisvoll. Aus der Andacht der Seele zu Gott, die der Katholik vermittelt denkt allein durch die Kirche, leitet man unmittelbar die Pflicht des Gehorsams auch gegen die politischen Befehle der Kirche und ihres Oberhauptes ab. Dies Oberhaupt ist politischer Mitregent im Reich geworden. So kann die „Kirche“, die in ihren ersten religiösen Wirkungen eine Segensmacht war und es immer noch vielfältig ist, in ihren Nebenwirkungen ein Hemmnis deutschen Volkstums werden. Darum sind noch andere religiöse Kräfte von nöten, die ihre Übergewalt beschränken. Und sie sind vorhanden.

III. Der deutsche Protestantismus.

Die Kirche als geschichtliche Größe hatte dem deutschen Volk jenes überweltliche Lebensziel gebracht, nach dem es verlangte, dem zunächst sein Idealismus galt. Dadurch sind auch seine persönlichen, sittlichen Tugenden zu neuen Gestalten entwickelt worden. Die trotzige Mannheit und das rege Ehrgefühl lernten etwas Höheres anerkennen, nämlich das Ideal der Heiligkeit, die unendliche Herablassung der Gottheit und die selbstverleugnende Milde des Gottessohnes. Es war dieser innerliche Kern, den die Hülle äußerer kirchlicher Formen umschloß. Um dieses Kernes willen hing der Deutsche an der Kirche. Weder an der Ausbildung hierarchischer Formen noch neuer asketischer Ordnungen, in denen die Kirche ihren Triumph über die Welt ausprägte, weder am Papsttum noch an der Gründung neuer Mönchsorden waren die Deutschen produktiv beteiligt. Aber auch der Widerstand gegen diese Formen, wie er in der vielgestaltigen Ketzerei des südlichen Frankreich, in den evangelischen Armutsgedanken der Waldenser und Lombarden, in den enthusiastischen Aufständen der Franziskanerspiritualen, endlich in den gewaltigen antihierarchischen Volkserhebungen unter Wiclif in England und unter Hus in Böhmen immer drohender an den Säulen der Kirche rüttelte, griff bei ihnen verhältnismäßig nicht tief ein. Sie standen, so schien es, in allen diesen Fragen auf seiten der herrschenden Kirche und galten darum als die geduldigste und gehorsamste Nation, über die Rom überhaupt zu verfügen hatte.

Woher kam das? Solange Priester, Mönche, Bischöfe und Päpste das Volk nur auszubeuten schienen, litt es geduldig, weil es in ihnen immer noch die Hüter des Heiligtums erkannte, ohne die der Himmel verschlossen ist. Ein Gefühl der Vergewaltigung seiner innersten religiösen Bedürfnisse durch die Kirche hatte es noch nicht gehabt. Sobald aber dieser Zwiespalt sich auftat, sobald die offizielle Kirche in verblendeter Unterschätzung der Gefahr und Gewissensnot, die sie heraufbeschwor, sich einer mit elementarer Macht auftretenden Kraft des G l a u b e n s, der allerpersönlichsten religiösen Überzeugung, und einem begeisterten sittlichen Freiheitsdrang entgegenwarf, mußte sie den ungeheuern Bruch, den Abfall der Mehrheit der Nation von sich erleben. Der r e l i g i ö s e P r o t e s t a n t i s m u s war da. Auch der Protestantismus als Religion des persönlichen Glaubens an den in der Bibel und in der Weltgeschichte offenbarten Gott, der, eben weil er Glauben ist, d. h. Überzeugung, den Zwang ausschließt, hat sich zu einer ganzen Reihe von Formen entwickelt. Die Einheitlichkeit der Entwickelung hat ein Ende mit der Einheit der Kirche; erst die wachsende Mannigfaltigkeit der geistigen Erscheinungen zeigt die Kraft des neuen Prinzips. Wir verfolgen den Protestantismus zunächst in seiner evangelischen Gestalt, wie er aus der Wurzel des überlieferten deutschen Christentums durch Luther erwachsen ist.

M a r t i n L u t h e r ist der Protestantismus. Was ihn trieb, war das religiöse Gewissen. Das sollten auch seine Gegner anerkennen. Luther gehört zu den ganz wenigen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, die, wie die Propheten Israels, wie Paulus, Franziskus, George Fox, nur nach religiösen Motiven handelten. Er ist in diesem Sinne d e r e i n z i g e d e u t s c h e P r o p h e t. Bei allen anderen Reformatoren wirkten auch noch andere Beweggründe mit: er war nichts als ein Prophet. Wem dieser Name nicht zu passen schiene, weil Luther ja doch nur eine bereits vorhandene Religion „reformiert" habe, der würde mit seiner Ansicht einen schweren Stand haben gegenüber den Zeugnissen jener Zeit darüber, daß, was durch ihn der Welt wieder aufging, das „Evangelium", im Verhältnisse zu dem, was man bis dahin zu haben glaubte, wie die Offenbarung einer v ö l l i g n e u e n R e l i g i o n erschien. Was Luther den Beifall weitaus

der meisten seiner deutschen Zeitgenossen verschaffte, war dies, daß er der Opposition gegen die Kirche einen so ergreifenden religiösen Ausdruck gab, daß er aus Religion das bekämpfte, was nun als eine Afterreligion erschien. Der Protestantismus wollte nicht die Kirche verneinen, wenn er auch ihre Verfassungsformen völlig und ihre Kultusformen zum Teil verwarf. Aber als den Mittelpunkt auch der Kirche sah er das an, was den Menschen zum Christen macht, den Glauben. „Gott sieht allein auf den Glauben." Damit ist der Grundgedanke der Reformation ausgesprochen. Alle früheren Reformen waren sittlicher, rechtlicher, disziplinarer, kultischer Art gewesen: über der Änderung des Glaubens schwebte der Verdacht der Ketzerei mit Bann und Acht. Jetzt faßte sich unter Luthers Führung die Christenheit ein Herz, ihren Glauben selbst zu bekennen und ihn, wo man ihn bestritt, als den allein wahren und richtigen, als den ewigen sogar mit Gewalt zu behaupten. Daraus folgt, daß der Protestantismus als religiöse Triebkraft ebensowenig tolerant ist wie der Katholizismus.

Auf die von Franziskus versuchte phantastische Renaissance des Urchristentums, des angeblichen Christentums Christi, folgte, was Luther und seine Anhänger sämtlich für eine Renaissance des apostolischen, paulinischen Christentums hielten. Es war in der Tat etwas anderes und mehr. Denn im ursprünglichen Paulinismus fehlen sowohl die religiösen Verneinungen wie die sittlichen bejahenden Grundgedanken des Protestantismus: die Verwerfung aller Möncherei, aller absonderlichen Heiligkeit und aristokratischen Sittlichkeit, sodann die positive Würdigung des staatlichen und nationalen Lebens für den wahren Glauben. Der Paulinismus kennt nur kleine Gemeinden, der Protestantismus will ein Volkschristentum. Im Protestantismus liegt der Zug zu vollkommen persönlicher wie zu nationaler Ausprägung der Religiosität, zur Verbindung von Religion und Sittlichkeit, wobei jene der Trieb ist und diese das Ziel.

Der Gang der Reformation ist zunächst bestimmt durch die Persönlichkeit Luthers. „Luthers überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit", sagt Döllinger, der Katholik, „machte ihn allerdings zum Manne seiner Zeit und seines Volkes: es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte, und der wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen: eingesogen worden wäre wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers." Und Friedrich Schlegel sagt: „Er war eigentlich der, auf den es ankam, auf dessen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden sollte. Er war der alles entscheidende Mann des Zeitalters und der Nation." Aber er ward es dadurch, daß er als ein „Begeisterter" (Ernst Moritz Arndt) auftrat, als einer, der „wie ein Gaul mit verbundenen Augen" dahin geführt wurde, wohin er kommen sollte. Sein Auftreten hat einen Geisterfrühling sondergleichen geweckt, Hunderte von Menschen, die in Ziel und Streben ihm verwandt waren, und sein Wort hat gezündet bei Millionen. Es seien hier, um von der Fülle einen Begriff zu geben, nur wenige Namen solcher „Lutheraner" genannt: Lang, Spalatin, Link, Heß, Stiefel, Eberlin, Kettenbach, Osiander, Strauß, Agricola, Bugenhagen, Amsdorf, Jonas, Brenz, Hausmann, Rhegius, Kraft, Schnabel, Schnepf, Alberus, Waldis, Speratus, Hans Sachs, Spengler. Aber Luthers Kämpfe sind durchaus einziger Art gewesen. Nur wenige haben sie damals geteilt oder auch nur ganz verstanden. Erst der spätere Pietismus hat die Erfahrung ähnlicher Seelenstimmungen den einzelnen „Christen" zur Pflicht gemacht. Nachdem er seinen fröhlichen Jugendmut dahingegeben hatte, um in strengstem Mönchtum seiner Sünden Vergebung zu finden und durch die Höllenschrecken einer momentanen völligen Verzweiflung am Heile hindurchgedrungen war bis zu dem Glauben an die bedingungslose Gnade Gottes, und nachdem er in diesem Vertrauen

auf die Gnade die eigentliche, wahre, von der Kirche stets gesuchte und in Deutschland wirklich gefundene „deutsche" Theologie erkannt hatte, mußte sich Luther Schritt für Schritt davon überzeugen, daß die Kirche, an der er mit ganzer kindlicher, gläubiger Seele hing, solche Wahrheit nicht vertragen könne und dulden wolle. So schienen ihm Kirche und Christentum auseinanderzureißen, und der Riß ging mitten durch sein Herz. Die Losreißung von der „Kirche" um des Glaubens willen, das ist der Protestantismus in seinem ersten Beginn. Lebenslang hat dieser furchtbare Kampf in Luther nachgezittert. Die „teuflische" Versuchung, die ihm immer wieder nahte, bezieht sich darauf. „Bist du allein klug?" so rief ihm eine vorwurfsvolle Stimme zu und hielt ihm die Autorität von so vielen Jahrhunderten vor. Daß er diese Versuchung überwand, daß ihm die erkannte Wahrheit nicht bloß über jede Autorität ging, sondern auch über jede Pietät, und daß der in seiner Klosterzeit in Behandlung schwacher Gewissen so schonsame Mann nun schonungslos niedertrat, was sich von rechts und links dem „Evangelium" entgegenstellte, ist das eigentlich Heroische in Luthers Laufbahn.

Dennoch hat sein Leben nicht, wie er es oft wünschte, den tragischen Abschluß des Märtyrertodes gefunden. Er sollte, wie es den eigentlich Größten unseres Volkes beschieden zu sein scheint: Karl dem Großen, Friedrich dem Großen, Wilhelm I., Kant, Goethe, Bismarck, sich ausleben. Er ist, nachdem er der prophetische Führer im Befreiungskampf gewesen, in die Reihe der bürgerlichen Berufe zurückgetreten und hat als Professor der Theologie in Wittenberg ein vor aller Augen liegendes fleißiges Amts- und Familienleben geführt, in musterhafter Ehe, treu, unbestechlich, wahrhaftig, freigebig und dankbar bis zuletzt. Die erhabene Schwermut eines nur mit dem geringsten Teil seiner Pläne durchgedrungenen Streiters hat ihn manchmal übermannt, aber ein gesundes Gottvertrauen hat ihm wieder zurechtgeholfen. Im Glauben an das nahe Weltende und herzlich müde dieser schlechten Welt ist er eines bürgerlichen Todes gestorben. So ist er der vollendete Typus des deutschen protestantischen Pfarrherrn und Professors geworden, jener beiden Stände, auf deren ungebeugter Kraft in traurigen Zeiten so oft die Zukunft der Nation beruhte. Dazu gehört auch sein aller Hierarchie und aller Politik abgewendetes Wesen. Seine Reformation trifft in die Zeit des Weltkampfes zweier Großmächte, Habsburgs und Frankreichs, die sie beide nicht zulassen wollten, deren Streit aber dazu helfen mußte, dem Evangelium so viel Zeit und Spielraum zu lassen, bis es Wurzel fassen konnte. Und doch hat Luther dieses ganze weltgeschichtliche Zusammentreffen zwar nicht unbeachtet, aber völlig unbenutzt gelassen in seinem einzig kühnen Glauben, daß das Wort ganz allein alles tun müsse. Daß sein Volk ihm darin blindlings folgte, unbekümmert um jede Gefahr und Verwickelung, mit der ungeheuern Selbstgewißheit, mit dem heldenhaften Trotz, den nur der Glaube und ein gutes Gewissen verleihen, das macht die sittlich-religiös unvergleichliche Größe der Reformationszeit aus, die von keinem anderen protestantischen Freiheitskampf übertroffen ward. Sie stellt sich uns wie in einem Bilde dar in dem Augenblick, wo in Worms der eine Mann ganz allein gegenüber Kaiser und Reich, Papst und Kirche sich beruft auf Gott. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!"

Wenn man mit Recht gesagt hat, der tiefste Grundsatz des Christentums sei der, daß die Menschenseele mehr wert sei als die ganze Welt, so darf man hinzufügen, der Protestantismus besteht darin, daß der persönliche Glaube sich, wenn es sein muß, der ganzen Welt gegenüberstellt. Dieser Protestantismus ist deutsches Gewächs, und eine solche Emanzipation des persönlichen Glaubens von aller Autorität einer ihm gegenüberstehenden Überlieferung war vorbereitet durch die ganze vorangegangene Entwickelung. Die Konsequenzen des Protestantismus

waren aber noch jedermann verborgen. Noch stand das mittelalterliche Weltbild unverändert vor den Blicken des christlichen Europa da: Himmel, Erde und Hölle, an der Himmelstür der Apostelchor. Aber es begann zu verblassen, und zwar nicht etwa schon vor der aufgehenden Sonne einer neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung, die eben gerade erst über den Horizont aufstieg. Nicht etwas dem Geiste von außen Kommendes, etwa die Naturwissenschaft und das Lebensgefühl der Renaissance, haben die Religion geändert. Die Änderung kam vielmehr dadurch, daß das Organ für die Wahrnehmung des Übersinnlichen sich änderte. Dieses Organ war seither das Auge gewesen. An seine Stelle trat das Ohr, das hinlauscht auf das gesprochene Wort Gottes in der Geschichte und auf die Stimme Gottes im Gewissen. Mit diesem abkürzenden Vergleich soll der sehr verwickelte Vorgang der „Bildung einer neuen Weltanschauung" zufolge einer Umwandlung im subjektiven Geist andeutungsweise klargemacht werden. Wenn Gott sich bezeugt in seinem „Wort", so verkündigt er sich sozusagen nicht als ein bloßes Dasein, sondern als ein lebendiger Wille. Als solcher muß er erlebt werden, und das geschieht nur, wenn ein ihm entsprechender Wille in uns selber erwacht. So ist „der Glaube" eine vom Worte Gottes ausgehende Inspiration, eine Wirkung Gottes, die eben als solche ihren Urheber mit unfehlbarer Gewißheit verkündigt. Er ist ein neues Erleben Gottes. Der Inhalt dieses Glaubens ist nicht etwa die ganze Länge und Breite der biblischen Überlieferung, sondern kurz die von dem Gottmenschen Jesus Christus vollzogene Vergebung der Sünden und die Versöhnung mit Gott.

Seither im Katholizismus hatte man den Glauben empfangen wie ein weißes Taufgewand, das den Christen, wenn er es anzog, mit Ehrfurcht vor sich selber erfüllte und ihm himmlische Hilfe versprach; jetzt erwies er sich als die umwandelnde Kraft, als „das lebendig schefftig thetig mechtig Ding", wodurch der Mensch sich in Gott fühlt und Gott in sich und mit Gott Taten tut. Er ward ein Prinzip persönlicher Umgestaltung. Gewiß hatten das auch schon früher einzelne erlebt, jetzt aber wurde diese Erfahrung allen zur Pflicht gemacht und von allen erschwungen; das beweist jener Strom von einigen tausend wirklichen Glaubensliedern, die im Reformationsjahrhundert gedichtet worden sind. (Das unvollständige Verzeichnis von Philipp Wackernagel führt gegen 1500 an.) Danach richtet sich nun die Lebensaufgabe. Sie besteht im Gottvertrauen, im Gebet und in der Erfüllung aller aufgetragenen Berufspflichten. Es gibt keinen geistlichen Stand mehr, keinen Mönchsstand und keinen Rangunterschied geistlicher und weltlicher Pflichten; vielmehr alles, was man mit Gott zum gemeinen Nutzen tut, das ist gut. Damit ist die Wurzel katholischer Sittlichkeit und Sitte durchschnitten, die behauptete, es gäbe besondere Gott wohlgefällige Handlungsweisen von höherem als weltlichem Rang. An ihre Stelle tritt die protestantische Sittlichkeit und verpflichtet zu allem Guten, jeden nach dem Maße seines Berufes, weil jedermanns Arbeit Gott helfen muß, dem Teufel möglichst viel Land abzugewinnen. Denn jener Dualismus der germanischen Weltanschauung bleibt, daß hier ein Kampfplatz zwischen gut und bös und der Mensch mitten dareingestellt ist. Und ebenso bleibt die Meinung, daß die Welt zum Untergange reif, daß der „liebe jüngste Tag" vor der Türe sei.

In dieser Gestalt war die Reformation in den ersten Jahren ihrer schöpferischen Entfaltung Luthers Werk. Melanchthon schrieb dann 1521 ihr Programm in seinen „Loci theologici", einer Zusammenfassung der neuen Glaubens- und Sittenlehre. Der Humanist mit dem ästhetischen Sinn für das Quellenmäßige liefert die geschmackvolle und schlagende Begründung aus der Schrift. Es folgt dann bald die Aufrichtung einer neuen kirchlichen Ordnung in

Gestalt der Kirchenvisitation. Damit ist die sächsische Reformation fertig. Sie besteht nämlich in der selbständigen kirchlichen Neuordnung eines landesherrlichen Gebietes oder einer städtischen Republik durch die Obrigkeit unter dem Beirat schriftkundiger Theologen. Sie ist Kirchen- und Staatsordnung auf Grund des Evangeliums. Das war gegenüber dem ursprünglichen Gedanken Luthers einer Reformation des ganzen „christlichen Standes", der Christenheit, wie er sie 1520 gefordert hatte, eine Verengerung. Aber es war geschichtlich notwendig. Erst die kommenden Jahrhunderte haben die Folgerung aus Luthers Gedanken auch nach der politischen Seite gezogen. Die lutherischen Kirchenordnungen sind die Maßregeln christlicher Volkserziehung, die die politische Obrigkeit an Stelle der seitherigen „geistlichen" Obrigkeiten trifft, weil sie sich als Gottes Dienerin dazu verpflichtet fühlt. Aber mancherlei Weise der Kirchenordnung ist berechtigt. Mit der Hierarchie ist auch der alleinseligmachende Kultus gefallen, die Kirche hat aufgehört, ein Vorhof des Himmels zu sein; alle Vorstellungen von einer besonderen Heiligkeit eines Ortes, gewisser Personen und Dienste hört auf: Kirche ist überall, wo man das Wort Gottes hört und die Sakramente empfängt, in denen allein das Kultusmysterium sich erhalten hat.

Dem entspricht eine neue Anordnung des Kirchengebäudes. Das Ende der ganzen Tempelkunst, die den Heiligenhimmel symbolisch darstellen wollte, ist gekommen; die Kunst, die die Empfindungen des Glaubens in Tönen ausspricht, die kirchliche Musik, die sich bald neben lyrischer auch zu dramatischer und epischer Form aufschwingt, beginnt. Fortan sprechen nur noch die tönende und redende Kunst das ganze Geheimnis der Religion aus. Die Malerei dagegen wird zur realistischen Erzählung der biblischen Geschichte und zur Illustration. Wo die Bibel aufgeschlagen ist, da ist Gottes Kanzel, in der Schule, im Rathaus, in der Familienstube. Was die mittelalterlichen Pietisten, die „Gottesfreunde", geahnt, ist nun erfüllt. Die Welt ist nicht mehr bloß ein Zuchthaus, sie ist Gottes Werkstatt, und der Glaube ist der „Werkmeister". Er vollbringt Gottes Werk auf Erden.

Dem sächsischen Typus der Reformation, der sich in Mittel- und Norddeutschland, in Preußen und Skandinavien verbreitet hat, in Süddeutschland vornehmlich in Württemberg, stehen zwei andere zur Seite, der schweizerische und der oberdeutsche. Das Wirken Huldreich Zwinglis, des schweizerischen Reformators, der die Eigentümlichkeiten des alemannischen Stammes verkörpert, wie er unter republikanischer Verfassung sich entwickelte, beruht auf einer eigenartigen und völlig selbständigen Vorbildung und Auffassung, verdankt aber seinen Erfolg der Gleichzeitigkeit mit Luther und ist der Versuch eines Mannes, der, in einer Person Prophet und Tribun, seine Heimatrepublik und die Eidgenossenschaft zugleich kirchlich und politisch neuzugestalten unternahm. Man hat das, was er erstrebte, eine Theokratie genannt und Zwingli mit Savonarola, dem Propheten von Florenz, verglichen. Seine politischen Pläne sind gescheitert, aber seine reformierte Kirchenordnung blieb als die konsequente Ausprägung des Gedankens, daß der einzig wahre Gottesdienst im öffentlichen Vollbringen des göttlichen Willens besteht. „Gott verlangt für seine Gaben keinen anderen Preis als den der Nachahmung." Während Luther, was seine Sakramentslehre zeigt, noch ein mystisches Ausruhen der Seele im Geheimnis einer augenblicklichen wunderbaren Gottesgegenwart kennt, liegt die Wurzel der rastlosen Tätigkeit und Tüchtigkeit reformierter Völker wie der deutschen Schweizer und der Niederländer, anderer zu geschweigen, in dem Glauben, daß das Zusammenleben von Gott und Mensch aufgehe in Gottes Wort und des Menschen Tat. Auch der Zwinglianismus ist ein Typus deutscher Religion. Er ist Glaube mit vorschlagendem

Tätigkeitstrieb. Auch die zweite weltgeschichtliche Form des Protestantismus, die reformierte, das heißt jene, die gegenwärtig mit der angelsächsischen Rasse welterobernd auftritt, ist deutschen Ursprungs.

Eigenartig daneben steht der Versuch des oberdeutschen Reformators von Straßburg, Martin Bucer, der für seine Ideen am meisten Verständnis fand bei dem Landgrafen Philipp von Hessen. Dieser schuf etwas wie eine selbständige Landeskirche innerhalb seines Fürstentumes. Bucer wollte — und er ist darin der Vorgänger Calvins geworden — die Kirchengemeinde zur eigentlichen Trägerin des religiösen Lebens machen, indem er sie, die ja den Personen nach mit der bürgerlichen eins war, doch von dieser unterschied und einer besonderen Zucht unterwarf. Erst darin, in der bewußten Unterwerfung der Einzelnen unter das Gesetz Christi, erblickte er die Verwirklichung des Regimentes Christi. Ein tiefsinniger Gedanke. Das eigentliche allgemeine Sakrament, das Mittel, wodurch Gottes Gnade in die Welt hineinwirkt, ist nun ein Verein lebendiger Christen. Damit lenkt der Protestantismus in eine Bahn sozialer Wirksamkeit ein, während er bis dahin mehr die Politik beeinflußt hat. Man wird darum diesen Männern nicht gerecht, wenn man sie nur als Theologen auffaßt. Ausgenommen allein Luther, sind alle neben ihrem Lehr- und Predigtamt Politiker, Diplomaten, Staatsmänner von mehr oder weniger glücklicher Hand gewesen. Calvin, der französische Reformator, ist nicht unbeeinflußt von Bucer, wenngleich ein Genius von eigenem Gepräge.

Die Früchte der Reformation sind die protestantischen Bekenntnisse, sodann aber die Kirchen- und Staatsordnungen, Armenordnungen, Universitäts- und Schulstiftungen, die hochdeutsche, niederdeutsche und schweizerdeutsche Bibel und das Kirchenlied als Volksgesang im Gottesdienste: die neuhochdeutsche Sprache, die Grundlagen der deutschen höheren Schul- und Universitätsbildung und das deutsche Territorialfürstentum. Die Reformation hat das Fundament des „heiligen römischen Reiches" erschüttert, aber sie hat auch das neue Reich vorbereitet. Die Bibel tritt nun an die Stelle des Heiligenhimmels. Während das höchste Interesse der katholischen Frömmigkeit die Vorausnahme der jenseitigen Seligkeit schon im Diesseits ist, erhebt sich jetzt die treue Ausrichtung des irdischen Berufes zur Hauptsache, und die Spekulation über die künftigen Dinge fällt mit den Mönchen und Nonnen weg, deren Lebenszweck andächtige Beschaulichkeit war. Es war die Zeit der „deutschen Renaissance". Aus der Bibel, besonders des Alten Testamentes, lernte man ja ein durchaus auf irdische Arbeit, auf Drang und Kampf angewiesenes Volksleben kennen, und das bestärkte den ohnehin schon sehr bemerklichen derben Realismus, die sprühende Lebenslust und die energische Diesseitigkeit jenes kerngesunden Geschlechtes.

Man strebt also dem gerade entgegengesetzten Ziele zu wie Kirchenväter und Scholastiker. Alle Theologen sind praktische Theologen, denen es mehr darauf ankommt, die „Wohltat Christi" sich und anderen anzueignen, als über sie zu spekulieren. Sie sind Moralisten, Kasuisten, Juristen, Schulmeister, nicht einer unter ihnen ist ein Mystiker. Die Theologie ist ja nun die wichtigste publizistische Angelegenheit geworden. Daß darunter die eigentliche Wissenschaft, die Feinheit der Gelehrsamkeit, die Stille der Forschung litt, ist nicht zu leugnen. Melanchthon, der große, so wenig verstandene klassische Humanist, hatte genug zu klagen über den eingerissenen banausischen Geist, der von der formal bildenden Beschäftigung mit den klassischen Autoren nichts mehr wissen wollte. Und doch drang er schließlich durch. Er wurde der Schöpfer des neuen theologisch gestimmten Universitätsstudiums, der Wegbereiter einer künftigen größeren und freieren Bildungsweise. Denn bei seiner Wissenschaftsordnung handelte es sich zunächst nicht mehr um

die Gewinnung einer einheitlichen philosophischen Weltanschauung, sondern um das Durchlaufen eines Kursus von Disziplinen: die Gelehrsamkeit tritt an die Stelle des schöpferischen Denkens, die Facharbeit an die Stelle der universellen Dialektik, den Abschluß alles Wissens aber liefert der von der Theologie verkündigte Glaube. So herrschte die Theologie über das gesamte Wissen. Und sie gestattete mitnichten eine völlig freie Forschung, weder überhaupt noch in der Schrift, wie die Wiedertäufer z. B. verlangten. Für Naturwissenschaften, Philosophie und Historie wurden ebenso die Alten Norm wie für die Schriftforschung das Bekenntnis.

Unter welchen Gesichtspunkten die Bibel zu verstehen und auszulegen sei, das hatten die Bekenntnisschriften ja mustergültig ausgesprochen. Ursprünglich nur Vorlagen für bestimmte praktische Zwecke, wurden sie sehr bald als die „Symbole unserer Zeit" Lehrnormen in gleichem Rang mit den alten Symbolen. Sie waren in der Tat viel mehr. Sie wollten in kurzen Sätzen den ganzen Umkreis christlichen Lebens und Lehrens beschreiben, sind aber dadurch wirkliche Religionsurkunden, Urkunden einer neuen Weise, das Göttliche zu erfassen, geworden. Ähnlich wie die größten Briefe des Neuen Testamentes, wie die Kundgebungen der Propheten sind diese mit höchster Klarheit abgefaßten schneidigen Verteidigungs- und Programmschriften, die mehrfach direkt staatsgesetzliche Bedeutung erhielten, zugleich die flammenden Zeugnisse eines neuen religiösen Geistes. Nicht Theologie ist ihr Inhalt, sondern Glaube, Lebensideal und männliche politische Gesinnung. Gott will nichts anderes, das ist ihre Summe, als daß man seine in Christo offenbarte Gnade empfange und danach in Haus und Staat ein gemeinnütziges, rechtschaffenes Leben führe.

Mit diesem Ausgangspunkte ist der Theologie ein anderes Ziel für ihre Arbeit gestellt. Sie ist nicht mehr die Arbeit einer Gelehrtenzunft, sondern Vorarbeit für das ganze Christenvolk, und dieses ist an ihren Ergebnissen aufs höchste beteiligt. Die Predigt als Aussprache über die Glaubenssätze wird nun die Hauptsache im Gottesdienst, und dessen Zweck ist nicht mehr Andacht, sondern „Auferbauung" des ganzen Volkes als einer Bekennergemeinde. Sie bleibt Aufgabe eines geistlichen Amtes ohne Standescharakter im alten Sinne, sie strebt aber allgemein zu interessieren, und so werden die Prädikanten für ein Jahrhundert die geistigen Führer der Nation, die nun auch Wissenschaft und Politik am „Bekenntnis" messen. Und das Bekenntnis schied damals schärfer die Menschen als etwa heute die Nationalität, es verband auch inniger. Das gilt auch von den Unterschieden, deren Tragweite man heute meist gar nicht mehr versteht.

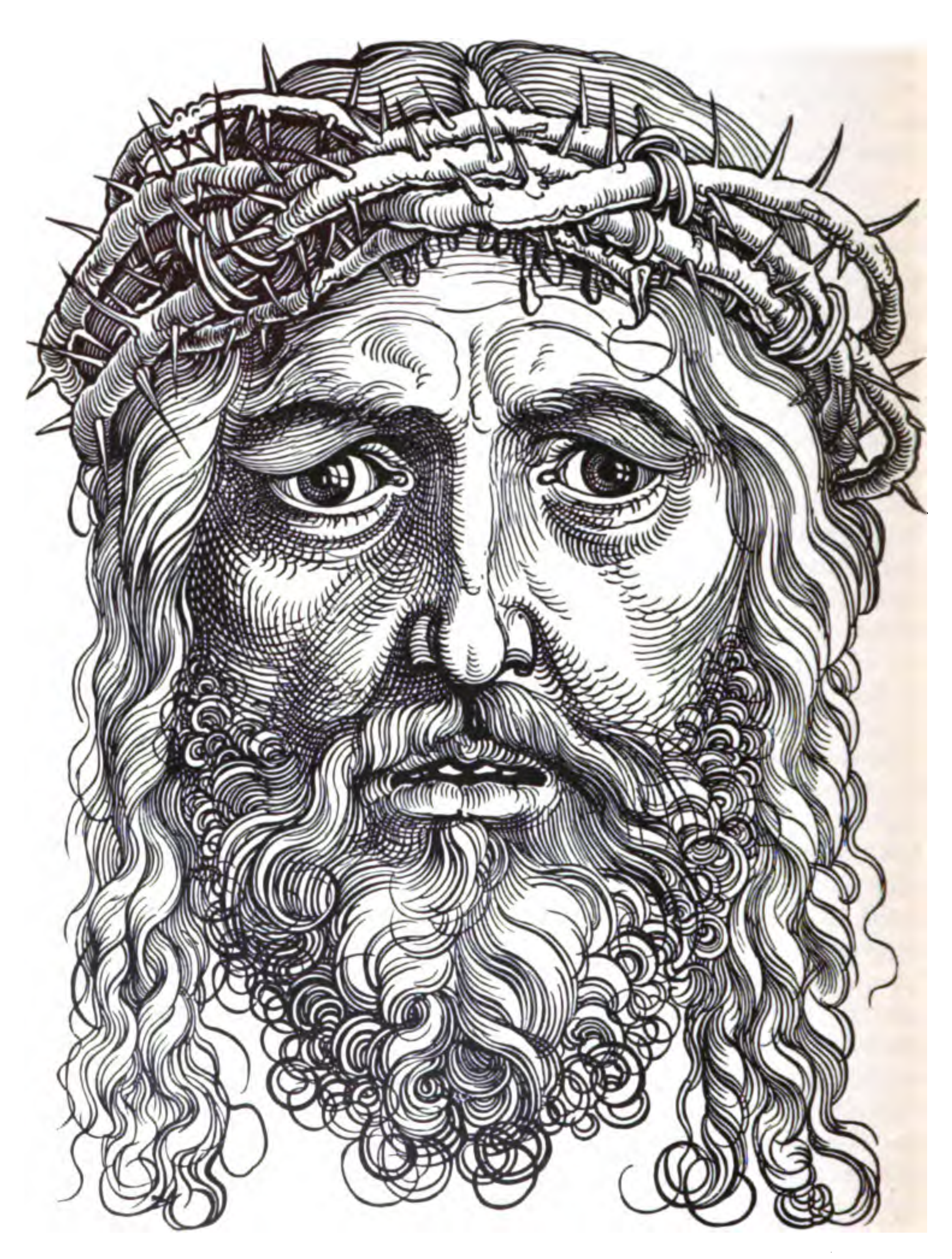
Die Trennung in der Abendmahlslehre wurde zum Wendepunkt des ganzen religiösen Lebens im protestantischen Deutschland, dem sie ein zwiefaches Gepräge aufdrückte. Luthers reformatorische Tat gründete das Verhältnis des Christenmenschen zu Gott nicht mehr auf das geheimnisvolle Handeln der Kirche mit Gott ohne Zutun des Menschen, sondern auf Glauben und Handeln. Die Frage war, ob es außerhalb dessen, was der Mensch im Glauben empfindet und wahrnimmt, noch ein Geheimnis gebe, oder ob wirklich der persönliche Glaube das Maß des Göttlichen sei. Luther hielt mit seiner Abendmahlslehre daran fest, daß es ein überschwengliches Gottesgeheimnis gäbe, das unsere Fassungskraft übersteige, vor dem sich auch der Glaube einfach zu beugen habe, während der protestantische Gegner, auch hier konsequent, den Grundsatz anwendete, daß man nur glauben könne, was mit deutlichen Worten als Sinn des Evangeliums ausgesprochen sei. Nicht „das ist" und „das bedeutet" macht den Unterschied, sondern die Frage, ob es in der Religion noch etwas Mysteriöses neben dem Glauben gibt oder nicht. So sind dem Luthertum die Anknüpfungspunkte für die Mystik erhalten geblieben, was wichtig ist für seine Poesie und Musik; das reformierte Christentum dagegen

wurde die geheimnislose Religion göttlicher Offenbarungen und damit die Religion großer politischer, kommerzieller und technischer Unternehmungen. Die lutherische Abendmahlslehre war auch geeignet, viele Sitten und Bräuche der alten Kirche zu erhalten, sie schützte Bilder, Orgeln, Lichter und Kruzifixe in der Kirche: der reformierten entsprang jenes kühne Heldentum, das mit dem Schwert die weltgeschichtliche Bedeutung des Protestantismus verfocht. Aber das Luthertum blieb im wesentlichen deutsch, denn auch die skandinavische Welt zählte damals zu Deutschland; das reformierte Christentum wurde ein internationales „Bekenntnis".

Während die verschiedenen katholischen Nationen einer Kirche angehören, bilden in den von der Reformation eroberten Gebieten „Kirche" und „Staat" ein Ganzes; man kann sie darum Religionsstaaten, Kirchenstaaten nennen. Das führt ebenso zum innigen Verwachsen einzelner Stämme mit einer besonderen Religionsform, z. B. der Pfälzer mit der reformierten, der Württemberger mit der lutherischen Religion, wie es den kleinstaatlichen Partikularismus befördert. Gewisse Fürstenhäuser sind völlig mit einem Bekenntnis verwachsen, und die Untertanen lassen sich auf Rechnung dieser Rechtgläubigkeit ein oft sehr patriarchalisches Kirchenregiment gefallen. In dem evangelischen Pfarrhaus erstand ein neuer wichtiger Kulturfaktor, ein unerschöpfter Brunnquell unseres gebildeten Mittelstandes, in Zeiten der Not und Gefahr eine sichere Zuflucht des nationalen Gedankens, eine Wiege vieler unserer größten Geister. Der ebenso ideale wie bürgerliche Charakter unserer neueren Literatur beruht ja auf diesem Vorwiegen von Bildung, verbunden mit mäßigem Besitz, den das protestantische Lebensideal empfiehlt. Zur Geschlossenheit des Religionsstaates gehört auch die aus den Händen der Kirche in die der weltlichen Obrigkeit übergehende Armenpflege im Sinne der Verhütung der Verarmung und der Erziehung zu Arbeit, wie es zu allererst Luther ausgesprochen hat.

Wir haben sehr düstere Schilderungen des Sittenverfalles, der sich unmittelbar nach der Reformation einstellte, weil dem Volk das ganze Joch einer zwar nicht harten, aber doch allgegenwärtigen Zucht und Forderung der Kirche abgenommen wurde ohne entsprechenden Ersatz. Aber das strenge patriarchalische Regiment, das mit Zwang zu Kirche und Gottesdienst, mit strengen Kirchenstrafen, mit Sittenmandaten, Luxusgesetzen überall eingriff, weil die Obrigkeit dafür verantwortlich ist, daß die göttlichen Gebote gehalten werden, hat doch den Schaden überwunden und in der Nation eine Sittlichkeit begründet, die ohne Aussicht auf zu verdienenden Himmelslohn das Gute will. Das intellektuelle wie das moralische Übergewicht ist seitdem jahrhundertelang auf der protestantischen Seite geblieben. An die Stelle der Werkheiligkeit tritt die Charaktertreue.

Auffallend verändert ist das Christusbild des deutschen Protestantismus. Wer das Marienbild der deutschen Renaissance, z. B. Albrecht Dürers, in seiner herben Kräftigkeit und Natürlichkeit betrachtet, wundert sich nicht, daß das ganze religiöse Interesse sich nun von der Mutter auf den Sohn wendet, obgleich niemand das Geheimnis der wunderbaren Geburt bezweifelt. Die zarten Minnelieder des Mittelalters, die, auch wenn sie von Männern angestimmt sind, frauenhaft klingen, auf die vom Himmel herabgeflossene Rose, auf den schönsten Jesus, sind nun verklungen. Wohl ist noch die Rede vom „Bräutigam der Seele", aber dieser Ton wird doch nur im mehr erbaulichen Lied angestimmt. Das Kirchenlied gewinnt teilweise wieder den epischen Charakter wie im Beginn der geistlichen Dichtung des Mittelalters, es besingt in dem Sohne Gottes und Mariens den Gott und Menschen, den Mann, den Helden, der vom Himmel zur Erde kommt, sich aller Freuden und Ehren begibt, sich in unser Fleisch und Blut verkleidet und vom ersten bis zum letzten Tag an nur Mühe und Arbeit besteht, große Wunderwerke



Christuskopf. Von Albrecht Dürer.

Nach einem Holzschnitt in H. Knackfuß, „Dürer und Holbein der jüngere" (Bielefeld und Leipzig 1895).

des Wohltuns vollbringt, aber doch noch mehr leidet an Armut und Beschwerung, und dabei immer mit starkem Mut und unverzagt wie ein Ritter den neuen Bund verkündigt, seine Jünger jahrelang als ein treuer Lehrer in ernste Zucht nimmt, der nach martervollem Kreuzestod in Satans Haus hinuntersteigt, die Gefangenen befreit und dann erst durch die Auferstehung zu seiner eigentlichen Herrlichkeit zurückkehrt. Dort ist er die Burg und Festung, auf die wir uns verlassen, bis er wiederkommt, um zum letztenmal zu siegen.

Es gibt kaum eine sprechendere Verkörperung dieses männlichen und heldischen Christustypus deutscher Auffassung als das berühmte dornengekrönte Christushaupt, das eine allgemeine Überlieferung Albrecht Dürer beilegt. (S. die beigeheftete Tafel „Christuskopf. Von Albrecht Dürer.") Es nimmt sich aus wie die holzschnittmäßige Vergrößerung jener ergreifenden Christusköpfe, die sich in Dürers Kupferstich-Passion finden, nach deren einem Raffael seinen seelenvollsten Heilandskopf gebildet hat, den auf der „Kreuztragung". Doch gerade diese Vergrößerung, die die Züge des Leidens bis zur Furchtbarkeit steigert, aber so auch die herzandringende Gewalt dieses für die Menschheit gelittenen Schmerzes ausdrückt, entspricht dem religiösen Gedanken der Zeit: so viel Blut darf nicht umsonst geflossen sein! Es ist im Leiden schon die Majestät dessen zu schauen, der in der Auferstehung über Tod und Teufel triumphiert und alle aus der Hölle Erlösten unter seine Siegesfahne sammelt. Dieser Christus steht im Mittelpunkte der protestantischen Predigt und Ermahnung, dann die Gebote Gottes, die Glaubenslehre und die bürgerlichen Pflichten. Dabei keine Spur von asketischem Geist: mitten im ernsten Kampfe herrscht frische Lust am Spiel und am Leben, ein Landsknechtston von robuster Art. Davon zeugt das hochentwickelte biblische Drama der Reformationszeit, zeugt die volkstümliche kirchliche Musik. Die treuesten Spiegel protestantischen Wesens sind auch nach der religiösen Seite hin der Nürnberger Hans Sachs einerseits, der Straßburger Johann Fischart anderseits.

Nur kurz sei auf die nächsten Folgen der Reformation hingewiesen. Die protestantischen Konfessionsstaaten haben mit äußerster Zähigkeit das Recht der freien Religionsübung verteidigt, allerdings keineswegs, wie die Gerechtigkeit zu sagen fordert, im Sinne der Toleranz gegen andere Religion. Denn sie kannten nur eine wahre Religion, die eigene. Darum wäre es ihrer Meinung nach eine Majestätsbeleidigung gewesen, eine andere zu dulden. Die Orthodoxie mit ihren imposanten Lehrgebäuden ist zwar eine neue Scholastik, aber sie stellt doch die eigentlich religiösen Fragen, nicht die doktrinären, in die Mitte, sie schließt wie die „Meditationen" des größten lutherischen Dogmatikers Johann Gerhard innige Religiosität nicht aus und liefert in ihren klaren, strengen Begriffen jenen Hintergrund von Gewißheit, auf dem sich der reiche Flor protestantischen Kirchenliedes und protestantischer Kirchenmusik entfaltet. Vom Mark jener erbaulichen Schriftstellerei, die von Johann Arnd (gest. 1621) bis Christian Scriver (gest. 1693) erblühte, nähren sich noch heute weite Kreise von Frommen; sie schuf jene heimelige, traute, deutsche Vorstellung vom „lieben Gott" als dem, man möge den Ausdruck gestatten, ernsten und milden himmlischen Superintendenten der Christenseelen, der diejenigen mit Ehren annimmt, die ihr theoretisches und praktisches Examen im wahren Glauben auf Erden gut bestehen.

Zwar ist die „Rechtfertigung durch den Glauben" nun zur Rechtfertigung durch die reine Lehre geworden, aber diese bildete das ideale Band, das die verschiedenen Stände des Reiches miteinander verknüpfte, sie war das Gut, wofür man alles andere geopfert hatte. Eine so starre Wahrheit erzog doch Männer. Es ist kein blutiger Hohn, sondern der furchtbare Ernst der Bekenntnisverpflichtung, der auf das Richtschwert schrieb, mit dem der unglückliche, des Calvinismus bezichtigte kursächsische Kanzler Krell hingerichtet wurde, „Cave Calvinista!" (Hüte dich,

Calvinist!) Es war eben auch ein Gottesdienst, Ketzer hinzurichten, d. h. Gottes Feinde unschädlich zu machen. Nicht darum hielten jene strengen Lutheraner den Calvinismus für schlimmer als den Papismus, weil er weiter von der Wahrheit abirrte, sondern weil die Irrenden durch die Schrift besser in die Lage hätten gesetzt sein sollen, die Wahrheit zu erkennen. Was heute als theologischer Eigensinn erscheint, war damals die charaktervolle Überzeugung, daß es eine Wahrheit gebe, und das wieder war die unerläßliche Vorbedingung des Glaubens künftiger Geschlechter an die Möglichkeit und die Pflicht einer vollkommen unabhängigen Wissenschaft. Kein Geringerer als der weitaus klangreichste und friedvollste unter den lutherischen Kirchenliederdichtern des 16. Jahrhunderts, Paul Gerhardt, war der Wort- und Schriftführer für das Recht des erbitterten konfessionellen Kampfes im Berlin des Großen Kurfürsten; er weigerte sich aus Gewissenhaftigkeit, einen Revers zu unterschreiben, der ihn verpflichtete, die reformierte Gegenpartei auf der Kanzel nicht zu verunglimpfen. Er wurde darum seines Amtes entsetzt. Ebenso wie bei Luther ist bei ihm der unerbittliche Ernst des wahrhaftigen Bekenntnisses, das von keiner Rücksicht weiß, verbunden mit dem Ton des innigsten Gottvertrauens, der zartesten Jesusliebe, der freudigsten Dankbarkeit für die Wonne dieser schönen irdischen Welt, nur mit dem leisen Heimweh nach der schöneren Ewigkeit. „Es ist Sonnenwende gesäet in seinen Liedern", wie Hippel sagt. Und solche Lieder waren der Balsam, der auf die schweren Wunden fiel, die der Dreißigjährige Krieg dem evangelischen Deutschland schlug.

Das politische Ergebnis der Epoche der Orthodoxie und der Glaubenskriege in Deutschland ist der Westfälische Friede mit dem zunächst reichsrechtlichen Grundsatz der Parität. Jede der beiden, oder vielmehr der drei Religionen katholisch, lutherisch und reformiert muß, wenn auch ungern, darauf verzichten, die andere zu verdrängen. Kein anderes Volk außer den stammverwandten Niederländern und Schweizern hat das damals lange vertragen. England schloß die Katholiken ebenso vom öffentlichen Rechte aus wie später Frankreich die Hugenotten. Und diese gegenseitige Duldung ward in künftigen Tagen der Anlaß zu jener freien, weiten geistigen Bildung, die, wenn sie die ganze Nation durchdringen will, darauf hinzielen muß, die Schranke der Konfession zu überwinden, was nur geschehen kann durch eine tiefere Fassung der Religion. Der Grundsatz freilich, in den die Parität gekleidet wurde, war der Territorialismus, d. h. die fürstliche Herrschaft über die Religion des Landes.

Den Territorialismus erschüttert und so der Aufklärung die Wege geebnet zu haben, ist das Hauptverdienst des deutschen Pietismus. Er war eine Freiheitsbewegung und hat die Umgestaltung nicht bloß des Gottesdienstes und des frommen Lebens, sondern schließlich auch des Verhältnisses von Kirche und Staat im Interesse der individuellen Religionsfreiheit vorbereiten helfen. Der Pietismus war der Vorläufer der „Aufklärung", indem er an der „Entkirchlichung" des Christentums arbeitete. Vor allem hat er aber das direkte Verdienst der Umlenkung des theologischen Studiums auf Bibelkunde und der Begründung der Werke der inneren Mission und der Heidenmission als einer evangelischen Glaubenspflicht in Deutschland. Dem gegenüber fallen die nicht unbeträchtlichen Auswüchse des Separatismus und Chiliasmus, die naturgemäß damals besonderes Aufsehen erregten, weniger ins Gewicht.

Die erste Formulierung eines pietistischen Kirchenreformationsprogramms erfolgte 1675 durch den damaligen Frankfurter lutherischen Hauptpfarrer Philipp Jakob Spener, einen Elsässer, auf den besonders reformierte Vorbilder eingewirkt hatten, einen der würdigsten, maßvollsten und lautersten Männer unter der damaligen protestantischen Geistlichkeit. In der Bestreitung des Pietismus hat das orthodoxe Luthertum seine Kraft tatsächlich erschöpft. Aber

Speners nur anregende Bedeutung wurde übertroffen durch die Wirksamkeit des Lübeckers August Hermann Francke in Halle, wo eine neugegründete Universität die erste ganz pietistisch gesinnte theologische Fakultät erhielt, neben dem Vater der Aufklärung in Deutschland, dem deutsch redenden Juristen Christian Thomasius. Erst Franckes Vorbild gab dem Pietismus seine eigentümliche religiöse Methode: das Erlebnis wirklicher Bekehrung und Wiedergeburt, durch einen erschütternden Bußkampf hindurch. Das führte zu ähnlichen religiösen Mißbildungen, wie die mönchische Askese sie erzeugt hatte. Doch gewann Francke durch den Ernst seines eigenen Vorbildes für die großen von ihm begründeten Liebeswerke, das Hallesche Waisenhaus, das aus geringen Anfängen zu einer Tausende versorgenden Erziehungsstadt erwachsen war, die Bibelanstalt und die Heidenmission die geeigneten Hilfskräfte.

Der Pietismus hat zunächst umgestaltend mehr auf die geselligen Verhältnisse gewirkt als auf die Kirche. In den nach Speners Vorgang sich über ganz Deutschland verbreitenden collegia pietatis, Erbauungskränzchen unter geistlicher Leitung, wurde eine neue Form freier Geselligkeit zwischen Personen verschiedener Stände und Geschlechter geschaffen, die Franckeschen Unternehmungen riefen die ersten Sammel- und Traktatvereine hervor. Eine Reihe kleinerer Fürstenhöfe mit Dienerschaft und Beamtenschaft wurden vorübergehend Erweckungszentren, der erbauliche Briefverkehr mit Offenbarung von Seelenerfahrungen leitete die schöngeistige Schriftstellerei ein. Das Kirchenlied erfuhr die ersten Einflüsse der Sentimentalität und der Rhetorik. Die echtesten Blüten einer in das individuelle Leben vertieften religiösen Lyrik erwuchsen aber in den Kreisen niederrheinischer Separatisten, d. h. der offiziellen Kirche sich fern haltender Laienchristen, deren Pietismus direkt von niederländischen Anregungen stammte und ohne jede ins Große gehende reformatorische Tendenz sich auf die Sammlung und Erbauung gleichgestimmter Seelen beschränkte. Der größte dieser Dichter des Separatismus war der Bandwirker und Seelenführer Gerhard Tersteegen (1697—1769), der Verfasser des majestätischen „Gott ist gegenwärtig" und so manches anderen tiefpoetischen Stimmungsliedes neben zahlreichen mystischen und asketischen Reimen.

Dagegen blieb unberührt vom Pietismus die am Ausgang der ganzen orthodoxen Kirchenzeit sich zum höchsten Flug entfaltende lutherische Kirchenmusik von Johann Sebastian Bach, dem musikalischen Luther, und die Vollendung des Oratoriums durch Georg Friedrich Händel. In ihnen hat noch einmal der Geist des biblischen Protestantismus in der Innigkeit seines Gottvertrauens, seiner Christusverehrung und seiner überschwenglichen Zukunftshoffnung ebenso wie in seinem heldenhaften Mute des Widerstandes den vollkommensten Ausdruck gefunden. Und obwohl diese Musik der Form nach durchaus im protestantischen Orgel- und Kirchenstil wurzelt, ist sie doch jedem Genossen einer anderen Konfession verständlich und längst Gemeingut aller künstlerisch empfindenden Kreise geworden. In dieser seiner musikalischen Gestalt ist der Protestantismus ebenso anerkannt von den Katholiken, wie deren Eigenstes in Palestrina, Vittoria und Scarlatti von Protestanten mitempfunden wird. Die Bachsche Kantate spricht in Gestalt eines musikalischen Ganzen den tiefsten Sinn des lutherischen deutschen Gottesdienstes aus, der im Rahmen der aus der alten Kirche stammenden liturgischen Formen das für jeden Sonntag bestimmte Schriftwort erklären, auf Herz und Leben der Gemeinde anwenden und damit die Erinnerung an ihre schönsten und kräftigsten Gemeindechoräle verbinden will. Die Bachschen Passionsmusiken schildern den biblischen Christus so, wie die Reformation ihn verstand, umgeben von der ihn dankbar und tränenvoll anbetenden Gemeinde. Die H-moll-Messe aber ist eine musikalische Interpretation des Credo der ganzen Christenheit

aus einer so tiefen, überzeugten, seligen Gewißheit des todüberwindenden Glaubens heraus, daß im ganzen Gebiete der Kunst diesem Jubelchore nichts verglichen werden kann. Von Händels Oratorien dagegen, die in England entstanden sind und nicht für den Gottesdienst bestimmt waren, könnte man sagen, sie verkündigen die Auffassung der Weltgeschichte — die mit Vorliebe der reformierte Protestantismus vertritt — als eines Kampfes zwischen dem Gottesvolk und seinen Gegnern, der mit dem Sieg des himmlischen Josua, des „Messias", endet.

Mit seiner Kritik des bestehenden Kirchentums hat der Pietismus die Aufklärung, ja den Rationalismus vorbereitet; auch deren Sprach- und Empfindungsweise klingen bei ihm schon an. Aber die volle Konsequenz der pietistischen Frömmigkeit nach der kirchlichen Seite hat erst der Graf Ludwig von Zinzendorf (1700—1760) gezogen, der Stifter der Brüdergemeinde, d. h. einer eigenen, die pietistische Jesusreligion zum Inhalt und zum Missionsobjekt erwählenden freien, internationalen und überkonfessionellen Kirche. Zinzendorf ist, was die Reformatoren nicht waren: ein bewußter Kirchenstifter. Er will alle wahren Anbeter des „Lammes" zu einer Gemeinde verbinden. Er will die unsichtbare Gemeinschaft der Gläubigen, die in den gottesdienstlichen Volksversammlungen nur gewissermaßen vorbereitet und vorgebildet wird, in einer neuen Kultusgemeinde sichtbar machen. Zugleich aber hat er zuerst den Gedanken der Möglichkeit einer Union ausgesprochen, gottesdienstlicher Vereinigung bei verschiedenem theologischen Bekenntnis. Hier ist die Religion wirklich zur Sache der „Gemeinde" geworden. Die Religion aber ist Heilandsverehrung. Damit wurde in eigentümlicher Weise die Aufmerksamkeit auf die menschliche Persönlichkeit Jesu gelenkt, und das bedeutet einen mächtigen Schritt hinaus über die Lehre der Reformatoren. Reformatorisch war der Glaube an den Christus als den für die Menschheit sich erniedrigenden und dann wieder zur Herrlichkeit erhöhten Gott in menschlicher Gestalt gewesen, die neue Frömmigkeit aber gefiel sich darin, auch in dem Gott das Menschliche zu suchen, und Zinzendorf hob geflissentlich das beschränkt Menschliche der neutestamentlichen Persönlichkeiten hervor, ein erster unbewußter Anfang dazu, daß man das Charakteristische und das Geschichtliche in der Überlieferung aufzusuchen begann, die bis dahin nur dem Glaubensbedürfnis zur Nahrung gedient hatte. In Zinzendorfs „Seelensammlung" liegt der Gedanke, an Stelle einer alleinseligmachenden Kirche die alleinseligmachende Religion der beständigen Verehrung des gegenwärtigen Christus zu setzen, also der Gedanke einer Korrektur der Kirche nach der Seite des Individualismus. Der Pietismus als Gesamterscheinung hat den Grundsätzen der Duldung, schließlich der Freigebung einer jeden religiösen Überzeugung durch den Staat großen Vorschub geleistet.

Der von König Friedrich Wilhelm I., dem Bewunderer Franckes, für alle preußischen Kandidaten eingeführte Zwang, in Halle studiert zu haben, sicherte dieser Universität auch das Übergewicht, als der Rationalismus auf ihr herrschend geworden war. Der völlige Zusammenbruch des orthodoxen Lehrsystems vor dieser neuen, unwiderstehlichen Macht erklärt sich nur zum Teil aus den zahlreichen unmittelbaren Übergängen, die zwischen Pietismus und Rationalismus bestehen. Siegreich ist die Aufklärung geworden, indem es ihr gelang, die gebildeten Stände von dem mit dem orthodoxen System verbundenen Pessimismus zum praktischen Optimismus umzustimmen, zur Weltfreudigkeit und Lebensseligkeit. Eine Verjüngung des Protestantismus trat dann ein, als sich mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der Aufklärungszeit ein neuer religiöser Aufschwung verband, der allmählich die landschaftliche und konfessionelle Vereinzelung der deutschen protestantischen Kirchen durchbrach.

Die Vorläufer dieser Verjüngung des kirchlichen Protestantismus sind die Männer, die

in nächster Nähe der Träger unserer großen Literaturepoche und teilweise als ihre Genossen im Kampf gegen die Aufklärung auf der einen Seite, gegen die tote Orthodoxie auf der anderen Seite standen, die eigentlichen Vorboten der „Erweckung" des 19. Jahrhunderts, die man als die „genialen Pietisten" bezeichnen kann: Johann Georg Hamann (1730—88), Johann Kaspar Lavater (1741—1801), Matthias Claudius (1740—1815) und Heinrich Jung-Stilling (1740—1817). Sie wurzeln alle in der Vergangenheit, leben aber für die Zukunft. Die Religion ist ihnen durchaus Sache persönlichster Überzeugung, sie bedürfen keiner Tradition. Sie glühen alle für Humanität und Freiheit, sie treten ein für das Recht der Genies, des Sturmes und Dranges gegen allen Zwang der Regeln, ihr Christentum ist Inspiration, fröhlichste Selbstgewißheit, ist Kraft des wunderwirkenden Gebets. So hat Hamann in seinem preußischen Kreis tiefsinniges Verständnis der Bibel als des größten Buches, das von Menschen für Menschen geschrieben ist, geweckt und auf Herder übertragen und in der Bibel die grundlegende Inspiration zu aller Sprache, Poesie, Kunst und Weisheit gefunden. So hat Lavater in seinem schweizerischen Kreis, aber auch als reisender Prophet durch ganz Deutschland bis nach Dänemark, das Zutrauen zu dem Menschen Jesus Christus geweckt, den zuerst Klopstock in rührenden Zügen wieder zu schildern gewagt hatte, und hat damit auf Tausende gewirkt. So hat Jung-Stilling aus dem Kreise der „Stillen" im Siegerland überall, wo er sich aufhielt, am Niederrhein, in Hessen, in der Pfalz und in Baden, mit seinem verstandesklaren, praktischen Vorsehungsglauben und seiner Hilfsbereitschaft neben der Schwärmerei seiner Geisterkunde eine über die ganze Welt verbreitete Gemeinde gestiftet und Claudius, der Wandsbecker Bote, einen zahlreichen norddeutschen, besonders holsteinischen und dänischen Kreis gewonnen für die Pflege eines altväterischen, aber zukunftssicheren schlichten Christentums als besten Hort des Volkslebens.

Noch viel weiter ging die indirekte Wirksamkeit ihrer genialischen, humoristischen und erbaulichen Schriftstellerei, die von allen Größen unserer Literatur und Philosophie anerkannt wurde. Sie traten auf während einer Religionskrisis. Die Entwickelung des Protestantismus von Luther bis Kant hat erst die letzten Folgerungen, die in Luthers Auffassung vom Christentum lagen, gezogen. Das Wesen des Protestantismus ist der Glaube als freie persönliche Überzeugung, mehr: als der Akt der geistlichen Wiedergeburt des Menschen, wodurch dieser in eine höhere übersinnliche Welt als unzerstörbares Mitglied eintritt. Diesen Gedanken hat unter völlig veränderten äußeren und Kulturverhältnissen Kant festgehalten. Er hat Luthers Religionserkenntnis in eine neue Zeit hinübergerettet und ist darum auch in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Die Religion ist ihm nur Sache des Glaubens, keiner wissenschaftlichen Beweisführung zugänglich. Aber eben darin liegt ihre Stärke. Sie beruht auf dem sittlichen Gewissen, nicht auf einer Verstandesnötigung. Die Kirche als besondere organisierte Gesellschaft zur Verbreitung religiöser Grundsätze ist nur Mittel zu einem höheren Zweck. Dieser, dem ebensogut auch der Staat dient, ist die Erziehung der Nation zu persönlicher Freiheit und Sittlichkeit. Die Bildung des Verstandes weise man anderen Anstalten zu. Dabei konnten das Dogma der alten Kirche und die mittelalterliche Weltanschauung stillschweigend zu Boden fallen; an die Stelle des biblischen Weltbildes war ohnehin schon die von Grund aus andere Ansicht des Koppernikus getreten, die Kant mittels einer genialen Welthypothese fortbildete. Sie war dem Glauben nicht mehr feindlich, seitdem der Glaube als das Auge begriffen war, das ins Unsichtbare sieht, und als im Inneren des Menschen erst die wahre Unendlichkeit entdeckt ward. Hieran knüpft sich ebenso wie eine ganz neue Gestalt der Religion auch die Erneuerung des kirchlichen Protestantismus, der auch der Bibel frei und kritisch gegenübersteht, ohne doch auf ihre und der

Kirche Lehre zu verzichten. Ob Luther selbst dieses Endergebnis seiner Gedanken anerkannt hätte, wissen wir nicht. Genug, es ist durch Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher die Grundlage einer neuen Gestalt des Protestantismus geworden, des kirchlichen Protestantismus im paritätischen Staat.

Die Erneuerung des religiösen und kirchlichen Lebens in Deutschland im 19. Jahrhundert ging aus vom protestantischen Nordosten in der Zeit der Befreiungskriege und wurde vorbereitet durch einen Wetterumschlag in den höheren geistigen Regionen der ganzen Nation, der später berührt werden wird. Aber diese Erneuerung war tatsächlich die bewußte Rückkehr zu einem nur zeitweise vergessenen Gut, zu dem schlichten Gottes- und Vorsehungsglauben, zu der einfachen dogmenlosen Christusverehrung und dem stolzen sittlichen Ehr- und Pflichtgefühl, die allmählich durch Pietismus ebensowohl wie durch Aufklärung als das Mark des Protestantismus herausgeläutert worden waren, und die auch in dem vielfach mit Unrecht geschmähten Rationalismus sich erhalten hatten. Sie fand ihren Ausdruck in der Wiederaufnahme früherer Formen kirchlicher Anbetung. Hier, in den Formen des öffentlichen Gottesdienstes, hatte sich im letzten Menschenalter eine Revolution von oben her vollzogen, die dem Volksgemüte tiefen Schaden gebracht hatte, möglich nur in der Zeit der Staatsallmacht über die Kirche, indem man nämlich die alten Kirchenlieder und Kirchengebete durch willkürliche moderne Erfindungen ersetzt hatte. Damit war dem Volke, dessen Religion immer die Form der Gewohnheit trägt, ein Heiligtum genommen, das nun dieselben Gebildeten stückweise wieder zurückerobern mußten, die vorher seine Beseitigung hatten geschehen lassen.

Schleiermacher, protestantischer Prediger und Seelsorger, scharfsinniger kritischer Originalphilosoph, hervorragender Kathedertheolog und in den Jahren der Wiedergeburt Preußens einer der größten Patrioten, hat nicht nur der Sehnsucht seiner Zeit nach Religion und Kirche den beredtesten Ausdruck gegeben, sondern ist auch der theologische Führer der Restauration der Kirche geworden. Er hat zuerst mit voller Klarheit den Gedanken einer notwendigen Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen, d. h. die Religion als eine ganz und gar freiwillige Sache freihalten wollen von jeder Beeinflussung seitens der Regierung als der notwendigen Ordnung des Volkslebens; ein Wunsch jedoch, der der lebendigen Bewegung dieser Zeit nur als ein fernes Ziel vorschwebte. Aber Schleiermacher verband in seiner ebenso tiefen wie reichen Persönlichkeit zwei bei anderen fast ausnahmslos auseinanderstrebende Tendenzen: das Verlangen eines vollkommen freien wissenschaftlichen Denkens mit dem Absehen auf Kirchenreligion. So konnte er wohl in der einen oder in der anderen Richtung Schule machen als kirchlicher Theolog oder als freier Philosoph, kaum in einem einzigen Fall aber gelang es ihm in beiden zusammen. Er trug auch, obwohl staatskirchlicher Prediger, als ein „Herrnhuter höherer Art", wie er sich selbst nannte, den pietistischen Gedanken der „Gemeinde" in das wesentlich anders geartete protestantische Staatskirchentum seiner Zeit hinein.

Zunächst konnte ja eine Erneuerung des Kirchenwesens nur von der Staatsregierung ausgehen. Sie begann in Preußen, wo man weitaus das lebendigste Interesse an dem evangelischen Glauben hegte, mit der Unionsstiftung (1817). Diese war ein Lieblingsgedanke König Friedrich Wilhelms III., aber sie entsprach auch der damals weit über Preußen hinaus verbreiteten Überzeugung davon, daß kein vernünftiger Grund mehr dafür vorhanden sei, daß Lutheraner und Reformierte sich äußerlich getrennt hielten, nachdem der konfessionelle Lehrgegensatz vollständig verschwunden war. Sie gab sodann dem in den Befreiungskriegen erwachten Drang nach gottesdienstlicher Gemeinschaft, nach äußerer Darstellung der inneren Gemeinschaftsbande

einen ergreifenden Ausdruck, und so wurde die Union vorwiegend mit Begeisterung in Preußen, dann auch in anderen Ländern stark gemischter Konfession, in Baden, Nassau, vollzogen. Daran, daß gerade an die „Wiederherstellung der Einheit" sich ein erneuter konfessioneller Gegensatz knüpfen könne, dachte niemand. Er wäre vielleicht auch nicht erwacht, wäre nicht in der Zeit der nationalen Wiedergeburt auch ein kirchliches Freiheitsgefühl entstanden, das sich seine Religion nun einmal von oben her nicht vorschreiben lassen wollte. So, wie der König den Gedanken der Union gefaßt hatte, war er tief religiös, christlich, aber überkonfessionell; er beruhte auf der Überzeugung, daß die Religion mehr ist als die Theologie, die Anbetung mehr als das Bekenntnis. Aber er konnte auch anders verstanden werden, nämlich als Gleichgültigkeit gegen jedes Bekenntnis. Und er wurde so verstanden.

Was man die deutsche Erweckung nennt, ist ein durch die Anregungen der Romantik, nämlich ihrer Natur- und Geschichtsphilosophie, befruchteter wiedererstandener Pietismus, der meist auch an den alten Stätten, wo er ursprünglich zu Hause war, auflebte. Die deutsche Erweckung hat dann ganz Deutschland durchzogen. Ihr Schlußergebnis — da hier keine Geschichte des inneren kirchlichen Lebens während eines halben Jahrhunderts von ungefähr 1817—59 erzählt werden soll — ist das gegenwärtige protestantische Landeskirchentum, dessen eigentliche Bedeutung von ihm selber nicht mehr gefunden wird in der Aufrechterhaltung des „Bekenntnisses", sondern in der Arbeit für ein über alles Kirchenwesen weit hinaus liegendes weltumfassendes, humanes und zugleich übernatürliches Ziel: das „Reich Gottes". Genauer gesprochen: ihr Ergebnis ist bei der engen Verbindung politischer und religiöser Fragen in den verschiedenen deutschen Sonderstaaten das jetzige „paritätische" Staatswesen, das zwar prinzipiell konfessionslos ist, aber dabei ein christliches Volksleben ernstlich will und zu diesem Zwecke den verschiedenen privilegierten Konfessionskirchen völlig freien Spielraum zu friedlichem Wettbewerb öffnet. Darum wird auch innerhalb dieser Kirchen das Bekenntnis nicht mehr als die Hauptsache der Gemeinschaft aufrechterhalten. Es gilt nur noch als Lehrschranke für Geistliche und Lehrer; Seele des kirchlichen Gemeindelebens ist längst etwas anderes geworden: der in Liebe tätige Glaube, das „praktische Christentum". Was Luther im ersten Wurf seines evangelischen Reformprogramms ausgesprochen hat, ist jetzt in weiterem Umfang zur Wahrheit geworden. Freilich in ganz anderen Formen. Diese hat der Pietismus geliefert. Es sind das zu bestimmten praktischen Zwecken gegründete religiöse Vereine mit den von ihnen geschaffenen und erhaltenen Anstalten und Unternehmungen.

Hierin liegt der wesentlichste Unterschied vom Protestantismus früherer Zeit. Während die Reformation, zufrieden mit der Wiederherstellung der Reinheit des Glaubens, die Gestaltung des äußeren Lebens gänzlich den politischen und bürgerlichen Gewalten überlassen hatte und so im starren Staatskirchentum endigte, machte man jetzt, ausgehend vom Begriff der Kirche als der bekennenden und nicht bloß mit dem Worte bekennenden Gemeinde, der Kirche ebenso die Werke zur Pflicht, und zwar die beiden vom Pietismus des 18. Jahrhunderts geförderten Werke der Heidenmission und der Fürsorge für Arme und Kranke jeder Art. Der phantastische Hintergedanke der Heidenmission in ihrem Beginn im 19. Jahrhundert bei Jung-Stilling und seinen Freunden war die Hoffnung, durch möglichst schnelle Verbreitung des Evangeliums in aller Welt das glorreiche Ende dieser Welt mit der Wiederkunft Christi zu beschleunigen. Längst ist das heute von achtzehn deutschen Missionsgesellschaften getriebene Werk diesen Kinderschuhen entwachsen und wird aufgefaßt als die Erfüllung eines direkten Heilandsbefehles und als Erfüllung einer Menschenpflicht an allen noch nicht mit der Wahrheit des Evangeliums bekannt

gewordenen Völkern. Der humane Gedanke hat den apokalyptischen verdrängt. Die gleiche Entwickelung zur fortschreitenden Humanisierung hat das Liebeswerk der inneren Mission durchgemacht. Aber sie war schon in ihren Anfängen stärker von modernen Ideen beeinflußt. Der hallische Pietismus darf auch als der Anfangspunkt einer neuen Pädagogik angesehen werden, deren Anregungen sich mit denen Rousseaus in Deutschland zu dem Ende verschmolzen, daß man hier die Fragen der Erziehung allen anderen sozialsittlichen Fragen voranstellte.

So hat der Geist der großen christlichen Volks- und Jugenderzieher vom Anfang des 19. Jahrhunderts an über alle folgenden erfinderischen Köpfe geherrscht. Die erstgenannten sind Johann Friedrich Oberlin (1740—1826), der Sozialreformator des Steintales im Elsaß, Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827), der Reformator der Pädagogik, der Begründer des Armenschulwesens und des Gedankens der Nationalerziehung, und Johannes Falk in Weimar (1768—1826), der Begründer des ersten Rettungshauses in Deutschland. Ihm und Männern wie Ernst von Kottwitz, Theodor Fliedner, Wichern, Löhe, von Bodelschwingh und anderen verdankt Deutschland das Netz von Anstalten der „inneren Mission" jeder Art.

Alle diese Werke dienen der Mission des Protestantismus, ein Werkzeug der Barmherzigkeit Gottes zu sein. Während der Katholizismus die gleiche Arbeit leistet, nicht ohne dadurch die Herrlichkeit der Kirche zeigen zu wollen, geben sich diese Vereine und Anstalten als den Ausfluß der Dankbarkeit zu erkennen für die offenbar gewordene Gnade Gottes. Nicht die „organisierte Kirche", sondern das freie Vereinswesen schafft und trägt und vollbringt in rein freiwilligen Organisationen diese Aufgabe, Tausende von Männern und Frauen aller Stände helfen mit, und gerade die Weite und Elastizität der Maschen dieses Netzes verbürgt seine Unzerreißbarkeit. Die trockenen Zahlen der Statistik dieser Liebeswerke sind vielleicht das mächtigste Zeugnis für die Lebenskraft des „gläubigen" Protestantismus. Was man damit erreichen will, das ist die „Ausbreitung des Reiches Gottes".

Seit Schleiermacher hat die akademische Theologie die Riesenarbeit unternommen, auf den Universitäten, die mittlerweile aus landesherrlichen, an bestimmtes kirchliches Bekenntnis gebundenen konfessionellen Lehranstalten freie Hochschulen der unabhängigen Wissenschaft geworden sind, unter staatlicher Aufsicht, nicht unter staatlicher Leitung, mit den philosophischen und historischen Wissenschaften im Bunde oder in Auseinandersetzung, die Lehren der Kirche vor der Vernunft, dem Gewissen und der Erfahrung zu rechtfertigen, das alte Glaubenssystem irgendwie mit der neuen wissenschaftlichen Weltanschauung auszugleichen. Keine, auch nicht die strengste, kirchliche Richtung hat sich dem ganz entzogen, und damit hat die protestantische Theologie vorbildlich auf die katholische gewirkt. Noch heute ist diese deutsche Theologie die anerkannt erste des Protestantismus der ganzen Welt. Weder ihre Schulen noch ihre Arbeiten können hier geschildert werden. Doch droht ihrer äußeren Stellung eine Krisis. Um die Erweiterung des Einflusses der rein kirchlichen Körperschaften auf das Bildungsmonopol des Staates wird gekämpft, seitdem beinahe alle deutschen Staaten im Laufe der letzten Jahrzehnte ihren Landeskirchen presbyterial-synodale Verfassungen gegeben haben, wonach zusammen mit dem Landesherrn Synoden die kirchliche Gesetzgebung ausüben. Dieser nun auch in die Kirche eingeführte Parlamentarismus hat den Einfluß der Kirchen auf den Staat erhöht, ohne doch das eigentliche religiöse Leben zu stärken, das im deutschen Protestantismus noch mehr in der Stille des Hauses und des Gemütes sich verbirgt als im Katholizismus.

Ein Gedanke, der der Reformation selbstverständlich war, ist nunmehr völlig beseitigt: die Herrschaft der Konfession über das öffentliche Leben. Staat, Schule und Recht stehen den Kirchen



Christus in Gethsemane.

Von Hans Thoma. Nach dem Original (1894).

neutral gegenüber. Es darf kein Zwang zur Religion und Kirche ausgeübt werden. Der Protestantismus, der als Zwangskirchentum großgeworden ist, hat diese Folgerung seines eigenen Prinzipes anerkannt, ebenso wie auch der Katholizismus sich der ihm widerstrebenden Ordnung gefügt hat. Sie ward beiden Kirchen zum Segen. Auch der evangelischen Kirche sind als freiwillige Bundesgenossen Dichtung, Kunst und Musik zur Seite getreten, die im protestantischen Geiste tätig sind. Die Erneuerung des erbaulichen und des Kirchenliedes beginnt mit der Romantik, und an poetischem und religiösem Gehalt, an Innigkeit und Ernst sind die wenigen mustergültigen Schöpfungen der Art von Novalis, von Schenkendorf, Fouqué, Ernst Moritz Arndt, Friedrich Rückert nicht übertroffen worden. Mit der Erweckung beginnt dann ein ununterbrochener Strom geistlicher Lieder. Es seien die auch sonst durch gesegnete Wirksamkeit hervorragenden Dichter genannt: der Hannoveraner Philipp Spitta, der Sachse Julius Sturm, die Schwaben Albert Knapp und Karl Gerok. Aber jeder Stamm hat seine eigenen beliebten Sänger. Dazu findet man jetzt die Kernlieder der älteren Zeit in den erneuerten Gesangbüchern wieder.

Die bildende Kunst trägt keinen konfessionellen Charakter, außer sofern sie in den direkten Dienst der Kirche tritt. Das ist geschehen in der reichen Entwickelung des protestantischen Kirchenbaues, der bis in das letzte Vierteljahrhundert nur in den größeren Städten namhafte Werke schuf, nun aber unausgesetzt neue Aufgaben zu bewältigen hat und dabei sowohl, was den Stil betrifft, auf die Formen zurückgreift, in der die größten monumentalen Leistungen deutsch-protestantischen Kirchenbaues gehalten sind, den Renaissance- und Barockstil, als auch neue, den besonderen Kultusbedürfnissen entsprechendere Anordnungen der Innenräume versucht hat. Die Plastik kommt im Protestantismus beinahe nur als Denkmalkunst in Frage: ihr erster Meister ist Ernst Rietschel geworden mit seinen Standbildern von Lessing, Goethe, Schiller, dem Reformationsdenkmal in Worms. Bei dem geringen Raume, den die protestantischen Kirchen gewöhnlich zur Anbringung von Gemälden darbieten — es seien denn Glasgemälde —, ist kaum von einer eigentlich kirchlichen Malerei zu reden, dagegen zeigen spezifisch protestantischen Geist weniger vielleicht die Bibelillustrationen von Julius Schnorr, die sich der Formensprache der Raffaeliten bedienen, als die an Dürer anknüpfenden biblischen Historienmaler Eduard von Gebhardt, Fritz von Uhde, Hans Thoma (s. die beigeheftete Tafel „Christus in Gethsemane") und der kühne Zeichner Alfred Rethel. Protestantisch ist in den Werken dieser Meister, daß die Schilderung nicht hinausläuft auf die Darstellung des Göttlichen in möglichster Schönheit und Erhabenheit, sondern auf die Vergegenwärtigung der Gewalt des Glaubens. Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt der evangelische Katholik Ludwig Richter ein, der das, was dem Protestantismus mit dem Katholizismus gemein ist, in einer dem Wesen seiner protestantischen sächsischen Umgebung entsprechenden Weise darstellt, ein zeichnender Paul Gerhardt.

Auch die Musik, einst der vollendetste Ausdruck der ganzen religiösen Innenwelt in der Kirche, ist erst auf Umwegen wieder zur Kirchenmusik geworden. Mit Mendelssohns Wiederentdeckung der Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach und seinen biblischen Oratorien „Paulus" und „Elias" ward ein neuer kirchlicher Stil protestantischer Musik begründet, an dessen Reinigung zu immer größerem Ernst bei aller Innigkeit sich mit Werken von zunehmender Großartigkeit beteiligten: Moritz Hauptmann, Friedrich Kiel, Eduard Grell, bis auf die Erneuerer Bachscher Kunst, Heinrich von Herzogenberg und Franz Woyrsch, in der Gegenwart.

Der reichen Entwickelung der weltlichen Kunst jeder Art, vorwiegend durch die Leistungen der protestantischen Mehrheit unseres Volkes, verdankt auch der protestantische Gottesdienst vielen Schmuck, und an Fest- und Feiertagen, nicht bloß in städtischen Kirchen, sowie bei den

großen Versammlungen zu Ehren des Unterstützungswerkes, das der Gustav-Adolf-Verein an protestantischen Gemeinden der Diaspora treibt, gelingt es wohl auch, unter reichlichen Einlagen von Musik einen wirklich harmonischen Gottesdienst als ein Kunstwerk herzustellen, das zu reinster Andacht hinleitet, wie das Bach vorschwebte. Immerhin ist der gewöhnliche protestantische Gottesdienst vorwiegend die Predigt. Sie hat seit Luther alle Wandlungen des geistigen Lebens, der Literatur und der Sprache mitgemacht, ist aber zeitweise auch führend vorangegangen: in der Reformation, während der Herrschaft des Rationalismus, der Erweckung. Eine Eigentümlichkeit, die die neuere deutsche protestantische Predigt übrigens mit allen anderen Protestantismen teilt, ist das Hervortreten der menschlichen Persönlichkeit Jesu, das „Christusbild“. Diesem Rückgang auf den ältesten, schlichtesten und reichsten Inhalt des Evangeliums entspricht regelmäßig auch eine tiefere Wirkung des gesprochenen Wortes. Es ist immer noch der „Heiland“, der die deutschen Seelen bezwingt.

Vielleicht ist aber noch einflußreicher als die Predigt, die doch gehört sein will und damit in ihrem Erfolg so viel begrenzter ist, wie die Virtuosenleistung zurücksteht hinter der des Komponisten, die erbauliche und die eigentlich volkstümliche Literatur deutscher Zunge in Erzählung, Novelle und Biographie mit religiöser protestantischer Tendenz. Sie will die eigentliche Freundin der kleinen Leute sein, und sie ist, abgesehen von so großen Talenten wie dem des Berner Pfarrers Jeremias Gotthelf (Bitzius), der zu unseren bedeutendsten Erzählern gehört, meist nicht ohne Zusammenhang mit den Bestrebungen „innerer Mission“ erwachsen; sie ist selbst eine Art Volksmission, die eigentliche Literatur unserer Pfarrhäuser, empfangen und geboren in dem warmen menschenfreundlichen Klima eines im kleinen und großen mehr von idealen Trieben bewegten als von materiellen Sorgen zu beugenden bescheidenen Mittelstandes, und sie beweist in dem Behagen, dem Frieden und der versöhnten Gemütsstimmung, die sie vor allem der Jugend einzuflößen weiß, am deutlichsten, daß das Unternehmen Luthers, ein Christenvolk zu erziehen, das auch ohne Papst und Klerisei den Weg zu Gott findet, im großen und ganzen wohl gelungen ist.

Das religiöse Leben des deutschen Protestantismus zeigt trotz der zunehmenden Entfremdung des städtischen und teilweise auch des ländlichen Industrieproletariates, das sozusagen über Nacht ohne ausreichende kirchliche Pflege und Fürsorge sich in den großen Städten zusammengeballt hat, ebenso wie das kirchliche Leben im Katholizismus eine aufsteigende Tendenz.

Die Gerechtigkeit fordert, zu sagen, daß, wie in den religiösen Bewegungen des katholischen Mittelalters anfangs die romanischen Völker vorangegangen sind und Deutschlands eigentümlichste Leistung erst nachgefolgt ist, so auch der deutsche Protestantismus nach der großen Krisis der Religionskriege und der Aufklärung namhafte Anregungen von dem national so viel günstiger gestellten und zeitweise an politischer und sozialer Energie ihm überlegenen englischen Protestantismus des 18. und 19. Jahrhunderts erhalten hat. In England ist zuerst im Methodismus die Forderung einer Wiedergeburt des Volkslebens aus dem Geiste des Evangeliums erhoben worden, wenn auch in eigentümlich beschränkter Form. Von England sind zuerst die Muster und persönlichen Vorbilder für die Werke der inneren Mission und der Heidenmission entnommen worden, vornehmlich auch das Vorbild der Organisation freier Vereine für diese Zwecke. Aber längst hat man alle diese Unternehmungen in deutschem Sinne umgebildet. Dieser deutsche Sinn besteht im Fehlen alles Sektengeistes, im Zurücktreten der Personen hinter dem von ihnen betriebenen Werk, in der Vermeidung aller aufdringlichen und geschmacklosen Reklame, in der Nüchternheit und im Mißtrauen gegen bloße Augenblickserfolge. Besonders

charakteristisch ist für die englische Frömmigkeit die Skrupellosigkeit in der Ausnutzung rein weltlicher Mittel für religiöse Zwecke, die sich auch in der Verwendung profaner Musik und Illustrationskunst zur religiösen Erregung zeigt. Deutschland hält fest an dem strengen Stil seiner kirchlichen Musik und an dem Adel seiner eigens für diese Zwecke geschaffenen populären religiösen Zeichenkunst. Das deutsche religiöse Vereinswesen neigt mehr als das englische zur bevormundenden Bureaukratie, und es verzichtet grundsätzlich auf Massenerregung, wie sie der Katholizismus erstrebt. Der deutsche Protestantismus hält mit Luther daran fest, daß die „Bekehrung" des Einzelnen ein Werk des Heiligen Geistes, ein Geheimnis ist, das sich nicht erzwingen läßt, und daß dieses Tiefste immer verborgen bleiben muß. Darum widerstreben Gebetsversammlungen, in denen jeder öffentlich betet, dem deutschen Instinkt, und darum tritt die Erörterung religiöser Fragen bei uns weniger ans Tageslicht, was die Ausländer regelmäßig zu einer gänzlich falschen Abschätzung der in der Tiefe des deutschen Protestantismus vorhandenen positiven Kräfte führt. Nur wer sehr genau mit dem innersten Leben aller unserer Volksschichten vertraut ist, dürfte überhaupt darüber ein begründetes Urteil wagen.

Der deutsche Protestantismus zerfällt, auch wenn man von den Unterschieden der mehreren Dutzend evangelischer Landeskirchen absieht, in eine ganze Reihe von Gruppen und Schattierungen, deren dogmatische Grundsätze voneinander wesentlich verschieden sind. Dennoch gibt es *gemeinsame Merkmale* für alle. Sehen wir ab von den eingewanderten religiösen Formen protestantischer Religion: Methodismus, Irvingianismus und anderem englischen und amerikanischen Sektentum, so ist unser Protestantismus einerseits eine *biblische* Religion, die sich auf den religiös sittlichen Gesichtskreis der Bibel Neuen Testaments beschränkt, anderseits eine *nationale und politische* Religion. Der Gedanke an Volk, Vaterland und staatliche Ordnung ist bei ihm mit dem an Gott unzertrennlich verknüpft. Das ist die Frucht seines Erwachsenseins im territorialen Staat. Er ist überzeugt von der Notwendigkeit des Glaubens für jedermann. Glaube ist gehorsame Unterwerfung unter die göttliche Offenbarung und Scheu vor einem allgegenwärtigen Geheimnis des Daseins. Gegenstand dieses Glaubens ist Gott, seine Vorsehung, seine Offenbarung in Jesus Christus, dem wundertätigen Menschen, der Gott ist, und ein ewiges Leben. Bibel, Sakramente und Gottesdienst sind die Wege, die zu Gott hinführen. Doch beschränkt sich die eingehende Beschäftigung mit der Bibel, die regelmäßige tägliche Lesung derselben wohl auf einige spezifisch pietistische Kreise. Viel gelesen sind nur Neues Testament und Psalmen. Andachtsbücher werden bevorzugt. Indessen steht die Bibel in hohen Ehren. Die Vergebung der Sünden beruht auf einer positiven Erklärung Gottes. Dabei spielt die Nachempfindung des eigentlichen Versöhnungswerkes nur in einzelnen theologisch beeinflußten Kreisen eine Rolle. Der Gedanke der Gnadenwahl, der gänzlichen Unfreiheit des menschlichen Willens, ehemals so volkstümlich, ist völlig zurückgetreten. Seit Kant hat die Leugnung der Willensfreiheit immer nur in wissenschaftlichen Kreisen Anklang gefunden. Dagegen steht im Vordergrund die Forderung guter Werke. Gut sind aber nur gemeinnützige Werke. Askese gilt dagegen gar nichts, am wenigsten gilt sie als Opfer an Gott. Gehorsam gegen die Obrigkeit ist eine der ersten religiösen Pflichten; Königstreue und Vaterlandsliebe hält man geradezu für christliche Tugenden. Man wünscht das ganze Leben vom christlichen Geiste durchdrungen, aber man schätzt nur freiwillige Christlichkeit; zwangsweiser Kirchenbesuch kommt nicht vor. Häusliche regelmäßige Andachtsübung, Einhalten von Gebetszeiten herrschen wohl nur auf beschränktem Gebiet.

Aber das *deutsche* protestantische *Gemüt* unterliegt dem Zauber des Sonntags; die Pflege der Gräber und ihr Schmuck, die Feier des Weihnachtsfestes mit dem Lichterbaum sind

ihm Pietätspflichten. Der oft geforderte Massenaustritt aus den Landeskirchen hat nur ganz geringen Erfolg gehabt. Religiöse Massenversammlungen, wenn sie nicht zu oft kommen, Missionsfeste, Gustav-Adolf-Feste, Posaunenfeste werden vom Landvolk gern besucht. Das Geben für religiöse Zwecke entspringt dem bloßen Bedürfnisse des Gewissens und Herzens, keiner Spekulation auf Lohn. Die Gaben sind darum nur teilweise reichlich und stehen zurück hinter denen anderer christlicher Völker, die ein stärkeres Gefühl der Solidarität besitzen. Doch entrichtet der deutsche Protestant teilweise nicht unerhebliche Kirchensteuern. Gott ist der „liebe Gott", der „Herr Gott", ein allen zugeneigter freundlicher Wille des Guten; der Herr Christus ist im Himmel, wie er es auf Erden war, ein ernster und milder himmlischer Seelsorger, kein unerkannt auf Erden wandelnder himmlischer König. Engel und Teufel sind Namen, die nur noch einen Schatten von Wirklichkeit haben. Der deutsche Protestant ist tolerant; er wird es nicht dahin bringen, jemand zum Übertritt zu nötigen, zu überreden oder gar zu erkaufen. Daher seine erst neuestens geringere Nachgiebigkeit in gemischten Ehen. Er glaubt eben nicht an den Segen und nicht an die Wahrheit einer erzwungenen Religion. Deshalb ist er im Verkehr mit anderen Konfessionen immer noch der politisch schwächere Teil.

Die Kenntnis des Protestanten von der Kirchengeschichte, natürlich abgesehen von höher Gebildeten, beschränkt sich auf einzelne Figuren der Bibel, auf die Person Luthers und anderer Reformatoren sowie auf Gustav Adolf, der durchaus deutscher Nationalheld geworden ist. Man hat nicht das Bedürfnis einer langen Ahnenreihe für die eigene Frömmigkeit. Gott offenbart sich außer in der Bibel und in der Natur weniger in der Geschichte als in der Fülle der sittlichen und individuellen Beziehungen des gemeinsamen Lebens, in Liebe, Freundschaft, Ehe und Vaterland. Der deutsche Protestantismus glaubt an Erhörung der Gebete, aber er verläßt sich lieber auf die eigene Arbeit: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen." Das diesseitige Leben soll Arbeit und Pflicht sein, das jenseitige wird Ruhe sein. Gottesfurcht und treue Arbeit im aufgetragenen Beruf sind der sichere Weg zum Himmel.

IV. Die deutsche konfessionslose Religiosität.

Unvollständig nicht nur, sondern geradezu unrichtig würde das Bild deutscher Religion sein, wenn nicht jenes Elementes einer nur noch in weiterem Sinne christlichen Religiosität gedacht würde, das als stets stärker mitklingender Ton unsere nationale Entwickelung seit Jahrhunderten begleitet, und mit dem einige der ruhmreichsten Errungenschaften deutschen Geistes zusammenhängen. In ihm spricht sich der deutsche Geist unabhängig von überlieferten Formen aus, außerkirchlich, persönlich, frei, und darum offenbart er hier vielleicht sein innerstes Wesen. So wenig wie der Geist der Menschheit konnte sich der deutsche Geist beruhigen bei dem Gedanken einer alleinseligmachenden Kirche. Denn er fragt: woher stammt diese Kirche? Und auch bei dem alleinseligmachenden Glauben, der die Kirche ursprünglich geschaffen hat, erhebt sich die Frage, ob und wiefern dieser Glaube auf Wahrheit beruhe.

Solche Frage kann bloß eine Frage des prüfenden Verstandes oder einer Zweifelslaune sein, ist aber oft ein Ausfluß tieferen Verlangens nach unerschütterlicher Überzeugung, eine Folge sittlich religiöser Charakterkraft. Daß diese Frage, die in Deutschland später als in anderen Ländern, aber auch gründlicher erörtert worden ist, unser Volk niemals seinem größeren und einflußreicheren Bestandteile nach in das Lager des baren Unglaubens, des Verzichtes auf einen höheren Ursprung aller Dinge geführt hat, wie das bei anderen Völkern so leicht geschieht,

sondern daß der Deutsche unter allen den erbitterten kirchlichen und religiösen Kämpfen, die seine Entwickelung erschüttert haben, dennoch bei der Religion geblieben ist, das dankt er jener eigentümlichen geistigen Verfassung, die neben katholischer und protestantischer Christlichkeit vielgestaltig, mannigfaltig und doch in charakteristischer Eigentümlichkeit in der Nation zutage tritt, und die wir, ohne uns dabei auf einen allgemein anerkannten Sprachgebrauch berufen zu können, die konfessionslose Religiosität nennen wollen. Denn ihr Wesen besteht in der Ablehnung jeder bestimmten kirchlichen Religionsform als einer allein zu Gott führenden und in der Anerkennung der berechtigten individuellen Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens, Denkens und Empfindens. Ebenso fest aber hält sie am Kern alles Gottes- und Ewigkeitsglaubens. Sie setzt für ihre Existenz jene Religionsfreiheit voraus, die erst der Protestantismus zu begründen begonnen hat, sie läßt aber auch der Kirche als der großen geschichtlichen Trägerin aller heilvollen religiösen Überlieferungen ihr Recht, sie respektiert die verschiedenen „Kirchen“. Sie ist eine individuelle Form religiösen Lebens, aber sie vermag sich unter gewissen Voraussetzungen mit jeder Kirchenform gut zu vertragen. Ihre Vertreter sind in allen Kirchen und gehören zu den ersten Geistern der Nation.

Am Schlusse eines an den „Herrn Gott“ gerichteten Gedichtes, das von der Gleichheit aller vor Gott handelt, sagt Walther von der Vogelweide:

im dienent kristen, juden unde heiden,	Christen, Juden und Heiden stehen ihm zu Dienst,
der alliu lebendiu wunder nert.	der alle die wundervollen Lebewesen nährt.

Man hat darin mit Recht den Ausdruck der „Toleranz“ dieses Dichters gefunden, sagen wir es bestimmter: den Ausdruck einer Frömmigkeit, die bereit ist, auch außerhalb der Kirche solche anzuerkennen, die Gott dienen, und die sich darum nicht auf den Anteil nur an den Glaubensgenossen beschränkt. Daß diese Frömmigkeit im Sinne des Christentums sei, wird man nach dem Worte Jesu (Luk. 9, 50): „Wehret ihm nicht, denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns“ nicht bestreiten können; kirchlich ist sie nicht mehr. Ähnliche Gesinnung findet sich ausgesprochen in Freidanks „Bescheidenheit“ und in Wolframs „Parzival“, aber man würde ihr Unrecht tun, wenn man sie irgendwie als einen Ausfluß religiöser Zweifel auffaßte. Das ist sie so wenig wie bei Walthers persischem mohammedanischem Zeitgenossen Dschelaleddin Rumi, dessen mystische Ghaselen den Ausdruck der gleichen Toleranz gegen die Christen enthalten, die auch durch ihren Jesus den Weg zu Gott gefunden haben. In beiden während der Kreuzzüge einander bekämpfenden Religionssystemen tritt gleichzeitig die Ahnung einer tieferen Einheit auf, die Ahnung des Gedankens, daß vielleicht verschiedene Religionen nur verschiedene Formen sind, in denen ein und derselbe Zug des Herzens zu Gott sich ausspricht. Sie kann kritisch gewendet werden gegen jede positive, auf besondere Offenbarung sich gründende Kirchenlehre, sie kann aber auch im vollen Frieden mit einer solchen sich auf das, was allen Menschen, allen „Wundern Gottes“ gemein ist, beziehen.

Die Lehre von der Gottverwandtschaft der Menschenseele, wobei man allerdings nur an die Christenseele dachte, bildete den Ausgangspunkt der Mystik, die in äußerlicher Unterordnung unter die Kirche ein verborgenes Leben lebt, das der Kirche und aller ihrer Heilsmethoden auch ganz entraten könnte. Aber natürlich verbarg sich den Frommen dieser Art die weitere Folge ihrer Lehre, die überhaupt erst gezogen werden konnte, als mit der Reformation die Freiheit vom Joch kirchlicher Satzungen ausgesprochen war. Die Reformation machte vorübergehend der Mystik in beiden Kirchen ein Ende. Das Sektentum des Mittelalters wird man dagegen nicht in die Reihe der hier zu besprechenden Erscheinungen stellen, weil da der

alleinseligmachenden Kirche nur die alleinseligmachende Sekte entgegentritt. Die Gegnerschaft gegen die Hierarchie nimmt immer wieder pietistisch-hierarchische Formen an. Unmittelbar neben den Reformatoren stehen aber sofort mystische Freidenker auf, die, weit über das Bibel- und Kirchenchristentum der Reformation hinausstrebend, davon durchdrungen sind, daß es für jeden Menschen einen direkten Weg zu Gott gebe, daß „Gott ein Seufzer ist, im Grunde unserer Herzen gelegen" (Sebastian Franck). Sie gingen einerseits unter die Wiedertäufer und teilten das furchtbare Schicksal, das diesen überzeugten Bekennern eines nur biblischen und enthusiastischen Christentums bereitet wurde, die man natürlich nicht nach den Exzessen der vielfach verrückten Rotte des Königs von Zion zu Münster beurteilen darf; anderseits haben sie einsam ein Leben ständiger Wanderschaft und Verbannung führen müssen. So die bedeutendsten dieser Individualisten: Hans Denk (von Basel? 1527 jung gestorben) und Sebastian Franck von Donauwörth (1499—1542?). Was sie verkannten, war die Notwendigkeit der sozialen Gestaltung einer jeden Religion, die sich behaupten will; was sie begehrten und was ihnen immer wieder versagt wurde, war die Freiheit individueller Religion.

Auch Paracelsus, der kühne, jeder Überlieferung spottende Naturdenker, das tatsächliche Urbild des Faust im sechzehnten Jahrhundert, den Goethe im achtzehnten dichtete, gehört hierher, und Kaspar von Schwenkfeld, der das Recht begehrte, frei vom Zwang der Schultheologie ganz auf eigene Hand in der Schrift forschen zu dürfen und dabei auch im Buche der Natur zu lesen. Diese Reihe setzt Jakob Böhme fort, der Görlitzer Schuster, dem ein eigensinniger Hauptpastor jahrelang das Aufschreiben dessen verbieten konnte, „was innere Lust ihm offenbart", und was im 19. Jahrhundert die Grundlage der katholischen und protestantischen Theosophie geworden ist. Jakob Böhme ist nach der Reformation der erste eigentliche deutsche Philosoph, d. h. ein Selbstdenker, der, obwohl von kindlicher Ehrfurcht erfüllt vor Bibel und Kirche, sich durchaus selbstforschend und -schauend in das Geheimnis der Welt versenkte. „Ich habe meine Wissenschaft nicht vom Wahn oder von Meinungen wie ihr, sondern ich habe eine lebendige Wissenschaft in der Beschaulichkeit und Empfindlichkeit." Eben durch dieses unabhängige Denken kommt er zu der Erkenntnis, „daß Gottes Wesen nicht etwas Fremdes sei, das eine sonderliche Stätte oder Ort besitze oder habe; denn der Abgrund der Natur und Kreatur ist Gott selber". Von hier aus hat er jene Natur- und Freiheitslehre entworfen, die später in Schelling und Baader eine Auferstehung erlebt hat. Der Mittelpunkt seiner Gedanken ist: „der innere Grund der Seele ist die göttliche Natur". Das ist die Grundlage des deutschen Idealismus. Sie lautet einfach ausgesprochen: der einzige Ort, da und von wannen Gott geschaut und erkannt werden kann, ist die Tiefe der sittlichen Menschenseele.

Natürlich fanden diese Gedanken danach auch in kirchlich gesinnten Kreisen Anklang, und die eigentümliche Gestalt des württembergischen Bibelpietismus ist durch einen reichlichen Zusatz mystischer Naturphilosophie bedingt. Daß man es hier mit einem neuen Trieb des religiösen Lebens zu tun hat, der, über die Grenzen der Konfession sich erhebend, Gottes überall und immer sich bewußt ist und ebenso aus der Natur wie aus der eigenen Seele und aus kirchlicher und geschichtlicher Überlieferung Nahrung zieht, da man an die stets sich fortsetzende Offenbarung Gottes glaubt, zeigt der im Todesjahr Böhmes geborene Johann Scheffler (Angelus Silesius), der als katholischer Konvertit in seinem „Cherubinischen Wandersmann", einer poetischen Anweisung zur Heimkehr in Gott, pantheistische Mystik in seiner Kirche verkündigte und ebenso bei Protestanten Anklang fand wie Böhme bei Katholiken.

Natürlich mußten solche Gedanken vereinzelt bleiben, solange die Konfessionen einander

aufs äußerste feindlich gegenüberstanden und jeder Versuch, eine friedliche Verständigung anzubahnen, mit dem Vorwurf des Abfalls vom Glauben belastet wurde. Nicht Ausgleichsverhandlungen zwischen den Kirchen, sondern nur die völlige Abschwächung der seitherigen Gegensätze durch die Herrschaft eines neuen Geistes konnte hier eine Änderung herbeiführen. Eine solche brachte die Aufklärung. Sie hat als europäische Geistesbewegung zunächst in katholischen Staaten die Toleranz, im protestantischen Preußen unter Aufrechterhaltung der Staatskirchen die volle Religionsfreiheit und endlich seit der amerikanischen Verfassung die Unabhängigkeit bürgerlicher Rechte vom religiösen Bekenntnisse durchgesetzt. Erst die Aufklärung hat die naturwissenschaftliche Weltanschauung von Koppernikus, Galilei und Kepler mit Newton zum Sieg gebracht, an die Stelle des mittelalterlichen traulichen Weltbildes das räumlich grenzenlose All gesetzt, in dem die Erde mit ihrer Geschichte nur ein Pünktchen, unser Universum nur eine Sternenlinse ist, hat an Stelle des Sündenfalles die Naturbedingtheit des Menschen und seiner Geschichte gelehrt, also die objektive Kirchenlehre an einem wesentlichen Punkte beseitigt, ohne doch den subjektiven Glauben irgendwie zu entwurzeln. Erst sie hat den aus dem antiken und germanischen Heidentum stammenden mythologischen Glauben an eine teils übermächtige, teils ohnmächtige Zwischengeisterwelt überwunden und damit die Wurzel des Hexenglaubens und -prozesses durchschnitten, erst sie stellte damit den Menschen unmittelbar unter Gott als das lebendige Bindeglied zweier Welten, erst sie hat damit auch einem wahrhaft menschlichen Verständnisse der biblischen Überlieferung über die Person Jesu Christi die Bahn geöffnet.

Neben der zunächst vom Ausland her in Deutschland eindringenden Aufklärung geht aber die andere tiefere und bald auch mächtigere deutsche philosophische Strömung her, die, teilweise ihre Wasser mit denen der Aufklärung mischend, dann aber als selbständige eigenartige Bewegung die größte aller Entwickelungen des deutschen Geistes überhaupt herbeigeführt hat, den deutschen Idealismus und die deutsche Geschichtswissenschaft. Man würde dieser deutschen Gedankenschöpfung, die mehr ist als eine bloß wissenschaftliche Neuerung, Unrecht tun, wenn man sie nicht unter die religiösen Bewegungen stellte, und wenn man verkennte, daß in ihrem Verlauf eigentlich alle theologischen Probleme, ausgenommen die rein historischen und philologischen, zur Verhandlung und bestimmten Auflösung gekommen sind. Dabei aber ist diese deutsche idealistische Philosophie ganz ausgesprochen Philosophie, d. h. vollkommen unabhängiges, voraussetzungloses Denken, was ja bei der deutschen Eigenart verständnisvolles Eingehen auf die bereits von der überlieferten Religion vorgetragenen Beantwortungen der eigentlichen Weltfragen des Denkens nicht ausschließt. Sie beginnt mit Gottfried Wilhelm Leibniz. In diesem Selbstdenker ersten Ranges wurde der in konfessionellen Streit, in politische Ohnmacht und in den Hader fürstlicher Häuser versunkenen Nation ein universeller Gelehrter, ein tiefer und reicher Meister beinahe aller Wissenschaften, vorwiegend der Mathematik, Philosophie und Historie, gegeben, kein Systemphilosoph, sondern ein wirklicher Weltweiser von prophetischer Bedeutung: — ein erstes Aufleuchten der Gesamtwissenschaft, die nun von Deutschland aus die Welt erobern sollte. Vorbildlich hierfür ist auch Leibniz' Stellung zur Religion. Die Absicht seines Denkens nach dieser Seite hin, was natürlich hier nicht im einzelnen dargelegt werden kann, war, eine brauchbare Hypothese darüber vorzubringen, wie das selbständige Dasein der Weltdinge in und mit Gott gedacht werden könnte. Er hat den Gedanken des Individualismus, der doch die Einheit des göttlichen Weltgrundes nicht ausschließt, durchgeführt und damit die zwei Hauptrichtungen des deutschen Geistes mustergültig ausgesprochen. Die Welt ist ihm ein System geistiger Einzelwesen, umfaßt von dem schöpferischen Urwesen Gott.

Die deutsche idealistische Philosophie von Leibniz bis Hegel ist geleitet von dem Bedürfnisse, Religion und Philosophie zu versöhnen. Und die deutsche Philosophie nach Hegel hat unter grundsätzlich völlig veränderten Verhältnissen dieses Unternehmen erneuert. Diese Philosophie entwirft ein Bild des Zusammenhanges der irdischen Dinge mit Gott. Sie ist also Metaphysik, Lehre vom wahren Sein der Dinge im Gegensatz zum Augenschein. Sie ist in ihrem ganzen Verlauf idealistisch: das Wesen der Dinge ist Geist. Nur scheinbar hat mit dem Eintritt Kants und seiner Vernunftkritik die Bewegung eine andere Richtung genommen. Denn auch er, der die Möglichkeit philosophischer Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge hinter ihrer anschauungsmäßigen Wirklichkeit geleugnet hat, ist subjektiver Idealist, der in der sittlichen Natur des Geistes das eigentlich grundlegende Phänomen und das Siegel seiner Übernatürlichkeit erkannt und bekannt hat.

Die erste Form, in der Leibniz' Gedanke auf die deutsche Nation eingewirkt hat, ist die Philosophie seines pedantischen Schülers Christian von Wolff, der von ihm den Buchstaben, nicht den Geist geerbt hat. Wolff, durch seine mathematische Methode, seine Nüchternheit und Faßlichkeit von geradezu unbegrenztem Einfluß auf die Kathederweisheit seiner Zeit, wurde der Vater des deutschen Rationalismus, der Lehre von der Begreiflichkeit und Beweisbarkeit aller göttlichen und übersinnlichen Wahrheiten, die ja zum Überflusse bereits durch Offenbarung mitgeteilt waren. Natürlich, daß man das beweisbare Übernatürliche dem nur auf Autorität hin geglaubten Übernatürlichen vorzog. So löste seit etwa 1750 beinahe allgemein dieser rationalistische Dogmatismus den orthodoxen Dogmatismus ab. Innerhalb einer vernünftig erklärten besten Welt waren Wunder und Unbegreiflichkeiten, auch wenn man sie gelten lassen wollte, unnötig geworden.

Diese Folgerung zog zuerst mit Rücksicht auf die Überlieferung der heiligen Geschichte Hermann Samuel Reimarus in seinem nur handschriftlich vorhandenen Werk, aus dem Lessing seit 1774 „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten" veröffentlichte, die mit den stärksten Gründen die Geschichtlichkeit der biblischen Überlieferung im Alten und Neuen Testament angriffen. Damit wurde die Schicksalsfrage der wissenschaftlichen Theologie aufgeworfen, und sofort ihre erste Verhandlung durch Lessing und den ihm folgenden Herder führte zur Aufstellung einer Hypothese über den geschichtlichen Ursprung des Christentums. Lessing eröffnete in seinen Erörterungen, die er den „Fragmenten" beigab, und in seinem gedankenreichsten geschichtsphilosophischen Traktat über die Erziehung des Menschengeschlechtes sowohl jene positive historische Kritik wie jene philosophische Behandlung der Religionsgeschichte, die in Herders Schriften weitergeführt wurde. Sie bahnten den Weg für die schöpferische Arbeit von Friedrich August Wolf, für die philologisch kritische Kunst, die aus den Resten der Überlieferung das Ganze des versunkenen Altertums wiederherzustellen sucht. Lessing und Herder, beide keine Philosophen von Beruf, waren die Erben von Leibniz' Geist. Lessing hat Leibniz' Idee von der Stetigkeit und von der Harmonie, die im Weltganzen herrscht, und seine Ansicht „von dem menschlichen Geist als dem Mikrokosmus im Makrokosmus" ausgebildet durch die Belebung der anderen Leibnizischen Idee von der Entwickelung und Individualität im historischen Leben, und Herder hat daraus die seiner Geschichtsphilosophie zu Grunde liegende Anschauung von der Stellung des Menschen und seiner Geschichte im Universum gewonnen. Sein gelehriger Schüler aber und bald sein überlegener Freund ward Goethe, der aus der Verbindung dieser Ideen mit der Einheitsidee des Spinoza jene dichterisch verklärte Weltanschauung gestaltete, aus der die Naturphilosophie und Geistesphilosophie der folgenden deutschen Systemphilosophen entsprang. Die

Herdersche Ansicht von der geschichtlichen Entwickelung der Religion, an ihrer Spitze das ganz und gar menschlich gedachte „humanisierte“ Christentum, verkündigt Goethes Bruchstück gebliebenes Gedicht „Die Geheimnisse“.

Man kann diese Weltanschauung die Religion der Humanität nennen, verglichen mit der Weltanschauung der Kirche. Ihre Grundzüge sind folgende: Es ist die Aufgabe der Menschheit, im Anschluß an die gütige Natur eine immer höhere geistige und sittliche Kultur zu entwickeln, wofür allen Völkern und Einzelnen individuelle Anlagen verliehen sind. Damit verwirklicht sie den Gedanken, den Gott mit ihr von Anfang an hatte. In diese Aufgabe muß auch die Religion sich einordnen. Sie besteht in dankbarer Liebe gegen Gott, in der zarten Rücksicht auf die Menschen. Ihr hat auch die richtig verstandene, aller mythologischen Hüllen, die sich um sie legten, immer mehr entkleidete christliche Religion gedient, die allein von Jesus selbst vollkommen verwirklicht ward. Freilich Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit sind mit ihr gleichberechtigte Wege, auf denen der Geist zum Ewigen emporsteigt, und keine Religion hat ein Monopol auf die Gottheit. Das lösende Wort über Vergangenheit und Zukunft der Menschheit wird nicht die Religion, sondern die Wissenschaft sprechen, und die Kunst wird ihm den vollendeten Ausdruck geben; die Religion bietet dem gegenüber nur ein Bild, ein Symbol der Wahrheit dar. Es wird ihre Aufgabe sein, mittels dieses Symbols den Glauben an eine ewige Vernunft und Güte, die das All regiert, die Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Göttlichen und der Humanität, d. h. der liebevollen Gerechtigkeit gegen alles Menschliche, zu verbreiten.

Die christlichen Gedanken von Sünde und Buße, von Versöhnung und Vergebung, von Wiedergeburt und Reich Gottes waren damit nicht unvereinbar, wie sich gerade in der Religionsphilosophie Kants zeigte, der sie alle, wenn auch umgedeutet, beibehielt. Aber bald glaubte man dieser längst entwerteten Ideen entraten zu können gegenüber der Herrlichkeit jener idealen Menschengestalten der Dichtung, in denen die schöpferische Kraft von Lessing, Goethe und Schiller, anknüpfend an die machtvollen und phantasiereichen Gebilde Klopstocks und Wielands, den Grundsatz verkündigte, daß der Mensch das Maß aller Dinge und ein Gott auf Erden sei. Daß der Himmel, den dieser Mensch in der Brust trug, auch der wirkliche Himmel sei, sein Glaube und seine Sittlichkeit die einzige Bürgschaft dafür, daß etwas Göttliches die Welt beseelt, das glaubte man nun dem großen Vernunftkritiker, der ein für allemal allen Dogmatismus vernichtet zu haben schien. Der kühnste Gläubige dieser Art war Johann Gottlieb Fichte. Die von ihm in Kants Schule gewonnene Zuversicht zu der Richtigkeit des sittlichen Glaubens wurde der Keim einer neuen idealistischen Weltansicht, der von dem schöpferischen Ich. Die Welt, die keinen anderen Zweck hat, als der Schauplatz sittlicher Tat zu sein, ist ein Geschöpf dieses Willens. So zerreißt der Schleier des Rätsels, den Kant mit dem „Ding an sich“ übriggelassen hatte: die Welt ist begriffen. Unmittelbar aus der Sittlichkeit erwuchs das Verständnis der Welt, die sittliche Zuversicht rief einen objektiven Idealismus hervor. Es bedurfte dieser Wandlung, wenn das Geschlecht, in dessen Seele das klassische Humanitätsideal gezündet hatte, in der Zeit der politischen Vernichtung Deutschlands Volk und Vaterland wiederfinden sollte. Kein Denker hat dazu so viel beigetragen wie der Patriot Fichte, der wegen seines angeblichen Atheismus, weil er nämlich Gott nur als moralische Weltordnung gedacht haben wollte, seine Lehrstelle in Jena aufgeben mußte und bald nach Preußen übersiedelte. Der „Atheist“ endigte bekanntlich als Mystiker, dem alles wahre Leben ein „Sein in Gott“ war, und der die höchste Offenbarung Gottes in dem Johanneischen Christus verehrte.

In Fichte erwuchs unmittelbar aus der „Vernunftkritik“ eine neue Vernunftgewißheit,

ein Vernunftglaube. Gerade der eigentliche „Seher" der religiösen Romantik, Novalis, war sein Schüler. Und Schelling hat seinen leitenden Gedanken in den Worten ausgesprochen, die man als das Bekenntnis der ganzen idealistischen Denkerschule bezeichnen kann: „Uns allen wohnt ein geheimes wunderbares Vermögen bei, uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von allem, was von außen her hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen. Diese Anschauung ist die innerste, eigenste Erfahrung, von welcher allein alles abhängt, was wir von einer übersinnlichen Welt wissen und glauben." Die klassische Humanität war optimistisch gestimmt, sie glaubte an die Erreichbarkeit der höchsten Ideale auf Erden wenigstens bis zu einem gewissen Grade, und sie war kosmopolitisch. Dabei hatte sie eine geschichtliche Größe so gut wie vergessen: die Kirche, eine andere in weltbürgerlicher Vermessenheit allzu gering geschätzt: die Nation als politischen Faktor, die dritte aber geflissentlich übersehen, die Religion als Volksinstinkt. Es war ihr gegangen wie den Humanisten der Renaissancezeit. Nur daß ihre Vertreter zu derselben Zeit einen Fonds tiefer Religiosität in sich trugen, in lauterem nationalen Empfinden die Ehre ihrer Nation wahrten und auch der Kirche nicht feindlich waren. Diese Lücke füllte die als unwiderstehliche Bewegung einsetzende Romantik aus.

Die Romantik war zunächst eine kritische Bewegung und teilte mit der klassischen Bewegung die Gegner: den Rationalismus und Utilitarismus. Aber sie war zugleich eine im Sinne tieferer Geschichtserkenntnis nachschaffende Bewegung. Sie hat für die Gebildeten unter ihren seitherigen Verächtern Religion, Kirche und Volkstum gewissermaßen neu entdeckt, indem sie in ihnen das Zentrum des geistigen Lebens erkannte. Religion ist der „Sinn für das Unendliche" (Schleiermacher). Damit war die Kantische Vernunftkritik, die die objektive Wahrheit der kirchlichen Seelen- und Weltanschauung bestritt, ergänzt durch die Einsicht in die subjektive Notwendigkeit und Fruchtbarkeit des Glaubens, und es war der Weg gezeigt, wie man aus der geheimnisvollen Tiefe der Innenwelt die Gewißheit eines Universums göttlicher Art gewinnt. Dergestalt konnte die Romantik, deren Ursprung unter den Anhängern einer im eigentlichen Sinne des Wortes konfessionslosen Frömmigkeit außer Zweifel ist, neben anderen Ursachen eine Quelle der Erneuerung für den religiösen Protestantismus und Katholizismus werden. Ihre erste Begeisterung für Kirche und Christentum war wesentlich künstlerischer, volkstümlicher Natur. Nicht den Streit der Bekenntnisse wollte man wieder erwecken, sondern ihr individuelles Recht begreifen, nicht die zerbrochene äußere Einheit der Kirche wiederherstellen, sondern eine höhere Einheit zwischen gleichfühlenden Geistern aller Kirchen stiften, eine heilige Allianz der Geister und der Völker in ihren tiefsten Interessen.

Dem Glauben der Romantik an die immer noch vorhandene Macht der Religion in den Völkern Europas entsprach die Erfahrung des europäischen Freiheitskrieges gegen Napoleon, und mit dem Sieg über diesen Feind aller Freiheit und Nationalität schienen auch Gott und Himmelreich für die Welt wiedergefunden. Aus diesem Erlebnis entsprang die „Erweckung" in beiden Kirchen. Aber auch das, was in den Kreisen der klassischen Dichtung als letztes Geheimnis des Lebens erkannt worden war, blieb, und es bildete den unermeßlichen Hintergrund zu der nun aus den Anregungen der Romantik erwachsenden neuen Gesamtwissenschaft der Geschichte, d. h. der Wissenschaft von Sprache, Recht und Religion aller Völker, und zu der Vollendung der klassischen Philosophie in einem System von Ideen, die die wirkenden Grundlagen der Wirklichkeit sind. In dieser begriffenen Wirklichkeit haben auch Religion und Kirche ihre Stelle, sie sind für die Mehrheit der Menschen das Gefäß, in dem sie eine noch höhere

Wahrheit bewahren, darum sorgfältiger Schonung empfohlen. Dem kritischen Geist des 18. Jahrhunderts war im neunzehnten ein aufbauender zur Seite getreten, der Natur und Menschengeschichte begreift als ein Ganzes, dessen eigentlicher Schöpfer Gott ist, nicht so wie die Kirchenlehre ihn schildert als künstlerischen Bildner eines ihm fremden Stoffes, sondern als die dem Ganzen vorangehende und im Ganzen sich selber auswirkende Idee. Es ist Hegel, der in diesem Gedankenentwurf die Versöhnung von Glauben und Wissen gefunden zu haben meinte.

Unter dem Einfluß dieses Friedensschlusses hat sich die Wiedergeburt der kirchlichen Theologie beider Konfessionen vollzogen. Den Gottesfrieden einer Versöhnung des kritischen Geistes mit den Kindheitserinnerungen der Menschheit und mit den höchsten Idealen unserer eigenen nationalen Vergangenheit von Karl dem Großen bis auf Luther und Friedrich den Großen atmet aber auch die deutsche Dichtung, Musik und Kunst des ersten Menschenalters im 19. Jahrhundert. Man nehme die Dichter von Uhland und Rückert bis auf Geibel, die Musiker von Weber und Schubert bis auf Mendelssohn und Schumann, die Künstler von Schinkel und Peter von Cornelius bis auf Moritz von Schwind, überall bildet den sozusagen stillen Hintergrund ihrer Schöpfungen der Glaube an eine innerliche persönliche Verbindung mit einer höheren göttlichen Welt und die Ehrfurcht vor den Geheimnissen heiliger Geschichte. Es ist das Kant-Fichtesche, das Lessing-Herdersche Erbe, der Glaube an das ewig Göttliche, an die sittliche Würde der Menschheit und an ihre Aufgabe, ein Werk Gottes auf Erden zu verwirklichen, die, in den mannigfaltigsten Gestalten aufgefaßt, doch die sonst nach allen Richtungen auseinanderstrebenden Geister unserer eigentlich nationalen Dichter, Geschichtschreiber und Selbstdenker verbinden.

Mehr als ein bloßer Repräsentant, ein Träger dieses Geistes ist Goethe geworden, der ebenso im Mittelpunkte der klassischen Entwickelung des deutschen Geistes wie im Vordergrunde der nachromantischen steht. Goethe, dessen religiöse Entwickelung hier zu schildern nicht der Ort ist, hat früh auf die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse in irgend einer kirchlichen Form verzichtet, und seine Ehrlichkeit verbot ihm, je wieder aus dieser Zurückhaltung herauszutreten. Er ist das „Weltkind", das er früh geworden, bis ans Ende geblieben. Aber was die Zeitgenossen im Innersten bewegte, hat auch ihn berührt, und je tiefer seine Dichtung in das eigentlich nationale Wesen hineingriff, um so mehr hat sie sich den letzten Fragen alles christlichen und religiösen Denkens genähert — nicht um sie zu einer erneuten Lösung zu bringen, sondern um sie in ihrer ganzen Größe als Fragen ehrfürchtig auszusprechen.

So im „Faust", wenngleich dieses Gedicht mit seinen übereinander gelagerten Schichten von ganz verschiedenem Gehalte keine einheitliche Welt darstellt. Der Faust der letzten Fassung ist doch Goethe selbst oder der deutsche Mensch, der erwartet, nach einer auf das höchste gemeinnützige irdische Ziel gerichteten Tätigkeit unter dem Beistand göttlicher Gnade von der Seligkeit nicht ausgeschlossen zu sein. Kirche und Christentum spielen nur eine nebensächliche Rolle im inneren und äußeren Leben dieses Faust, eine um so größere die ihn überwachende göttliche Vorsehung. Es fehlt in dem Gedicht der kirchliche Gedanke der Buße und der der Wiedergeburt ebenso wie die ausschlaggebende Bedeutung der Persönlichkeit Christi als des Versöhners, es fehlt der kirchliche Protestantismus, darum ist am Schlusse auch der katholische Vorstellungskreis verwendet. Man wird also Goethe, der sich doch wieder energisch für einen „protestierenden" Protestanten erklärt hat, keiner Konfession zuzählen können. Auch sein Christentum war seiner eigenen Art.

Sein Denken über religiöse Fragen ist dagegen typisch für viele Deutsche, typisch für den Gedankenzug der Gegenwart. Goethes, besonders im „Faust" angedeutete, Ideen über Natur

und Geistesleben liegen dem Schelling-Hegelschen Weltbilde der sich entfaltenden Gott-Natur zu Grunde; aber so freundlich der Dichter diese Tendenzen begünstigte, so ließ sich doch sein untrüglicher Verstand durch keine Kunst der Spekulation blenden. Er blieb, während jene die Welt aus Ideen erklärten, dem Weg der umfassenden Induktion, der sorgfältigen Einzelbeobachtung treu. Und als nun schließlich das Traumbild dieser spekulativen Weltkonstruktion zerging, als die unwiderstehliche Macht der Naturforschung sich erhob, hat sich inmitten der von ihm in jeder Weise geförderten exakten Naturwissenschaft und Geschichtsauffassung sein harmonischer Glaube an die Vernunft und Güte des von einem Gott bewegten Weltalls behauptet als der Grundgedanke der neueren Philosophie. Damit verband er die Ehrfurcht vor dem je länger je mehr in seiner einzigartigen Hoheit ihm einleuchtenden sittlichen Evangelium der Bibel.

Als Ziel aller Weltentwickelung erschien ihm im Einklang mit Natur- und Geschichtswissenschaft die sittliche Kultur, die allein das Evangelium gewährt, die wahrhafte, allgemeine christliche Zivilisation und Humanität. Der kürzeste Ausdruck für das Verhältnis, in dem sich ihm Glauben und Forschen darstellten, ist sein bekanntes Wort: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“ Er, dem alle Dichtung doch nur der durchsichtige Schleier war, den man aus der Hand der Wahrheit empfängt, stand ehrfurchtsvoll still vor dem ungelösten Geheimnis der Welt und hat damit auch einer neuen Philosophie, der Philosophie der Wirklichkeit, die Bahn gewiesen. Nicht minder machte er Halt vor der Offenbarung des Göttlichen in der Person Jesu Christi.

Auch nach dem Zusammenbruch der großen spekulativen Systeme der Welterklärung, die dann doch keine eigentliche Erklärung boten, ist die Philosophie in Deutschland nicht verstummt. Vielmehr wurde das Leibnizsche Problem der harmonischen Weltanschauung nun aufs neue und in teilweise engerem Anschluß an ihn erörtert. Das Charakteristische der neueren deutschen Philosophie ist die Verbindung der Ergebnisse exakter Naturforschung und Geschichtswissenschaft, in denen die letzten Elemente der unserem Denken erreichbaren Wirklichkeit festgestellt werden, mit einem Versuch solcher Deutung, daß entsprechend den idealen Bedürfnissen unseres Geistes und Gemütes der Glaube an die Wirklichkeit eines höchsten Guten, an eine moralische Weltordnung und an eine höhere Vollendung des irdisch unvollendet abgebrochenen Daseins als berechtigt erscheint. Mit dieser viel bescheideneren Darbietung der letzten rätsellösenden Gedanken als Zeugnisse eines „philosophischen Glaubens“, wie sie die beiden mehr an Herbart als an Hegel anknüpfenden Leibnizianer Gustav Fechner und Hermann Lotze unternommen haben, ist naturgemäß dem Glauben überhaupt wieder ein größerer Spielraum eröffnet und demzufolge ein viel innigeres Verständnis seiner Bedürfnisse auch bei der gesamten sonstigen Gelehrtenwelt eingekehrt. Die anerkannt ersten Meister unserer Sprachwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Rechtswissenschaft, Philologie und Staatswissenschaft, die Grimm, Otfried Müller, Lachmann, Niebuhr, Leopold Ranke, Dahlmann, Ernst Curtius, Savigny, Thibaut, Jhering, Roscher und viele andere, haben die durchschlagende Bedeutung nicht bloß von Religion und Kirche, sondern auch die Elemente unentbehrlicher Wahrheit, die darin enthalten sind, anerkannt, ohne damit irgendwie der freien Forschung eine Grenze zu ziehen. Der Glaube, daß gerade die unerschrockenste Forschung nach der Wahrheit schließlich doch zum Heiligtum der Kindheit irgendwie zurückführen müsse, scheint ein vorwiegend deutscher Glaube zu sein.

Unter diesem Gesichtspunkt, als eine Etappe auf dem Weg zu eine das ideale Bedürfnis befriedigenden Erklärung der Rätsel der Religionsgeschichte, hat man auch die eigentlich kritische Theologie zu betrachten, die, von allen kirchlichen Rücksichten frei, nur um der Wahrheit

willen die Erforschung der Urkunden unserer Religion unternommen hat. Bis vor kurzem hatte nur Deutschland eine solche; jetzt beginnen ihre Gedanken auch in den Nachbarländern sich zu verbreiten. Es scheint wichtig, diese kritische Theologie durchaus zu trennen von dem direkten Angriff auf das Christentum in jeder Form seiner Erscheinung, von dem ausgesprochenen philosophischen Atheismus. Er ist dreimal im 19. Jahrhundert in streng wissenschaftlichem Gewande aufgetreten, und auch er ist genau genommen in keiner seiner Formen vollkommen irreligiös. Er ist nämlich in allen Gestalten mehr idealistisch als materialistisch. Die erste Form ist der brahmanisch-buddhistische Pessimismus Schopenhauers, der in der Anpreisung der quietistischen Mystik gipfelt, also von christlicher Theologie wesentliche Bestandteile gelten läßt, nur freilich nicht ihr Zentrum, den Glauben an einen liebevollen Gott. Die andere Form ist der Humanismus Ludwig Andreas Feuerbachs, dem alle Religion nur die Verdoppelung des menschlichen Ich, die Anbetung des Ideals seiner selbst als Wirklichkeit ist, also Illusion. Die dritte ist das Wiederaufleben des innersten Gedankens der heidnischen Renaissance des 16. Jahrhunderts in Nietzsches Träumen von dem Übermenschen, der einer künftigen, stärkeren Rasse die Bahn bricht durch herrisches Niedertreten der durch das Christentum gezüchteten Sklavengesinnung. Jeder dieser Atheismen entspringt einem Wahrheits-, Schönheits- und Lebensdrang, jeder hat auch verkannte tiefe Wahrheiten wieder in ein besseres Licht gesetzt. Jeder sieht sein Ideal entweder in der Vergangenheit oder in der Zukunft.

Alle aber standen sie im Kampfe wider das Christentum in jeder seiner Gestalten, weil dieses Christentum ihnen als sozialistischer, die individuelle Freiheit und Größe beeinträchtigender Massenglaube erschien. Das schließt eine vielfach gerechtere Würdigung seines tiefsten Kernes sowohl bei Schopenhauer und seinen Nachfolgern wie bei Nietzsche nicht aus. Dagegen erstrebt die kritische Theologie die Läuterung des Christentums auf wissenschaftlichem Wege. Es ist kein geschichtliches Unrecht, wenn man als ihren Geburtstag das Erscheinen des „Lebens Jesu" von David Friedrich Strauß annimmt (1835). Längst war diese Kritik vorbereitet durch die rationalistische Kritik Semlers einerseits, die schöpferische Kritik Lessings und Herders anderseits, und längst war eine fruchtbare Bahn philologisch-kritischer Behandlung der Bibel und der christlichen Religion überhaupt gebrochen von Schleiermacher und de Wette und verfolgt, um nur einige zu nennen, von Karl Hase und Karl August Credner. Aber alle jene Gelehrten arbeiteten im Dienst der kirchlichen Universitätswissenschaft. Strauß stellte sich der Kirche gegenüber mit der Frage nach ihrem geschichtlichen Ursprung. Nicht die Antwort, die er gab, sondern die Frage, die er aufwarf, wurde das Bedeutsame. Aufgeworfen aber wurde sie in keinem religionsfeindlichen Sinn, sondern aus ehrlichem wissenschaftlichen Wahrheitsdrang. Und dem entsprach auch neben den persönlich unliebsamen Folgen, die diesen klaren und ehrlichen Denker zum wirklichen Opfer seiner Überzeugung machten, die geschichtliche Folge seines Auftretens, nämlich die Bildung einer Schule rein historischer Erforschung der christlichen Religion unter der Führung seines einstigen Lehrers Ferdinand Christian Baur. Erst die hier von ganzen Generationen von Gelehrten unternommenen umfassenden Untersuchungen haben Ziel und Weg einer wirklich geschichtlichen Wissenschaft von der christlichen Religion im Zusammenhang mit allen Religionen festgestellt, die keineswegs geleitet ist von dem Wunsche, die Religion als die zentrale Tätigkeit des Menschengeistes, in der alle andere Kultur wurzelt, ihres göttlichen Ursprunges zu entkleiden, sondern vielmehr beseelt von der Überzeugung, daß in dem religiösen Besitz der Menschheit, der immer wieder durch die ihr gesendeten Propheten entwickelt und vermehrt wird, die eigentliche originale Ausstattung unseres Geschlechtes und der eigentliche

Reichtum seiner Geschichte besteht. Das aber ist der Gedanke, den zuerst Hamann und Herder in kühnen Bildern ausgesprochen, und den alle unsere großen Philosophen wiederholt haben. So liegen also die Gedanken des christlichen Humanismus auch dieser Theologie zu Grunde. Ihre Wege vereinigen sich vielfach mit denen solcher Denker, die ursprünglich von ganz anderen Ausgangspunkten kamen, so mit denen der Freunde Christian Karl Josias von Bunsen und Richard Rothe, die, vom Pietismus herkommend, der eine in der Entfaltung des Gottesbewußtseins durch die Geschichte die eigentliche Offenbarung Gottes erkannte, der andere in der christlichen Erlösungsgeschichte die tatsächliche Bestätigung des konsequentesten Denkens der von Gott erleuchteten Vernunft erblickte. Was die mehr kritische und die mehr philosophische unabhängige Theologie auch mit der kirchlichen verbindet, ist die Annahme, daß aller religiöse Glaube und alles religiöse Erkennen nur Wert hat, wenn es auf der innersten und freiesten Überzeugung beruht.

Damit ist das Charakteristische des Geistes der deutschen Gelehrtenwelt berührt. Ihre einzelnen Glieder pflegen, gleichviel, welcher Fachwissenschaft sie dienen, beinahe jeder sein eigenes Verhältnis zur religiösen Frage zu haben, oft genug so, daß sie niemand davon unterrichten. Hier ist also im eigentlichsten Sinne des Wortes „die Religion Privatsache". Das bedeutet bei vielen keineswegs, daß sie ihnen gleichgültig ist, sondern daß sie ein wirkliches inneres Heiligtum des Individuums ist. Und darin erblicken wir eine notwendige Entwickelung der deutschen Religion überhaupt. Indem unsere Nation am Beginn ihrer Kulturarbeit die heimische Religion aufgab, sie aufopfernd einer nur geahnten höheren Wahrheit, übernahm sie in ihren eigenen Augen die Verpflichtung, diese Religion nach allen Seiten hin als Wahrheit zu befinden. Das hat sie getan. Ein erster Aufstand des deutschen Geistes um der Wahrheit in der Religion willen war die Reformation. Ein zweiter Aufstand ist die im 18. Jahrhundert beginnende, im neunzehnten vollendete Emanzipation der Wissenschaft von jeder kirchlichen Bevormundung. Denn im Hintergrunde dieser Forderung steht der Glaube, daß dabei Religion und Christentum nur gewinnen können. Und was hier als Ideal des Christentums vorschwebte, das war im Grunde doch jenes Bild gottinniger Menschlichkeit, angeschaut in der Persönlichkeit Jesu Christi, wie es sich den deutschen führenden Geistern am Ende des 18. Jahrhunderts gezeigt hatte.

So könnte man als charakteristisch auf diese gesamte vielgestaltige, individualistische Religiosität das Wort Schillers, das so oft mißbraucht worden ist, anwenden:

> Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
> Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Das will doch besagen, daß höher als jede unserer Vorstellungen von Gott das Göttliche selber ist. Und man kann es ergänzen durch Goethes selten im vollständigen ursprünglichen Gedankenzusammenhange zitiertes Wort von dem „edlen, hilfreichen und guten Menschen":

> Heil den unbekannten
> Höhern Wesen, die wir ahnen!
> Ihnen gleiche der Mensch,
> Sein Beispiel lehr' uns jene glauben.

Also: allein die wirkliche menschliche Guttat führt zum Glauben an den unsichtbaren Gott.

Dieser Humanismus kann auch nicht die letzte Form unserer religiösen Entwickelung sein. Wir sind Zeugen einer sich vorbereitenden neuen Renaissance christlicher Ideale in kräftigerer, konkreterer, nur mehr nationaler Gestalt; und die Künste, vor allem Musik, Malerei und Bühnenkunst, scheinen davon durchdrungen. Jenes unbewußte Christentum, das sich fürchtet zu scheinen, als ob es ganz ausspräche, was doch nicht ausgesprochen werden kann, jener zarte Glaube, daß das Überschwenglichste, was wir ahnen können, doch Wahrheit ist, sind das

Kapital, von dem unsere gesamte deutsche Kunst und Musik zehrt. In so manchen der ergreifendsten Töne von Richard Wagner und noch zuletzt in den Werken von Johannes Brahms hat dieser Glaube reichen Ausdruck gefunden.

Was als die schwerste geschichtliche Fügung erscheint, die unserem Volke beschieden ist, zwei Formen christlicher Religion, beide mit gleicher Innigkeit, mit gleichem Aufwand von Geist und Gewissen, in sich zu tragen und auszubilden, das hat sich bis jetzt als ein Mittel erwiesen, um unsere Nation tiefer als jede andere hineinzuführen in das eigentliche Wesen aller Religion: Ehrfurcht vor einer höheren Ordnung des Daseins und aufopfernden tätigen Dienst im Gehorsam gegen diese Ordnung. Keinem anderen Volk ist darum die Unterscheidung zwischen Kirche als äußerer und Religion als Herzensangelegenheit, zwischen Theologie und Kirchenpolitik als äußerer und Christentum als Herzensangelegenheit mehr zum Bewußtsein gekommen als dem deutschen, und darauf gründet sich darum allein die Hoffnung, daß wir nach verbitternden konfessionellen Kämpfen immer wieder zu einem leidlichen Gleichgewichts- und Friedenszustand gelangen werden.

Da sich in unserem Nationalgebiete die Elemente verschiedener Konfessionen immer mehr vermischen, und da der Deutsche geneigt ist, der von ihm erkannten Wahrheit die Nation hintanzusetzen, darum auch zuerst nach seinem Glauben fragt und dann nach seinem Volke, so beruht auf dem Vorhandensein einer starken, wenn auch verborgenen Macht konfessionsloser Religiosität eine der Bürgschaften unserer Zukunft. Sie existiert nicht in Gestalt eines formulierten Glaubensbekenntnisses: alle Versuche, ganz individuell denkende freie Geister zu einer noch so freien Religionsgesellschaft zu vereinigen, sind regelmäßig gescheitert. Sie existiert nur als eine stillschweigende, gleichlautende Überzeugung vieler Einzelnen in allen verschiedenen Konfessionen vom Walten Gottes in der Geschichte, vom Gottesbewußtsein der Menschen als einer Bürgschaft der Nähe Gottes. Sie gebietet überall dem religiösen Urteil Schweigen, solange die Wissenschaft am Werke ist, die Wahrheit zu erforschen, weil sie der Überzeugung lebt, daß schließlich ehrliche Forschung doch bei keinem Ziele anlangen wird, wo sie den Bedürfnissen des Gemütes ins Angesicht schlagen würde. Darum nimmt sie aber auch jede ausgeprägte Religionsform nur für ein Symbol des hier auf Erden für uns Unerforschlichen. So stellt sich ihr allerdings das Göttliche nicht in fertigen Begriffen dar, über Persönlichkeit oder Nichtpersönlichkeit Gottes entscheidet sie nicht, die geschichtliche Erscheinung Jesu Christi wird entweder der Reihe menschlicher Größen eingegliedert oder über sie erhoben, die Institution der Kirche wird mit Gunst oder Ungunst behandelt. Auch pflegt bei uns, wer kein Theologe ist, selten ein Glaubensbekenntnis abzulegen, nicht weil er nichts glaubte, sondern weil es ihm scheint, als entziehe sich der zarte seelische Inhalt des innersten Hoffens und Ahnens jeder lehrhaften Fassung. Anderseits sehen wir dieselben Leute auf formulierte Bekenntnisse den größten Wert legen, die sich doch die freieste Umdeutung derselben gefallen lassen.

Für wen die Religion nur in der Annahme feststehender Glaubenssätze besteht, dem könnte die Mannigfaltigkeit nur religiöser, nicht eigentlich christlicher Stimmungen, die in unserem geistigen Leben zum Ausdruck kommen, bange machen; darum pflegen auch weder Franzosen noch Engländer unsere Religiosität zu verstehen. Wer dagegen in der Religion selbst das tiefste Suchen der Menschheit nach dem Grund und Ziel ihres intellektuellen und moralischen Daseins sieht, der kann sich über diese Mannigfaltigkeit nicht wundern. Aber dicht neben diesem Suchen liegt das Finden. Vielleicht hat keiner unter den betrachtenden Dichtern des 19. Jahrhunderts dem Verlangen nach Ruhe in Gott bei aller Rastlosigkeit des äußeren Ringens und

Strebens nächst Goethe tieferen Ausdruck gegeben als Rückert in seiner „Weisheit des Brahmanen". Und derselbe Dichter, der hier glückselig ist, aufzugehen im göttlichen All als ein „indischer Brahmane", hat das biblische Christusbild der Kirche in Verse gebracht und damit ein für allemal seinen positiven Christenglauben ausgesprochen. So sind die meisten religiösen Selbstdenker Deutschlands, eben weil sie das sind, schwer einer „Richtung" zuzuschreiben. Dagegen hat jede Schicksalswendung und nationale Gefahr unseres Vaterlandes im letzten Jahrhundert gezeigt, welch reicher Schatz von Religion im Herzen der Nation verborgen liegt. Daß auch die sozialdemokratische Agitation darauf sorgsam Rücksicht zu nehmen gelernt hat, ist lehrreich, wenn auch nicht beweisend. Sie muß vor allem mit den Kirchen rechnen, ehe sie hoffen darf, sie zu stürzen.

Aus tiefer Ahnung eines Neuen, das sich nach dem Verlauf unserer ganzen Geschichte vielleicht bilden will, hat Lagarde, der einsame Gelehrte, 1873 in seinen „Deutschen Schriften" geschrieben: „Unsere Aufgabe ist nicht, eine nationale Religion zu schaffen — Religionen werden nie geschaffen, sondern stets offenbart —, wohl aber alles zu tun, was geeignet scheint, einer nationalen Religion den Weg zu bereiten und die Nation für die Aufnahme dieser Religion empfänglich zu machen, die, wesentlich unprotestantisch, nicht eine ausgebesserte alte sein kann, wenn Deutschland ein neues Land sein soll, die, wesentlich unkatholisch, nur für Deutschland da sein kann, wenn sie die Seele Deutschlands zu sein beginnt, die, wesentlich nicht liberal, nicht sich nach dem Zeitgeist, sondern den Zeitgeist nach sich bilden wird, wenn sie ist, was zu sein sie die Aufgabe hat, Heimatsluft in der Fremde, Gewähr ewigen Lebens in der Zeit, unzerstörbare Gemeinschaft der Kinder Gottes mitten im Hasse und der Eitelkeit, ein Leben auf Du und Du mit dem allmächtigen Schöpfer und Erlöser, Königsherrlichkeit und Herrschermacht gegenüber allem, was göttlichen Geschlechtes ist."

Und Karl Müllenhoff, der tiefe Ergründer unserer Volksart, hat in seiner „Deutschen Altertumskunde" den Umriß der „deutschen Religion" unter anderem in folgenden Sätzen gegeben: „Auf dem Glauben, daß es zwischen der den Menschen unsichtbar innewohnenden Kraft und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden eine innere geheime Übereinstimmung gebe, da alle Wahrheit nur ein Abglanz der ewigen ursprünglichen sein kann (Wilhelm von Humboldt), beruht alle Wissenschaft und Forschung, alles ideale Streben und sittliche Handeln. In diesem Glauben haben auch Goethe und Schiller gelebt und gewirkt, und in ihm wurzelt ihr Ideal. Bei den Griechen aber gerade der schönsten Zeit blieb noch ein Zwiespalt zwischen dem Göttlichen und Menschlichen. Im Christentum ist er ausgeglichen, aber das Bewußtsein, daß es auch über die Formen der Kirchen und Konfessionen hinaus noch eine Wahrheit, eine Gemeinschaft des Menschen mit Gott, eine Einheit des Endlichen und Unendlichen gebe, ist erst in der modernen Welt durch die Ausbreitung der wissenschaftlichen Forschung lebendig geworden und hat in dem Humanismus nur seinen Ausdruck und die Gestalt einer sittlich-religiösen Lebensüberzeugung gewonnen, die aber, weit entfernt, eine neue Schranke aufzurichten, vielmehr über die Schranken des religiösen Bekenntnisses hinweghebt. Unbeengt von irgend welchen Formeln und Dogmen steht doch der Humanismus auf dem Boden des Christentums. Er ist nur eine Frucht der gesamten Kulturentwickelung der christlichen Welt und ist mit dem Christentum einig in der höchsten und letzten Forderung. Denn das Ideal ist dasselbe, wenn dies von uns verlangt, den Willen Gottes zu erfüllen aus Liebe zu Gott und vollkommen zu sein, gleichwie der Vater im Himmel vollkommen ist, wenn es alle zu einem königlichen Priestertum beruft und uns die Freiheit der Kinder Gottes im Geist und in der Wahrheit verkündet. Auch Schiller

erkannte im Christentum die Anlage zum Höchsten und Edelsten, die einzige ästhetische Religion, die Religion der schönen Sittlichkeit, welche die Äußerlichkeit des Gesetzes aufhebt. Der Humanismus ist nur ein Schritt weiter auf der Bahn des Protestantismus, der die Autorität der römischen Kirche verwarf, zu den reinen ursprünglichen Formen des Christentums zurückstrebte und die freie Forschung schuf; er glaubt, daß ihm auf seiner Bahn auch die bestehenden Kirchen folgen müssen, wenn anders das Christentum zur Religion der Menschheit bestimmt ist: man lerne nur die Form wie in der Poesie und Kunst als Form betrachten. Erst im Humanismus ist das furchtbare Problem, das unserer Nation mit der Verpflanzung der lateinischen Kirche auf ihren Boden gestellt ward, völlig gelöst und mit der Idee der Menschheit ihr endlich die Freiheit wieder geschenkt, nach ihrem eignen inneren Gesetze zu leben."

V. Das Gemeinsame der deutschen Religion.

Schließlich fassen wir die gemeinsamen Züge der deutschen Religion, wie sie seither sich ergaben, zusammen, der Religion, nicht wie sie dieser oder jener wünschte, wie Prediger sie verlangen, sondern wie sie wirklich ist mit ihren im Volkscharakter gegründeten Grenzen, über die einzelne hinausgehen mögen. Die deutsche Religion war niemals bloß Lehre und System, Logik und Ordnung wie die römische und teilweise die romanische, sondern stets auch Überzeugung und Leben. Auch das deutsche Christentum unterscheidet sich von anderen nationalen Formen des Christentums, der französischen, italienischen, englischen und so fort. Alles Christentum besteht im Gottesglauben, im Glauben an das Dasein einer höheren Welt und an eine menschliche Offenbarung der Gottheit. Dem romanischen Geist entsprach nun die streng logische Gottesidee von der alles bewirkenden Ursache; sie spiegelt sich auf Erden wider in einer hierarchischen Ordnung, die sich in der oberen Welt sozusagen nur in potenzierter Gestalt wiederholt. Ordnung ist dem Romanen das Wesen der Gottheit; und dazu gehört ein Christusideal, das in der Selbstvernichtung bis zum äußersten geht, um dann wieder, emportauchend aus den Tiefen des Leides und der Armut, zur höchsten Majestät zu schweben. Dem englischen Geist dagegen entspricht eine gewisse Reserve gegenüber der unnahbaren Gottheit, die sich auf ein wohlabgewogenes Maß von Mitteilungen an die Menschheit beschränkt, und ein Christus, der über seiner Pflicht als Menschensohn seine Rechte als Gottessohn nicht vergißt. Das Wesen der Gottheit ist dem Engländer Recht und Freiheit.

Die deutsche Gottesidee ist die einer lebendigen Güte, die als wirksame machtvolle Ordnung der Welt zu Grunde liegt. Ihr Wesen ist Persönlichkeit im Sinne individueller Lebendigkeit. So ist auch das Verhältnis zu ihr ganz persönlich. Das Individuum geht hier nicht auf in das Ganze. Mag er noch so gemeinnützig denken, Gott gegenüber fühlt sich der Deutsche als Individuum. Und Gott verlangt von ihm vor allen Dingen einen Charakter, einen ganzen Menschen, weniger ein Werk, ein Opfer, eine Leistung. Der Deutsche trachtet mehr nach persönlicher Vollkommenheit als nach dem Reiche Gottes. Demnach ist dem deutschen Katholiken die Kirche weniger ein Tempel, ein mächtiger Dom, als vielmehr eine traute Heimatflur, ein Familienheiligtum. So wie Albrecht Dürer ihn gemalt hat, denkt er sich den Himmel mit den Seligen aus allerlei Volk, auch gespornten Rittern und Bauern mit dem Dreschflegel, nicht, wie er in den päpstlichen Gemächern gemalt ist, als feierliches Konzil. Die deutschen Heiligen sind keine strengen Büßer und grübelnden Philosophen, sondern tapfere Ritter, biedere, gutmütige Riesen, hilfreiche Frauen, oft genug scherzhafte nnd fröhliche Mönche. Jesus Christus ist nicht der

thronende Himmelskönig des byzantinischen Dogmas, sondern ein tätiger und leidsamer Heiland, auf dessen Person man sich mehr verläßt als auf sein Werk und Opfer. Die scholastische Unterscheidung von Person und Werk Christi hat der unverbildete deutsche Verstand niemals begriffen.

Ebenso eigentümlich ist das deutsche Christentum im Protestantismus bestimmt. Das Gefühl völliger Abhängigkeit von Gott hat nichts Mechanisches, die vollkommene Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit ist nicht wie bei Augustinus metaphysisch gedacht, sie beruht nicht auf einem unvordenklichen Verhängnis, sondern, wie Kant es ausdrückt, sie wird aufgefaßt als eine persönliche Schuld. Trotz des Glaubens an teuflische Mächte, die den Menschen umdrängen, bleibt das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit, das Gegenteil aller eigentlichen Prädestination. Die Bibel, die nun die einzige Quelle der Religion geworden, wird zum Bilderbuch religiöser Charaktere, verknüpft mit Trost- und Lehrsprüchen, zu einem Schatzkästlein guten Rates, nicht zu einem Lehrbuch überirdischer Geheimnisse. Wo sie das in mystischen und separatistischen Kreisen geworden ist, hat es an der baldigen Reaktion eines gesunden Natursinnes nicht gefehlt. Demgemäß ist dem Protestantismus die Kirche, d. h. die Lehr- und Kultusgemeinschaft, in der er seines Heiles sicher ist, eigentlich eine große Schulstube, in der Gott der Herr und der Herr Christus katechisieren, wie dies Hans Sachs so unnachahmlich geschildert hat, aber der Blick geht zum Fenster der Schule hinaus in eine lustige grüne Welt, die wie Gottes Hausgarten daliegt, in dem für alle Bedürfnisse freundlich vorgesorgt ist, und die den Himmelsgarten vorbildet. In dieser Welt stehen sich die Konfessionen eigentlich doch wie zwei Schulhäuser als eifrige Wettstreiter, aber nicht als Feinde gegenüber.

Darum hat sich die praktische deutsche Frömmigkeit immer wieder auf gewissen Linien vereinigt. Mystische Schriften und Erbauungsbücher, wie Thomas a Kempis, sind beiden Konfessionen gemeinsam. Annette von Droste-Hülshoff zählt mindestens ebensoviel Verehrer ihrer religiösen Dichtungen unter Protestanten wie unter Katholiken; erst in unseren Tagen beginnt auch hierin die Trennung. Der Grund ist das gemeinschaftliche religiöse Gemütsbedürfnis: man erstrebt ehrliche Überzeugung von der Lehrwahrheit, pünktliche Pflichterfüllung, keine Kasteiung, keine Ekstase, dagegen gutes Gewissen, Seelenfrieden, Menschenfreundlichkeit, Gelassenheit und guten Humor. Nur eine religiös-moralische Richtung, die ja ihre ursprüngliche Heimat nicht im Christentum, sondern in der pantheistischen Religion des Heidentums hat, ist niemals tief eingedrungen in das deutsche Wesen: die Askese. Im deutschen Katholizismus hat sie nie geblüht; der Schopenhauersche Pessimismus hat fruchtlos für sie geworben. Sie bleibt uns ebenso fremd wie die gewaltsame Uniformierung der Religion in der Inquisition. Denn die Religion der Deutschen ist nun einmal weltfreudig und stets individuell, der Schöpfung freundlich; sie sieht an der Natur, deren Furchtbarkeit ihr nicht unbekannt ist, doch vorwiegend, anders als die skandinavische Religion, die freundliche Seite. Selbst der Tod hat seine Schrecken verloren; er naht dem Alten, Schwachen, Müden als erlösender Freund. (Siehe die beigeheftete Tafel „Der Tod als Freund." Von Alfred Rethel.) Im Gegensatz dazu, wie der große Schotte Carlyle unter seinem Nebelhimmel die Religion der Teutonen sich dachte, ist die deutsche Religion trotz alles Teufelspuks, der sie früher beschäftigt hat, doch optimistisch; sie glaubt an den Sieg des Guten auch hier auf Erden, nicht an den unablässigen endlosen Kampf mit den Dämonen.

Vielleicht drückt das gottesfürchtige, edelsinnige, liebreich tätige Christentum, wie es in der Aufklärungszeit übereinstimmend von protestantischen und katholischen Schriftstellern geschildert worden ist, wie es Lessing und Wieland, Goethe und Schiller als ehrwürdig vorschwebte, wie



Der Tod als Freund. Von Alfred Rethel (1848).

Nach der Wiedergabe in den „Meisterbildern für das deutsche Haus“ (Blatt 5), herausgegeben vom „Kunstwart“, Verlag von Georg D. W. Callwey in Mänchen.

es aber auch noch von Johann Michael Sailer, von Claus Harms, von Caspari und von Gerok, von Fritz Reuter, Wilhelm Heinrich Riehl, Peter Rosegger und Gustav Frenssen verkündigt worden ist, ein praktisches Ideal deutscher Frömmigkeit aus, soweit diese sich ganz in heimischen Gleisen bewegt.

Die schärfere konfessionelle Ausprägung der Religion im 19. Jahrhundert hat wieder mehr zu älteren Mustern der Frömmigkeit zurückgegriffen, dabei aber auch, entsprechend der tiefen Veränderung unseres gesamten Lebens durch die steigende technische Bewältigung der Naturkräfte, den Gedanken der Beherrschung der Welt und alles Irdischen durch sittliche Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt. Immer wieder wird gefordert, daß Gott ein Gott der einzelnen Seele sei. So steht das gegenwärtige Geschlecht der Natur zwar minder ehrfurchtsvoll und zartsinnig gegenüber, aber um so höher wird als Gottes Augapfel der einzelne Mensch geschätzt. Die moderne Anschauung von der Natur als dem sich zu immer höheren Lebensformen emporringenden Weltganzen, von der Geschichte als der schmerzenreichen, leidvollen Entwickelung unseres Geschlechts nach oben hat wohl den traulichen Hauch, der über der früheren, engeren Welt lag, weggenommen, aber um so mächtiger tritt die Ahnung auf, daß die wahre Welt jenseit der sichtbaren Dinge, nämlich im Inneren liegt. „Im Innern ist ein Universum auch" (Goethe).

Niemals ist die deutsche Frömmigkeit in dem Sinne ausschließlich national gewesen, als ob die Gottheit ein Privilegium der deutschen Nation sei. Das ist ein Hauptunterschied von romanischer Frömmigkeit. Der französischen Nationalbitte „O Marie, protège la France" steht nur scheinbar das Wort des Freiheitssängers vom „deutschen Gott" zur Seite. Das war doch nur die Übertreibung einer Notzeit. Der Deutsche hält sich nicht wie der Franzose einerseits, der Engländer anderseits für ein auch im Religiösen auserwähltes Volk. Er weiß sich nur als den guten Kameraden der modernen christlichen Völker auf Erden. Ebensowenig wiegt bei deutscher Frömmigkeit männlicher oder weiblicher Charakter vor. Frauen haben auf ihre Ausbildung wesentlich eingewirkt im ritterlichen und mystischen Mittelalter, im Pietismus und Herrnhutertum, in der Romantik; die Männer in der Bekehrungszeit, in der Reformation, im Zeitalter der Kritik. Gott gegenüber tritt der Unterschied der Geschlechter zurück, denn Gott ist weniger Gegenstand des Genusses und des Entzückens als ein Unterpfand der Pflicht, der Hüter des gemeinen Rechts. So ist der deutsche Christus auch nicht der kindliche Gott auf den Armen einer wunderschönen Frau, auch nicht ein visionär erscheinender himmlischer Bräutigam, sondern ein ernster, treuer, hilfreicher Mann, der sich zu dem neigt, „was unter ihm ist". Die deutsche Religion erstrebt Frieden mit Gott, Trost im Leiden, Kraft zum Guten, aber nicht zum außerordentlich Guten, sondern zum bürgerlich Guten. Das Heroische erscheint ihr eher als ein Dämonisches denn als ein Göttliches. Gegen die Vergewaltigung um der Religion willen bäumt sich das deutsche Gewissen auf.

Auch die eigentlich nationale Kunst strebt nicht danach, dem Göttlichen einen vollendeten Ausdruck zu geben in menschlicher Gestalt und Schönheit, sie verzichtet auf den Wettbewerb mit der klassizistischen Renaissancekunst, sie ist zufrieden damit, den Widerschein des Göttlichen im Menschlichen, in der Ergriffenheit der ganzen Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Das sittlich Tiefe ist ihr wichtiger als das sinnlich Erscheinende. Dagegen wird sie nicht müde, den Gleichklang der Menschenseele mit der Natur zu schildern, die von Gott belebt ist.

Und noch ein Heiligtum neben der Natur, darin er Gottes Nähe spürt, besitzt der Deutsche. Das ist die Kinderwelt. Es dürfte kaum einen charakteristischeren Zug in der Physiognomie des deutschen Büchermarktes geben als die Art und Weise unserer Kinderliteratur. Auch

andere Nationen haben ihre für Kinder und Jugend berechneten Bücher. Aber sie wollen damit die Kinder zu Erwachsenen erziehen. Dagegen erblicken die originellsten unserer Jugendschriftsteller im Kindesalter eine Daseinsstufe von unwiederbringlicher Reinheit und Anmut, und sie gehen darum nur darauf aus, die Kinder auch zu wirklichen Kindern zu machen. Im Weib nicht nur, auch im Kinde ahnen wir etwas vom Paradiese.

Das deutsche Christentum ist die Haus-Religion einer fleißig arbeitenden, sich bescheidenden, der persönlichen Unzerstörbarkeit aller ihrer Glieder sicheren Familie. Es ist Glaube, Ehrfurcht, Gewissen, Milde, Tatkraft, Gerechtigkeit, es ist freudiger Aufblick zu einem persönlichen Ideal religiös sittlicher Tüchtigkeit. Dafür zeugt unwillkürlich sogar der deutsche Atheismus, ob er in pessimistischer oder anarchistischer Gestalt auftritt, denn was er an der Welt vermißt, weswegen er nicht an den Gott über ihr glauben mag, das sind diese Züge. Er möchte glauben nur an den Gott, den wir glauben. Eben darum ist dieses Glaubens notwendige Ergänzung jene Hoffnung, die Goethe formuliert hat in Worten, die Carlyle als den „Marschgesang der teutonischen Nationen" bezeichnet hat, und die wir vielleicht mit mehr Recht und in noch tieferem Sinn, als Goethe es in seiner Freimaurersprache meinte, als ein „Symbolum", nämlich als das Glaubensbekenntnis allgemein deutscher religiöser Ahnung bezeichnen können:

Es rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
„Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Enzyklopädische Werke.

Meyers Grosses Konversations-Lexikon, *sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.* Mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. (Im Erscheinen.)

	M.	Pf.
Geheftet, in 320 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 20 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Gebunden, in 20 Liebhaber-Halblederbänden, Prachtausgabe . . . . je	12	—

Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen.

	M.	Pf.
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . . je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

	M.	Pf.
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—

(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)

Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.

	M.	Pf.
Gebunden, in Leinwand	3	—

Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 19 Farbendrucktafeln.

	M.	Pf.
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . . je	10	—

Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.

	M.	Pf.
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—

Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.

	M.	Pf.
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . je	15	—

Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

	M.	Pf.
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—

Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

	M.	Pf.
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . je	16	—

Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.

	M.	Pf.
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . je	16	—

Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Holzschnitt, Heliogravüre und Farbendruck.

	M.	Pf.
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

	M.	Pf.
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand . . .	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75
Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nebenkarten. Von ***P. Krause.*** Maßstab: 1:1,500,000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 1 Mk. — Auf Leinwand gespannt mit Stäben zum Aufhängen	2	25

Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1 Karte und 43 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Leinenbänden zu je 9,50 Mk., — in 1 Halblederband	18	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans F. Helmolt.*** Mit 51 Karten und 170 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 18 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden, in 9 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Urgeschichte der Kultur, von Dr. ***Heinr. Schurtz.*** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte u. 23 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung u. Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Meyers Historisch-Geographischer Kalender. Mit 12 Planetentafeln u. 354 Landschafts- u. Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen u. kunstgeschichtlichen Darstellungen u. einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. (Erscheint alljährlich im August.)	1	75

Literar- und kunstgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Geschichte der antiken Literatur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 3,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Geschichte der deutschen Literatur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 141 Abbildungen im Text, 27 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck und 34 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Geschichte der englischen Literatur, von Prof. Dr. ***Rich. Wülker.*** Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck und 11 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der italienischen Literatur, von Prof. Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. Dr. ***E. Pèrcopo.*** Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 8 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der französischen Literatur, von Prof. Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 12 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit etwa 1300 Abbildungen im Text und 130 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 3 Halblederbänden .je	17	—

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

